35. c. 6

Digitized by Google

Berlin

vor funfzehn Jahren.

Roman

von

L. Mühlbach.

Erster Theil.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Berlin, 1860.

Verlag von Otto Janke.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 JUN. 1939
OF OXFORD

Die Familienhäuſer.

Draußen in den Familienhäuſern vor dem Hamburger Thor iſt es einſam und ſtill, und nichts von dem lauten und fröhlichen, kreiſchenden und jauchzenden Leben Berlin's läßt ſich hier vernehmen. Einſam, das heißt, man ſieht weder glänzende Equipagen, noch Droſchken vor dieſen großen pallaſtartigen Gebäuden mit den unzähligen kleinen Fenſtern halten, noch auch ſieht man andere Menſchen die Schwelle überſchreiten, Andere, als die Armen, welche in dieſen Häuſern wohnen. Und wenn wir dieſe Gebäude ſtill nannten, ſo iſt es doch nur eine eigenthümliche, geräuſchvolle Stille, nicht das lautloſe Schweigen der Ruhe, ſondern die geſchäftige Stille der Arbeit. Drunten in jenen Räumen erklingen viele murmelnde Kinderſtimmen, Gebete plappernd, oder mit eintönigem Tacte dem Lehrer die einzelnen Buchſtaben des Alphabets nachſprechend, zuweilen auch ſteigert ſich dies Flüſtern und Murmeln zu lauteren Tönen, und die armen Kleinen erheben ihre dünnen zitternden Stimmchen zu der feierlichen Weiſe eines Chorals, der aber nicht

wie ein Dankgebet, ſondern wie ein Aufſchreien der flehenden Angſt, des zitternden Jammers erklingt, und Einem Thränen in die Augen drängt, Thränen über dieſe armen, frierenden, hungernden Kinder.

Droben in den obern Stockwerken aber hört man, die langen Corridore hinabſchreitend, und lauſchend an den vielen Thüren, die auf dieſelben ausmünden, ſtehen bleibend, das eintönige melancholiſche Klappern der Webeſtühle, das leiſe Hämmern des Schuſters, und wenn hie und da jammervolles Aechzen und Klagen dies arbeitſame Geräuſch unterbricht, ſo kommt dies von den Lippen irgend eines armen Kranken, der arbeitsunfähig auf einſamem Strohlager wimmert, und vielleicht herber, wie an den Schmerzen der Krankheit, an den Schmerzen des Hungers leidet. Aber es giebt auch Stunden, in denen dieſe Räume ſich beleben, in denen Jauchzen und Jubeln durch die Corridore ſchallt, und die trüben Augen der arbeitenden Frauen aufleuchten in freudigem Glanze. Das ſind die Stunden, in denen die Kinder, frei vom läſtigen Schulzwang, befreit aus der drückenden, verpeſteten Luft des großen finſtern Schulſaales, zu den Ihrigen eilen, um froh und zufrieden von ihren Müttern die kärgliche Mahlzeit, das Stückchen Brod oder die wenigen gekochten Kartoffeln zu erhalten, die ihnen als Mittagseſſen dienen ſollen. Aber die Kinder nehmen jubelnd, was die Mütter ihnen ſeufzend reichen, ſie wiſſen nichts von der Mühe und Qual, womit auch dies Wenige erworben und verdient wird, ſie wiſſen aber auch nicht, daß es noch andere Genüſſe und koſtbarere Mahlzeiten giebt, als Brod und Kartoffeln. Sie ſind zufrieden, und hüpfen ſingend und jubelnd hinunter in den Hof, gewiß, dort ihre Freunde und Kameraden, gewiß, dort Luſt und Freude zu finden. Nun belebt ſich der ſtille Hof, der inmitten dieſer drei

mächtigen Gebäude liegt, nun dröhnen die dunklen trüben Fenster wieder von dem Schreien und Jubelkreischen der Kleinen, und hie und da öffnet sich mühsam und knarrend ein Fensterflügel und es zeigt sich ein sorgenvolles, durchfurchtes Angesicht, das sich erhellt beim Anblick der kleinen fröhlichen Kinderschaar; und der lächelnde Blick dieses Beschauers ist ein Segen und Seufzer zugleich, denn er weiß wohl, daß diese Freude nicht lange dauern, und daß, mit dem Wachsen dieser jungen, schwellenden Glieder, auch die Sorgen und die Noth wachsen werden, und darum sind seine Gedanken ein seufzender Segen für die Zukunft dieser Kleinen.

Ach aber diese Kleinen, sie wissen nichts von Sorgen und Noth. Der weite, schmutzige Hofraum hat sich unter ihren magischen Blicken ihnen verwandelt, die Kinderphantasie ist lächelnd und singend darüber hingefahren, und in jauchzendem Spiele haben sie die Lumpen, die groben Gewänder von sich geworfen, um ihre kleinen schwachen Schultern mit Königsmänteln und Purpurgewändern zu bekleiden, um im glänzenden Gefolge von Soldaten und Dienern einher zu stolziren; und auf den Gesichtern dieser kleinen Lumpenkönige wechselt mühsam unterdrücktes Lachen mit künstlicher Gravität. Die Kinder der Armuth spielen mit dem, was ihnen versagt ist, sie holen mit ihren schwachen Händen den Purpurmantel und die Königskrone sich herbei, sie greifen mit ihrer mächtigen Kinderphantasie kühn hinauf in den Himmel und ziehen Mond und Sterne herunter zu sich und ihren Spielen. Aber diese Königspracht des Wahns, diese muntern Spiele, dies Jauchzen und Singen, es dauert nur kurze Zeit; mit dem Schlag der zweiten Stunde verschwinden alle diese Geister des Glückes und der Lust, und niedergebeugt, traurig, den Opium-

Freuden ihrer Phantaſieſpiele entriſſen, ſchleichen die Kinder der Armuth wieder zurück in die trübe dumpfe Schulſtube, um ſich unterweiſen zu laſſen, wie man ſich beſchäftigt, um unterrichtet zu werden in der Arbeit, die ihre ganze Zukunft, ihr ganzer Lebensinhalt ſein wird.

Zögernd, langſam wollten auch heute die Kinder ſich dieſem mahnenden Rufe fügen, als ein neues, ſeltenes Schauſpiel ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und ſie ihrer Pflichten vergeſſen ließ. Mühſam von einem magern, alten Gaul gezogen, fuhr ein elender Wagen in den Hof, bepackt mit allerlei unſcheinbarem Hausgeräth, unanſehnlichen Stühlen und Schränken. Aber Denen, die neben dieſem Wagen her gingen, ſchienen dieſe Dinge wichtig und köſtlich, denn es war ihre ganze Habe, ihr ganzes Beſitzthum, das Einzige, welches ſie mit dem glücklichen Gefühl der Zugehörigkeit betrachteten, und ſie behüteten es mit ihren Blicken, angſtvoll, es möge bei dem Rollen des Wagens irgend eins dieſer Dinge herabfallen, oder zerſchellen. Jetzt hielt der Wagen inmitten des Hofes an, und die beiden Frauen, die zur Seite deſſelben gegangen, ſchickten ſich an, mit Hülfe des Fuhrmanns, die Sachen abzuladen, und auf den Hof zu ſtellen. Mit ſchweigender Aufmerkſamkeit hatten die Kinder dieſem Schauſpiel zugeſehen, als aber jetzt hinter dem Wagen zwei Kinder zum Vorſchein kamen, wurden ſie von der verſammelten Schaar mit freudigem Jauchzen begrüßt, und Alles drängte und lief herbei, die Hände darzureichen, und den Ankömmlingen einen guten Tag zu bieten.

O, das iſt ſchön, daß Ihr kommt riefen die Einen.

Noch ein paar Spielkameraden! lachten die Andern.

Ach, Ihr ſollt ſehen, wie luſtig wir ſpielen, und wie wir tanzen und ſingen auf unſerm ſchönen, großen Hofplatz!

Nicht wahr, es iſt ſchön hier? fragten Andere, mit Stolz auf dem öden, ſchmutzigen Hofraum umherblickend. Seht, welch einen großen, ſchönen Spielplatz wir hier haben! Gewiß, ſolch einen Spielplatz kann man drinnen in der Stadt gar nicht haben!

Die kleinen Ankömmlinge blickten ſcheu und verlegen umher. Vielleicht fanden ſie dieſen ſchmutzigen Raum weniger köſtlich, als die deſſelben Gewöhnten, vielleicht war es ihnen bedrückend, fremd und unbekannt inmitten ſo Vieler zu ſein, — ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und zitternd klammerten ſie ſich feſter an einander, als wollten ſie ſich gegenſeitig ſchützen gegen die zudringliche Freundlichkeit der Kinder.

Es waren ein paar kleine Mädchen, blondgelockt, mit himmelblauen Augen, lieblich anzuſchauen, ärmlich, aber reinlich gekleidet.

Und wie heißt Du? fragten die Kinder das größte der Mädchen.

Marie! ſagte ſie ſchüchtern.

Und wie alt biſt Du?

Sechs Jahre!

Und Du? fragten ſie die kleinere.

Sophie, ſagte das Kind mit holder, flötender Stimme, und vorgeſtern ſind wir beide ſechs Jahre geworden!

So kommt Marie und Sophie, wir wollen ſpielen! Ja das wollen wir! Ihr ſollt König und Königin ſein, und wir wollen Euren Hofſtaat vorſtellen! Da, ſetzt Euch Beide dort auf jenen Stein, das iſt Euer Thron, und wir wollen zu Zwei und Zwei an Euch vorbeiziehen, und dann ſprecht Ihr ein paar Worte mit uns, und nickt mit dem Kopf, und wir ſagen Euch dann unſern Namen!

Ja, ja, das wollen wir ſpielen! jubelten Alle, und ſchon ordnete ſich der Zug, als Alle, wie von einem

electrischen Schlage getroffen, stille standen, und verstummten. Ein Fenster hatte sich geöffnet und in demselben erschien das zorngeröthete Antlitz des Schulmeisters, der mit Scheltworten die Kinder an ihre versäumte Pflicht erinnerte, und ihnen befahl, sofort im Schulsaale zu erscheinen.

Zur Schule! wir müssen zur Schule! murmelten die Kinder, und senkten betrübt die Köpfe. So kommt mit, flüsterten Andere, die beiden kleinen Mädchen mit sich fortziehend, und bald war der Hof leer von den Kindern.

Das ist gut! sagte die ältere der Frauen, die immer noch mit dem Abräumen des Wagens beschäftigt waren. Es ist gut, daß die Kinder fort sind, nun haben wir mehr Platz, unsere Sachen abzuladen.

Auf's Neue machten sie mit geschäftigen Händen sich darüber her, und bald war das Werk vollendet, und der Wagen leer. In diesem Augenblick erschien in einer der Hausthüren ein ältlicher, gebückter Mann, mit scharfen prüfenden Blicken die beiden Frauen, und mehr als diese, ihre Habe betrachtend. Dann rief er mit barschem Ton: was bringt Ihr denn da?

Die Frau wandte sich zu ihm und sagte ruhig: Unsere Sachen, Herr Inspector! Wir sind die neuen Miethsleute!

Welche Nummer?

Nummer 40, Stube und Kammer!

Gut! Aber ehe Ihr Eure Sachen hineintragen dürft, müßt Ihr erst den Miethszins für die nächste Woche bezahlen. So hat es der Herr Baron, der diese sogenannten Familienhäuser zum Besten der Armen erbauen ließ, angeordnet und befohlen. Und das ist ganz natürlich und sachgemäß! Denn hat der Herr Baron sein schönes Geld zu diesem Bau ver-

wandt, so muß er es auch aus demselben gut verzinst zurück erhalten können, und muß sicher sein, keinen Schaden zu erleiden für all' seine Barmherzigkeit und Milde!

Und das nennen Sie barmherzig, sagte die Frau mit einem bittern Lächeln, das nennen Sie milde, wenn ein reicher Mann, ein adlicher Herr auf die Armuth speculirt, und ihr Häuser baut, nicht um der Armuth behülflich zu sein und ihr eine Zufluchtsstätte zu bereiten, sondern um Vortheil zu ziehen aus der Armuth. Das nennt Ihr barmherzig, wenn der Arme, noch bevor er unter dies Dach getreten, sein kümmerlich erworbenes Geld hingeben muß für Etwas, das er noch nicht genossen, für ein Zimmer, das er noch nicht betreten!

Und warum kommt Ihr hierher, fragte der Inspector barsch, warum kommt Ihr, wenn Euch diese Bedingungen nicht gefallen?

Warum? wiederholte die Frau seufzend. Sie wissen es wohl! Ich komme, wie Alle, die vor mir hieher gekommen! Die Noth zwingt uns, und auf diese Noth habt Ihr ja auch speculirt. Kein anderer Hauswirth erlaubt es, daß man Wochenweise seinen Miethszins bezahlt, und doch wird es uns armen Leuten leichter, wöchentlich einige Groschen, als vierteljährlich mehrere Thaler zu bezahlen. Das haben Sie eingesehen, und deshalb haben Sie diese Einrichtung getroffen, denn nun strömen die Armen Ihnen zu und wollen wohnen in diesen Häusern.

Ihr erkennt also doch an, daß diese Einrichtung eine Wohlthat ist? fragte der Inspector.

Ja, ich erkenne es an, sagte die Frau und hier ist der Miethszins für die nächste Woche! Nehmt!

Sie reichte dem Inspector einige Geldstücke hin, die dieser annahm, und dann minder strenge sagte:

Und jetzt, gute Frau, dürft Ihr Eure Sachen immerhin nach Nr. 40 hinauf ſchaffen. Es ſteht Eurem Einzug nichts mehr im Wege! Aber vergeßt nicht, daß der Wochenzins regelmäßig voraus bezahlt werden muß, wenn Ihr nicht wollt, daß man Euch aus dem Hauſe verweiſt! Dies ſind unſere Hausgeſetze, und ich muß ſtreng darauf halten, daß ſie erfüllt werden!

Ich werde es nicht vergeſſen! ſagte die Frau, und winkte dann ihrer Begleiterin, um mit ihrer Hülfe die Sachen nach dem bezeichneten Zimmer, Nr. 40, hinauf zu tragen.

Dies war bald geſchehen, und unter den waltenden Händen der beiden Frauen hatte das niedrige, düſtere, kleine Zimmer bald ein wohnliches Anſehen bekommen. So lange die Frauen beſchäftigt waren, hatten ſie ſtumm, ohne ein Wort, ein Anblicken, dieſen Pflichten obgelegen. Jetzt aber, als Alles vollendet, Alles ſeinen beſtimmten Platz erhalten, blickten die Beiden ſich an, und ein mattes Lächeln umſpielte ihre Lippen. Plötzlich, wie überwältigt von ihrer eigenen Wehmuth, breitete die ältere der Frauen ihre Arme aus und rief mit herzzerreißendem Wehetон: Luiſe!

Das junge Mädchen warf ſich laut ſchluchzend in die geöffneten Arme der Andern, und Beide, ſich feſt umſchlungen haltend, weinten laut.

Dann aber richtete die ältere Frau ſich aus den Armen ihrer Tochter empor und ſofort verſiegten ihre Thränen, und ihre Mienen nahmen ſchnell wieder ihren entſchloſſenen, energiſchen Ausdruck an.

Und jetzt keine Thränen mehr, Luiſe, ſagte ſie feſt. Niemand ſoll von heute ab mich wieder weinen ſehen. Iſt das Unglück über uns hereingebrochen mit ſo dämoniſcher Gewalt, ſo ſoll es uns mindeſtens gefaßt finden, und mit ungebeugtem Rücken.

O mein Gott, ſeufzte Louiſe, mühſam noch ihr Schluchzen unterdrückend. Wie entſetzlich iſt es, Dich ſo leiden, ſo entbehren zu ſehen. Dich, einſt ſo umgeben von Glanz und Luxus, und jetzt —

Laß dieſes Einſt! unterbrach ſie ihre Mutter. Mit dem, was vergangen iſt, müſſen wir für immer abgeſchloſſen haben, und es weder beklagen, noch auch es zurück wünſchen. Von heute an ſind wir in neue Verhältniſſe getreten; der Kampf gegen das Elend und die Noth, den wir ein Jahr lang muthig und unverdroſſen gekämpft, dieſer Kampf muß von heute an aufhören. Von dieſer Stunde ab überlaſſen wir uns der Armuth, und ſuchen nicht mehr verſchämt unſere Noth zu verbergen, ſondern tragen ſie frei zur Schau, als die paſſendſte Tracht unſeres Gewerbes, und dies Gewerbe es iſt: Hunger und Armſeligkeit.

Aber war es nöthig, daß es bis zu dieſem Aeußerſten kam, ſeufzte Louiſe kaum hörbar. Wäre es nicht beſſer geweſen, weniger —

Halsſtarrig zu ſein, fiel ihre Mutter ein. Ich weiß, daß man mich ſo nennt. Aber meine Halsſtarrigkeit iſt wohl begründet, und keine Macht der Welt ſoll mich zu anderer Geſinnung bekehren. Ich mag und will nicht von Almoſen leben, und vor der Heuchelei und Falſchheit werde ich niemals mich beugen. Ich verachte die Welt, und verachte die Menſchen, ſie ſind falſch und trügeriſch, und auf ihrer Lippe iſt nichts als Heuchelei und Lüge. O dieſe Menſchen, ſie haben uns, die unſchuldig Leidenden, mit höhniſchen Worten und mitleidslos von ſich geſtoßen, und Du willſt, daß wir vor ihnen bettelnd auf den Knieen liegen? Nein, nein! Sie ſollen vor uns zittern, zu uns ſollen ſie flehen, denn wir werden gegen ſie kämpfen, ihre Heuchelei an das Licht

bringen, und ihren Stolz demüthigen! Siehst Du, mein Kind, das sind meine Plane für die Zukunft, und indem ich mich heute der Armuth übergebe, beginne ich einen erbitterten Kampf gegen den Reichthum und die begünstigten Stände. Darum, überlege es Dir noch einmal, ob Du entschlossen bist, bei mir zu bleiben. Ich wiederhole Dir, ich halte Dich nicht, Du bist frei und kannst gehen, wohin Du willst. Ja, ich werde Dich selbst nicht tadeln, wenn Du der Einladung Deiner Tante folgst, und in ihr Haus trittst, als Magd, als Kammerzofe, was weiß ich, wozu sie Dich in ihrer Großmuth verwenden wird!

Niemals, rief Louise mit entschlossenem Ton, niemals werde ich das thun. O meine theure Mutter, es ist ja nur um Dich, daß ich klage! Willst Du mit Deinem stolzen edlen Sinne Dich diesem harten Schicksal unterwerfen, nun gut, so sei es! Du hast Recht, es ist schöner, arm zu sein und frei, als Wohlthaten anzunehmen, die nicht die Liebe, sondern der Stolz uns darbietet. Nun sollst Du mich auch nie wieder klagen hören! Von Dir will ich lernen, die Armuth mit Stolz zu ertragen, und das unverschuldete Unglück nicht verschämt zu verbergen, sondern es offenkundig alle Welt sehen zu lassen.

Louise, meine Louise, rief ihre Mutter in Thränen ausbrechend, komm an mein Herz, Du bist in Wahrheit das Kind meines Herzens!

Sie umarmten sich, weinend und lächelnd zugleich, und dann sagte die Mutter fast heiter: und nun wollen wir sofort den Kampf beginnen! Laß uns sogleich hier an der Thüre unser Namensschild befestigen, damit Jedermann lesen kann, wer hier wohnt.

Sie nahm aus einem Korbe eine glänzende Mes-

singplatte, Hammer und Nägel, und sagte: das ist der letzte Schimmer unseres frühern Glanzes, den wir uns trotz unserer Armuth erhalten können.

Dann befestigten sie auf der äußern, nach dem Corridore führenden Seite der Thür, das Schild, und Louise sagte, es betrachtend, fast mit Lachen: wie das drollig aussieht, inmitten dieses düstern, ärmlichen Ganges. Die Messingplatte glänzt wie eine Goldmine in einem düstern Schacht, und dann diese pomphafte Inschrift: Frau von Hermfeld, geborne Freifrau von Elsleben!

Nicht wahr, es klingt komisch, aber ich wette, meine Frau Schwägerin, die Freifrau von Elsleben, wird es minder komisch finden.

Das ist recht, das gefällt mir, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihnen, und als sie sich umwandten, gewahrten sie ein altes Weib, das unter der Thür stand und mit neugierigen Blicken im Zimmer umherschaute.

Aber das ist ja eine Einrichtung, wie für eine Fürstin, fuhr sie fort, desgleichen hat unser Palais noch niemals erblickt. Potz tausend, einen Sopha sogar, der kein Loch hat, und drei Stühle mit Rohrgeflecht! Das ist brillant!

Erschreckt und ungewiß, ob das Weib im Ernst oder Spott so gesprochen, standen Louise und ihre Mutter schweigend da und betrachteten die Alte, die noch immer unter der Thüre stand und im Zimmer umhersah. — Sie mochte funfzig Jahre zählen, und ihr braunes Antlitz zeigte von mannigfachen Sorgen und Stürmen, welche diese tiefen Runzeln und Furchen durch dasselbe gezogen. Nur ihre kleinen blitzenden Augen hatten sich noch ein jugendliches Leben bewahrt, und um ihre schmalen, gekniffenen Lippen schwebte ein gewinnendes, gutmüthiges Lächeln. Ihre Klei-

dung zeigte von der höchſten Dürftigkeit, und kaum noch konnte man die Grundfarbe und den Grundſtoff dieſes Rockes erkennen, der mit Lappen jeglicher Art und Größe an ſeinen vielen ſchadhaften Stellen geflickt war und faſt wie eine Harlekinsjacke anzuſehen war, ſo bunt und komiſch. Eine graue leinene Schürze bedeckte den Vordertheil des Kleides, ein verſchoſſenes, wollenes Tuch die Schultern, nnd ein ähnliches hatte ſie, als eine Art Turban oder Haube, ſich um den Kopf geſchlungen, und mit demſelben ihr graues Haar bedeckt, das hier und da in ganz kleinen, grauen Locken unter dem Tuche hervorſah. Auf dem Rücken trug ſie einen Korb, der mit ledernen Riemen an den Schultern befeſtigt war und aus dem eine kleine eiſerne Hacke hervorragte.

An dieſer letztern erkannte Frau von Hermfeld ſchnell eine jener Weiber, die ein Gewerbe daraus machen von Straße zu Straße in den Höfen umherzugehen, und in den Goſſen wie auf dem Müllhaufen umherzuſcharren, um vielleicht unter dem dort aufgeſtapelten Abhub, oder in der Goſſe irgend Etwas zu finden, das ihnen nützlich oder genießbar erſcheint. Zuweilen iſt ihre Ausbeute nicht unbedeutend, und ſie entdecken in den Rinnſteinen einen ſilbernen Löffel, den die Magd mit dem Spülwaſſer verſchüttet hat, oder ein Stück Wäſche, das in gleicher Weiſe vergeudet worden, während der Müllhaufen ihnen manches im Sande verborgene Stück Brod, manche genießbare Kartoffel liefert, die, als die beſte Beute, ſorgfältig von Schmutz und Staub gereinigt und mit einem Wohlbehagen verzehrt werden, wie kaum ein Fürſt an reichbeſetzter Tafel es empfinden mag.

Gute Frau, ſagte Frau von Hermfeld milde, Sie vergeſſen, daß Sie hier nicht auf einem Hofe, ſondern in einem fremden Zimmer ſind, und ich glaube leider,

daß Sie hier bei mir wenig Begehrenswerthes finden werden.

Das alte Weib warf einen ſchnellen, durchdringenden Blick auf die Sprechende und ſagte dann ernſter: Sie ſind ſehr ſtolz, Madame, einer alten Frau ſo ohne Weiteres die Thür zu weiſen. Ja, ja, ich habe ſchon da an Ihrem glänzenden Schilde geleſen, daß Sie eine vornehme Dame ſind. Aber, die Armuth gleicht Alles aus, und hier in den Familienhäuſern iſt eine Frau von Hermfeld nicht mehr, als die alte Frau Winkler, die in den Gaſſen ſucht nach ihrem Glück. Aber die Thüre ſollen Sie mir nicht wieder zeigen brauchen und damit Adje!

Sie wandte ſich unwillig ab, als Frau von Hermfeld faſt bittend ſagte: gute Frau, verzeihen Sie mir! Ich wollte Sie nicht kränken! Aber es verletzte mich, daß Sie über meine Armuth ſpotteten!

Ich ſollte ſpotten, rief die Alte. O, ich ſehe ſchon, die vornehme Frau denkt, wir Armen ſind eben ſo ſchlecht, als die reichen Leute in der großen Welt. Nein, nein, der Arme ſpottet nicht über den Armen, und was ich ſagte, war mein Ernſt. Sie ſind vielleicht die Reichſte hier in unſern Familienhäuſern, und Keiner von uns iſt ſo glänzend eingerichtet.

Sie wohnen alſo auch hier? fragte die Baronin.

Ja wohl, ſagte die Alte, ich bin Stammgaſt hier, und es giebt Keinen hier in unſerm goldenen Reich, der nicht die alte Frau Winkler kennt. Nun, ich darf ſagen, daß auch Keiner mir gram iſt, und mich von ſeiner Thüre weiſen wird. Wir ſind Alle recht gute Freunde hier im Familienhauſe, denn die Armuth und Noth macht bald befreundet, und der Hunger bringt ſchnell zwei fremde Menſchen auf Du und Du!

Ich denke, wir werden auch gute Freunde ſein, ſagte die Baronin gütig.

Denken Sie das? fragte die Alte. Nun, dann ſind wir's ſchon! Sie haben ein Geſicht, dem man gut ſein muß, und ich glaube, ich würde Sie recht ſehr lieben können, wenn Sie nur nicht das blanke Schild da draußen aufgehängt hätten, um aller Welt zu ſagen, daß Sie vornehm ſind, und etwas Beſſeres, wie wir!

O, rief die Baronin ſchnell, nicht um damit zu prunken, hing ich es auf, ſondern um zu zeigen, daß ich mich nicht ſcheue, Jedermann meinen Namen wiſſen zu laſſen, und kein Geheimniß daraus zu machen, daß ich hier in den Familienhäuſern wohne!

Das iſt brav, ſagte die Alte herzlich. Geben Sie mir die Hand, von heute ab ſind wir Freunde, und Sie können auf mich rechnen!

Sie reichte der Baronin die Hand hin und fuhr fort: haben Sie nur keine Furcht, meine Hand zu nehmen, ſie iſt zwar hart und runzlig, aber rein, und Keiner wird ſagen können, daß die Frau Winkler jemals einen Schmutzfleck an ihren herrlichen Kleidern gehabt habe. Man kann im Schmutz umherwühlen müſſen und ſich doch rein davon erhalten, am Leibe ſowohl, als an der Seele!

O ich ſcheue mich auch nicht, Ihre Hand zu nehmen, ſagte die Baronin, die Hand der alten Frau herzlich drückend. Wir werden gewiß recht gute Freunde werden, wenn Sie nur mit uns ein wenig Geduld und Nachſicht üben wollen. Alles, was uns umgiebt, iſt uns ſo neu und ungewohnt, und oft wird man denken, wir ſeien hochmüthig und ſtolz, während ich doch von Grund meines Herzens die Vornehmen verachte und den Reichthum verabſcheue, der ſie ſo kalt und herzlos macht! —

O nein, nein, es giebt auch unter den Vornehmen gute Leute, ſagte die alte Frau, und ihr Geſicht

überzog sich plötzlich wie mit einem Sonnenstrahl des Glückes. Ich kenne Einen, der ist vornehm und doch gut und edel, und — doch das gehört nicht hieher, unterbrach sie sich dann selber. Jetzt wollen wir von Ihnen sprechen und Sie willkommen heißen mit Ihrer Tochter da. Ist sie Ihre Einzige?

Nein, ich habe noch zwei kleinere Mädchen, die drunten im Hofe spielen.

O, Sie nennen sich arm, rief die Alte, und sind doch eine so reiche Mutter! Drei Kinder, die Ihnen gehören, die Sie lieben dürfen, und die Sie wieder lieben! Ach, wie glücklich sind Sie!

Sie haben keine Kinder?

Ich? fragte die Alte, und in ihren Zügen zuckte ein tiefer Schmerz. Dann, nach einer Pause, sagte sie leise: nein, ich stehe ganz allein!

Sie ließ das Haupt auf ihre Brust sinken und schwieg, während langsam ein paar Thränen über ihre Wangen rollten. Die Baronin und Louise betrachteten sie mit theilnehmenden Blicken, als die Alte sich plötzlich aufrichtete und heiter sagte: nun, verzeihe mir Gott meine Schlechtigkeit! Sieht es nicht aus, als wenn ich Ihnen Ihre lieben Kinder beneidete. Nein, Gott erhalte sie Ihnen noch lange, und damit Gott befohlen!

Sie nickte freundlich mit dem Kopfe und wollte gehen, als sie sich noch einmal umwandte und hastig sagte: Sie gefallen mir so sehr, liebste Madame, und da will ich Sie um was bitten!

Und Sie gefallen mir so sehr, daß ich gewiß gern thun werde, was Sie wünschen, sagte die Baronin lächelnd.

Trinken Sie heute mit Ihren Töchtern Kaffee bei mir. Ich habe heute einen sehr guten Tag gehabt und sieben blanke Silbergroschen eingenommen. Die

wollen wir heute verjubeln und Ihre Ankunft feiern, und es soll ein Freudentag sein für mich! Ja, ja, wir armen Leute machen wenig Umstände miteinander und wo sich die vornehmen Leute zieren, da sagen wir frischweg die Wahrheit, uud die Wahrheit ist, daß Sie mir gefallen, und daß ich Ihnen darum ein Fest geben will! Wenn Sie Nein sagen, dann sehe ich daraus, daß Sie immer doch 'ne Vornehme geblieben sind, und nichts wissen wollen von uns armen Leuten!

Ich sage aber nicht Nein, sagte die Dame, schnell das Richtige erkennend, und mit zartem Tacte fühlend, wie sehr sie die Alte durch eine abschlägige Antwort verletzen würde. Wenn Sie uns haben wollen, kommen wir zum Kaffee zu Ihnen!

Das ist prächtig, jubelte die Alte. Das soll eine Lust werden! Gott segne den Hofball, denn der hat mir heute meine sieben Silbergroschen eingetragen!

Der Hofball?

Ja wohl, der Hofball! Denn Sie müssen wissen, ich bin nicht bloß das alte Lumpenweib, wie ich Ihnen jetzt erscheine, sondern auch noch eine sehr gelehrte Frau, und wenn Sie die Kammermädchen der vornehmen Damen fragen, ob sie mich kennen, so werden sie Ihnen schon sagen, daß die alte Frau Winkler eine sehr berühmte Fleckausmacherin ist, und die Flecken aus Seide und Wolle herausbringt, daß keine Spur mehr davon zu sehen ist! Und auf dem gestrigen Hofball hatte die Gräfin Aurelie ein Glas Champagner über ihr weißes Atlasgewand bekommen, nun, — fuhr sie stolz fort, — ich habe den Flecken fortgeschafft, daß keine Spur mehr davon geblieben ist! Dafür bekam ich sieben und einen halben Silbergroschen. Den Sechser gab ich in meiner Freude dem alten Weibe, die immer da in der Charlottenstraße

an der Ecke sitzt und mit ihrem alten Kopfe wackelt, daß es Steine erbarmen kann, und die sieben Silbergroschen, die sollen uns ein Fest bereiten, wie die Familienhäuser noch nie eins gesehen. Also, in einer Stunde erwarte ich Sie! Sehen Sie, es ist nur Ein Schritt von Ihnen zu mir herüber. Denn diese Thür hier geradeüber, die führt in meinen Salon. Nicht wahr, so nennen die vornehmen Leute ihre Besuchszimmer?

Sie nickte ihnen lächelnd zu und ging hinüber in das Zimmer, dessen Thür mit Nr. 39 bezeichnet war.

Die Baronin sah ihr sinnend nach, dann sagte sie zu Louisen: von dieser alten Frau werde ich Vieles zu lernen haben, denn sie repräsentirt mir die Armuth in ihrer ganzen Ehrwürdigkeit und Heiterkeit.

Ich habe Dich bewundert, daß Du es vermochtest, ihr die Hand zu geben, sagte Louise.

Weshalb? Habe ich sie doch oft genug Weibern gegeben, deren Seele von dem Schmutz der Sünde besudelt war, und die, trotz des Ambra und Moschus, dufteten nach Verwesung. Diese alte Frau ist rein an ihrer Seele, wie an ihrem Leibe, weshalb also sollte ich ihr nicht die Hand geben?

Du hast Recht, sagte Louise, die Augen beschämt zu Boden schlagend. O, ich werde noch Vieles zu lernen, Vieles zu vergessen haben!

Die Kaffeegesellschaft im Familienhause.

Und es war ein herrliches Fest, das Frau Winkler ihren Gästen bereitete. Die kleine Stube sah ganz verklärt aus von dem Dreierlichtchen, das steif, wie ein Wachtmeister, auf dem Halse einer alten grünen Flasche stand und den ganzen Raum mit einem angenehmen Dämmerlicht erleuchtete. Ja, man konnte bei diesem Licht ganz deutlich sehen, wie sauber und rein diese kahlen Wände, dieser Fußboden, und der viereckige weiße Holztisch, der dort unter dem Fenster stand und heute das Centrum des Festes sein sollte. Denn dort standen mehr denn ein halbes Dutzend Tassen, von denen zwei sogar mit blanken zinnernen Theelöffeln versehen waren, und wenn man auch gerade nicht sagen konnte, daß die Tassen schön waren, oder daß die Schale allzuängstlich zur Obertasse paßte und gehörte, so machte doch das Ganze einen recht angenehmen Eindruck, der noch erhöht ward, wenn man auf den braunen irdenen Topf blickte, der daneben stand und eine ziemliche Menge bläulich schimmernder Milch enthielt. Auch an Eßbarem sogar fehlte es nicht, auf einem Teller lag ein stattliches

Brod und daneben auf einer Unterschale ein nicht ganz unbedeutendes Stück Butter. Und wenn man von diesen Herrlichkeiten den Blick abwandte, so fiel er unwillkührlich auf den blau angestrichenen Ofen, in dem ein behagliches Feuer brannte, eben so sehr zur Erwärmung des Zimmers, als zum Besten der großen braunen Kaffeekanne, die im Ofen stand, und in welcher der Kaffee lustig zischte und brodelte. Die alte Frau Winkler ging ordnend und säubernd im Zimmer auf und ab, und sie war in ihre Prunkgewänder, wie sie selber sie gern nannte, gehüllt, das heißt, sie trug einen ungeflickten Kattunoberrock von einer gewissen, unbestimmten Farbe, die eben so sehr grün, als braun oder gelb genannt werden kann, dazu eine saubere weiß und blau gestreifte Schürze und eine Haube von grobem Mousseline, verziert mit gefärbtem himmelblauen Bande, das an einigen Stellen höchst verrätherisch noch seine rosa Grundfarbe hervorblicken ließ. Aber Alles an der Frau Winkler war reinlich und ordentlich, und es war ein Vergnügen, in dies alte runzlige Gesicht zu sehen, das erglänzte in Freude, in diese Augen zu blicken, die so hell strahlten in Lust, und diese Hände, diese alten, braunen, runzligen Hände zu beachten, wie sie in nimmer ruhender Geschäftigkeit mit dem Stückchen groben Wollenzeuge den Staub abwischten von Stellen, wo längst schon kein Staub mehr gelegen, oder an dem Resedatopf säuberten und putzten, der als einziger Luxus und Schmuck dieses ärmlichen Zimmers auf dem Fensterbrett stand und die ganze Stube erfüllte mit seinem milden Duft.

Nun, Lude, sagte die alte Frau jetzt und wandte den lächelnden Blick auf einen Knaben, der regungslos an der Thür stand und mit weit aufgerissenem Munde und glotzenden Augen die Herrlichkeit an-

ſtarrte, Lude, ich hoffe, Du biſt nicht zu 'ner Salzſäule erſtarrt, was ſchade um Dir wäre.

Ne, ſagte Lude grinſend, wo werd' ick denn! Das Salz iſt ſo ſchon wollfeiler geworden, und dieſes wäre alſo ein ſchlechtes Geſchäft vor mich. Ne, ick wundere mich man bloß über dieſen Aufwand und Luxus, den Sie heute verführen, Frau Winkler.

Ick gebe einen Kaffee, das is Alles, ſagte Frau Winkler ſtolz, und Du biſt eingeladen mit Vater und Bruder. Ick hoffe, Du haſt meine Einladungskarte gekriegt.

Vater freut ſich ſchonſt ſehr auf die warme Taſſe Kaffee, aber Thomas wird wol nicht kommen können, denn er is noch fleißig bei der Arbeit.

O er muß kommen, ſagte Frau Winkler eifrig, ſonſt is es gar kein Feſttag nicht für mich.

Ja, den Thomas haben Sie immer am liebſten, ſagte Lude, und ein eiferſüchtiges Schmollen malte ſich in ſeinen ungeſchlachten Zügen, und ſeine immer ſchielenden Augen ſchielten noch fürchterlicher.

Na, ick habe Euch beide lieb, Lude, ſagte die Alte beſänftigend, aber der Thomas iſt ſo viel älter und verſtändiger, und ſo fleißig dabei.

Na, ick bin auch fleißig, ſagte der Bube, und ick würde es noch mehr ſein, wenn es man mehr Arbeit für mich geben thäte. Aber die Arbeit iſt heut zu Tage ſehr rar, das wiſſen Sie wol. Heute bin ick nu den ganzen Tag rumgelaufen, Straß auf, Straß ab, und habe auf jede Droſchke gepaßt, und wenigſtens an zwanzig Droſchken aufgemacht und die Leute ausſteigen laſſen, aber Keiner nicht hat mir auch nur 'nen Dreier gegeben, im Gegentheil ſchimpfen ſie immer und ſagen, ick hätte gar nicht nöthig, die Droſchken aufzumachen. An einer Droſchke hatte ſich die Thür geklemmt, und als ick ſie mit Gewalt aufriß,

habe ick mir den ganzen Finger aufgeschlitzt, daß das Blut gleich immer so runter purzelte. Da stieg ein Herr aus und ich bat ihn um 'nen Groschen und zeigte ihm meinen blutigen Finger.

Und er gab Dir doch 'nen Groschen, hoffe ich?

Ne, nichts weniger. Er schimpfte mir 'nen Rumtreiber und meinte, wovor denn die Gensd'armen da wären, wenn sie solch Bettelvolk nicht wegjagten.

Ja, ja, so sind die vornehmen Leute, seufzte Frau Winkler. Na, laß man gut sein, Lude, ick werde wol noch 'nen Silbergroschen übrig behalten, denn sollst Du'n haben!

Danke, Frau Winkler, Sie sind immer so gut, und die reichen Leute könnten von Sie lernen. Es wäre schon gut, wenn sie uns bloß nichts geben thäten, aber daß sie uns noch schimpfen, das is Unrecht, und das möchte ick bloß einmal den Herrn, der mir heute schimpfte, begreiflich machen, wenn ick ihn einmal wieder träfe. Aber nu sagen Sie mir, Frau Winkler, wer kommt denn Allens?

Erstlich .mal, die neue Miethsfrau, die da drüben eingezogen ist, mit ihren drei Töchtern, Du und Dein Vater und Bruder, und — hier stockte Frau Winkler und sah Lude mit einem neckischen Lächeln von der Seite an.

Und? fragte Lude gespannt.

Und Madame Albratti mit ihrer Tochter.

Ach! sagte Lude, und versuchte gleichgültig auszusehen, während sein Gesicht sich mit etwas wie Schamröthe überzog.

Na, das freut Dich wol gar nicht, und is Dir wol ganz gleichgültig? lachte Frau Winkler. Ja, man kann's gleich merken, daß Dir die kleine Amintha ganz gleichgültig ist, und darum läufst Du auch die halbe Meile von hier nach 'nen Opernhaus und

wartst auf sie, daß Du sie nach Hause bringen kannst, wenn sie aus der Tanzstunde kommt, und darum stehst Du auch Abends in Schnee und Ungewitter vor dem Opernhaus, wenn sie gespielt hat, und trägst sie die halbe Meile weit her.

Sie ist man gar so klein und leicht! sagte Lude, gleichsam entschuldigend.

Ja, und Du trägst sie bloß als Balancirstock, wie 'nen Seiltänzer, damit du nicht die Ballance verlierst und in den Schmutz fällst, lachte die Alte. Die Amintha selbst ist Dir ganz gleichgültig, ist sie nicht?

Natürlich! sagte Lude, und versuchte seine Verlegenheit in einem künstlichen Husten zu ersticken. Aber ick glaube, die Thür geradeüber knarrt, die Gäste kommen!

Herrje, so steck mal rasch dies zweite Licht an, es ist heute große Beleuchtung!

Lude that schnell, wie ihm Frau Winkler geheißen, und als die Baronin mit ihren Töchtern eintrat, strahlte das Zimmer schon im hellen Glanz von zwei Dreierlichten. — Bald auch kamen die übrigen Gäste. Zuerst erschien Lude's Vater, ein alter Weber, mit frommen, ehrwürdigen Zügen, fast erblindet von unermüdlichem Arbeiten; mit ihm kam sein Sohn Thomas, Lude's älterer Bruder, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, hochgewachsen und schlank, und mit einem so schönen, edlen Angesicht, daß selbst die dürftige, ärmliche Kleidung, im schneidenden Gegensatz, seine Schönheit nur noch edler und stolzer erscheinen ließ. Schwarzes glänzendes Haar umschattete in dicken Locken seine hohe weiße Stirn, und fiel hernieder zu beiden Seiten seines schmalen bleichen Gesichtes, das in seinen Zügen den Ausdruck einer stillen resignirten Schwermuth trug. Ein schwärme-

risches Feuer sprach aus diesen großen, tiefdunklen Augen, und um seinen Mund zuckte zuweilen, wenn er sprach, ein so mildes, schwermüthiges Lächeln, daß es Einem Thränen in die Augen treiben konnte. Die große und schlanke Gestalt war leicht vorne übergeneigt von der vielen und anhaltenden sitzenden Arbeit, und die etwas schmale, zusammengedrückte Brust gab ihm ein krankes, leidendes Aussehen. — Dann kam Madame Albratti, und ein kaum unterdrücktes Lachen durchflog bei ihrem Erscheinen die übrige Gesellschaft. Wirklich konnte man nichts Komischeres sehen, als diese Frau mit den hochrothen Wangen, die sie mit zierlich geriebenem Ziegelroth sich kunstgerecht bemalt, während ihre schwarzen Locken, die sie täglich sich mit Dinte zu färben pflegte, ganz steif, wie eine compacte Masse herunterhingen und wie aus Holz geschnitten erschienen. Eine wunderbare Haube von vergilbtem Tüll und verziert mit allerlei Stückchen von buntem, willkührlich angestecktem Flor oder Seidenband, in dessen Mitte eine zerknitterte, schmutzige Rose saß, bedeckte ihr Haupt, und ein faltenreicher Oberrock von dunkelroth gefärbtem Kattun umhüllte ihre dürre knöcherne Gestalt. Ein stereotypes, koketes Lächeln umschwebte ihren Mund, der mit einer Reihe großer aus Wachs gekneteter Zähne verziert war. Neben ihr erschien ihre junge zwölfjährige Tochter Amintha besonders lieblich und anmuthsvoll. Leicht und ätherisch, wie eine Sylphe, schwebte sie herein, und ihre zarte, in ein weißes Gewand gehüllte Gestalt erinnerte an jene Mährchen, in denen Mondenstrahlen als Feen zur Erde herniedersteigen, um irgend ein sterbliches Herz zu trösten und ihm eine Vorahnung des Himmels zu geben.

Bleich auch, wie Mondenlicht, war ihr liebliches Antlitz von durchsichtiger Weiße, in dem ein paar

tiefblaue Augen, gleich hellen Sternen erglänzten; lange blonde Locken fielen hernieder auf ihre zarten Schultern, um die sie ein kleines rosaseidenes Tuch geschlungen hatte, während ein Band von gleicher Farbe, in langen Enden herniederfallend, ihre schmächtige, überzarte Taille umschloß. Ein wunderbarer Contrast war zwischen dieser lieblichen Gestalt in ihrem zierlichen, geschmackvollen Anzug und der Armuth und Dürftigkeit dieses Zimmers und den dunklen, ärmlichen und geflickten Gewändern der übrigen Gesellschaft. Staunend sahen die beiden Kinder der Baronin zu dieser Lufterscheinung empor, und auch die Baronin und Louise betrachteten mit Neugierde diese seltene Erscheinung. — Madame Albratti weidete sich eine Zeitlang an der Sensation, die ihr Kommen hervorbrachte, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß die Bewunderung, die sie auf allen Zügen las, lediglich ihrer glanzvollen Erscheinung und ihrem herrlichen Putze gezollt ward.

Sie sehen, sagte sie mit geziertem, flötendem Ton, ihre dicken Lippen, wie zum Kusse spitzend, Sie sehen, daß ich nicht anstehe, Ihrer Einladung Folge zu leisten. Und jetzt bitte ich, stellen Sie mich diesen Damen vor.

Na, das ist bald gemacht, sagte Frau Winkler lachend. Die Herren kennen Sie und das hier ist die Frau von Hermfeld mit ihren Töchtern.

Nennen Sie mich nicht mehr so, sagte diese, und ich bitte Sie alle, mir nicht mehr diesen vornehmen Titel zu geben. Ich habe ihn abgestreift mit meinem Geld und mit meinem Glück. Jetzt bin ich und will ich nichts sein, als Frau Hermfeld, die in Armuth und Dürftigkeit, aber ruhig und zufrieden hier bei Ihnen lebt, und ihre Kinder, so Gott will, tüchtig und arbeitsam erzieht.

Sie sind prächtig, Frau Hermfeld, sagte Frau Winkler, ihr die Hand reichend.

Und ich fühle mich unendlich glücklich, die Bekanntschaft der Frau Baronin gemacht zu haben, sagte die hochrothe Dame mit tiefer, kunstvoller Verneigung. Jetzt erlauben Sie mir, mich Ihnen selber vorzustellen. Ich bin, sagte sie dann, sich hoch aufrichtend, mit stolzem Ton, ich bin Marietta Albratti, gewesene Primadonna der Oper zu Florenz.

Aber Sie sind eine Deutsche? fragte die Baronin.

Ja, eine Deutsche, seufzte die gewesene Primadonna, ach und wie viel Kränze und Blumen habe ich im lieben Deutschland überall bekommen. Wie oft hat man mir die Pferde ausgespannt und mich durch die Gassen gezogen, in denen mir das Volk entgegenjubelte! Ach, hätte ich doch mich niemals verleiten lassen, nach Italien zu gehen. Aber der Ehrgeiz, und dann die Liebe! Ach die Liebe hat mich um meine Zukunft betrogen!

Sie zog mit gerührtem Stöhnen ein großes rothes Taschentuch hervor, in dessen innerm, weißen Felde Prinz Carl in schwarzer Lithographie zu sehen war, und fächelte sich damit, wie mit einem Fächer.

Ach, wenn Sie meine Geschichte kennten, gnädige Frau! seufzte sie dann.

Ach, wenn die Geschichte kommt, rief Frau Winkler, dann wird unser Kaffee ganz kalt. Und übrigens, die Geschichte kennen wir ja Alle ganz genau!

Die gnädige Frau kennt sie noch nicht, sagte die Sängerin seufzend.

Nun, erzählen Sie sie ihr ein andermal. Sie ist so lang.

Ich werde sie kurz erzählen! flötete Madame Albratti und nahm majestätisch auf dem dreibeinigen hölzernen Stuhle neben der Hermfeld Platz. Ich werde kurz sein! Nur das sollen Sie wissen, wie ich,

die einstige Primadonna assoluta, in diesen Zustand der Erniedrigung und des Elends gekommen bin. Ich sagte Ihnen schon, daß ich durch ganz Deutschland meine Triumphzüge machte, daß man mir überall entgegenjauchzte und jubelte, daß ich von allen Völkern und Fürsten vergöttert ward, und daß das Glück in einem reichen Geldstrom überall hin mir folgte. Als ich Deutschland durchzogen, ging ich nach Italien; in Florenz läutete man bei meinem Einzug mit den Glocken und illuminirte Abends. Ach Gott, es war eine erhabene Zeit! Alle Kämpfe, alle Uneinigkeiten schwiegen, Jeder dachte und sprach nur von Marietta, der herrlichen Primadonna.

Die Leute müssen geradezu närrisch gewesen sein! bemerkte Frau Winkler.

Nein, nicht die Leute waren es, sondern ich! sagte die alte Primadonna mit grunzenden Seufzern. Ich war närrisch, weil ich mich verliebte, verliebte in den schönsten und reichsten Fürsten, und seine Geliebte ward. Ja, ich war närrisch, weil ich die Bühne verließ und dem schönen ungarischen Fürsten auf seine Güter folgte, wo er mich zu heirathen versprach. Ach, aber was sind die Schwüre der Männer! Nach einem Jahre waren sie vergessen und der Fürst an eine schöne Prinzessin vermählt. Ach, o, der Schmerz erstickt mich noch heute!

Die arme Verlassene sank an die Lehne ihres Stuhls zurück nnd wischte sich mit ihrem rothen Taschentuch behutsam, um die Malerei ihrer Wangen nicht zu verderben, die Augen, in denen sie vergeblich eine Thräne suchte. — So gerührt war sie, daß sie gar nicht bemerkte, wie Frau Winkler indeß die Tassen geordnet, und von dem großen Brode eine hinreichende Anzahl von Stücken abgeschnitten, die sie jetzt mit Butter bestrich.

Hören Sie weiter! sagte sie dann nach einer Pause, — nach mancherlei Kämpfen und Zwistigkeiten verstieß mich der Barbar trotz des Kindes, das ich unter meinem Herzen trug. Ich schwur ihm blutige Rache, nun, ich habe sie auch gehalten! Ha, ha, ha! Doch das gehört nicht hieher! Von nun an verfolgte mich das Unglück! Ich kehrte zur Bühne zurück, aber eine andere Primadonna hatte sich die Gunst des wankelmüthigen Publikums erworben! Man war noch entzückt von mir, aber nicht mehr von Sinnen! Endlich nach Jahren heirathete ich den schönsten Tänzer! Denken Sie mein Unglück, er verspielte mein Vermögen, mein ganzes Vermögen, und ließ mich endlich hier in Berlin als Wittwe und in der gräßlichsten Noth zurück. Keiner wollte sich nun über mich erbarmen, sie sagten, ich hätte die Stimme verloren! Die Elenden, als ob eine Sängerin meines Ranges Jemals die Stimme verlieren könnte! — Aber mein Gott, unterbrach sie sich hier selber, mein Gott, Frau Winkler, Sie trinken ja schon!

Ja, gewiß! Wir dachten, Sie möchten nicht! sagte die Alte lächelnd.

Ich, keinen Kaffee mögen! rief die Sängerin, gen Himmel blickend, und vertiefte sich nun so in den Genuß des Kaffee's, daß sie für eine Zeitlang mindestens verstummte.

Und mit welchem Behagen, mit welcher stillen Freude erlabte sich die Gesellschaft an diesem erwärmenden Getränk und an dem Butterbrod, das von Frau Winkler mit so viel Freude dargereicht ward. Nie hat ein Reicher größere Befriedigung empfunden über den Appetit seiner Gäste an schwelgerisch besetzter Tafel, wie Frau Winkler empfand, als der Kaffee ausgetrunken, das Brod und die Butter verzehrt waren, uud Alle betheuerten, recht von Herzen satt zu sein!

O, ſatt, rief ſie, die Hände faltend, was das für ein köſtliches Wort iſt! Es ſcheint mir immer, alle Engelein im Himmel müßten lächeln, wenn ſie hören, wie ein Armer auf Erden ſagt, daß er ſatt ſei!

Und wie man dann Gott dankt und ihn liebt, ſagte der alte Weber, wie man voll rechten Mitleidens an die denkt, welche nicht ſatt ſind und hungern und frieren! Ach liebſte Frau Winkler, wie glücklich ſind wir doch vor ſo vielen Andern, und wie müſſen wir Gott danken! Haben wir nicht ein Obdach, das uns ſchützt gegen die Kälte da draußen, haben wir nicht genug, um nicht zu verhungern, und können wir nicht, wenn wir fleißig ſind, ſogar uns ſo viel verdienen, daß wir uns eine warme Stube machen können?

Ja, Sie haben Recht, Nachbar, ſagte die Alte, wir ſind glücklich, denn wir entbehren nichts. Wir hungern nicht und dürſten nicht, und, was das Größte iſt, wir haben Freunde, die uns lieben, und denen wir zuweilen ſogar eine Freude bereiten können. Ja gewiß, wir ſind zu beneiden vor Tauſenden, und wir wollen Gott danken mit freudigem Herzen!

Und wie die beiden Alten fromm die Hände falteten und leiſe Gebete murmelten, ſchwiegen auch die Kinder, die bis dahin fröhlich mit einander gelacht und geplaudert hatten, und falteten ihre Händchen und dankten Gott für Speiſe und Trank. — Frau Hermfeld aber wandte ſich mit Thränen in den Augen zu Louiſen hin und flüſterte: wollen wir nun noch ſagen, Louiſe, daß die Armuth ein Unglück ſei? Sie iſt es nur ſo lange, als wir der Armuth uns nicht hingeben, als wir uns wehren wollen gegen ihre Herrſchaft! Haben wir uns einmal ihr ergeben, dann kleidet ſie uns und wärmt uns, dann ſchützt ſie uns vor Hunger und Kälte, ſo gut wie den Reichen ſein Reichthum, nur in einfacheren, ſtilleren Formen!

Ja, sagte Louise, Du hast Recht, Mutter! Wie ruhig, wie ohne Sorgen und ohne Kampf und Weh sind wir jetzt, da wir der Armuth uns überlassen haben. Sie mag mit uns schalten und walten, wir wehren ihr nicht mehr, wir sind ihre Kinder!

Und wenn Ihr's so nehmt, dann wird sie Euch auch eine gute Mutter sein, sagte Frau Winkler, die Louisens Worte gehört hatte. Wer einmal arm ist, der hat kleine Bedürfnisse und große Freuden, während der Reiche stets nur große Bedürfnisse und kleine Freuden kennt. Denken Sie, was ein Minister den ganzen Tag über sich plagen, wie er stets arbeiten und schaffen muß von früh bis in die Nacht, wie er nicht hinaus kann in Gottes Sonne, wenn sie Tags über scheint, weil er arbeiten muß, wie er Abends nicht den Sternenhimmel sieht, weil er in seinen vornehmen Gesellschaften sein muß! Der ist nur ein Lastthier von seinem eigenen Glück. Aber wir Armen, wir sind frei! Uns gehört die Gotteswelt und die Sonne und die Sterne! Wenn wir den Tag zwei oder vier Groschen verdienen, das ist genug für uns, davon können wir leben und die übrige Zeit vergnügt sein und ohne Sorgen!

Während die Alten so sprachen und in ernstem Gespräch einander ermuthigten und aufheiterten, trällerte die alte Primadonna leise eine ihrer alten Bravour-Arien, und die Kinder kauerten, dicht aneinander gedrängt, in der warmen Ecke hinter dem Ofen. Wie war es so traulich da, und so lieb, und mit wie glücklichen Gesichtern lauschten die beiden kleinen Mädchen und der arme, schielende, glotzäugige Lude den Worten Amintha's, die in ihrer bleichen, ätherischen Schönheit dem armen Lude wie ein Lichtengel erschien. Und was Alles wußte Amintha nicht den Kindern zu erzählen von Feen und Göttern, wie bald

erweiterte sich nicht vor ihren entzückten Blicken diese kleine niedrige und ärmliche Kammer zu einem glänzenden, von viel tausend Kerzen strahlenden Saal, in dem goldene Ritter und glänzende Königinnen auf und nieder wallten, in dem Musik ertönte und jauchzende Lust, und in dem sie aller Freuden und Wonnen des Lebens genossen! Und weiter erzählte Amintha von dem reichen, strahlenden Prinzen mit dem Engelsangesicht, der das arme Bettlerkind liebte und es zu seiner Königin erhob, und da weinten die Mädchen vor Freude und Lude schnitt fürchterliche Gesichter, um seine Rührung zu verbergen, und Amintha's eigene Wangen färbten sich mit einem röthlichen Hauch und ihre Augen strahlten in überirdischem Glanze.

Aber wie schön das Kind ist, sagte Louise unwillkührlich, auf Amintha deutend.

Nicht wahr, sie ist schön! rief ihre Mutter. Ja, sie wird ein Wunder an Schönheit werden, und die reichsten Herren werden ihr zu Füßen liegen!

Schämen Sie sich, Madame, daß Sie das sagen können, schalt Frau Winkler leise. Sie vergiften schon vor der Zeit die Seele Ihrer Tochter und machen es den jungen Herren nachher leicht, sie zu verführen.

Ach was verführen, brummte Madame Albratti. Wenn sie einen reichen Liebhaber bekommt, so ist das keine Verführung, sondern ein Glück, um das ich täglich Gott bitte, und das meine einzigste Hoffnung für die Zukunft ist. Amintha soll und muß die erste Tänzerin Europa's werden, und wenn die undankbare Welt mir Triumphe versagt, so sollen sie doch meiner Tochter in reichem Maaße zu Theil werden.

Sie haben also Ihre Tochter für die Bühne bestimmt? fragte Frau Hermfeld.

Natürlich! Wozu könnte meine Tochter anders bestimmt sein, als zur Bühne. Und da ich kein Geld habe, sie zur Sängerin zu bilden, so muß sie Tänzerin werden. Und sie ist schon jetzt eine recht hübsche Bühnenerscheinung. Gott sei Dank, sie ist so klein und schmächtig, daß sie noch immer die Kinder- und Genienrollen spielen kann, obwohl sie schon fast dreizehn Jahr alt ist, und damit verdient sie ein hübsches Stück Geld. Aber das Alles gebraucht sie auch für sich selbst, denn sie muß immer hübsch sauber und geputzt sein, damit sie die vornehmen Damen besuchen kann, die ihr immer etwas schenken.

Armes Kind, seufzte Frau Winkler, sie wird so dressirt, daß sie jeden Menschen lieben muß, und muß wie'n kleiner Hund immer in Liebe apportiren.

Amintha erzählte noch immer mit fliegendem Athem und strahlenden Augen den lauschenden Kindern von dem schönen Königssohn und der armen Bettlerin, als ihrer Mutter Ruf sie erweckte aus all ihren Träumen und Phantasieen, und sie, leise erbebend, den Prinzen und den goldenen Pallast vor ihren Augen verschweben sah. Da war wieder die dunkle Kammer der guten Frau Winkler, da war ihre Mutter, die sie mit schreiender Stimme zu sich heran rief — Amintha senkte ihr Köpfchen, wie eine gebrochene Rosenknospe, und ging zu ihrer Mutter.

Amintha, tanz uns einmal die Polka vor, sagte ihre Mutter gebieterisch.

Ach ja, die Polka! Das Kind hatte sie seit Wochen und Monaten täglich getanzt, wohin sie kam, bei all den lächelnden, freundlichen vornehmen Damen, die sie besuchte, die ihr Nahrung und Kleidung gaben, mußte Amintha die Polka tanzen. Das war der traurige Tribut, den sie entrichten mußte für die Freundlichkeit und Güte dieser vornehmen Damen, die sich

mit ihr ſchmückten, wie mit einer Roſe, um dadurch ihre Herzensſchönheit noch glänzender zu machen. Die Polka, das war ſeit Monaten die Beſchäftigung, mit der Amintha's Unterrichtsſtunden ausgefüllt wurden, und des Kindes zarte Geſtalt erbebte ſchon, ſo oft ſie nur die Melodie dieſes ſie ſtets verfolgenden Tanzes hörte.

Ach, Mutter, ſagte ſie leiſe, warum ſoll ich tanzen? Wir waren ſo vergnügt mit einander!

Ach tanze uns etwas vor, bitte, bitte, riefen die kleinen Mädchen.

Wenn Ihr's gerne habt, will ich's, ſagte Amintha freundlich. Aber es fehlt ja die Muſik?

Die werde ich machen, ſchrie ihre Mutter entzückt, und ſogleich begann ſie mit ſchriller, ohrenzerreißender Stimme die Weiſe der Polka zu ſingen.

Amintha grüßte mit lächelndem Blick, und dann begann ſie den Tanz. Leicht und neckiſch, anmuthig und kunſtvoll tanzte das Kind, aber das war nicht mehr der Tanz eines Kindes, es war ein ſelbſtbewußtes, gereiftes Mädchen mit einem coquetten Lächeln, die bald ſtolz oder übermüthig, bald bittend oder lockend blickte, die dem ungeſehenen Liebhaber freundlich winkte, oder ihn heroiſch von ſich ſtieß. — Und fort und fort ſang die Alte die luſtige Melodie der Polka, tanzte das Kind und ſchauten die Andern ihr zu, als die Thür ſich öffnete, und anfangs von Allen unbemerkt, ein Mann mit ſtrengem, ernſtem Geſicht, in ſchwarzem Gewande und mit fromm geſcheiteltem Haar auf der Schwelle erſchien. — Einen Augenblick ſchaute er wie erſtarrt auf das Bild vor ihm, auf dieſe ärmliche Kammer, dieſes tanzende zierlich gekleidete Kind und die aufmerkſamen Zuſchauer. Dann erhob er, wie beſchwörend, die Arme gen Himmel und rief: Der Zorn Gottes komme über Euch, Ihr Gott-

verlaſſenen. Was, Ihr Sündenkinder, habt Ihr Euch denn Alle dem Teufel verſchrieben? Iſt denn dies ein Haus der Sünde und nicht ein Haus der Arbeit und Noth? Statt zu arbeiten und Euch zerknirſcht an Eure ſündige Bruſt zu ſchlagen, ſtatt Euch zu kaſteien und zu demüthigen, ſchwelgt Ihr in müßiggängeriſcher Faulheit und ſtehlt dem Höchſten Euren Tag ab! O wehe über Euch, wehe!

Schrecken und Erſtaunen hatte anfangs Alle ſprachlos gemacht. Die Primadonna hatte zu ſingen aufgehört, und Amintha war mit hochathmender Bruſt und fliegender Röthe auf ihren Wangen auf einen Stuhl geſunken. — Jetzt aber hatte ſich Frau Winkler von ihrem Schreck erholt, und ſich aufrichtend, ging ſie gemeſſenen Schrittes dem Eiferer entgegen.

Was will der Herr von mir? fragte ſie faſt ſtreng. Und was bedeuten dieſe Schimpfworte?

Biſt Du noch übermüthig, elende Creatur! rief der Fremde, die Augen verdrehend. Wiſſe denn, ein Diener des Herrn ſteht vor Dir, den Gott berufen hat, Dich aus dem Sündenpfuhl zu erwecken und Dich aufzurufen zur Reue und Buße!

Ich habe nichts zu bereuen, ſagte die Alte, und wenn ich es hätte, ſo geht's Sie nichts an! Sind Sie unſer Prediger etwa?

Ein Prediger hat überall das Recht zu erſcheinen, keine Thür darf ihm verſchloſſen ſein, und wohin er will, darf er den Segen der Kirche bringen!

Den Segen, aber Sie bringen uns den Fluch, ſagte Frau Winkler, Sie ſchelten uns arge Sünder und drohen uns mit dem Zorne Gottes!

Und der wird Euch treffen, Ihr Gottverfluchten, ſchrie der fromme Mann. Der muß Euch treffen, denn Ihr ſeid arge Sünder.

Wer ſagt Ihnen das, Herr, rief jetzt der alte We-

ber Sommer, und was kommen Sie her, uns in unſerer Ruhe zu ſtören?

Eine ſchöne Ruhe das, höhnte der Prediger. Ihr arbeitet nicht, Ihr betet nicht, ſondern ergebt Euch frecher Sinnenluſt. Iſt es nicht im ganzen Hauſe bekannt, daß weder die Frau Winkler, noch auch der Weber Sommer mit ſeinen Söhnen jemals die Kirche beſuchen, dieſer Tochter der Sünde, dieſer Prieſterin des Teufels da gar nicht zu gedenken? Haben mir das nicht alle die Frommen und Gottgefälligen, die ich täglich mit göttlichem Troſtſpruch erquicke, geklagt? Deshalb, obwohl es hier nicht meines Amtes iſt, bin ich gekommen, Euch zur Einkehr, zur Zerknirſchung zu ermahnen, damit Ihr den Frommen kein Aergerniß gebt!

Ach, Sie ſind alſo der fromme Herr Gotthold, ſagte Frau Winkler, der fromme Herr, der die Leute von der Arbeit abhält und ſie täglich zu Betſtunden verſammelt, wo ſie dem lieben Gott die Zeit wegſtehlen mit nichtsthueriſchen Gebeten, und es lernen, ſich ſelber ſo tugendreich und erhaben zu dünken, und die zu verachten, die nicht beten und flennen, wie ſie!

Schweig, Sünderin, donnerte Gotthold, damit nicht Gottes Zorn Dich augenblicklich zerſchmettere. Gehe in Dich und thue Buße! Du aber, Tochter der Sünde nnd des Teufels, wandte er ſich dann an Amintha's Mutter, Du wirſt dereinſt im hölliſchen Feuer brennen, weil Du Dein Kind dem Teufel verkauft haſt!

Die Alte wollte antworten, als ſich Lude heftig vordrängte und rief: Ih, ſehn Sie mal! Wollen Sie nich gar beweiſen, daß wir Alle ſchon lebendige Teufelsbraten ſein? Und was ſeind Sie denn vor Einer, he? Sie denken wol, ick kenne Sie nicht? O, man jo nicht! Ick kenne Sie! Sie ſeind der ſaubere Herr,

der mich ihn erſt die Droſchke aufmachen heißt, wobei ick mir den Finger uffſchlitze, und der denn, wenn ick ihn vor meinen blutigen Finger um 'nen Groſchen bitte, mich ausſchimpft vor'n Rumtreiber und die Gensd'armen rufen will? Iſt das nu chriſtlich, hören Sie mal? Brauchen Sie 'nen Jungen, der ſich's ſauer werden läßt und 'nen ganzen Tag Straß auf, Straß ab läuft, um ſich vor ſeinen alten Vater 'nen Groſchen zu verdienen, brauchen Sie den 'nen Rumtreiber etwa zu ſchelten? Und Sie, Sie ſollten man ſolch Wort gar nicht in Ihren heiligen Mund nehmen, Sie Mäßigkeitsvereiner müßten gar nicht von'n Rumtreiber ſprechen, des is unheilig, Sie frommer Mann! Und übrigens fürchte ick, daß Sie ſelber 'nen Rumtreiber ſind, denn wie ſo kämen Sie ſonſt hieher, wo Sie Keiner nicht gerufen hat? Oder meinen Sie etwa, daß mein Finger in den letzten Zügen liegt und nicht in'n Himmel kommen kann, wenn Sie ihm nicht den Silbergroſchen geben, den Sie ihm ſchuldig ſind?

Hier brach Frau Winkler in ein ſo fröhliches Gelächter aus, daß es unwiderſtehlich die Andern mit fortriß, und die dunkeln Wände wiederhallten vom lauten Lachen der fröhlichen Geſellſchaft.

Der Prediger maß Alle mit einem geringſchätzenden Blick ſtummer Verachtung und verließ das Zimmer, deſſen Thür er hinter ſich in's Schloß warf.

Draußen auf dem Gange blieb er einen Augenblick ſtehen, um ſich zu ſammeln, und ſein Geſicht in die gewohnten heiligen Falten zu bringen. Da fiel ſein Blick auf das Schild an der Thür gegenüber, und mit Erſtaunen las er: Frau von Hermfeld, geborne von Elsleben.

Das iſt eine köſtliche Entdeckung, ſagte er dann, ſich vergnügt die Hände reibend. Das muß ich

doch sofort der Baronin sagen! O, die wird sich ärgern!

Und mit einem Lachen der Zufriedenheit verließ der fromme Mann die Familienhäuser und wandelte raschen Schrittes dem Thore zu.

Auch die Gesellschaft der Frau Winkler trennte sich jetzt bald, und, als sie in ihr Zimmer traten, sagte Frau Hermfeld zu ihrer Tochter: nun, Louise, beginnt die Schlacht! Dieser Herr Gotthold ist der vertraute Freund meiner Schwägerin, und von ihm wird sie unsere jetzige Wohnung erfahren. Mag sie es! Mein Entschluß ist unwiderruflich. Nie wieder verlasse ich dieses Haus! Und dieses arme Weib da drüben mit ihrem schmutzigen Gewerbe und ihrem armen Leben, sie soll meine Lehrerin sein in der Freudigkeit der Armuth!

Der christliche Freund.

Die Baronin Elsleben war in ihrem Salon, der schon in seinem Arrangement ganz den Character und die Sinnesrichtung der Dame vom Hause bekundete. Etwas Düsteres, Steifes lag über diesem großen weiten Raume, dessen Fenster, von violetten, seidenen Gardinen halb verhüllt, nur ein spärliches, gebrochenes Licht eindringen ließen. In schweren Goldrahmen hingen Gemälde, Heilige und Märtyrer darstellend, an den dunkeln Wänden, dazwischen ein marmornes Crucifix von vortrefflicher Arbeit, und diesem gegenüber stand das reichsfreiherrliche Wappen der Elsleben, aus buntem Glase kunstvoll zusammengesetzt, als eine Art Kaminschirm, von so ungeheurer, colossaler Größe, daß er gewissermaßen, eine spanische Wand bildend, den Salon in zwei Theile schied, von denen man den einen den weltlichen, den andern den religiösen Theil nennen mochte. Der größere weltliche Theil war der Gesellschaft und dem Leben geweiht. Dort stand der prachtvoll verzierte englische Flügel, neben welchem eine Erard'sche Harfe lehnte, schwere, hohe Lehnsessel umstanden den in der Mitte

des Gemaches befindlichen runden Tisch, auf dem Bücher und Kupferstiche bunt durcheinander lagen. Spiegel in reichvergoldeten Rahmen zierten die Fensterpfeiler, und auf den Marmortischen standen in zierlichster Ordnung die niedlichen und kostbaren Kleinigkeiten, wie die Mode sie erheischt, und welche eben so sehr die Freude der Dame vom Hause, als die Verzweiflung der ordnenden und aufräumenden Kammerzofe zu sein pflegen. Dazwischen nahmen sich die Heiligen und Märtyrer in ihren blutbespritzten Gewändern, mit ihren verzerrten bleichen Leidensgesichtern, gar seltsam aus, und das Ganze erzeugte ein gewisses fröstelndes Unbehagen, das unwillkürlich Jeden überfiel, der diesen Theil des Salons betrat. Es fehlte die Behaglichkeit, man fühlte sich nicht heimisch in diesem prachtvoll geschmückten düstern Salon, den die Heiligenbilder so ernst machten, und in dem das colossale adliche Wappen so stolz und dominirend eine Grenze zog. Wie ganz anders aber war es in dem zweiten Theile des Salons, hinter diesem großen Wappenschilde. Hier war Alles Behaglichkeit und Wohnlichkeit, und die Religion selber schien dazu beitragen zu müssen, diesen Theil des Salons anmuthig und schön zu machen. Bequeme, weiche Polster, in der Form alter Kirchenstühle, standen an den Wänden umher, und in ihrer Mitte erhob sich ein reicher, kunstvoll gearbeiteter Altar, der zugleich dem Kamin als Verkleidung diente und auf dem in Form der Monstranzen kleine Kaminfächer von schönster Goldarbeit lagen. Weiterhin an der Wand war ein Todtenkopf angebracht, umgeben von den seltensten antiken Waffen, und von der Decke hernieder schwebte an goldenen Ketten eine silberne Taube, die Abends als Ampel diesen heiligen, koketten Raum erleuchtete. Auf dem, in einer Nische angebrachten, von blühen-

den Treibhauspflanzen umrankten Divan saß die Baronin Elsleben, und in ihrer einfachen, würdigen, aber kleidsamen Toilette erschien sie ganz als die geeignete Heilige, der man in diesem Raume Verehrung zollte. Eine einfache Spitzenhaube umschloß ihr Antlitz, das, obwohl das Alter schon leise begonnen, seine Furchen durch dasselbe zu ziehen, dennoch die einstige hohe Schönheit der Baronin verrieth. Ihre dunklen schwarzen Augen strahlten noch in allem Glanze des Jugendfeuers, und ihre Lippen hatten sich noch ihre Frische und ein reizendes verlockendes Lächeln bewahrt, auch ihre Gestalt war noch immer schön zu nennen. Aber die Baronin kannte diese Macht ihrer Persönlichkeit sehr wohl, und oft genug hatte sie diese klug zu benutzen gewußt zur Erreichung irgend eines frommen, heiligen Zweckes. Auch heute schien ihr Blick besonders glänzend, das Lächeln ihres Mundes besonders reizend, und es lag etwas süß Verlockendes, Verführerisches in der Art, wie sie sich dem Prediger Gotthold zuneigte, der neben ihr auf dem Divan saß.

Sie glauben also, daß es mir gelingen könnte, diese Stelle zu erlangen? fragte die Baronin und legte ihre schmale weiße Hand auf die Schulter ihres Nachbars.

Dieser schien unwillkührlich zusammen zu zucken unter dieser leichten Berührung, und sein bleiches, ernstes Gesicht überzog sich mit einer fliegenden Purpurröthe.

Was in meinen Kräften steht, sagte er mit leise zitternder Stimme, werde ich thun, um Sie, Frau Baronin, als Präsidentin dieses Vereines begrüßen zu können.

Und wenn Sie es wollen, rief die Baronin mit schmeichelndem Ton, dann bin ich gewiß, daß mein

Wunsch erfüllt wird. Man kennt ja Ihre Gewalt über die hohe Frau, von deren Entscheidung diese Wahl abhängt, man weiß ja, wie mächtig Sie in diesen Kreisen sind, welche die Macht und Gewalt in Händen haben, Das, was sie als das Rechte und Nöthige erkannten, auch zur Ausführung zu bringen. O, theuerster Mann, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich, das arme, unwissendste Schäflein dieser frommen Heerde, einer so hohen Berufung würdig halten. Und es ist mir, fuhr sie fort und neigte sich näher ihrem Gesellschafter zu, es ist mir ja nicht um äußere Ehren zu thun. O Sie wissen es, wie sehr mein Herz diesen äußern Prunk und Schimmer und diese Ehren der Welt verachtet. Aber meine Seele sehnt sich nach Thätigkeit und Wirksamkeit, ich fühle mich mit meinem ganzen Dasein gedrängt, der Menschheit mich zu weihen mit dem Besten und Höchsten, was in mir ist, und wie könnte ich das besser, edler, als in einer Stellung, die mich beruft, für Die zu sorgen, Denen die Hand zu reichen, welche noch in der Finsterniß wandeln, und Derer mich zu erbarmen, die noch nicht erleuchtet sind von dem Lichte göttlicher Wahrheit.

Wie schön Sie sind in diesem edlen Eifer, sagte der fromme Mann und betrachtete die Baronin mit entzückten Blicken.

Das ist die Wirkung des Schönen und Edlen, was unsere Seele bewegt, daß es auch die unschöne Form zu geistiger Schönheit verklärt, sagte die Baronin, bescheiden die Augen niederschlagend.

O Sie lästern Sich, und Sie lästern Gott, der Sie so schön geschaffen, rief Gotthold in leidenschaftlichem Ton, und dann, sich schnell sammelnd, setzte er ruhig hinzu: das ja nicht heißt Gott lieben, daß man seine Werke schmält und verkleinert, was er so

ſchön geſchaffen. Die höchſte Gottesfurcht heiſcht auch die höchſte Wahrhaftigkeit, und wie wir die Sonne preiſen, wenn ſie über den Höhen leuchtet, als ein Werk des alliebenden Gottes, ſo haben wir auch die Schönheit des menſchlichen Antlitzes zu preiſen, als eine Gabe und eine That des Höchſten, den wir überall in ſeinen Werken ſollen anbeten und verehren.

Und heißt das nicht, der Eitelkeit Thor und Thür öffnen? fragte die Baronin mit einem feinen Lächeln.

Die wahre Frömmigkeit giebt auch die wahre Demuth, und ſolche irdiſche Eitelkeit gehet unter in der Begeiſterung für Gott und ſeine Herrlichkeit.

Wie ſchön, wie erhaben Ihre Worte ſind, ſeufzte die Baronin, die Augen gen Himmel wendend. O, theurer Mann, verlaſſen Sie mich nur niemals, und gönnen Sie mir den Beiſtand und Rath Ihres edlen, erhabenen Geiſtes. Denn das erkenne ich als eine beſondere Gnade des Höchſten, daß er mich Sie finden und erkennen ließ, und daß es mir vergönnt iſt, Ihren heiligen, troſtreichen Worten zu lauſchen. So rechne ich auch in dieſer neuen Phaſe meines Lebens ganz auf Sie und Ihren wichtigen Schutz. Ihre Menſchenkenntniß, Ihre Weisheit, das ſind die Stützen, die mich bewahren und erheben werden, und denen allein ich vertraue.

Sobald Sie mein bedürfen, werde ich an Ihrer Seite ſein.

Dann dürfen Sie mich niemals verlaſſen, rief die Baronin emphatiſch. Aber, fuhr ſie gleichſam beſchämt fort, wie egoiſtiſch ich bin, nur an mich zu denken, während Tauſende, gleich mir, nach Ihrem Rathe, nach Ihrem Beiſtand ſeufzen.

Jeden Morgen bin ich bei Ihnen, ſagte Gotthold, und ſo oft Sie meiner bedürfen, komme ich.

Er war aufgeſtanden und ſchickte ſich an, zu gehen. Aber die Baronin hielt ihn zurück.

Ehe Sie mich verlaſſen, theurer Freund, ſagte ſie, muß ich Sie bitten, mir noch einmal ganz genau und deutlich den Plan zu entwickeln, nach welchem der neue Verein, deſſen Präſidentin ich ſein werde, ſich feſtſtellen ſoll. Sie können denken, daß mir auch nicht die kleinſte Nuance dieſes herrlichen Plans fremd ſein darf, und daß ich ihn ganz genau kennen muß, um ihn meine ganze Seele, mein ganzes Daſein durchdringen zu laſſen.

Ich werde Ihnen noch einmal vorleſen, was ich darüber aufgeſetzt habe, ſagte der Freund, und zog aus ſeiner Bruſttaſche einige beſchriebene Blätter hervor.

O herrlich, herrlich, ſagte die Baronin, und nahm wieder auf dem Divan Platz, während der Prediger ſich mehr dem Fenſter näherte und mit lauter, krächzender Stimme las:

„Die Welt liegt im Argen und der Teufel hat Gewalt über ſie. Die Welt iſt ein Sündenhaus, in dem das Laſter ſeine Triumphe feiert und die Tugend betteln geht. Zur Strafe der Menſchheit hat Gott dieſe Welt geſchaffen, und er verlockt ſie in derſelben durch Genüſſe und berauſchende Schönheit jeglicher Art, um ſie zu prüfen, ob ſie einſt vor ihm beſtehen wird in der Entſagung. Darum hat uns Gott auch Sinne gegeben, welche der eigentliche Teufel ſind, der uns zur Sünde verführt, und die uns dem Thiere gleich machen, wenn wir ihre Macht nicht ertödten. So iſt Alles, was ſchön iſt und lieblich anzuſchauen auf Erden, nur ein Marterwerkzeug dieſer großen Folter des irdiſchen Daſeins, und mit ihnen will Gott erprüfen, ob wir ſchuldig ſind und nicht vermögen der irdiſchen Luſt zu widerſtehen, oder ob wir edel

und großdenkend genug sind, diese Verlockungen zu verachten, die Welt zu verwünschen und unsere Gedanken allein auf Gott und das ewige höhere Leben zu richten. Aber nur Wenige sind es, die diesen Zweck der Welt erkannt haben. Die Meisten gehen dahin in der Dummheit und huldigen dem thörichten Wahne, es habe Gott die Welt so schön geschaffen, damit der Mensch ihrer froh sein möchte; er habe uns Sinne gegeben, damit wir uns ihrer freuen, ein Herz, damit wir es den Verlockungen irdischer Liebe ergeben; er habe uns den Leib und das Leben gegeben, damit wir Beider genießen möchten; er habe die Welt geschaffen, nicht als einen Ort der Buße, sondern als ein Haus der Freude und Lust. — Wenige, sage ich, sind es, die erkannt haben, daß die Welt eine Art Strafanstalt ist, und die Menschen die Sträflinge, die Gott bessern will mit den Ruthenstreichen des Lebens, Wenige, die fühlen, daß nur in der Zerknirschung und Kasteiung allein die Verehrung zu suchen ist, welche Gott wohlgefällig sein kann. Diese Wenigen aber sind berufen, die Zuchtmeister in diesem Zuchthause der Welt zu sein, und die Sträflinge zur Reue und Zerknirschung im Herrn zu bringen. Deshalb wollen diese wenigen, von dem Herrn Berufenen, sich zu einem Vereine sammeln, damit in gemeinsamem Wirken und durch gegenseitiges Mittheilen das große Werk der Buße und Besserung gefördert werde. Der Zweck des Vereines ist, die sündige Menschheit zur Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit und zu dem Gefühl zu bringen, daß die Welt nichts ist, als ein Zuchthaus, und zu diesem Zwecke darf kein Mittel unversucht bleiben. So wie die Welt lockt zur Sünde, so sollen die Berufenen locken zur Buße, damit sich zu ihnen wenden die Sünder und sie ihrer habhaft werden im Geiste. Die Bekehrung der Sünder, das also

iſt der Zweck dieſes Vereines, und um dieſen Zweck zu erreichen iſt es nöthig, den Sündern ſich zu nähern, ihre Seelen zu erprüfen, ihre Verhältniſſe zu kennen, ihre geheimſten Gedanken zu erforſchen. Der Verein wird daher aus Menſchen jeden Standes und Alters beſtehen, und wie die dienenden Schweſtern und Brüder berufen ſind die Familien zu erforſchen und das Leben und Treiben derſelben den Vorſtehern des Vereins genau darzulegen, ſo ſind die durch Schönheit und Geiſt ausgezeichneten Weiber und Mädchen dazu auserſehen, kein Mittel unverſucht zu laſſen, die Sünder zu ſich heran zu locken und dann ſie zur Buße zu bekehren und zur Zerknirſchung ſie zu erweichen. Der Verein wird ſich nennen: „Der Verein der Berufenen," und allwöchentlich werden in dem Hauſe der Präſidentin zwei Zuſammenkünfte deſſelben ſtattfinden, in denen die Mitglieder ſich ihre Erlebniſſe und Erfahrungen mittheilen und ſich über neue geeignete Mittel berathen, dieſen Erfahrungen gemäß ſich der Seele der Sünder zu bemächtigen, durch welche Mittel und Verlockungen immer es auch ſei. Sodann wird man ſich auch vereinigen zu frommen Bußübungen und Kaſteiungen, denn in der Ertödtung des Leibes allein wurzelt das höhere Leben der Seele."

O wie herrlich, wie erhaben, rief, nachdem Gotthold geendet, die Baronin, und drückte ihr Taſchentuch an die überſtrömenden Augen, während ſie zugleich damit ein unwillkührliches Gähnen geſchickt genug verbarg. Nur Eins iſt mir, während Sie laſen, ſchwer auf die Seele gefallen. Wie kann ich die Pflichten meines erwählten Berufes mit denen einer ſorgenden Mutter vereinen? Wie darf ich, die durch Sie zur Erkenntniß Gelangte, meine Tochter, meine eigene, geliebte Tochter ferne halten von dem rechten

Glauben, und ſie in Sünde und Unglauben dahinleben laſſen? Iſt es nicht meine Pflicht, ſie zunächſt zum wahren Glauben, zur rechten Erkenntniß Gottes zu bekehren und ſie dieſem katholiſchen Irrwahne zu entreißen?

Gotthold wandte ſich haſtig nach ihr um und ſagte faſt erſchreckt: Und vergeſſen Sie, welche Folgen eine ſolche Bekehrung für Sie haben würde?

Es iſt wahr, ich würde, dem Teſtament zufolge, das bedeutende Vermögen, welches mir mein Gemahl hinterlaſſen, verlieren, aber was ſind mir alle Beſitzthümer der Welt gegen das Gefühl, mein Kind dem falſchen Wahne entriſſen und ſie dem rechten Glauben zugeführt zu haben!

Der Prediger ſchwieg einen Augenblick und ſeine Stirn zog ſich in ernſte Falten, während er ſeine Lippen feſt und unwillig zuſammenpreßte. Die Baronin betrachtete ihn ſeitwärts mit ſtechenden und prüfenden Blicken, als er aber das Auge auf ſie heftete, nahm ihr Antlitz ſchnell wieder den Ausdruck frommer Demuth an.

Es giebt Fälle, theuerſte Baronin, ſagte der fromme Mann, Fälle, in denen die heiligſte Ueberzeugung der höhern Nothwendigkeit weichen muß, und wo es Pflicht iſt, ſeinem eigenen Gewiſſen zuwider, anſcheinend auf dem Pfade der Sünde zu wandeln. In ſolchem Falle ſind Sie! Wohl muß es Ihr mütterliches Herz betrüben, Ihr einziges Kind im Unglauben dahingehen zu ſehen, aber dadurch will der Herr Sie ſtrafen, daß Sie immer freudiger und zerknirſchter ſich zu ihm wenden und ſich um ſo mehr ihm ergeben, je mehr ſich ihre Tochter vom rechten Glauben abgewendet. Bedenken Sie aber, welche entſetzliche Folgen es haben müßte, wenn Sie Ihre Emmy zu der Unſern machten. Nicht allein, daß Sie ſelber in

Armuth und Noth geriethen, ſondern Sie würden auch Hunderten armer Familien den Schutz und die irdiſche Hülfe entziehen müſſen, die Sie ihnen jetzt in ſo reichlichem Maaße ſchenken. Sie würden dieſes glänzende Vermögen, das Sie jetzt benutzen zum Segen der Armuth und Noth, Sie würden es alsdann verlieren, um es entfernten Verwandten zuzuführen, die vielleicht, dadurch geblendet, ſich ganz der Welt und der Sinnenluſt in tollem Jubel übergeben möchten, und ſo würden Viele verloren gehen, während jetzt nur Eine Seele auf dem falſchen Pfade wandelt, auf dem vielleicht ſie nicht einmal verloren geht, denn viele Wege ſind es, die zu Gott führen.

Sie ſind alſo der Meinung, daß —

Daß Sie Ihre Tochter durch alle Mittel, die Ihnen zu Gebote ſtehen, in ihrem Glauben beſtärken und, wäre es nöthig, ſelbſt mit Gewalt zwingen müſſen, der katholiſchen Religion getreu zu bleiben.

Noch iſt ſie es, ſagte die Baronin, und kein Tag vergeht, ohne daß ſie in der Kapelle ihrem Beichtvater beichtet.

Ach, dieſer Beichtvater, ſagte der Prediger mit leiſem Lächeln. Wiſſen Sie, Baronin, daß, unter andern Umſtänden, mir dieſer junge Beichtvater gefährlich erſcheinen würde? Er iſt ſehr jung, und ich glaube an den Blicken, mit denen er Ihre Tochter betrachtet, bemerkt zu haben, daß er nicht unempfindlich iſt gegen die Schönheit und Lieblichkeit des Fräuleins.

Bah, ſagte die Baronin in wegwerfendem Ton, er iſt der Sohn meines Gärtners und ganz sans consequence!

Auch Fräulein Emmy ſcheint ihm ſehr gewogen, ſagte Gotthold mit liſtigem Lächeln.

Sie wiſſen, ſagte die Baronin in etwas ſtrengem Ton, Sie wiſſen, daß meine Tochter verlobt iſt, und

ich hoffe, daß in der Liebe zu ihrem Verlobten meine Emmy ein ſicheres Schutzmittel findet gegen jegliche Verſuchung.

Das Herz des Menſchen iſt oft ſo wunderlich! ſagte Gotthold, und da wir gerade vom Herzen ſprechen, muß ich Ihnen, meiner theuerſten Gönnerin, noch anzeigen, daß ich morgen im Herrn in den Stand der heiligen Ehe treten werde!

O, ſo bald ſchon, rief die Baronin überraſcht. Und Ihre Braut, wie heißt ſie?

Amalie Linz, ein ſtilles gutes Kind von achtzehn Jahren, arm und unbemittelt.

Aber ſchön, nicht wahr?

Das weiß ich nicht, ſagte Gotthold mit niedergeſchlagenen Augen. Ich habe niemals auf ihr Antlitz, ſondern nur auf ihr Herz geſehen.

Die Baronin lächelte verſtohlen und wünſchte Gotthold Glück zum morgenden Feiertag.

Noch Eins! ſagte dieſer, als er ſich ſchon mit ſtillem, geräuſchloſem Schritt der Thüre zugewandt hatte. Noch Eins! Ihre Frau Schwägerin, die Frau von Hermfeld, wohnt in den Familienhäuſern.

Er verneigte ſich tief und verließ ſchnell das Zimmer.

Abſcheulich! flüſterte die Baronin. Welch ein Affront! Wie darf ſie es wagen, mich ſo zu beſchimpfen! Doch Geduld! Geduld! Ich werde ſie aufſuchen! Sie muß dies Haus verlaſſen!

Aber die fromme Baronin hatte jetzt nicht Zeit, weiter über das eben Gehörte nachzudenken, denn die Kammerfrau kam, um ſie daran zu erinnern, daß es ſchon ſpät ſei und die Frau Baronin Toilette machen müſſe.

Das war eine Mahnung, die an der Dame nicht achtlos vorüber ging, und ſie folgte daher ihrer frommblickenden Kammerfrau in das Toilettenzimmer.

Als ihre Toilette beendet war, trat die Baronin zu dem großen Spiegel, dem Crucifix gegenüber, und ſchaute lange und prüfend hinein. Anfangs waren ihre Züge ſtrenge, aber ſie wurden immer milder, und zuletzt ſagte ſie mit einem behaglichen Lächeln: ich denke, ich kann zufrieden ſein! Meine achtunddreißig Jahre drücken nicht allzuſchwer auf mir, und manche Frau von achtundzwanzig Jahren möchte mich beneiden um mein friſches Angeſicht! Wenn nur meine Tochter nicht wäre! Es iſt ſehr unangenehm, eine heirathsfähige Tochter zu haben!

Allerdings, das ließ ſich nicht ableugnen. Emmy, der Baronin Tochter, war heirathsfähig, denn ſie war achtzehn Jahre alt, und die Baronin ſelbſt hatte ja ſchon mit ſechszehn Jahren ſich verheirathet. — Aber es iſt ſo unbequem, eine Tochter neben ſich zu haben, die ſchon die Aufmerkſamkeit und Bewunderung auf ſich zieht, und ſo gewiſſermaßen dieſe der Mutter neben ihr entwendet. Deshalb auch hatte die Baronin ihre Tochter ſchon verlobt an den jungen Baron Alfred von Wülfingen und ſie beſchleunigte dieſe Verbindung ſo viel als möglich, um dann wieder ſelber frei zu ſein, keine Tochter neben ſich zu haben, die ſie an ihr Alter und an ihre hinwelkende Schönheit mahnte und ihr hinderlich ſein konnte auf dem Pfade, den ſie ſelber verfolgte. — Zudem ja auch liebte Alfred von Wülfingen ihre Tochter, dieſes junge Mädchen mit dem anmuthsvollen Lächeln und den träumeriſchen Augen, die ſo viel noch ſchlummerndes Leben verhießen, ſo viel noch nicht wachgerufene Gluthen verkündeten. Ob Emmy ihn liebte? Mein Gott, was hatte die Baronin darnach zu fragen! Hatte man ſie ſelber denn gefragt, als man einſt ſie, das ſechszehnjährige Mädchen, dem Baron Elsleben vermählte?

O, und wie viel hatte ſie nicht gelitten in dieſer

Ehe, wie viele Thränen nicht geweint auf dem dunklen, schweigenden Schlosse des Barons, in dem er sie mit ihrer Schönheit und Jugend vergraben hatte. — Sechszehn Jahre lang hatte sie dort auf dem Stammschloß des Barons neben ihrem Gatten gelebt, freudlos und still, und selbst ihre Emmy, das einzige Kind dieser Ehe, hatte nicht vermocht, die Baronin zu trösten über die Einsamkeit und die düstere Ruhe dieses vornehmen, stolzen Gefängnisses. — Da endlich starb der Baron und die Baronin ward frei. Aber noch das Testament ihres Gemahls verrieth die Seltsamkeit, die ihn während seines ganzen Lebens ausgezeichnet hatte. — Der Baron war katholischer Religion gewesen, und es war in den Ehepacten schon festgesetzt worden, daß die Kinder dieser Ehe in der Religion ihres Vaters, die Baronin war Protestantin, sollten erzogen werden. Ein Arrangement, gegen das sich die Baronin, damals noch ein echtes Weltkind, nicht im mindesten sträubte. Aber in den letzten Jahren ihrer Ehe hatte die Baronin, vielleicht nur, um ihren bigott katholischen Gemahl zu ärgern, sich als eifrige Protestantin gezeigt, und, nur um den Baron zu beunruhigen, darauf hingearbeitet, ihre junge Tochter Emmy aus einer rechtgläubigen Katholikin zu einer Ketzerin zu machen. — Der sterbende Baron zitterte daher vor dem Bekehrungseifer seiner Gemahlin, und suchte durch sein seltsames Testament seine Tochter vor diesem zu wahren. Er setzte nämlich die Baronin zur Erbin seiner reichen Besitzungen ein, jedoch unter der Bedingung, daß die Baronin nicht nur ihre Tochter in ihrem Glauben nicht zu erschüttern suche, sondern im Gegentheil strenge darüber wache, daß diese ihre Religion treu bewahren möchte. Im entgegengesetzten Falle aber, wenn Emmy ihre Religion wechselte, sollte das ganze Vermögen seiner

Schweſter, der Frau von Hermfeld, anheimfallen, und der Baronin mit ihrer Tochter nur ein dürftiges Jahrgeld verbleiben. Der Baron hatte ferner teſtamentariſch feſtgeſtellt, daß die Familie ſtets ihre eigene Hauskapelle und für dieſelbe ihren eigenen Prieſter halten ſolle, der zugleich der Lehrer und Beichtvater Emmy's ſein mußte. — Dieſen Teſtamentsbeſtimmungen mußte nun freilich die Baronin ſich fügen, und ſie that es mit der Klugheit und Entſchloſſenheit, die ſie niemals, ſelbſt in den ſchwierigſten Momenten nicht, verlaſſen hatten. Zuvörderſt verabſchiedete ſie den alten Kaplan ihres Gemahls und wählte dafür einen jungen und wohlunterrichteten Abbé. Er war der Sohn ihres Gärtners, und der verſtorbene Baron hatte den Knaben in einem öſterreichiſchen Kloſter ausbilden und zu ſeinem heiligen Amte erziehen laſſen. — Nachdem dieſer wichtige Punkt in Ordnung gebracht worden, verließ die Baronin mit ihrer Tochter und dem jungen Prieſter das tief in Böhmen liegende Stammſchloß ihres Gemahls und eilte nach Berlin, der Stadt ihrer Geburt. — Es waren ſtolze und ehrgeizige Plane, mit welchen die noch immer ſchöne, kaum vierunddreißig Jahre alte Wittwe in Berlin ihren Einzug hielt, denn Ehrgeiz und Stolz waren die Grundzüge in dem Character der Baronin, und ſie beſchloß, auf jeden Fall eine bedeutende und impoſante Stellung in der Geſellſchaft einzunehmen, kein Mittel unbenutzt zu laſſen, das ihren ehrgeizigen Planen förderlich ſein konnte. Bei Hofe eine bedeutſame Rolle zu ſpielen, einen höhern Rang ſich zu erkämpfen, das war ihr ſtolzer, nie ſie verlaſſender Wunſch, und ihr ſcharfer Blick hatte bald die einzigen Mittel erkannt, die zur Erreichung ihres Wunſches ihr behülflich ſein konnten. — Die Baronin erſah, daß es an der Zeit ſei, fromm zu werden, und ſie ward fromm, das heißt,

fromm in jener Weiſe, wie die Zeit es verlangte und Gott wohlgefällig glaubte. Sie ward fromm, indem ſie es lernte, ihr Geſicht in ernſte Falten zu ziehen, ihr Haar zu ſcheiteln und Gott ſtets auf der Zunge zu führen, Conventikel zu gründen und ſolche zu beſuchen, eine heilige Floskel ſtets bereit zu halten, die Gleichgeſinnten ſtets zu ſchützen und ſich ihrer anzunehmen, diejenigen aber, welche weder Conventikel beſuchten, noch die Kirche, ſondern nur arbeitſam und fleißig waren und Gott ohne vieles Wortgepränge in der Stille ihres Herzens anbeteten, als gottloſe Sünder zu verdammen. Die Baronin ward fromm und in ihrer frommen Demuth ſprach oder that ſie von nun an nichts ohne Gott. Ihn fragte ſie in den kleinlichſten Dingen um Rath und zweifelte niemals, daß ſelbſt für die irdiſchen, ganz weltlichen Dinge Gott ihr ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit und Gnade verleihen werde. Gott half ihr von nun an aufſtehen und ſich in die Morgenkleider werfen, er begleitete ſie zum Kaffeetiſch, und wenn der Kaffee nicht vorzüglich oder das Frühſtück überhaupt mißrathen war, ſo galt das als ein Zeichen, daß Gott ihr an dieſem Tage nicht beſonders günſtig ſei. Zerbrach nun gar die ungeſchickte Kammerzoſe etwa eine Taſſe, oder ſonſt dergleichen, ſo jammerte die Baronin, daß heute Gottes Zorn ſie ungewöhnlich heimſuche, und durch Beten und Kaſteien trachtete ſie den zürnenden, wirthſchaftlichen Gott zu verſöhnen. — Bald genug erlangte die Baronin durch ſolche Mittel den Ruf großer Heiligkeit und Frömmigkeit, und es bedurfte nur noch, ſich irgend einer bedeutſamen, einflußreichen Perſon zu vergewiſſern, um ihr eine dauernde, ihrem Ehrgeize genügende Stellung in der ariſtocratiſchen, frommen Geſellſchaft zu ſichern. Die Baronin warf ihre Augen auf den Prediger Gotthold. Er war der vertraute

Freund vieler vornehmen Damen, der Vorsteher aller möglichen frommen Vereine, ein ausgezeichneter Kanzelredner, ein eifriger Priester, und der vielbeanspruchte Seelsorger und Geistesrath für alle die vornehmen und exclusiven Kreise, in denen er sich bewegte.

Die Baronin machte ihn zu ihrem Seelsorger, und wenn in ihren täglichen, stundenlangen Zusammenkünften nicht immer von Gott und der Seelsorge allein die Rede war, so war das, bei dem regen Antheil, den der fromme Mann an Allem nahm, was seine Beichtkinder betraf, sehr natürlich und sachgemäß. Zudem war Gotthold jung und voll Bewunderung für die Werke Gottes, ob Gott nun in einer Blume oder auf einem Menschenantlitz sich offenbarte und die Baronin war noch immer eine schöne Frau und — genug, die Baronin wußte den frommen Mann ganz für sich zu gewinnen, und er gewann ihr die Gnade und Aufmerksamkeit der hohen und frommen Kreise, deren Mittelpunkt er war. — Ein Theil der ehrgeizigen Plane der Baronin war nun erfüllt, aber Vieles blieb noch zu thun übrig, Vieles, was ihr die in den hohen Kreisen gewonnene Bedeutsamkeit dennoch nicht zu gewähren vermochte. — Die fromme Baronin mit ihrer anscheinenden Demuth fand in ihrem Stolze, daß der Rang und Name einer Baronin viel zu gering sei für ihr frommes, gottergebenes Gemüth, und sie überredete sich gern selbst, daß sie nur deshalb nach einem höhern Range strebe, um dadurch dem Throne und dem Ohre des Königspaares näher zu stehen und mehr Gutes schaffen und erreichen zu können. Wie war aber ein höherer Rang anders zu erlangen, als durch eine Heirath, der übrigens die schöne Wittwe auch im Allgemeinen gar nicht abgeneigt war. Und hier kam auch ihr Herz ihrem Ehr-

geize zu Hülfe und Beide flüsterten ihr stolze und glühende Worte von Hoheit und Liebe zu, und die Baronin fühlte, daß ihr Herz noch so jung und warm schlage, und daß es mit sehnsuchtsvoller Gluth noch immer des Messias harre, der es aus seiner Einsamkeit erlösen solle. — Lange hatte die Baronin vergeblich sich umhergeschaut in den vornehmen Cirkeln, in denen sie lebte, aber sie hatte Niemand gefunden, den ihr Herz begehrte, oder der ihrem Ehrgeize genügte. Und so waren die Jahre vergangen und die Baronin erinnerte sich schreckensvoll, daß sie mehr und mehr der großen Grenzscheide sich nähere, an welcher die Frau aufhört Weib zu sein und Matrone wird, daß sie bald ihr vierzigstes Jahr erreichen würde. Wie inbrünstig flehte sie nicht zu Gott, ihr endlich den Mann zu zeigen, den ihr Herz und ihr Stolz begehrte, und wie viel gute Werke gelobte sie ihm nicht für die Erfüllung ihres Wunsches. Vielleicht war Gott gerührt von so vielen Versprechungen, — die Baronin zweifelte keinen Augenblick daran, denn ihr Gott war stets so sehr gefällig und gütig gegen sie, und gewiß war Er es, der ihr endlich den Mann zuführte, der alle ihre Wünsche befriedigen konnte. Dieser Mann war der Fürst Alex von Pomowsky, der sich seit einigen Monaten in Berlin aufhielt, und den die Baronin heute zum ersten Male in ihrem Salon zu sehen hoffte. — Was Wunder also, wenn die Baronin heute besondere Aufmerksamkeit auf ihre Toilette verwandte, und so strahlend und verführerisch, wie nur immer möglich, zu sein wünschte.

Die Baronin stand noch vor dem Spiegel, als eine der Portièren sich leise bewegte und zwischen den Vorhängen ein lieblicher, blonder Mädchenkopf sichtbar ward.

Störe ich, Mama? fragte eine helle, volltönende Stimme.

Nein, Du kannſt hereinkommen, Emmy, ſagte die Baronin, und ſofort trat die Tochter in den Salon und eilte raſch zu ihrer Mutter hin.

Aber welch ein abgeſchmackter Anzug, ſagte die Baronin ſtreng, und ihr ernſter Blick ruhte muſternd auf dem jungen Mädchen. Wirklich, wenn man Dich ſieht in dieſem dunklen ſeidenen Kleide, das bis an den Hals hinauf reicht, mit dieſen Schleifen im Haar, man ſollte meinen, Du ſeieſt mindeſtens dreißig Jahre, und nicht meine Tochter, ſondern meine Schweſter.

Das kommt daher, Mama, weil Sie noch ſo ſehr jung ausſehen, ſagte das junge Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen.

Der Blick der Baronin ward etwas minder ſtrenge, und ſie ſagte gütiger: nun, dieſer Anzug iſt jedenfalls unpaſſend, denn er macht Dich alt und überſchleiert ganz Deine achtzehn Jahre. Du weißt doch, daß heute Abend getanzt werden ſoll?

Getanzt, hier, in unſerm Hauſe? fragte Emmy erſtaunt.

Ja, mein Kind, ſeufzte die Baronin. Ich habe mich wohl dazu entſchließen müſſen, um dem Spotte dieſer Läſterzungen Schweigen zu gebieten, die da behaupten, wir verdammten jede weltliche Luſt und fluchten der irdiſchen Freude. Ja, mein Kind, es ſoll getanzt werden! Hat doch unſer Herr Chriſtus ſelber nicht verſchmäht, einer Hochzeit beizuwohnen und des Mahles ſich zu erfreuen. Es wird alſo eine verzeihliche Sünde ſein, wenn auch wir einmal ſolche weltliche Freuden in unſerm Hauſe dulden. Gewiß, es iſt eine verzeihliche Sünde, denn ſelbſt der würdigſte und tugendhafteſte Mann dieſer Stadt, der General T...., giebt jeden Winter einen Ball.

Wie könnte man ein ſo unſchuldiges Vergnügen auch eine Sünde nennen! ſagte Emmy leiſe, aber in-

nerlich war ſie ganz erſtaunt, ſolche Worte von ihrer Mutter zu hören, von ihr, die ſo oft geſagt, der Tanz ſei eine Erfindung des Teufels, mit der er zur Sünde zu verlocken trachte.

Geh alſo ſchnell jetzt und kleide Dich um, damit Dein Verlobter ſich an Dir freuen kann, rief die Baronin.

Warum erbleichte Emmy bei dieſer Erwähnung ihres Verlobten, warum ließ ſie ſeufzend das Köpfchen hängen und ſchlich leiſe zu ihrem Gemach zurück? Warum ſank ſie dort jetzt nieder auf einen Stuhl und weinte hinter den vorgehaltenen Händen ſo bitterlich, daß ihr die Thränen zwiſchen den Fingern hervorquollen? — Vielleicht wußte Emmy ſich dieſe Frage ſelber nicht zu beantworten, vielleicht auch ſcheuete ſie es, die Antwort zu hören und den flüſternden Stimmen ihres Herzens zu lauſchen, denn ſie ſprang plötzlich auf und ſchüttelte die Locken aus ihrem Geſicht und trocknete ihre Thränen mit einem ſo entſchiedenen, muthigen Ausdruck, daß man wohl ſah, ſie wollte nicht mehr weinen. — Dann ſchellte ſie ihrem Kammermädchen und befahl mit haſtiger, nur noch wenig zitternder Stimme, ihr das roſa Seidenkleid zu bringen und eine Roſe in ihr Haar zu ſtecken. — Dieſe neue Toilette ward ſchnell und geräuſchlos vollendet, und nicht ein einziges Mal ſchaute Emmy in den Spiegel, obwohl Betty, die Kammerjungfer, nicht aufhörte zu verſichern, die Roſe kleide ihr prächtig, und ſie wäre in dem blaßrothen Seidenkleide anzuſehen, wie eine Roſenkönigin. Nur als Betty immer fortplaudernd, endlich auch meinte, wie ſehr der fromme Vater Richard ſich freuen würde, ſie ſo ſchön zu ſehen, da zuckte Emmy zuſammen, und Betty, die gerade beſchäftigt war, ihr eine Schleife zu befeſtigen, fragte erſchrocken, ob ſie ihre junge Herrin vielleicht geſtochen habe?

Nein, o nein, ſagte Emmy, es war nur ein augenblickliches Fröſteln. Aber dies Fröſteln kehrte wieder, als Betty jetzt von dem Verlobten ihrer jungen Herrin, dem Baron Alfred von Wülfingen ſprach, der ſo ſchön tanze, wie Taglioni, und der berühmteſte Tänzer in ganz Berlin ſei.

Jetzt klopfte es leiſe an die Thür und Betty, die ſie aufzumachen eilte, rief lächelnd: o der Herr Baron ſelber, und dann fragte ſie, ob ihre Herrin ihrer noch bedürfe, und da dieſe ein zitterndes Nein erwiederte, ſchlüpfte die Kammerzofe mit einem liſtigen Lächeln hinaus und ließ Emmy mit ihrem Verlobten allein.

Alfred von Wülfingen war ein junger Mann im Anfang der Zwanziger, von hoher, ſchlanker Geſtalt, von einnehmenden Geſichtszügen und mit ein paar Augen, aus denen die Güte ſeines Herzens ſo deutlich hervorſtrahlte, daß man unwillkührlich ſchon Vertrauen zu ihm faßte. — Er näherte ſich Emmy mit freundlichem, mildem Lächeln und ſagte mit etwas gezwungenem Ton: Wie lange habe ich Sie nicht geſehen, Emmy, zwei ganze Tage nicht!

Nun, darüber haben Sie nur ſich ſelber Vorwürfe zu machen, ſagte Emmy lächelnd. Aber ich denke, Sie haben mich nicht vermißt!

O doch, ſagte Alfred. Ich habe Sie vermißt, denn Sie wiſſen es, Emmy, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, und daß ich immer mit allen meinen Gedanken bei Ihnen bin.

Emmy ward ſichtbar befangen, und deshalb ſagte ſie ſcherzhaft: ja, mit Ihren Gedanken mehr, als mit Ihrer Perſon, die ganz gut ohne meine Nähe exiſtiren kann. Alfred, Alfred, ich glaube, Sie würden ſich nicht todt ſchießen, wenn Sie mich verlören!

Sie ſagte dieſe Worte in ſcherzendem Ton, aber

in dem feſten, prüfenden Blick, den ſie dabei auf Alfred heftete, lag ein tiefer, feierlicher Ernſt. — Alfred bemerkte es nicht und ſagte mit einem erzwungenen Lachen: aber warum auch gerade erſchießen, Couſine? Vielleicht wählte ich eine andere Todesart.

Und zwar eine ſolche, lachte Emmy, an der Sie gewiß wären, die erſten funfzig Jahre nicht zu ſterben! —

Alfred lachte auch, und Beide ſchienen in der fröhlichſten Stimmung, als der Bediente kam und ſie im Namen der Baronin aufforderte, in den Salon zu kommen, weil dort ſchon Gäſte angelangt ſeien.

Alfred bot ſeiner Braut den Arm, und wer dieſe beiden jugendlichen Geſtalten Arm in Arm ſo dahin eilen ſah, der mochte ſie für ein glückliches Paar halten können.

Ein Salonzirkel.

Niemals war eine glänzendere Gesellschaft versammelt gewesen, als wie sie sich jetzt in den Sälen der Baronin Elsleben auf und ab drängte. Da waren Generale, die nicht dem Kriege, sondern dem gesegneten dreißigjährigen Frieden diese vielen Ordensbänder verdankten, mit denen ihre Brust bedeckt war, Minister, die ihre hohe Stellung nicht nur ihrer Würdigkeit, sondern eben so sehr ihrer Frömmigkeit verdankten, da waren Fürstinnen, die den guten Ruf, dessen sie sich erfreuten, nicht ihrer Tugend, sondern ihrem Alter verdankten, und Gräfinnen, die keinen Adel weiter besaßen, als den Adel ihrer Geburt, aber für sehr edel galten, weil sie die Conventikel regelmäßig besuchten und für Kleinkinderbewahranstalten schwärmten. Kurz, es war ein Salon, wie es deren viele in Berlin giebt, und die sich alle außerordentlich gleichen.

Man ging umher und trank Thee, und sprach flüsternd mit seinem Nachbar, und Alles war so ernst und langweilig, wie es einer so frommen Gesellschaft zukommt, und Alle hatten so ernste, kalte und gleichgültige Mienen, daß die Vertraulichkeit und Herzlich-

keit ſich erſchreckt und zitternd in einem Winkel verbarg. Ja, in den Winkeln ſtanden hier und da einige Mädchengruppen, heimlich mit einander flüſternd und ſich über Dieſen oder Jenen in der Geſellſchaft luſtig machend, auch einige Herren hatten ſich hier und da abgeſondert, und wenn ein beſternter Herr dabei war, ſo ſtanden die Andern mit geneigtem Haupte und horchten mit ehrerbietigen Mienen auf jedes Wort des beſternten Herrn, und ſagten nach jedem Satz, daß Se. Excellenz vollkommen das Rechte getroffen, und daß es gerade ſo ſei, wie Se. Excellenz zu bemerken geruhten.

Aber bald verſtummten alle dieſe leiſe geführten Geſpräche, und man drängte ſich dem mittlern Saale zu, denn dort wollte ein junger Dichter das jüngſte Erzeugniß ſeiner Muſe vorleſen. In der Mitte des Salons ſaß er ſchon, der Dichter, und er ſah unbeſchreiblich intereſſant aus mit ſeinem blaſſen Geſicht und dem langen ſchwarzen Haar, unbeſchreiblich intereſſant in dem altdeutſchen Rocke, der ihm ein gewiſſes demagogiſches Anſehen gab, was ihm weiter keinen Schaden brachte, da man ſehr genau wußte, wie innig er das hohe Königshaus verehrte, und daß er von einer hohen Perſon ein Jahrgeld bekam.

Und der junge Dichter las mit erhobener Stimme ein begeiſtertes ſchwungvolles Gedicht vor, darin war die gewiſſe Hoffnung ausgeſprochen, daß es immer wieder, mit Gottes gnädigem Beiſtand, Frühling werden, und daß, abermals mit Gottes gnädigem Beiſtand, der Winterſchnee zu ſeiner Zeit wegſchmelzen müſſe, und dieſer Grundgedanke war ſehr geſchickt angewandt auf die Zeitverhältniſſe. Die Volksaufwiegler und Liberalen, das war der Winterſchnee, welcher die Herzen des Volkes zu erkälten ſuchte gegen den Sonnenſchein königlicher Huld, und der kommende

Frühling, das war die glückſelige Zeit, in der dieſer Schnee, Dank der allmächtigen Sonne, bei Seite geſchafft worden, und in der die königliche Sonne wieder Blüthen und Keime überall hervorzauberte. Denn die Erde, hieß es weiter, müſſe verdorren, wenn die Sonne ihr nicht ſcheine und ſie zu neuem Leben erwecke, und gleich der Erde ſei das Volk und gleich dem Winterſchnee die liberalen Schreier, und wenn die nicht hinweggethaut würden, ſo müſſe die ganze Welt zu einem einzigen todten ſtarren Nordpol werden, und die Menſchen zu lauter Samojeden.

Das war ein Gedicht, ganz wie es paßte zu dieſen Räumen, und überall ſah man zufriedene Geſichter und beifälliges Kopfnicken, und als der Dichter geendet, umringte man ihn, um ihn mit Dank- und Beifallsworten zu überſchütten, und einige beſternte Herren ſogar traten zu ihm und ſagten ihm einige verbindliche Worte und forderten ihn auf, noch ein Mehreres zu leſen.

Sogleich nahm der Dichter wieder ſein Manuſcript hervor, ſtrich das lange ſchwarze Haar aus dem Geſicht und las ein ſehr begeiſtertes Gedicht, in dem er einen bekannten liberalen Dichter mit heftigen Worten angriff, und ein anderes Gedicht, in dem er die ſogenannten Aufgeklärten und Freidenker verdammte, und darauf hinwies, wie die Frömmigkeit das erſte und nothwendigſte Bedingniß eines tugendhaften Wandels ſei, und Alles in der Schöpfung dem Menſchen zuzurufen ſcheine: „falle nieder auf Deine Kniee, Du jammervoller Erdenwurm, und fühle in tiefer Zerknirſchung Deine eigene Nichtswürdigkeit und Gottes Größe.“

Nach dieſem Gedicht war das Entzücken bis auf's Höchſte geſteigert, und die Dankſagungen, die Händedrücke ſchienen kein Ende nehmen zu wollen.

In einer Fenſterniſche ſtanden zwei Herren, die ſchweigend dieſem Auftritt zuſchauten.

Der hat ſein Glück gemacht, ſagte der ältere dieſer Herren, ein Mann in den mittlern Jahren, mit breitem, wohlgenährtem Angeſicht, das von Geſundheit und Jovialität ſtrotzte. Der hat ſein Glück gemacht, wiederholte er lachend und fuhr ſich mit der Hand in das blonde, lockige Haar.

Sie glauben wirklich? fragte der Andere, ein hochgewachſener junger Mann, deſſen bleiches Angeſicht mit den müden dunklen Augen und dem ſchwarzen glänzenden Haar einen ſeltſamen Contraſt bildete zu dem fröhlichen hellen Antlitz ſeines Nachbars.

Und warum ſollte ich es nicht glauben? fragte der Erſte. Wir haben ja täglich Beiſpiele, daß die rechte nnd gute Geſinnung jederzeit anerkannt und belohnt wird.

Der Mann ſagte das mit einem ſo eigenen Lächeln, daß man zweifelhaft war, ob er im Ernſte, oder im Spott ſo geſprochen.

Nennen Sie mir ein Beiſpiel, Herr Criminalrath, ſagte der bleiche junge Mann müde. Wirklich, es iſt ein Glück für mich, daß ich Sie hier traf. Ohne Sie wäre es hier entſetzlich langweilig. Aber Ihre Geſchichtchen haben etwas ſehr aufheiterndes.

Durchlaucht ſind ſehr gütig! ſagte der Criminalrath, ſich verneigend.

Und nun ein Beiſpiel!

Ein Beiſpiel! wiederholte der Criminalrath und ließ ſeine kleinen ſtechenden grauen Augen einen Moment durch den Salon ſchweifen. O, ich ſehe dort gleich eins! Sehen Sie jenen jungen Mann mit dem unbedeutenden, nichtsſagenden Geſicht. Er hat etwas Lauerndes, Falſches in ſeinem Blick, mit dem er Niemand gerade in's Antlitz ſieht. Nun, der hat eine

nicht unbedeutende Anstellung erhalten für drei Zeitungsartikel, eine Anstellung mit sechshundert Thalern! Wollen Sie noch mehr Beispiele? Ich sehe deren noch Viele!

Ich danke Ihnen, sagte der Fürst mit plötzlich aufflammenden Augen, und sein Gesicht nahm jetzt einen lebhaftern, hellern Ausdruck an. Ich danke Ihnen, denn ich sehe da eine Dame, der ich durchaus mich nähern muß!

O, Sie meinen die schöne Gräfin Aurelie Marsilla. Ja, ja, sie ist die Zierde unserer Salons!

Und sie verdient es! sagte der Fürst, aus der Fensternische hervortretend. Leben Sie wohl, lieber Criminalrath. Aber noch Eins! Sie halten doch Wort und begleiten mich in's Theater zur Eröffnung des Opernhauses?

Gewiß, Durchlaucht, und ich denke, dieses langersehnte Fest wird in einigen Tagen stattfinden!

Am eilften December! sagte der Fürst mit leichtem Kopfnicken, und trat zu dem Sessel der Gräfin Aurelie Marsilla.

Endlich! flüsterte er leise. O, Sie haben mich eine Ewigkeit warten lassen!

Warten? fragte die Gräfin mit einem reizenden Lächeln. Wußte ich denn, daß Sie hier waren?

Ich bin überall, wo ich hoffen darf, Sie zu finden! Wissen Sie das nicht, Gräfin? fuhr er leise fort. Wollen Sie immer noch Ihr Ohr verschließen gegen die flehenden Worte eines Herzens, das zu Ihnen schreit um Erbarmen, um Gnade? O, wenden Sie sich nicht ab, Aurelie! Wendet doch Gott selbst nicht sein Antlitz weg von dem Flehenden, erhört er doch selbst das Gebet des Sünders; wollen Sie minder gnadenvoll sein, als Gott?

Gott ist auch erhaben über alle Leidenschaft, sagte

die Gräfin mit zitterndem Ton. Und wenn er das Gebet des Sünders erhört, so wird er dadurch nicht zu seinem Mitschuldigen, sondern zu seinem Erlöser!

Des Fürsten dunkle Augen glühten höher auf. Sie fürchten also, sagte er fast athemlos, Sie fürchten, daß Sie meine Mitschuldige werden könnten? Aurelie, sagen Sie dies Eine Wort? Fürchten Sie das?

Bin ich es nicht schon? sagte sie kaum hörbar, und obwohl sie die Augen niederschlug, empfand sie doch die verzehrende Gluth des Blickes, mit dem der Fürst in ihr schönes Antlitz schaute.

Auch eine Andere empfand das, und mit minder beglückten Gefühlen, als die schöne Gräfin, und diese Andere das war die Baronin Elsleben, die, obwohl anscheinend all ihren Gästen sich widmend, dennoch nicht aufgehört hatte, den Fürsten Alex von Pomowski zu beobachten.

Die also liebt er jetzt! dachte sie. Nun, mag er es! Das kann höchstens einen Skandal geben, denn da sie verheirathet ist, kann er sie mindestens nicht heirathen. Uebrigens muß man dafür sorgen, daß Graf Marsilla bald zurückkehrt. Das ist Alles! — Aber es verdroß sie dennoch, daß der Fürst so angelegentlich mit der Gräfin sprach, und sie befahl, die Musik im Tanzsaal anzustimmen. Der Fürst hatte sie um die Polonaise gebeten, und so ward denn dadurch am wirksamsten diese Unterhaltung mit der schönen Gräfin unterbrochen.

Die Unbekannte.

Noch bevor der Ball beendet war, stahl sich Alfred von Wülfingen, der Baronin zukünftiger Schwiegersohn, unbemerkt hinweg. Ein Freund von ihm, seit wenigen Tagen erst von einer Reise zurückgekehrt, begleitete ihn. — Sie hatten sich Beide so Vieles zu sagen, so Vieles zu erzählen von ihren gegenseitigen Freunden, und im Ballsaal der Baronin war keine Ruhe für solch trauliches Gespräch. Arm in Arm gingen sie jetzt die Linden auf und ab und plauderten von all' diesen kleinen Begegnissen des Lebens, die für Freunde doch von so großer Wichtigkeit sind.

Und Dich finde ich als Bräutigam wieder? fragte endlich Oskar, Alfred's Freund.

Ja, als Bräutigam, sagte dieser sinnend, und Beide schwiegen dann.

Es scheint also, daß Dir das Glück treu geblieben ist, sagte Oskar nach einer Pause. Ja, ja, Du bist eins von den gesegneten Sonntagskindern, denen Alles gelingt, was sie unternehmen.

Du weißt, daß ich förmlich kranke an all' meinem Glück, sagte Alfred lebhaft. O mein Gott, ich habe

es so satt, ewig und immer um mein Glück beneidet zu werden. Es ist so demüthigend, nichts sich selber, sondern Alles dem Zufall, oder, wenn Du willst, meinem guten Stern verdanken zu müssen. Ich möchte mir das Glück selber erringen, und kann doch nichts thun, als die Hände müßig in den Schooß legen und annehmen, was sich mir darbietet, ohne daß ich darum kämpfte!

Und auch diese Deine Braut hast Du nicht Dir, sondern Deinem Glücke zu verdanken?

Gewiß nur ihm!

O, erzähle mir das! rief sein Freund lebhaft.

Da ist wenig zu erzählen, sagte Alfred, nicht ohne Bitterkeit. Bei mir macht sich Alles ganz einfach und natürlich. Von meiner Reise zurückgekehrt, fand ich im Hause meiner Eltern die Schwester meiner Mutter, die, seit einiger Zeit verwittwet, nun gekommen war, sich in Berlin niederzulassen. Mit ihr war ihre einzige Tochter Emmy, ein Mädchen von sechszehn Jahren, schön und unschuldig, wie eine Lilie, frisch, wie eine aufblühende Maienrose, und heiter und unbefangen, wie es nur ein Landmädchen sein kann, das niemals unsere verfeinerte Politur des Stadtlebens erfahren hat.

O, ich verstehe, sagte Oskar lächelnd, das Glück sandte hier eine ihrer schönsten Blüthen, und die schöne Emmy ward Deine erste Liebe!

Ja, Du hast Recht, ich liebte sie, liebte so, wie ein schwärmerischer Jüngling das Mädchen seiner ersten Sehnsucht zu lieben pflegt, mit Bangen und Zagen, mit Angst und Schüchternheit, mit Thränen und Seufzen. Nun endlich athmete ich frei auf, denn ich weinte vor Schmerz, und ich ahnte das Unglück. O wie viele bange, angstvolle Träume malten mir nicht in unheilsvollen Farben meine Zukunft, wie oft sah

ich mich nicht zu den Füßen Emmy's, um ihre Liebe flehend, und von ihr mit Geringschätzung, mit Härte verworfen, und dann sie mir erkämpfend, sie mir verdienend durch Thaten, durch Streben und Ringen! Solche Träume, die mich weinen machten vor Schmerz, sie waren dennoch zugleich mein stillgeheimes Glück, und ich liebte Emmy doppelt, weil sie mir Schmerzen und Sehnsucht, Kummer und unbefriedigtes Verlangen gab. Ich hätte sie angebetet, ich hätte sie zu der Heiligen meines ganzen Daseins gemacht, wenn Hindernisse sich meinem Glücke entgegengestellt hätten!

Und die fanden sich nicht? fragte Oskar gespannt.

Die finden sich niemals bei mir, rief Alfred. Meine sorgsamen, zärtlichen Eltern hatten bald meine Liebe und den Grund meiner Schwermuth entdeckt. Mein Gott, sie hatten von der Wiege an Emmy für mich bestimmt, sie war gewissermaßen für mich geboren, für mich erzogen worden, sie wunderten sich gar nicht, daß mein Herz ihren Wünschen entgegen kam, und während ich meine Liebe wie ein geheiligtes Mysterium in meinem Busen verborgen wähnte, hatten sie längst Alles errathen, Alles vermittelt. Vor einem Monat, an meinem vierundzwanzigsten Geburtstage, führten sie mir die erröthende, verschämte Emmy als meine Braut entgegen. Sie hatten bei ihrer Mutter für mich geworben, und als ein ächtes Muttersöhnchen mußte ich das Glück ohne Kampf aus den Händen vorsorgender Mütter empfangen. Ich hatte gehofft, einen Roman zu erleben, und fand nichts als eine allerliebste, aber ganz gewöhnliche Alltagsgeschichte. Ich hatte mir die Geliebte verdienen wollen, und dann, wenn ich das Bewußtsein haben durfte, ihres Besitzes werth zu sein, dann sollte mich ihre

Liebe zu einem Gott beſeligen! Aber ſie ward mein ungefordert, unverdient, und was ſonſt mein höchſtes Entzücken geweſen, überraſchte mich jetzt faſt mehr, als es mich beſeligte! Ich wollte als Liebhaber ſchwärmen und ſeufzen, und ſollte mich jetzt zu dem ganz nüchternen Glück herabſtimmen, als erklärter Bräutigam mit meiner privilegirten Zärtlichkeit umherzulaufen und meine heilige Liebe zu einer Alltagsgeſchichte entweiht zu ſehen.

Und liebt Ihr Euch Beide nicht? fragte Oskar ernſt.

Wiſſen wir es denn ſelber? ſagte Alfred bitter. Man hat uns ja nicht Zeit gelaſſen, uns ſelber zu erkennen. Die erſten Wallungen und Ahnungen des erwachenden Gefühls ſind uns als Liebe conſtatirt, und von den Eltern anerkannt, wir können uns die Mühe ſparen, nachzudenken, ob wir uns wirklich lieben, oder uns täuſchen!

Gott gebe, daß dies Nachdenken Euch niemals überraſcht, ſagte Oskar ernſt.

Nein, nein, rief Alfred, ich wünſche das Gegentheil! O, meine ganze Seele dürſtet nach Kampf und Schmerz. Ich möchte mit meinem Herzblut mir den Ausgang erkaufen aus dieſem holländiſchen Blumengarten des Glückes, und mich in Abgründe ſtürzen, Felsſpitzen erklimmen, um mit triefender Stirn, mit wunden Füßen das Glück zu ſuchen und zu erringen. Mein Gott, wäre Emmy nicht mein, liebte ſie einen Andern, wie wollte ich kämpfen um ihre Liebe, um ihren Beſitz!

Du läſterſt, ſagte Oskar nach einer Pauſe. Du biſt noch immer der tolle, leidenſchaftliche Knabe, der ſich von jedem Moment hinreißen läßt und im Uebermuthe des Glückes ſein Glück ſelbſt läſtert.

Ja, Du haſt Recht, ich bin ein Knabe, aber ich

will ein Mann werden, und ich ſuche Schmerzen und Leiden, daß ſie mir die Taufe der Mannheit geben!

Nur Geduld, ſie werden kommen, ſagte Oskar, und dann, mein armer Freund, wirſt Du vergebens das Glück zurückrufen, es hört nicht auf die Stimme der Verzweiflung! Aber hier ſind wir ſchon zum vierten Male vor meinem Gaſthof angelangt. Gute Nacht denn, Alfred.

Gute Nacht, Oskar!

Die Freunde trennten ſich. Langſam und ſinnend ging Alfred von dannen, um ſich in ſeine ziemlich entfernt liegende Wohnung in der Potsdamer Straße zu begeben. Mit rüſtigem Schritt eilte er die Linden hinab, und erſt die Einſamkeit und Stille der ſonſt ſo bewegten Straße erinnerte ihn daran, daß es ſchon ſpät ſein möchte, als das Pfeifen des Wächters ihm die eilfte Stunde verkündete. Es war eine kalte Novembernacht, der ſchneidende Wind trieb ganze Wolken von Staub zuſammen und raſchelte in dem gelben dürren Laube, das in ganzen Haufen zu Füßen der entblätterten Linden lag. Alfred hüllte ſich fröſtelnd feſter in ſeinen Mantel und ſah ſich verlangend nach einer Droſchke um, die ihn der Unbequemlichkeit überheben könnte, den weiten Weg bis nach ſeiner Wohnung zu Fuße zurückzulegen. Aber umſonſt ſtand er horchend von Zeit zu Zeit ſtill, nirgends ließ ſich das Rollen eines Wagens vernehmen, und als er endlich an der Charlottenſtraßenecke einer langſam dahinſchleichenden Droſchke begegnete und ſie anrief, weigerte der Kutſcher ſich, noch zu fahren, da die eilfte Stunde ſchon geſchlagen und er nur bis zu dieſer verpflichtet ſei, jeden Fahrluſtigen zu befördern. Vergebens bot ihm Alfred das Doppelte des gewöhnlichen Preiſes.

Es iſt kalt, ſagte der unerſchütterliche Kutſcher,

und mein Bette is auch seine zehn Silberjroschen werth! Dann hieb er auf das schlotternde Pferd ein, daß es sich vor Schmerz in einen krampfhaften Trabb setzte und war bald Alfred's Augen entschwunden.

Nun, so muß ich denn gehen, sagte Alfred, wer weiß, ob der Zufall mir nicht günstig ist und irgend ein interessantes Abenteuer in meinen Weg wirft. — Rüstig schritt er weiter und sein Schritt hallte wieder in der öden, schweigenden Straße. Berlin bietet um die eilfte Stunde schon vollkommen das Bild einer schlafenden Stadt dar, überall in den Häusern sind die Lichter verlöscht, die Conditoreien und Speisehäuser geschlossen, und nur zuweilen unterbricht der rauhe Gesang eines heimwärts taumelnden Schwärmers, das Pfeifen des Wächters, oder das Rollen einer Kutsche das tiefe Schweigen. Zuweilen auch huschten einzelne Frauengestalten an Alfred vorüber und verbargen sich sorgsam im Schatten einer Hausthür oder eines Baumes, wenn das Pfeifen des Wächters ihnen dessen Nähe verkündete. Hier und da auch hörte man den lauten und weithin schallenden Ruf nach dem Wächter, und dieser Schall trieb den Gerufenen zu größerer Eile; mit dem Schlüsselbunde raschelnd schlurfte er dem Rufe nach, um irgend einem heimkehrenden Studenten, der seinen Hausschlüssel vergessen, die Hausthüre aufzuschließen.

Berlin schläft, sagte Alfred lachend zu sich selber, man braucht eben kein Arzt zu sein, um an diesen verschiedenen Symptomen den ruhigen gesunden Schlummer der soliden Stadt Berlin zu erkennen. Ja, ja, dies stille Berlin, es leidet weder am Fieber heftiger Aufregung, noch am Delirium berauschender Freuden; nichts stört seinen stillen Frieden; es leidet nicht einmal an beunruhigenden Träumen, und es

erwacht Morgens eben so nüchtern, verständig und kalt, wie es sich Abends zu Bette legt.

Unter solchen Gedanken war Alfred in die Wilhelmsstraße eingebogen und befand sich jetzt an der Ecke der Leipzigerstraße, dem Hause des verstorbenen Ministers Altenstein gegenüber. Einer vom Volke vielfach erzählten Sage zufolge ist es in diesem Hause nicht geheuer; unheimliches Geräusch soll zur Nachtzeit alle Räume erfüllen, die Fenster erhellen sich von selbst, man hört ächzende, klagende Töne, dazwischen lustige Tanzmusik, oft unterbrochen von dem grellen Schrei der Verzweiflung. Niemand hat etwas von allen diesen Dingen gehört oder gesehen, aber dennoch giebt es Viele, die nicht an der Wahrheit derselben zweifeln.

Ich wünschte wohl, einmal diesen vielberühmten Spuk von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dachte Alfred, in der That, es ist ein seltsamer Glaube, daß gerade einer der preußischen Minister, der die Wahrheit ehrte und der Freiheit des Gedankens seinen Schutz verlieh, daß gerade dieser keine Ruhe haben und noch nach seinem Tode umherirren soll. Die Wilhelmsstraße scheint kein günstiges Pflaster für unsere Minister, und lebende, wie todte haben dort keine Ruhe und keinen Frieden.

Alfred war still gestanden und betrachtete das Haus, das ruhig und todt, wie alle übrigen dastand keines der Fenster wollte sich erhellen, kein Schreien oder Lachen erklingen.

Es ist eben auch nur eine Fabel, sagte Alfred und wollte weiter gehen, als sich plötzlich eine dunkle, schattenartige Gestalt von der Treppe vor der Hausthür erhob und ihre weißen Arme ihm entgegenstreckte. O Erbarmen, Erbarmen! flehte eine weiche Frauenstimme. Nehmen Sie sich einer Verfolgten, einer Unglücklichen an!

Alfred trat einen Schritt zurück; er erinnerte ſich der vielfachen Warnungen, die ihm von Freunden zugekommen, vor derlei nächtlichen Anfechtungen auf ſeiner Hut zu ſein, der mannigfachen Geſchichten, die im Umlauf, und die Sicherheit der Berliner Straßen zur Nachtzeit zweifelhaft machten, und wenn er auch nicht an die Geſpenſter des Altenſteinſchen Hauſes glaubte, ſo glaubte er doch an Diebe, und ein ſolcher konnte es ſein, welcher die Geſpenſtergeſchichten ſich zu Nutzen machen wollte.

Alfred ſchwieg noch immer, als die verhüllte Geſtalt ſich ihm näherte, ihre Hand auf ſeinen Arm legte und vor ihm in die Knie ſinkend, ſagte: mein Herr, wenn Sie eine Mutter, wenn Sie Schweſtern haben, o dann denken Sie an dieſe und haben Sie Mitleid mit dem tiefen Unglück einer Armen, Verfolgten, die von Ihnen nichts will und erfleht, als Schutz für dieſe Eine Nacht!

Es war etwas ſo Angſtvolles und Schmerzliches in dem Ton dieſer zitternden, ſanften Stimme, daß Alfred unwillkührlich ſein Herz zum tiefſten Mitleid bewegt, und ſich, ſeiner beſſern Ueberlegung zum Trotz, faſt geneigt fühlte, das Flehen der Unbekannten zu erfüllen.

Aber wer bürgt mir dafür, daß Sie die Wahrheit ſprechen? fragte er. Wer iſt es, der Sie um dieſe nächtliche Stunde verfolgt und Sie einſam, ſchutzlos auf die Straße hinaustreibt? Sagen Sie mir, wer Sie verfolgt, und wenn Ihre Angabe irgend glaublich iſt, ſchwöre ich, Sie zu ſchützen und zu vertheidigen!

O mein Gott, mein Gott, ſeufzte das Weib, und Alfred fühlte, wie ihre Hand, die noch immer auf ſeinem Arme lag, zitterte und bebte. O mein Gott, es giebt alſo keine Rettung für mich!

Dann plötzlich ließ sie den Arm Alfred's los und sich höher aufrichtend sagte sie mit entschlossenem Ton: Gehen Sie, mein Herr! Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Wenn das Flehen der Verzweiflung Sie nicht rührt, werden alle andern Worte nutzlos sein. Es ist auch gut so, fuhr sie dann nach kurzer Pause fort, ich werde die Nacht auf dieser Schwelle zubringen. Unter Gottes freiem Himmel bin ich auch unter Gottes Schutz!

Sie ließ sich langsam wieder auf die steinernen Stufen niedergleiten, als Alfred entschlossen zu ihr trat.

Nein, sagte er mit festem Ton, ich werde Sie nicht verlassen! Ich kann Ihr Antlitz nicht sehen, und in Ihrem Auge nicht lesen, aber in dem Ton Ihrer Stimme liegt Wahrheit, und dieser Wahrheit will ich vertrauen und alle meine Zweifel verbannen. Kommen Sie! Unglücklich, wie Sie sind, will ich Sie nicht martern mit Fragen nach Ihrem Unglück. Ich nehme Sie in meinen Schutz und bin bereit Sie zu führen, wohin Sie wollen!

Sie sind ein edler Mann, Gott wird es Ihnen lohnen, sagte das Weib schluchzend.

Wohin soll ich Sie führen? fragte Alfred.

Wohin? rief sie schmerzvoll. Ach ich Arme, ich habe nirgends eine bleibende Stätte, und auf der ganzen großen Welt ist keine Stelle, die ich Ihnen bezeichnen könnte als den Ort, wohin ich gehen will!

Sie sind also fremd hier? fragte Alfred.

Ganz fremd, sagte sie schmerzvoll, und erst vor einer Stunde betrat ich diese Stadt zum ersten Male in meinem Leben.

Nehmen Sie meinen Arm und kommen Sie, sagte Alfred entschlossen, ich führe Sie in meine Wohnung!

Sie drückte raſch ſeine Hand an ihre Lippen und weinte ſtill.

Nehmen Sie meinen Arm, ſagte Alfred, ſelber tief bewegt.

Ich werde neben Ihnen hergehen, ſagte ſie leiſe abwehrend, und ſchritt leichten Fußes neben ihm.

Schweigend gingen ſie die Leipzigerſtraße hinunter; aber am Potsdamer Thor angelangt, ſtand ſie zaudernd ſtill und ſagte bebend: hier iſt ein Thor! Wir verlaſſen alſo die Stadt? Wohin führen Sie mich? Sind Sie ausgeſandt mich zu verfolgen?

Fürchten Sie nichts, ſagte Alfred beruhigend und wollte, ihre Hand faſſend, ſie weiter führen.

Was wollen Sie? ſchrie ſie faſt angſtvoll. Wollen Sie mich feſthalten und wieder dahin zurückſchleppen, woher —

Ich ſchwöre Ihnen, unterbrach ſie Alfred, ich bin kein Verräther. Nur wenige Schritte noch und Sie ſind in meiner Wohnung.

Schwören Sie mir bei dem Andenken an Ihre Mutter, daß Sie mich nicht ausliefern wollen!

Ich ſchwöre es!

Nun, ſo kommen Sie, ſagte ſie entſchloſſen und ſchritt raſch durch das Thor. Und am Ende gilt es auch gleich wohin er mich führt, flüſterte ſie dann leiſe zu ſich ſelber ſprechend, jeder Ort iſt gut, wo ich Ihn nur nicht ſehe!

O, dachte Alfred, ſie flieht alſo vor einem Geliebten, vielleicht gar vor einem Gemahl.

Dieſer Gedanke ſteigerte ſein Intereſſe an der Unbekannten, und er ſagte zu ſich ſelber: ich bin geſpannt, ſie zu ſehen. Ob wohl ihr Geſicht ſo ſchön iſt, als ihre Stimme? Ob ſie jung iſt, oder alt?

Sie ſtanden jetzt vor ſeiner Wohnung, und wäh-

rend Alfred die Thür aufſchloß, ſagte er: jetzt muß ich Sie bitten, ſo leiſe als möglich zu gehen und kein Wort zu ſprechen, dann hoffe ich, Sie ſicher in mein Zimmer führen zu können!

Schweigend und athemlos ſchritten ſie Beide die Treppe hinauf und hier eine zweite Thür aufſchließend ſagte Alfred: wir ſind jetzt in meiner Wohnung! Verweilen Sie hier einen Augenblick. Ich hoffe, mein Diener erwartet mich, wie immer, im Vorzimmer ſchlafend, und wenn es ſo iſt, bleibt mir nur noch übrig, die Lampe in mein Zimmer zu tragen, damit Sie, ſelbſt wenn er erwacht, unbemerkt im Dunkeln an ihm vorübergehen können.

Leiſe auf den Zehen ging Alfred von ihr weg und kehrte dann nach einigen Minuten zurück. Er ſchläft, ſagte er, Sie haben alſo nichts zu fürchten! Kommen Sie!

Er nahm ihre Hand und führte ſie durch mehrere Zimmer in ſein Wohnzimmer. Eine Lampe brannte auf dem Tiſche und unwillkührlich wandte Alfred jetzt ſeine Blicke auf die räthſelhafte Unbekannte. Aber ein dichter, ſchwarzer Schleier bedeckte ihr Antlitz und machte jede Forſchung unmöglich. Ein ſchwarzer Mantel verhüllte ihre Geſtalt, die aber hoch und ſchlank zu ſein ſchien.

Jetzt ſind Sie in Sicherheit, ſagte Alfred, und ich will nur noch meinen Diener wecken und ihn in ſein Zimmer gehen heißen.

Als Alfred zurückkehrte, fand er das Weib auf ihren Knieen liegend, und wie es ſchien, tief und inbrünſtig betend.

Sie iſt alſo keine Verbrecherin, dachte Alfred, ſie fürchtet Gott nicht, ſondern ſie flüchtet ſich zu ihm. Jetzt, Madame, ſagte er laut, jetzt haben Sie nichts mehr zu fürchten. Niemand hört uns nnd Niemand ahnt, daß Sie hier ſind!

O mein Retter, rief sie, sich zu ihm wendend und plötzlich seine Kniee umklammernd. O Sie, wie nenn' ich Sie, der Sie als mein guter Engel vor mir erschienen sind, Sie wissen nicht, wie Großes Sie an mir gethan haben. Einen Menschen vor Verfolgung zu retten, das ist ein edles, schönes Werk. Sie aber, Sie haben mehr gethan, Sie haben meine Seele gerettet, Sie haben mich vom Abgrund des Verderbens mit hülfreicher Hand zurückgezogen, und so lange ich athme und bin, werde ich Ihnen danken!

Stehen Sie auf, sagte Alfred tief gerührt, und bemüht, sie emporzurichten. Beschämen Sie mich nicht, indem Sie eine That preisen, welche die Menschlichkeit gebot, und die ich leider nur zögernd vollführte!

Nein, lassen Sie mich zu Ihren Füßen, rief sie leidenschaftlich. Da ist mein Platz, da will ich bleiben diese große, schöne, stille Nacht! Ach, es ist seit Jahren die erste Nacht ohne Qual und Weh, ohne Angst und Verzweiflung, und ich will sie auf meinen Knieen hinbringen, auf den Knieen vor Ihnen, der Sie sich meiner erbarmt haben, ohne mich zu kennen, ohne selbst mein Antlitz gesehen zu haben! O mein Gott, ich weine, ich habe viele Wochen nicht mehr weinen können, die Verzweiflung hat keine Thränen, aber jetzt kann ich weinen, und es sind Thränen der Freude. Thränen, wie die Verdammten sie weinen, wenn eines Engels Hand sie aus der Hölle befreit!

Ihre Stimme ward schwächer und schwächer, und erstarb endlich in heftigem Schluchzen. Dann plötzlich ächzte sie laut und sank regungslos zu Alfred's Füßen zusammen.

Sie ist ohnmächtig! sagte Alfred, sich zu ihr niederbeugend und vergebens auf ihren Athem lauschend. Ja, sie ist ohnmächtig!

Er hob sie empor in seine Arme und trug sie mit kräftigem Arm zum Diwan, auf den er sie niederlegte. Dann löste er das Band, mit dem ihr Hut befestigt war, der Hut und Schleier fiel zurück und das Licht beleuchtete ein marmorbleiches jugendliches Gesicht von wunderbarer Schönheit. — Lange stand Alfred und schaute schweigend, tief bewegt auf diese regungslose, bleiche Gestalt, die wie eine geknickte Lilie in ihrer schwarzen Umhüllung dalag, und ein tiefes, unaussprechliches Mitleid erfaßte ihn, wie er auf dies schöne, edle Antlitz sah, auf diese schmalen, schmerzlich geschlossenen Lippen, auf diese hohe, reine Stirn und die gewölbten Augenbrauen, die in ihrem schmerzvollen Zusammenziehen ihn an den schönen antiken Kopf der Niobe erinnerten. Ihr Haar hatte sich aufgelöst, es quoll jetzt in langen, schwarzen Flechten unter dem Hut hervor und ringelte sich um ihren Hals, wie eine schwarze, unheilsvolle Schlange.

O Du armes, schönes Kind, flüsterte Alfred, wie viel mußt Du gelitten haben, ehe denn der Schmerz Dich hinaustrieb in die laute, fremde Welt. Wußtest Du denn nicht, daß die Welt die Feindin ist der Jugend und Unschuld, und daß Du im ewigen Kampfe mit ihr sein wirst, wenn Du sie nicht fliehst?

Er neigte sich näher über sie. Noch immer kein Athem, sagte er angstvoll, noch immer ist sie kalt und regungslos. Soll ich versuchen, sie zu wecken, sie durch heftige Mittel aus dieser Ohnmacht aufzuscheuchen? — Nein, diese Bewußtlosigkeit enthebt sie aller ihrer Schmerzen, es wäre grausam, sie zu wecken, ehe das Leben selber sie wieder zu sich ruft! Möge sie schlafen und träumen, und wenn sie erwacht, dann soll sie nicht erschreckt werden durch den Anblick eines ihr fremden Angesichts.

Er neigte sich wieder lauschend über sie. Sie athmet schon wieder, flüsterte er leise. Bald wird sie erwachen. Es ist besser, ich verlasse sie, bis sie mich zu sich ruft.

Er verließ eilends das Zimmer und begab sich in das anstoßende Gemach, dessen Thür er hinter sich verschloß.

In seinem Zimmer auf- und abgehend verbrachte er die Stunden der Nacht. Der Schlaf floh seine Augen, seine Gedanken waren alle mit der räthselhaften Unbekannten beschäftigt, und er machte Pläne, wie er ihr helfen, ihr beistehen könne.

Draußen begann schon der Morgen zu dämmern, und hier und da erwachte schon das Geräusch des Tages, als Alfred mit entschlossener Miene zu dem Gemach schritt, in welchem die Unbekannte war; er klopfte leise an ihre Thür und öffnete dann dieselbe.

Sie saß auf dem Sopha, die Hände auf dem Schooß gefaltet, das Haupt auf die Brust gesenkt in jenem Halbschlummer der Ermattung, wie ihn die wohlthätige Natur sendet, um einen beruhigenden Schleier über die von Stürmen aufgeregte Seele zu legen.

Die im Verlöschen begriffene Lampe warf dann und wann ein grelles Streiflicht auf die zarte, geknickte Gestalt, und im Schlummer wiegte sich ihr Haupt, wie eine im Sturm erbebende Lilie. — Als Alfred dicht vor ihr stand, schreckte sie zusammen und blickte empor, nnd Alfred erbebte innerlich, denn das waren die großen schwarzen Augen, wie er sie geträumt, das war der stolze, ruhige und schwermüthige Blick, wie er ihn sehen wollte an dem Ideal seiner Phantasieen. — Sie sah ihn schweigend an, forschend, und zweifelhaft, ob dieser junge Mann ihr Retter sei, ob ein Verfolger, der sie ihrer Zufluchtsstätte zu ent-

reißen komme. Fürchten Sie nichts, sagte Alfred, ich bin es, dem Sie sich anvertrauten, und was ich Ihnen gestern Abend gelobte, das wiederhole ich Ihnen heute: ich bin bereit, Alles was in meinen Kräften steht zu Ihrem Schutz und Beistand zu verwenden.

Sie reichte ihm die schmale, weiße Hand dar und sagte leise: Ich habe keine Worte, Ihnen meinen Dank auszudrücken, aber hier in meinem armen, zerrissenen Herzen, da hat Ihre That sich wie ein wohlthuender Balsam auf alle die blutenden Wunden gelegt, und es ist mir, als wären all' diese glühenden Schmerzen auf einen Augenblick gestillt und besänftigt.

Hören Sie mich an, sagte Alfred, und denken Sie, daß es ein Freund ist, der zu Ihnen redet. Ja, ein Freund, denn das Schicksal hat Sie an mich gewiesen, und so müssen Sie es sich schon gefallen lassen, mir das Recht der Theilnahme und Freundschaft zu gewähren. Ja, Sie armes, unglückliches Weib, das Schicksal hat Sie an mich gewiesen, und Gott sei mein Zeuge, daß ich Sie nimmer verlassen will! Ich frage nicht nach dem, was Sie hinausgetrieben hat in die Welt und die Verzweiflung, ich will nicht forschen nach der Ursache Ihres Unglückes und Ihres Wehs, — Sie sind unglücklich, das sei mir genug, und vielleicht, daß einmal ein Tag kommt, wo Sie aus freier Wahl mir Ihr Herz öffnen mögen!

Sie schüttelte leise ihr Haupt und flüsterte: Nie, Niemals!

Und wenn auch nicht, fuhr Alfred eifrig fort, die nächste Pflicht ist, für Sie zu sorgen und Ihrer Zukunft zu gedenken.

Ich habe keine Zukunft, sagte sie dumpf vor sich hin.

Aber auch keine Vergangenheit, rief Alfred. Gleich dem Columbus haben Sie das Schiff, auf dem Ihr Leben bis jetzt dahin wogte, hinter ſich verbrannt, und es giebt keinen Rückweg mehr für Sie. In der Gegenwart ſich neu anzubauen, das alſo iſt Ihre erſte und nächſte Pflicht, und dazu möchte ich Ihnen ein Rath und Beiſtand ſein. Vor allen Dingen aber bedürfen Sie der Ruhe und der Erholung!

Ruhe! rief ſie ſchmerzvoll, wo giebt es für mich denn Ruhe, als im Grabe!

Gönnen Sie zuerſt dem Körper Ruhe, dann wird auch die Seele erſtarken. Ueberlaſſen Sie ſich der Einſamkeit, dem ungeſtörten Frieden der Wirklichkeit, und ſagen Sie mir nur dies, iſt das Geheimniß Ihres Unglückes von der Art, daß Sie Verfolgung zu fürchten, daß Sie das mögliche Erkanntwerden zu meiden haben, oder war Ihre Flucht zugleich Rettung?

Sie ſah ihn mit einem eigenen ſchmerzvollen und doch ruhigen Blicke an. Jedes Erkanntwerden, ſagte ſie leiſe, würde mir den Tod bringen.

So dürfen Sie alſo bis auf Weiteres das Zimmer nicht verlaſſen, ſagte Alfred faſt freudig, und müſſen es ſich gefallen laſſen, in demſelben mein Gaſt zu ſein. Nein, ſagen Sie nichts, widerſprechen Sie nicht, und fürchten Sie auch nicht, mir hindernd zu ſein. Meine Wohnung iſt groß und bietet Raum genug für uns Beide dar. Sorgen Sie auch nicht, daß ich Ihnen läſtig fallen möchte. Ich werde Ihrem Vertrauen Ehre machen, und jung, wie ich bin, ſollen Sie Vertrauen haben dürfen zu meiner Ruhe und Beſonnenheit. Ich werde nie ohne Ihre Einwilligung es wagen, Ihr Zimmer zu betreten und Niemand Anders ſoll Sie beläſtigen.

Aber es wird unmöglich ſein, meine Gegenwart

den Bewohnern dieſes Hauſes, ja Ihrer Dienerſchaft zu verbergen, ſagte ſie mit leiſem, bebendem Ton. Und wie unangenehm könnten die Folgerungen ſein, die man für Sie daraus zöge!

Nicht um meinetwillen, aber um Ihretwillen habe ich daran gedacht, ſagte Alfred. Sie haben Recht, der Aufenthalt eines jungen Mädchens bei einem unverheiratheten Manne könnte Verdacht erregen, und ſogar die Nachforſchungen der Polizei zur Folge haben. Dies müſſen wir vermeiden, und deshalb möchte ich Ihnen für die nächſten Tage mindeſtens eine Verkleidung vorſchlagen. Da trifft es ſich denn ganz glücklich, daß ich, wie man weiß, ſeit einigen Tagen ſchon den Sohn eines entfernt wohnenden ältern Freundes erwarte. Niemand aber weiß, daß ich geſtern Abend die Nachricht erhielt, dieſer junge Mann könne wegen einer gefährlichen Krankheit nicht kommen. Sie werden alſo für dieſen jungen Freund Bernhard hier im Hauſe gelten, und Niemand wird etwas Auffälliges finden.

Bernhard, ſagte ſie zuſammenſchreckend, und ein convulſiviſches Zittern durchzuckte ihre ganze Geſtalt, dann warf ſie einen ſcheuen, argwöhniſchen Blick auf Alfred und fragte leiſe: warum gerade dieſen Namen?

O, das wird der Name ihres Geliebten ſein, dachte Alfred, und argwöhniſch, wie alle Unglücklichen, fürchtet ſie irgend eine Abſichtlichkeit. — Jeder Name gilt gleich, ſagte er, denn man weiß noch nicht den Namen des Erwarteten.

Nennen Sie mich Julius, ſagte ſie raſch.

Nun denn Julius Brander, ich verlaſſe Sie jetzt, um Ihnen die nöthigen Kleidungsſtücke zu beſorgen, ſagte Alfred, in einer Stunde bin ich zurück, und dann beſprechen wir das Weitere!

Nein, gehen Sie noch nicht, lassen Sie mich erst Ihnen danken, rief sie leidenschaftlich, Sie sind mein Wohlthäter, mein Retter, und zu Ihren Füßen ist mein Platz!

Sie wollte sich vor ihm niederwerfen, er hob sie auf, und sie sanft abwehrend, sagte er: ich will keinen Dank, sondern Ihr Vertrauen! Und das sollen Sie mir gewähren, wenn ich es einst verdient habe.

Ohne eine Antwort abzuwarten verließ er rasch das Zimmer, die Fremde aber sank auf ihre Kniee und weinte bitterlich.

Eine Hochzeit.

Es war Amaliens Hochzeitstag, und heute sollte sie sich trennen von Allem, was sie bis dahin geliebt, von all' diesen Erinnerungen ihrer Jugend, von der Stätte, auf welcher sie geboren worden, von ihren Mädchenwünschen und Träumen, heute sollte sie ein neues Leben beginnen an der Hand ihres Gatten, neue Pflichten übernehmen, eine neue Heimath sich gründen! Arme Amalie! Wie bang und angstvoll klopfte ihr Herz, welche zitternde Seufzer hoben ihre Brust, und wie heiße Thränen füllten ihre Augen!

Sie war schon im Brautgewande. Ein einfaches weißes Seidenkleid umhüllte ihre zarte, schlanke Gestalt, und machte ihr bleiches Gesicht noch bleicher, es sprach keine Freude, kein heimliches, verschämtes Entzücken aus den Zügen dieser zitternden Braut, sondern nur Ergebenheit und Resignation, und diese Seufzer, die ihren Busen hoben, sie gehörten nur der Angst und Furcht, nicht dem glückesvollen bräutlichen Zagen an.

O theure Tante, rief sie jetzt, bittend die Hände in einander faltend, sage mir Alles noch einmal, ich

bitte Dich! Wiederhole mir noch einmal alle die Gründe, die mich bestimmten, Gotthold's Frau werden zu wollen! Mein Gott, fuhr sie fort, und strich sich mit der Hand über die glühende Stirn, mein Gott, es ist Alles schon wieder vergessen und mein armer Kopf ist ganz leer an Vernunft.

Die Frau, an welche diese Worte gerichtet waren, wandte sich mit einem fast unwilligen Blick zu dem zitternden Mädchen.

Wie kindisch, sagte sie mit schneidendem Ton. Statt auf Deinen Knieen zu liegen und Gott zu danken für das Glück, das er über Dich ausgießt, indem er das Herz eines edlen und frommen Mannes Dir zuwendet, statt zu jauchzen in Wonne über dies große, unverdiente Glück, geberdest Du Dich wie ein Opferlamm, und forderst von mir die Gründe, weshalb Du Dich zu diesem erhabenen Opfer entschlossen, des edelsten Mannes Gattin zu werden.

O, ich weiß, ich weiß! sagte Amalie zitternd, ich bin ein ganz unwürdiges Geschöpf und ganz undankbar gegen mein Glück! Aber mein Gott, Tante, ich kann mein armes Herz ja nicht zwingen, freudig zu schlagen wenn —

Sie stockte und brach in Thränen aus.

Nun, rief ihre Tante ungeduldig, so will ich Dir denn noch einmal die Gründe sagen, damit Du wenigstens dieses alberne We nen unterläßt und Deinen würdigen Verlobten nicht schon an seinem Hochzeitstage betrübst.

Ja, ja, tröste mich, murmelte Amalie gedankenvoll, damit ich ruhig werde und Eduard nicht sieht, daß ich geweint habe!

Wie oft also, rief die Tante, wie oft habe ich Dir nun schon bewiesen, daß Du es Deinem Bruder Eduard schuldig bist, Dich so bald als möglich zu

verheirathen, weil Du ihm natürlich eine Last bist, eine Bürde, die ihn zwingt, einen größern Hausstand zu führen, eine größere Wohnung zu haben, und mehr Dienerschaft zu halten, als er bedarf, wenn er allein lebt. Ihr habt Beide weder Vater noch Mutter mehr, und leider auch nicht hinreichendes Vermögen, um davon anständig und sorgenfrei leben zu können.

O Gott, seufzte Amalie leise, man bedarf ja so wenig, um glücklich zu sein!

Ich sage, fuhr ihre Tante mit erhöheter Stimme fort, daß Dein Erbtheil nicht einmal hinreichend ist, um Deine Bedürfnisse zu befriedigen. Eduard muß also nicht allein für sich, sondern auch noch für Dich arbeiten. Er muß den ganzen Tag sich plagen, um Dich zu erhalten, um Dir alle die Vergnügungen und Freuden zu gewähren, auf die Deine Jugend, wie er meint, Ansprüche hat.

O Gott, schrie Amalie, verzweiflungsvoll die Hände ringend, ich verlange ja nichts, als still, ganz still neben ihm zu sein, für ihn zu sorgen und zu arbeiten, und ihm seine leisesten Wünsche abzulauschen.

Das ist die Pflicht und der Beruf einer Gattin, nicht einer Schwester, sagte die alte Dame streng, und wenn Eduard sich eine junge, schöne Frau gewählt, wird sie das Alles für ihn mit Freuden thun. Und er wird sehr bald heirathen und Dich dann nicht entbehren.

Ja, ja, flüsterte Amalie, er wird heirathen. Jetzt weiß ich Alles! Du sagtest mir, daß er ein junges, schönes Mädchen liebt, und daß deren Eltern sich an Dich wandten und Dir sagten, sie würden nur dann ihre Einwilligung zu dieser Heirath geben, wenn zuvor Eduard's Schwester sich anheischig gemacht hätte,

nicht bei dem Bruder nach seiner Verheirathung zu wohnen. Sie sagten, nichts sei für eine junge Frau lästiger, als wenn gleich eine Schwester dem jungen Hausstand als Ballast beigegeben würde, und daß sie niemals ihre Tochter einem Manne geben würden, der in einer Schwester sogleich der jungen Frau eine Rivalin entgegenstellte. Nicht wahr, Tante, das sagten sie?

Ja, und sie hatten Recht, es zu sagen, denn es ist die Wahrheit.

Und er liebt dies junge, schöne, reiche Mädchen, seufzte Amalie. Tante, warum hat er mir niemals gesagt, daß er sie liebt?

Weil er viel zu edel und zartfühlend ist, um durch ein solches Geständniß Dich gewissermaßen aus seinem Hause zu verstoßen. Weil er seine Schwester so sehr liebt, daß er, um sie nicht zu betrüben und in die Fremde zu vertreiben, sogar im Stande ist, sein eigenes Glück und seine Liebe zu opfern, und schweigend für sie zu dulden und zu leiden.

Es ist genug, Tante, sagte Amalie plötzlich mit festem Ton, und richtete sich von ihrem Sitze auf. Es ist ganz genug! Ich werde dieses Opfer nicht annehmen, das mir sein Edelmuth und seine himmlische, liebevolle Großmuth bringen will. Schweigend und stumm wollte er für mich seine Liebe dahin geben, schweigend und ohne Klage werde ich für ihn mein ganzes Leben darbringen, und keine Thräne soll ihm verrathen, was ich leide! O, theuerste Tante, wie gütig doch Gott war, daß er durch Sie mich dieses edle Opfer meines Bruders erkennen ließ, und mir die Mittel sandte, es zu verhüten! Und darum danke ich Dir, Du gute, liebe Schwester meines Vaters, daß Du mir beigestanden mit Deinem Rath und Trost, und mir geholfen hast, das Rechte zu thun,

welchen furchtbaren Kampf es auch meinem Herzen koſtet.

Das junge Mädchen warf ſich in die Arme ihrer Tante, und lehnte ihr bleiches, müdes Haupt an deren Schulter. Sie ſah es nicht, daß die Tante faſt beſchämt die Augen niederſchlug, und daß eine dunkle Röthe einen Augenblick ihre bleichen, vergilbten Wangen überflog.

Und jetzt will ich nicht mehr weinen, ſagte Amalie dann mit einem köſtlichen Lächeln und richtete ſich wieder empor. Von nun an werde ich ruhig und gefaßt mein Schickſal ertragen. Welche Schmerzen und Leiden auch mich treffen mögen, ich werde niemals wieder klagen, denn ich leide für ihn, für meinen Bruder, den ich mehr liebe, als mich ſelbſt, mehr als alles Andere auf der Welt!

Sie ſah herrlich aus mit dieſem Ausdruck höchſter Liebe und Begeiſterung in ihren edlen Zügen, mit dem ſchwärmeriſchen Feuer dieſer großen, tiefblauen Augen. Als ihre Tante Auguſte ſie jetzt anblickte, da fühlte ſie etwas, wie Mitleid und Erbarmen mit dieſem zarten, liebenden Mädchen, und einen Moment war es ihr, als müſſe ſie ihr an's Herz ſinken und ſie um Vergebung flehen für alle die Schmerzen, die ſie ihr bereitet, als müſſe ſie ihr ſagen, daß dieſe Liebe Eduard's zu einem ſchönen und reichen Mädchen weiter nichts ſei, als ein von ihr erſonnenes Mährchen, um damit Amalien zu dieſer Heirath zu bewegen. Aber ſchnell wieder gewann die Vernunft die Oberhand, und die alte, kluge Dame ſagte ſich ſelbſt, daß ſie ganz recht und klug gehandelt, daß es kein anderes Mittel gegeben, ihre Nichte zu dieſer Heirath zu bewegen, und daß dieſe Heirath ſowohl ein Glück für Amalie, als auch für Eduard ſei, weil

ſie dadurch verſorgt und er frei ſei, ſich ſelber eine Gattin zu wählen.

Amalie war verſorgt, und die kluge Tante Auguſte wünſchte ſich ſelber Glück, daß es ihrer Klugheit und Liſt gelungen, daß junge Mädchen zu dieſer Heirath zu bewegen.

O, ſagte Amalie, mit entſchloſſenem Schritt im Gemach auf und niedergehend, o, ich wollte ihm niemals eine Laſt und eine Bürde ſein! Theure Tante, wie danke ich Dir, daß Du durch Deinen weiſen Rath noch zu rechter Zeit mich davor ſicherteſt, ihm eine läſtige Zugabe zu ſein, die ihm ſein ſchönes Leben beſchwerte und umdüſterte. Nein, Eduard ſoll ohne eine fremde, bittere Beimiſchung der ſchönen Jahre gedenken, die wir ſo ſtill und traulich, ſo ganz auf einander angewieſen, in ſüßer, traulicher Innigkeit mit einander verlebten. Und wenn er einſt hier in dieſem Zimmer mit ſeiner ſchönen, jungen Braut ſein wird, die dann ſein Weib iſt, ſoll er ohne Bitterkeit auch dann noch der Zeit gedenken, wo ſeine Schweſter die Einzige war, die für ihn ſorgen, mit ihm ſeine Tage theilen durfte!

Ihre Stimme zitterte, während ſie ſo ſprach, aber ihre Wangen glühten, ihre Augen flammten von Entſchloſſenheit und Muth, und jetzt war ſie prächtig anzuſehen in dieſem zarten, weißen Brautgewande, aber es waren keine bräutlichen Gedanken, die ſie erglühen gemacht.

Nur noch eine halbe Stunde und Dein Bräutigam wird kommen Dich zur Trauung abzuholen, ſagte Tante Auguſte.

Nur noch eine halbe Stunde, ſeufzte Amalie, und ſie empfand ganz die Qual einer zum Tode Verurtheilten, die bei jeder ſchwindenden Minute krampf-

haſt erbebt, weil jede ihr den fürchterlichen Tod näher und näher bringt.

Komm, laß mich jetzt den Myrthenkranz in Dein Haar befeſtigen, ſagte die Tante.

Nein, nein, ächzte Amalie, Niemand als Eduard darf das thun!

Sie war plötzlich wieder marmorbleich geworden, und ihre Zähne ſchlugen aufeinander, wie im Fieberfroſt.

Da hielt unten an dem Hauſe ein Wagen an und bald darauf vernahm man ein heftiges, gebieteriſches Klingeln.

Das iſt Eduard! ſagte Amalie ſich erhebend, mit einem glücklichen Lächeln und wollte zur Thüre gehen, als dieſe ſich öffnete und ein junger Mann in derſelben erſchien.

Er ſah bleich und abgeſpannt aus, und das Lächeln, mit dem er Amalien begrüßte, war ſchwermuthsvoll und trübe.

Schon im Brautanzug, ſagte er mit traurigem Ton und reichte ſeiner Schweſter die Hand. Wie ſchön Du biſt in dieſem weißen Gewande. Aber es fehlt ja noch der Myrthenkranz.

Ich wollte Dich bitten, ihn mir in's Haar zu flechten, ſagte Amalie mit ſo leiſer, zitternder Stimme, daß Eduard ſie kaum verſtand. Ja, fuhr ſie dann muthiger und gekräftigter fort, Du mußt mir den Myrthenkranz aufſetzen, wie es, wenn ſie lebte, unſere Mutter würde gethan haben mit einem Segen für das ganze Leben. Du haſt an mir Vater- und Mutterſtelle vertreten, Eduard, denn Du haſt mich behütet und beſchützt mit der Liebe einer Mutter und der Wachſamkeit und dem Ernſt eines Vaters. Darum mußt Du mir auch jetzt Deinen Segen von Vater und Mutter zugleich geben!

Sie wollte vor ihm niederknieen, er aber zog ſie ſanft in ſeine Arme und drückte ſie an ſein Herz ſo innig und feſt, als wolle er ſie nimmer von demſelben laſſen, und ſeine Thränen ſtrömten heiß und glühend über ihr bleiches Geſicht.

Tante Auguſte, vielleicht um bei dieſen Qualen der Geſchwiſter ſich vor den Vorwürfen ihres Gewiſſens zu retten, vielleicht aus einem Anflug von Zartgefühl, hatte leiſe das Zimmer verlaſſen und die Geſchwiſter waren allein.

Sie ſprachen nicht, ſie athmeten kaum, ſie hielten ſich feſt umſchlungen und dachten nur, daß in dieſem Augenblick der Tod ihnen wie ein rettender Freund ſein würde, wenn er käme, ſie Beide der Welt zu entführen.

Aber als Eduard die Schweſter in ſeinen Armen erbeben fühlte, wie im Fieberfroſt, als ihr Athem nur wie ein krampfhaftes Schluchzen ertönte und ihr Haupt ganz ſchlaff und bewegungslos auf ſeiner Schulter ruhte, da entriß ihn die Sorge für die Geliebte ſeinem Schmerze um ſie. — Er hob ſie in ſeine Arme und trug ſie zum Divan, und dann vor ihr niederknieend und ſeine Arme um ihren Nacken legend, blickte er ſie mit einem Ausdruck unausſprechlicher Liebe, unausſprechlichen Schmerzes an.

Du willſt mich verlaſſen, Amalie, ſagte er leiſe, und ſeine Stimme erklang ihr wie der letzte Schwanengeſang ihres hinſterbenden Glückes, Du willſt mich verlaſſen und eine andere Heimath, ein neues Glück Dir begründen! O Du liebes, holdes Kind, wirſt Du auch das Glück finden, das Du erflehſt, werden Deine zarten Füße auch dieſe rauhen Pfade des Lebens zu gehen vermögen, und wird das Schickſal Dich immer ſegnen mit ſeinem heiterſten Sonnenſchein? Ach, Amalie, mir iſt bange um Dich, ſo beklommen und

angſtvoll, und immer ſcheint mir ein geheimnißvolles, flüſterndes Etwas zu ſagen, daß Du Dich nicht glücklich fühlſt, und daß ich um jeden Preis Dich von einem Schritte zurückhalten müßte, den Du nur widerſtrebend thuſt!

Glaube dieſen flüſternden Stimmen nicht, ſagte ſie feſt, und denke auch nicht, daß ich widerſtrebe zu thun, was ich als das Rechte erkannte. Denke auch nicht, daß ich ſo ſchwach bin und gleich zuſammenſinken werde, wenn das Leben mir ſeine finſtere, dornenvolle Seite zeigt. Ich habe den feſten Willen, nicht unglücklich zu ſein, und dieſer feſte Wille wird die Stütze ſein, die mich aufrecht erhält in allen Stürmen des Lebens.

Und Du ſagſt nichts von der Liebe zu Deinem Gatten? fragte Eduard, ſie ſcharf anſehend. Du wendeſt Dein Auge weg? Amalie, ſchrie er laut, Amalie, Du liebſt ihn nicht?

Sie ſchwieg und drückte nur ſtumm ſein Haupt an ihre Bruſt, damit ſeine durchbohrenden, flammenden Blicke nicht in ihr Antlitz ſchauten.

Er machte ſich heftig los und ſchüttelte das Haupt, wie ein gefangener Löwe, der ſeine Feſſeln durchbricht. Ich will die Wahrheit wiſſen! ſagte er feſt und gebieteriſch und ſprang empor, und wie er jetzt ſo ſtolz und hochaufgerichtet vor Amalien ſtand, neigte ſie ihr Haupt, wie eine Sclavin vor ihrem Herrn, und in ihrem Herzen war unendliche Liebe und unendliche Demuth.

Amalie, in dieſer Stunde kannſt Du mir nicht die Wahrheit verſchweigen. Ich habe Dich in dieſen drei Wochen, daß Du Gotthold's Braut biſt, oft gefragt, ob Du ihn liebſt, und Du haſt mir immer bejahend geantwortet. Kannſt Du auch in dieſem Augenblicke noch mir ſagen, daß Du ihn liebſt und nur aus

Liebe sein Weib wirst? Nein, antworte noch nicht! Denke erst an unsere Eltern, die lange schon todt sind, die aber, wenn es den Todten vergönnt ist, in diesem Augenblicke bei uns sind, und Deine Antwort hören, denke an die heilige, große und starke Liebe, die uns bisher verband, an die glückseligen Jahre der Stille und des Friedens, die wir miteinander verlebten, denke daran, daß Du in diesen Jahren mir Alles warst, meine Schwester und meine Geliebte, mein Weib und meine Mutter zugleich, denke an die köstlichen Abende, die wir hier, hier in diesem Zimmer miteinander verlebten, denke an Alles, Alles, was nun vergangen ist, rief er in einer Art Wuth und drückte sich beide Hände gegen die Augen, als wolle er mit Gewalt die hervorstürzenden Thränen zurückdrängen, denke an Alles dies, und dann antworte mir: liebst Du Deinen Verlobten?

Sie war ganz wie bezaubert und umstrickt von seinem forschenden, flammenden Blick, und ganz unwillkürlich antwortete sie: Nein, ich liebe ihn nicht!

Es war ganz mechanisch gewesen, ganz, wie von einer höhern Gewalt getrieben, daß sie diese Worte gesprochen, sie war wie in einer Betäubung und Verzauberung, erst Eduard's Freudenschrei, erst das leidenschaftliche Entzücken mit dem er vor ihr niederstürzte und seine Arme um sie legte und sie ansah, erst dies weckte sie aus ihrer Verzückung und ließ sie ihre Unbesonnenheit erkennen.

Du liebst ihn nicht! schrie er wie im Triumph. Gelobt sei Gott! Sie liebt ihn nicht! Ach Amalie, was habe ich gelitten in diesen Wochen, in denen Du mich überreden wolltest, daß Du ihn liebtest; mein Gott, es war mir, als seiest Du gar nicht meine Schwester mehr, als wärst Du mir plötzlich eine Andere, eine Fremde geworden, seit Du diesen Prediger liebtest.

Denn ich, ich haßte ihn, dieſen heuchleriſchen, ſcheinheiligen, gleißneriſchen Mann mit der niedrigen Seele, die für nichts empfänglich iſt, wie für den Geiz, die nichts liebt, als das Geld! Glaubſt Du denn, Du mein liebes, holdes Kind, daß er weiß, welch ein köſtliches Kleinod er ſich in Dir erwerben konnte? Ach, er liebte Dich nur, weil Du ſchön biſt, und weil er einer Hausfrau bedarf! Und Du liebſt ihn nicht, o Amalie, ich bete Dich an für dieſes Wort! — Aber warum wollteſt Du ihm alsdann Deine Hand geben, warum wollteſt Du ſeine Gattin werden? fragte er dann, plötzlich aus ſeinem Freudentaumel erwachend. Warum willſt Du ihn denn heirathen, wenn Du ihn nicht liebſt?

Amalie dachte: wenn jetzt Gott mir nicht ein Zeichen ſendet ſeines Willens, wenn jetzt nicht irgend Etwas geſchieht und mich zwingt, mein Wort zu halten, dann geſtehe ich ihm Alles, dann ſage ich ihm, daß ich um ſeinetwillen ihn verlaſſe, damit er ſeine Geliebte nicht verliert und ich ihm nicht zur Laſt falle! — Das dachte ſie, und tiefheimlich in ihrem Herzen flehte ſie mit ſolchem Denken zu Gott, daß er ihr kein Zeichen ſende, und daß ſie dem Bruder Alles geſtehen dürfe.

Sie ſaß wie in einer Erſtarrung da, und Eduard faßte ihre beiden Hände und ſchüttelte ſie, und rief leidenſchaftlich: warum willſt Du ſein Weib werden, wenn Du ihn nicht liebſt?

Da ertönten im anſtoßenden Gemach bekannte Stimmen und Amalie erwachte aus ihrer Erſtarrung, denn ſie erkannte die Stimme ihres Verlobten und ihrer Tante, und alle die Gründe, mit denen dieſe ſie von der Nothwendigkeit ihrer Verheirathung überzeugt, ſie erklangen Alle auf einmal wie ein unermeßliches Wortgeſchwirre vor ihren Ohren, und ſie glaubte doch jedes einzelne Wort zu hören, und jedes drang ſtechend

und überzeugend in ihre Seele, und sie dachte: jetzt, weil er mir das Geständniß entrissen hat, daß ich Gotthold nicht liebe, jetzt wird er in seiner Großmuth mich überreden wollen, bei ihm zu bleiben, und sein eigenes Glück wird er freudig opfern für mich! — Wie sie das dachte, und viel schneller, viel energischer, als wir es wiedergeben können, da war es ihr, als sei ihre ganze Seele plötzlich wie von Licht und Glanz erfüllt, und sie stand auf und sagte mit einem himmlischen Lächeln: ich liebe ihn nicht, wie einen Geliebten, aber wie einen Freund, dem ich willig und freudig meine ganze Zukunft anvertraut! Und darum will ich sein Weib werden, weil er mich liebt und ich ihm vertraue! —

Eduard schlug seine beiden Hände vor sein Gesicht und erwiederte nichts.

Setze mir den Kranz auf, Lieber! bat Amalie sanft und wollte ihm den Myrthenkranz darreichen.

Er wandte sich heftig ab und rief: Ich kann nicht, bei Gott, ich kann nicht!

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und in feierlichem Ornat trat Gotthold mit seinem frommen, heiligen Lächeln und seinem gen Himmel gewandten Blicke herein. Ihm folgte die Tante mit den Gästen, die das Paar als Zeugen in die Kirche geleiten sollten.

Gotthold reichte seiner Braut die Hand und sagte feierlich: So komme denn, Du meine Verlobte in Christo, um von dem Diener Gottes die feierliche Weihe unseres Liebesbundes zu empfangen und in dem Tempel des Herrn das Gelübde meiner Treue zu vernehmen und das Deine mir darzubringen!

Amalie fühlte es wie einen Krampf in ihrem Herzen, aber sie legte ihre Hand in die dargereichte Rechte ihres Verlobten und zuckte nur innerlich zusammen

vor der Berührung dieser Hand, die von nun an ihr ganzes Leben umfassen und umspannen sollte.

Aber der Kranz! rief Tante Auguste schnell herzutretend. Mein Gott, die Braut ist noch ohne Kranz!

Amalie neigte das Haupt, wie ein Opferlamm, und ließ sich schweigend den Kranz in ihrem Haar befestigen und den langen Spitzenschleier umwerfen.

Und jetzt zur Kirche denn! sagte Gotthold, seiner Braut den Arm gebend.

Amalie ließ sich willenlos fortführen. Sie wandte sich nicht nach Eduard um, und er hatte noch immer sein Gesicht mit seinen Händen bedeckt, aber er empfand ihr Fortgehen; in einer Art verzweiflungsvoller Wuth stürzte er ihr nach, und Gotthold unsanft zurückdrängend, sagte er: verzeihen Sie! Mir kommt es zu, meine Schwester zum Wagen zu geleiten. Es ist mein letztes brüderliches Recht!

Er führte sie schweigend durch die Zimmer, in denen sie beide miteinander so glücklich gewesen, und jede Stelle rief Amalien süße, köstliche Erinnerungen zu und zerriß ihr Herz mit unnennbaren Qualen.

Jetzt standen sie auf der letzten Schwelle. Unwillkürlich stand Eduard hier still, es war ihm, als müsse er Amalie zurückhalten, mit Gewalt sie von diesem Schritte zurückdrängen, und er ließ ihre Hand fahren, denn er fühlte die Unmöglichkeit, sie selbst über diese Schwelle zu geleiten, mit deren Ueberschreiten Amalie ihrer ganzen Vergangenheit Lebewohl sagte, um einer neuen, ungewissen, für Eduard schreckensvollen Zukunft entgegenzugehen.

Sie stand einen Augenblick zögernd still, sie wandte das Haupt rückwärts in das Zimmer zurück mit einem unbeschreiblichen Blick des Scheidens und Abschiednehmens, dann trat sie entschlossen über die Schwelle

und nahm die Hand ihres Bruders, der ſie ihr nicht wieder zu entziehen wagte.

Schweigend ſchritten ſie die Treppe hinunter und über den Hausflur. Vor der Thür ſtanden zu beiden Seiten müßige, ſchwatzende Neugierige, Dienſtmägde mit Kindern auf dem Arm, alte Weiber und Straßenbuben, und hier und da auch ein anſtändig Gekleideter, der, von dem harrenden Menſchentrupp herbeigelockt, hinzugetreten war, um zu ſehen, was es gäbe. Sie bildeten eine ſchmale Gaſſe, durch welche die Braut hindurchgehen mußte, und alle dieſe unverſchämten, frechen und neugierigen Blicke waren auf ſie gerichtet und muſterten ihr Antlitz, ihren Anzug und die Koſtbarkeit ihrer Gewänder mit einer verletzenden Gleichgültigkeit, und hier und da ſogar hörte man laute Bemerkungen, in der ironiſchen und ſpöttiſchen Weiſe, wie ſie dem Berliner Pöbel eigen iſt.

Sie ſieht aus wie'n blaſſer Mondſchein! ſagte eine pausbäckige Dienſtmagd zu ihrer Nachbarin.

Seh mal das ſchöne Kleid, flüſterte eine Andere. Ach Gott, wie glücklich doch die vornehmen Leute ſind, daß ſie ſo ſchöne Kleider haben!

Nur ein altes Weib ſtand ſchweigend da und ſchaute auf die Braut mit theilnehmenden Blicken, und als Amalie jetzt in die Kutſche ſtieg, trat ſie ſchüchtern näher und reichte der Braut einen Blumenſtrauß dar.

Gottes Segen über Sie! ſagte die Alte, die Niemand anders war, als Frau Winkler. Amalie nickte ihr dankend zu, und gerührt von ſo unerwarteter Aufmerkſamkeit, heftete ſie den Strauß an ihren Buſen.

Frau Winkler achtete nicht auf den Bräutigam, der jetzt ebenfalls die Kutſche beſtieg. Sie eilte zu dem zweiten Wagen, in den Eduard ſo eben Tante

Auguſte hineinhob. Sie ſah nichts von dem ſtattlichen Anzug und dem gravitätiſchen Geſicht der alten Dame, ſie blickte nur wie bezaubert auf Eduard und ihr Antlitz glänzte in ſo tiefem, heiligem Glück, daß es ſchön anzuſehen war, trotz ſeiner Runzeln und Furchen, und trotz des ärmlichen, aus Lumpen zuſammengeflickten Anzugs der Alten.

Und ſie ſtand da, bewegungslos und ſtarr, ihre ganze Seele, ihr ganzes Leben ſchien in ihren Augen, in dem Blick zuſammengedrängt, mit dem ſie auf Eduard ſchaute, und erſt, als der Wagen von dannen fuhr und ſie ihn nicht mehr ſah, erſt dann erwachte ſie aus ihrer Verzückung und ſetzte ſich, gleichſam um ungeſtörter ihren Gedanken nachhängen zu können, auf die Schwelle des Hauſes, welche ſein Fuß eben überſchritten, nieder.

Lange blickte ſie trübe und gedankenvoll vor ſich hin, dann ſchüttelte ſie mehrmals ernſt das Haupt und flüſterte leiſe: er ſah heute bleich und leidend aus, und wie er die Braut in den Wagen hob, da ſeufzte er ſo tief, daß ich hätte laut aufſchreien mögen vor Schmerz. Mein Gott, ob er nicht zufrieden iſt mit dieſer Heirath? Freilich, er iſt nun ganz allein, und Niemand iſt bei ihm, der für ihn ſorgen thut! Nun, er wird gewiß auch bald heirathen und eine ſchöne Frau haben und ſchöne Kinder dazu. Ach Gott, wenn ich doch nur einmal dann ſein Kind ſehen und es anfaſſen und küſſen dürfte, ohne daß es Jemand bemerkte! — Aber gewiß iſt, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, gewiß iſt, daß er heute ganz anders war, wie ſonſt. Er hat mir nicht einmal zugenickt, wie er es doch ſonſt ſeit den fünf Jahren, die ich hier jeden Mittag vor ſeiner Thür ſtehe, jedesmal zu thun pflegte. Ich glaube, er hat mich nicht einmal geſehen! — Aber ich muß ihn noch einmal heute ſehen, ſagte Frau

Winkler faſt laut und ſtand ſchnell auf. Sie ſagten, in der Werder'ſchen Kirche ſei die Trauung. Da will ich doch raſch hingehen, vielleicht blickt er mich doch noch einmal an und nickt mir zu!

Mit rüſtigem Schritt eilte Frau Winkler von dannen und ſtand bald athemlos und zitternd vor dem Portal der Werder'ſchen Kirche.

O, ſie waren noch dort, die Kutſchen warteten und ein Trupp Neugieriger ſtand noch harrend an der Thür. Aber jetzt theilte ſich die Menge und die Braut am Arm ihres Bräutigams ſchwankte heraus. Mein Gott, was fragte Frau Winkler nach der Braut und ihrem Verlobten, ſie hatte nur Augen für Eduard, der dort kam, ganz verſtört und blaß, und diesmal trat ſie ihm ſo nahe, daß ſie ihn faſt berührte, und daß er ſie ſehen mußte. — Aber nein, er ſah ſie dennoch nicht, er ſah nichts, gar nichts, er ſtieg ganz wie betäubt in ſeinen Wagen und befahl dem Kutſcher nach Hauſe zu fahren.

Frau Winkler ſenkte das Haupt auf ihre Bruſt und ſeufzte ſchmerzvoll: er hat mich nicht angeſehen, nicht ein einziges Mal! Und ich, ich hätte doch gern in dieſem Augenblicke ſterben mögen, wenn er mich nur angeblickt hätte!

Amalie hatte den ausdrücklichen Wunſch ausgeſprochen, an ihrem Hochzeitstage keine Gäſte um ſich verſammelt, aus dieſem ernſten, feierlichen Tage kein Freudenfeſt gemacht zu ſehen, und Eduard ſowohl, als ihr Verlobter hatten ihr hierin gern beigeſtimmt, Eduard, weil er nicht die Kraft in ſich fühlte, heiter zu ſcheinen, Gotthold, weil es ihm ſeiner Würde angemeſſen erſchien, ſich an dieſem Tage von jedem Vergnügen fern zu halten, und — weil er die Koſten ſcheute.

Jetzt hielt der Wagen vor ihrer neuen Wohnung.

Amalie fühlte eine Todeskälte ihren ganzen Körper überrieseln, sie lehnte sich matt und kraftlos in die Kissen des Wagens zurück.

Gotthold zog sie sanft empor und flüsterte: komm, mein geliebtes Weib, komm in Deine neue Heimath!

Halb von ihm getragen, denn sie fühlte sich ganz kraftlos zum Gehen, verließ Amalie den Wagen und schwankte in das Haus, das von nun an ihre Heimath sein sollte.

Die Dienstboten standen an der Thür und empfingen ihre junge Herrin mit schweigendem Ernst und tiefen Verbeugungen. Sie überschritt die Schwelle, die Thür schloß sich hinter ihr, es war geschehen, — sie war nun eine Andere geworden, nicht mehr Eduard's Schwester, sondern Gotthold's Frau.

Er führte sie an seinem Arm durch die Räume, die sie fortan bewohnen sollte, und die sie bis dahin, auf ihren Wunsch, noch nicht betreten, denn sie wollte ganz unvorbereitet, ganz überrascht in das neue Leben und in die neuen Verhältnisse treten, und dies hatte um so leichter geschehen können, als Amalie gar nichts zu thun gehabt hatte mit den sonst üblichen Geschäften der Ausstattung. Gotthold hatte mit Amaliens Bruder das Uebereinkommen getroffen, daß ihre Mitgift nur in baarem Gelde bestehen sollte, weil Gotthelds Haushalt keines Zuwachses und keiner Erneuerung bedurfte. Denn erst vor einem halben Jahre war sein junges Weib gestorben, die er kaum neun Monate besessen, und die ihn zum Erben ihres nicht unbedeutenden Vermögens und ihrer Mitgift ernannt hatte. Schwerlich hätte aber auch Gotthold sonst dieses arme, schwindsüchtige Mädchen zu seiner Frau erkoren, schwerlich sonst sich ein Weib erwählt, von dem die Aerzte ihm gesagt, daß ihr Leben nur von kurzer Dauer sein könne. Gotthold hatte den Aerzten

geantwortet, daß Gott vielleicht ein Wunder thun und durch ein langes Leben ſeiner jungen Frau die kurzſichtige Weisheit der Aerzte zu Schanden machen könne, und dann hatte er den Tag nach ſeiner Verheirathung mit ſeinem jungen Weibe ein Teſtament gemacht, in dem ſie gegenſeitig den Ueberlebenden zum Erben eingeſetzt, was dem Prediger, der nichts beſaß, als das mit ſeinem Tode erlöſchende Gehalt, allerdings weniger Worte gekoſtet, als ſeiner begüterten jungen Gattin. Indeß hatte Gott diesmal kein Wunder gethan, vielleicht, weil Gotthold ihn nicht inbrünſtig genug darum angefleht, die Prophezeihung der Aerzte war in Erfüllung gegangen und die junge, ſchwindſüchtige Frau ſchon in dem erſten Jahre ihrer Ehe geſtorben, Gotthold als ihren, vor der Welt mindeſtens, tiefbetrübten Erben zurücklaſſend. — Als dieſer Erbe beſaß er auch eine elegante, geſchmackvolle Einrichtung, und hatte, wie geſagt, mit Eduard das Uebereinkommen getroffen, dieſe zu bewahren, und die nicht eben bedeutende Mitgift, die Eduard ſeiner Schweſter ausſetzen konnte, in baarem Gelde beſtehen zu laſſen.

Das war gewiß wohlüberlegt und vernünftig geweſen, aber es that Amalien weh, gewiſſermaßen das Eigenthum einer Andern zu uſurpiren und ſich das Beſitzthum einer Fremden anzueignen. Sie fühlte ſich verletzt von dem Gedanken, daß hier in denſelben Räumen ſchon eine Andere als Herrin gewaltet, auf dieſem Divan geruht, in dieſem Seſſel am Fenſter vor dem Arbeitstiſche geſeſſen, es war ihr, als nähme ſie hier nur eine zweite, untergeordnete Stellung ein, weil ſie nur die Nachfolgerin einer Andern war, und nur das zu erhalten hatte, was eine Andere geordnet und eingerichtet. Die Divans, die Stühle und Tiſche, die Teppiche und Bilder, Alles hatte ſchon ſeinen be-

stimmten Platz, und es war ihr, als sähe das Bild dort über dem Sopha mit seinem blassen Angesicht und den dunkeln, schwermuthsvollen Augen ernst und drohend zu ihr hernieder, als wolle es Wache halten, daß nichts verändert würde in diesen Räumen. Dieses traurige Bild der verstorbenen Gattin, es war zur Ankunft der zweiten Gattin mit Blumenkränzen geschmückt worden von der Dienerin der Gestorbenen, die seitdem im Hause des Predigers als Wirthschafterin verblieben war, und jetzt Amalien als ihr Kammermädchen von Gotthold vorgestellt wurde.

Sie sollen gewiß mit mir zufrieden sein, sagte Margarethe zu ihrer neuen Herrin, und niemals über mich klagen dürfen. War doch auch meine liebe, gestorbene Herrin stets mit mir zufrieden und hat mich niemals gescholten. Ach, sie war auch immer so gütig und sanft, sie hat niemals in ihrem Leben ein unfreundliches Wort gesprochen!

So wird mir die Gestorbene schon jetzt als Muster und Vorbild aufgestellt, dachte Amalie; sie empfand ein unwillkührliches Schaudern, und es war ihr als solle sie, die noch Lebende, herniedersteigen in ein vor ihr geöffnetes Grab.

Gotthold winkte den Dienern, sich zu entfernen, und die Neuvermählten waren nun allein.

Ein Gefühl der entsetzlichen Angst, des trostlosesten Vereinsamtseins überkam die junge, zitternde Braut. Jetzt erst, in diesem Augenblick, wo Alles, was sie umgab, ihr fremd war, wo sie Eduard's Stimme nicht mehr hörte, sein geliebtes Antlitz nicht mehr sah, jetzt, wo Niemand bei ihr war, als Gotthold, der sie sein liebes Weibchen nannte und sie kosend auf seinen Schooß ziehen wollte, jetzt erst empfand sie ganz die Größe und Bedeutsamkeit des Opfers, das sie gebracht hatte. Eine unnennbare Verzweiflung

erfaßte ihr armes zitterndes Herz. Sie hatte ein Gefühl, als könne dies Alles nur ein Traum ſein, ein ſchwerer, entſetzensvoller Traum, als müſſe ſie ihm entfliehen und hineilen zu Eduard, um bei ihm zu der ſchönen, köſtlichen Wirklichkeit zu erwachen. Sie ſprang auf und entriß ſich Gotthold's Armen, daß er, befremdet über ihre Heftigkeit, nach deren Urſache fragte. — Sie ſtotterte einige Worte ohne Sinn und ſank dann, in Thränen ausbrechend, wieder in den Divan zurück.

Die Feierlichkeit dieſes Tages, die Trennung von den Deinigen hat Dich über die Gebühr angegriffen, ſagte Gotthold nicht ohne Empfindlichkeit. Du ſcheinſt der Ruhe zu bedürfen, und ich werde Dich daher allein laſſen. Wirf doch dieſes Gewand von Dir, das Dich vielleicht beengt. Wir wollen es uns bequem machen, denn wir ſind ja allein und zu Hauſe. Lebewohl denn auf eine halbe Stunde, mein ſüßes, kleines Weib. Ich gehe auf mein Zimmer, um dort im ernſten Geſpräch mit Gott mir die Feierlichkeit und Bedeutſamkeit dieſes Tages recht zum vollen Bewußtſein zu bringen.

Er hatte dieſe letzten Worte in ſeinem gewöhnlichen, ſalbungsvollen Predigerton geſprochen, und verließ jetzt, ihr zärtlich mit den Augen winkend, das Zimmer.

Jetzt war ſie allein! Aber welch ein Alleinſein! Die Einſamkeit einer Gefangenen, die ſich mit athemloſer Bruſt, zitternd vor unermeßlicher Qual, in ihrem Gefängniß umſchaut und ſchaudernd erkennt, daß jede Flucht unmöglich iſt. — Sie war in dieſen drei Wochen wie in einem Tunnel, einer Opferbegeiſterung geweſen, nun, da das Opfer gebracht, war auch die Begeiſterung entflohen, und ſie erwachte zu der ganzen Nüchternheit einer troſtloſen Wirklichkeit. Und

jetzt fielen ihr Eduard's Worte ein, sie klangen noch in ihren Ohren wieder. Er hatte gesagt, daß er Gotthold hasse, daß er ein heuchlerischer, gleißnerischer Prediger sei; mein Gott, sollte sie denn lieben, was Eduard haßte, sollte sie denn verehren, wo Eduard verachtete! Sie empfand plötzlich einen tiefen, unauslöschlichen Haß gegen Gotthold, der ihr in ihrer Uebereizung wie ein grausamer Kerkermeister erschien, welcher mit lauerndem Blick überall hin sie verfolgte. Sie rang die Hände in ihrer ungeheuren Pein und riß den Brautkranz und den Schleier aus ihrem Haar und schleuderte ihn weit von sich in das Zimmer hinein mit einer Geberde des Abscheus und der Verachtung, und sie sagte immerfort, ganz mechanisch, ohne es zu wissen: ich kann hier nicht bleiben! Ich muß wieder fort, wieder fort! Ich will wieder bei Eduard sein! Er muß mich in Schutz nehmen, sonst sterbe ich! — Ach Gott, wäre ich nur schon gestorben, schrie sie dann laut auf und sank ganz zerbrochen nieder auf ihre Kniee mit lautem, krampfhaften Schluchzen.

Unter Thränen und Schluchzen, in Schmerz und Weh durchlebte Amalie die erste Stunde in dem Hause ihres Gatten. Ihre Gedanken, ihre Wünsche waren bei ihrem Bruder, und in qualvoller Verzweiflung fühlte sie, daß sie ihn auf ewig verloren habe, daß ihre Ehe sie von ihm trenne für immerdar.

Fürſt Alex von Pomowsky.

Fürſt Alex von Pomowsky war allein. Er lag ausgeſtreckt in halb träumeriſcher, halb ſinnender Stellung auf dem Divan, und ſeine dunkelen Augen ſtarrten mit einem trotzigen und ſchwermüthigen Ausdruck zur Decke empor. — Er empfand in ſich jene tödtliche Langeweile, jene Erſchöpfung aller geiſtigen Kräfte, wie man ſie als die Nachwehen durchſchwärmter Nächte und geräuſchvoller Feſte kennt. Für ihn war das ganze Leben ein geräuſchvolles Feſt geweſen, und er hatte es durchſchwärmt in nimmer endendem Taumel. Was Wunder, daß er ſich endlich erſchöpft, zerſchlagen, hinfällig fühlte, daß die Ueberſättigung, die Langeweile ihn heimſuchte inmitten dieſes üppigen, geräuſchvollen, vergnügungsreichen Lebens!

Er war eben in einer jener Stimmungen, in denen man, weil die Gegenwart nüchtern, die Zukunft troſtlos erſcheint, ſich einmal rückwärts wendet zur Vergangenheit und von ihr wenigſtens die Erinnerung jener Freuden fordert, von denen die Gegenwart nichts mehr zu bieten hat. — In träumeriſchem Sinnen überdachte er ſein ganzes Leben, und alle dieſe lockenden und köſtlichen Bilder der Vergangenheit, ſie zogen

jetzt traurig und abgeblaßt an seiner Seele vorüber. — Er sah sich als Knabe daheim in dem reichen Schlosse seiner Väter. Da war er, der einzige Sohn, der Gegenstand der Sorge für seine schöne, bleiche Mutter, deren ganzes Erdenglück in ihm ruhte, für seinen ernsten, strengen Vater, der für Niemand freundlich war, Niemand zulächelte, als ihm allein, für die zahlreiche, im Dienste seiner Eltern ergraute Dienerschaft, die in abgöttischer Zärtlichkeit sich beeiferte jede seiner kindischen Launen zu befriedigen, jede seiner Unarten zu entschuldigen. Er sah noch den großen Ahnensaal mit den ernsten Ritterbildern, vor denen er stets ein unheimliches Grauen empfunden, den großen Platz vor dem Schlosse, wo er zuerst sein Roß getummelt, er fand die Plätze wieder im Park, wo er neben seiner Mutter gesessen, neben dieser bleichen Frau, deren Augen täglich geröthet waren vom Weinen, deren Stimme mehr und mehr erlosch und hinstarb, wie ihre zarte, zusammenbrechende Gestalt. Da, unter den blühenden Fliederbäumen, da war die Stelle, wo sie eines Abends neben ihm gesessen und zu ihm gesprochen mit kaum vernehmbarer Stimme. Was hatte sie zu ihm gesprochen?

O, es waren viele Jahre seitdem vergangen, viele Stimmen hatten seitdem mit entzückungsvollern Tönen zu seinem Herzen geflüstert, aber diese Worte seiner Mutter, die sie damals zu ihm gesprochen, sie waren nimmer in seinem Herzen erstorben, und oft waren sie ihm als eine Art Schicksalsspruch erschienen, der auf sein ganzes Leben entscheidend eingewirkt. Sie hatte zu ihm gesagt: Du gehst jetzt hinaus in die Welt, mein theurer, geliebter Sohn, und mein armes Herz bangt und weint um Dich. Ich allein kenne Dich, und ich weiß, daß Du viel Freuden genießen und viel Leiden bereiten wirst. Du bist, wie Dein

Vater. Noch ist Dein Herz weich und milde, aber die Liebe wird es verhärten und erstarren machen, und Du wirst ohne Mitleid sein, wenn selbst Du ein Herz zertreten müßtest, um für Dich dadurch einen Moment der Freude zu gewinnen. Die Männer sind einmal so egoistisch und kalt, nur an sich denkend, und nach der Gluth sogleich erkaltend und erstarrend. Du wirst in allen Dingen ein Mann werden, Alexiew. Aber gedenke zuweilen meiner, und wenn in Deinen grausamsten Stunden Dir das bleiche Bild Deiner Mutter erscheint, dann übe Erbarmen, und um meinetwillen zerbrich nicht das Herz, mit dem Du spielst. Du wirst viele Thränen fließen machen, denn Du bist schön und leichtsinnig, genußsüchtig und leidenschaftlich, und Du wirst das Leben mit allen seinen Genüssen Dir aneignen wollen! Viele werden um Dich weinen, wie ich um Deinen Vater geweint habe, liebend und verlassen, und gräßlich einsam inmitten der lauten Welt!

Das waren ihre letzten Worte gewesen, denn am andern Morgen war sie todt, plötzlich hatte der Tod sie ergriffen, und sie schien ihn freudig willkommen geheißen zu haben, denn ein Lächeln stand auf den verklärten Zügen der Todten, wie Alexiew es seit vielen Jahren nicht an der Lebenden gesehen.

Fürst Alex fragte sich jetzt, ob die Worte seiner Mutter Wahrheit geworden, ob ihre Prophezeihung wirklich in Erfüllung gegangen? Und sofort zogen neue Bilder, neue Erscheinungen an seiner Seele vorüber, Da waren stolze Schönheiten mit entzückensvollem Reiz, deren Lächeln er gebrochen, deren Schönheit er gebleicht und zerstört, sanfte, unerfahrene Mädchen, deren Unschuld er zerstört, deren Schicksal er zernichtet hatte! Mein Gott, sein eigenes Herz erbebte jetzt vor diesen vielen Gestalten, die ihn wie zu

einem dämoniſchen Rachetanz zu umringen ſchienen, und unwillkührlich zuckte er zuſammen, als jetzt vor ſeinem innern Auge ein bleiches, ernſtes Frauenbild mit flammendem Blick und blaſſer Lippe emportauchte und ihm zu drohen ſchien mit ihrem eiſigen Lächeln.

Bah, ſie war eine Thörin! murmelte Fürſt Alex, gleichſam, um ſich ſelber zu beſchwichtigen. Ja, wahrlich, eine Thörin mit ihren albernen Prätenſionen und ihrer Tugend, die ſie endlich zur Mörderin machte. Nun, ich habe gethan, was ich konnte! Habe ich ihr Leben einſt umdüſtert, ſo habe ich es ihr ſpäter auch erhalten! Wir ſind quitt!

Und andere Erinnerungen überkamen ihn. Er ſah ſich inmitten der wüſten, bacchantiſchen Luſt, der tollen, übermüthigen Freude.

Und bei dieſen Erinnerungen fühlte er ſich die Langeweile ſchwinden, und ſeine ſchlaffen Züge nahmen wieder einen energiſchern Ausdruck an.

Das muß wieder anders werden, ſagte er leiſe, dieſe Ruhe iſt tödtlich. Ich will mich wieder in das Leben ſtürzen, Weiber ſollen mich zerſtreuen, das Spiel ſeine gewohnte, magiſche Kraft auf mich ausüben. Ich will wieder die Nächte durchſchwärmen und die Tage in köſtlichen Zerſtreuungen hinbringen! Ha, das ſoll herrlich werden! Die Freude ſoll mir wieder lächeln, das Glück mich wieder umrauſchen mit ſeinen tobenden Wellen! — Wo aber iſt das Glück und die Freude? fragte er dann plötzlich und ſank zurück in die Polſter. — Ja, wo iſt das Glück, daß ich es endlich erfaſſen und an mein Herz drücken kann? Habe ich es nicht immer geſucht auf allen meinen Wegen, iſt es nicht immer vor mir geflüchtet in dem Momente, wo ich es erfaſſen wollte? Ach, wo iſt denn das Glück? Iſt es bei ihr, bei Aurelia?

Und wie er das ſich ſelber fragte, nahm ſein Geſicht ſofort einen andern Ausdruck an. Es ſtrahlte in Heiterkeit und Glück, und um ſeine Lippen ſpielte jenes reizende, verführeriſche Lächeln, deſſen Zauber ſchon manches Frauenherz erfahren hatte.

Mit entzückten Blicken nahm er das roſa Briefchen, das er dieſen Morgen von ihr empfangen, wieder hervor, las es lächelnd und hochathmend, und drückte es an ſeine Lippen mit einem Gefühl des ſtolzeſten Glückes.

Ein Klopfen an der Thür ſtörte ihn in dieſen Gedanken, und der eintretende Diener meldete den Criminalrath Heller, welcher, der bei der Baronin Elsleben getroffenen Verabredung zufolge, kam, um den Fürſten in's Theater zu begleiten.

Ich bin unendlich zufrieden, Sie zu ſehen, ſagte der Fürſt, dem Criminalrath die Hand reichend, denn ich verſpreche mir von dieſem Abend eben ſo viel Unterhaltung als Belehrung.

Und mich wird es freuen, Durchlaucht, wenn ich zu Beidem Ihnen förderlich ſein kann, ſagte der Criminalrath mit lachendem Munde, während ſeine kleinen, blitzenden Augen mit ſtechendem Blick im Zimmer umherſchauten.

Der Bediente meldete, daß der Wagen vorgefahren ſei, und Beide fuhren in's Theater.

Ein Abend im Opernhause.

Die Masse der Wartenden und neugierig Harrenden hatte sich schon zerstreut, denn die Thüren waren schon eine Stunde vor Anfang der Festoper geöffnet, und Alles war hineingestürmt, zitternd vor Ungeduld und Erwartung. Als Fürst Alex mit seinem Begleiter in seine Loge trat, war das ganze Haus schon besetzt und bot den glänzendsten Anblick dar.

Sie haben eine herrliche Loge bekommen, sagte der Criminalrath. Wirklich, ganz geeignet zu unserm Zweck. So ganz nahe der Bühne, und doch auch einen Ueberblick über das ganze Haus gewährend. Vortrefflich! Und sehen Sie, Durchlaucht, wenn wir diese rothseidenen Vorhänge ein wenig schließen, werden wir von Niemand gesehen, während wir Jedermann sehen. Auch können wir hier plaudern, ohne von irgend Jemand gehört zu werden, und ihn zu stören.

Ja, diese Prosceniumslogen sind sehr comfortable, sagte der Fürst, und ich wählte diese kleine hier im zweiten Range, weil ich hier leichter darauf zählen konnte, sie für mich allein zu haben.

Aber zuerst, Durchlaucht, werfen Sie jetzt einen

Blick auf dieſes herrliche Haus, ſagte der Criminalrath, ſich mit vaterländiſchem Stolz die Hände reibend. Nicht wahr, das iſt köſtlich?

Wenigſtens ſehr prunkvoll, ſagte der Fürſt. Aber, um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, weder geſchmackvoll, noch ſchön. Alles Ueberladene bedrückt, ſtumpft das Auge ab! Sehen Sie doch, das ganze Haus flammend roth, wie ein in ſeinem Laufe erſtarrtes rothes Meer. Mein Gott, und wenn die ſchönen Damen glühen wie Roſen, ſie werden doch bleich und matt ausſehen, neben dieſem flammenden Purpurroth. Und nun erſt dieſe überladenen Prosceniumslogen! Sie werden jede Pracht auf der Bühne ertödten, und die gemalten Goldverzierungen in irgend einem Königsſaale auf der Bühne, ſie werden immer ſtumpf und matt erſcheinen neben dieſen blinkenden wirklichen Goldverzierungen an den Logen hier. Und dann, es fehlt die Einheit, die Harmonie des Styls. Das Haus iſt ja wie in zwei Hälften zerſchnitten. Dort Alles rund und in geſchweiften Linien, hier, näher der Bühne zu, Alles eckig und in geraden Linien, dort ein Halbkreis, hier ein Viereck, dort Renaiſſance, hier Rococoſtyl, überall aber ſchlechte Bilder am Plafond, durch nichts ſich auszeichnend, als durch ſchreiende Farben. Wie viel grandioſer, einfacher und doch prachtvoller iſt dagegen die Scala in Mailand oder das Carlotheater in Neapel.

Aber der Kronleuchter wird Ihnen gefallen müſſen, nicht wahr, Durchlaucht? Es iſt ein Prachtſtück, das ungeheuer viel Geld koſtet!

Vielleicht wäre er ſchöner, wenn er weniger koſtete, ſagte der Fürſt lächelnd. Im Ernſt, ich habe ſelten etwas ſo Schweres, Maſſenhaftes geſehen. Ein Kronleuchter muß nur glänzend erſcheinen durch die Fülle des Lichts, und die geſchmackvolle Art mit der dies

gruppirt und vertheilt ist. Dieser Kronleuchter sieht aus, als ob er aus diesem Kranze kleiner flammender Gaslichter, die dort oben in niedlicher Spielerei als Wachslichter brennen, hindurchgeschossen und zur Erde fallen wollte. Das Licht fängt erst an, wo der Kronleuchter endet, und überstrahlt die schlechten Deckengemälde, während es die untern Logenreihen in einem gemüthlichen Halbdunkel erhält.

Durchlaucht urtheilen sehr streng, sagte der Criminalrath.

Und das wird Sie nicht wundern! Sind Sie doch selber als strenger, stets gerechter, aber niemals schonender Richter bekannt, erwiederte der Fürst nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

Es freut mich, von Ihnen dies Lob zu hören, Durchlaucht, sagte der Criminalrath sich verneigend. Es freut mich um so mehr, weil, wie ich glaube, die Polen mir im Allgemeinen den Vorwurf der Härte und Grausamkeit machen. Ja, man sagt sogar, die Polen hätten geschworen, bevor sie zu einer neuen Verschwörung sich vereinten, mich zu ermorden.

Der Criminalrath sagte dies mit lachendem Munde, aber seine kleinen Augen ruhten mit einem forschenden, durchbohrenden Blick auf des Fürsten Antlitz, das aber kalt und ruhig blieb.

Ah bah, die Polen! sagte Fürst Alex achselzuckend. Was kümmern mich die Polen, diese unbedachtsamen Kinder, die mit dem Feuer spielen, als wüßten sie nicht, daß diese Flammen, die sie anfschüren, ihnen selber den Tod bringen müßten! Sprechen Sie mir nicht von den Polen.

Ew. Durchlaucht haben Sich also ganz von Ihren Landsleuten losgesagt? fragte der Criminalrath lauernd.

Ich bin ein Unterthan Sr. Majestät des russischen

Kaisers, sagte der Fürst, und nur das sind meine Landsleute, die den Kaiser lieben, gleich mir. Aber welche ernste Gedanken regen Sie da an, rief er dann heiterer, wahrlich, dies ist nicht der Ort, um von solchen Dingen zu sprechen. Was kümmern uns die Freiheitsträume eines zertretenen Volkes hier —

Ein lautdonnernder Tusch der Instrumente, ein dreimaliges Vivat unterbrach hier den Fürsten. Der König mit seiner Gemahlin und seinem hohen Gefolge war in die große mittlere Hofloge getreten. Das ganze Publikum erhob sich, um seinem Herrscher durch Vivatrufen zu danken für den prächtigen Ausbau dieses von Friedrich dem Großen aufgeführten Gebäudes. — Der König trat mit seiner Gemahlin an den Rand der Loge und dankte mit jener, den Hohenzollern eigenen Freundlichkeit. — Die Musici stimmten mit schmetterndem Posaunenschall die Nationalhymne an, und dieses: „Heil Dir im Siegerkranz," das einst seinem Vater nach gewonnenen Schlachten sein glückberauschtes Volk entgegenjauchzte, es ertönte jetzt seinem Sohn im neuausgebauten Opernhause von glückestrunkenen Beamten und ergebenen Dienern. Wenn ein Theil des Publikums, während dieses feierlichen Gesanges, den Ihro Majestäten stehend anhörten, schwieg, so geschah dies wohl nur, weil sie die einzelnen Strophen der Volkshymne nicht „par coeur" wußten. — Nach geendetem Gesang und dreimaligem Tusch der Musici begann die Ouvertüre der Festoper.

Jetzt lassen Sie uns plaudern, sagte der Fürst. Ich kenne diese neue Musik Meyerbeer's, denn ich habe schon mehrmals den Proben beigewohnt.

O, wie Vieles könnte ich heute Ew. Durchlaucht erzählen, sagte der Criminalrath umherblickend. Dies Opernhaus wird sehr interessant werden, denn es

wird eine bestimmte Physiognomie tragen, und zum ersten Male wird man hier Gelegenheit haben, alle Stände vertreten und gesondert zu sehen. Auf diese Prosceniumslogen da drüben zum Beispiel hat die sämmtliche Diplomatie abonnirt, und da sehen Sie den Herzog von Dalmatien mit dem Gesandten Rußlands. Der englische Gesandte, der edle Graf von Westmoreland, wird niemals fehlen, denn er liebt die Musik leidenschaftlich, und ist selbst ein guter Componist. Und sehen Sie nur, wie ganz Ohr und Aufmerksamkeit die Gemahlin des sardinischen Gesandten ist, die edle Gräfin Rossi, diese Königin des Gesanges, die noch heute unübertroffen dasteht, und wenn auch nicht mehr das Publikum, doch den König und seinen Hof durch ihren herrlichen Gesang entzückt. Aber nicht nur eine Königin des Gesanges, sondern auch eine Königin der Schönheit zeigt Ihnen das diplomatische Corps, und ich glaube nicht, daß Jemand anmuthiger blicken und lieblicher lächeln kann, als diese schöne Frau von F.... — Den türkischen Gesandten erkennt man an den schweren Augenlidern und dem rothen Fez. Er scheint ganz verloren im Anschauen seiner Nachbarin.

Weil sie ein herrliches Embonpoint hat, vermuthlich, sagte der Fürst lächelnd.

Gewiß, denn er ist ein echter Türke! Wenn Sie nun, Durchlaucht, im Stande sind, den Blick von der schönen Frau von F.... und dem ganzen Corps der Diplomatie ab und ein wenig tiefer zu wenden, so zeige ich Ihnen dort dicht neben dem Orchester eine alte, freundliche Frau, deren Augen noch glänzen in jugendlichem Feuer. Und wie sollten sie nicht, da sie auf ihren Sohn schaut, der dort vor dem Pulte steht, das Orchester heute selber dirigirend, und dessen Namen ganz Europa kennt! Das ist die Mutter der

Gracchen, und Michael und Meyer Beer sind ihre Söhne, und niemals fehlt die alte Frau, wenn ihres Sohnes Melodieen hier im Opernhause erklingen. — Den ersten Rang wird die Aristokratie einnehmen, die Aristokratie der Geburt, wie des Geldes, ich sehe da echte Gräfinnen, und unechte, deren scharfe Züge sehr an den Orient erinnern. Der Orient, mein Fürst, ist überall in Berlin sehr zahlreich vertreten und bei allen öffentlichen Aufführungen besteht fast ein Drittheil des Publikums aus Orientalen, um nicht zu sagen Juden. — Heute sind viele unserer höchsten Staatsbeamten hier im ersten Rang, und ich sehe Einige darunter, die Sie gewiß niemals sonst hier erblicken werden, denn die Frommen und Gottgeliebten fliehen natürlich dieses Haus der Sünde. — Die Dame dort mit den weißen Schleifen hingegen wird niemals fehlen, sie ist von etwas zweifelhafter Geburt, aber von sehr unzweifelhaftem Reichthum, und obwohl Aristokratin, wird sie doch zugestehen, daß ein Bedienter selbst ein Mensch sein und — ein Herz erobern kann. — Wüßte, oder vielmehr ahnte ich nicht, Durchlaucht, daß Ihr Herz in diesem Augenblicke unempfindlich ist gegen alle Verlockungen der Schönheit, so zeigte ich Ihnen im ersten Rang noch einige aristokratische Schönheiten, deren Herzen nicht allzuschwer zu erobernde Festungen sind. Aber wenden wir lieber jetzt einen flüchtigen Blick in den zweiten Rang, der durchaus eine andere Physiognomie hat. Im ersten Range nichts als Aristokratie des Blutes sowohl, als des Geldes, im zweiten Rang hingegen hat die Intelligenz ihren Sitz aufgeschlagen. Da sehen Sie ein ganzes Heer von Journalisten und Literaten, denen dieser Abend nichts weiter ist als ein noch flüssiger Artikel, welchen sie sofort nach dem Schluß der Oper in mehrere Formen gießen, und als Correspondenzen

an die Zeitungen verſenden. Ach, ich ſehe da einige Journaliſten, denen die Welt nicht weiter Werth hat, als inſofern ſie ihnen genügenden Stoff zu Correſpondenzen und Zeitungsartikeln darbietet. — Aber es ſind auch Dichter dort, Dichter jeglicher Art, und Künſtler, Maler ſowohl, als Muſiker, auch die erſten Künſtler der Bühne können Sie drüben in jener Loge ſehen, dort unſere einſt ſo große tragiſche Schauſpielerin mit dem Medeenangeſicht, dicht daneben eine andere nicht minder große Künſtlerin in der Blüthe der Schönheit. Beide gefeiert und geliebt vom Publikum, und Beide ſich haſſend mit einem ſo tödtlichen Haß, daß Jede in der Nähe der Andern ſich phyſiſch unwohl fühlt, und Beide niemals zuſammen auf der Bühne wirken können.

O, das iſt intereſſant! Und woher ſtammt dieſer Haß?

Wie wird ein Thurm gebaut? Man legt Stein auf Stein, und zuletzt wächſt das Ding ſo hoch empor, daß man nicht mehr darüber hinwegſehen kann! So haben ſie ihren Haß aufgebaut, und immer hat die Eine der Andern den Stein hingeworfen, damit ſie ungehindert weiter bauen könnte. — Es ließe ſich noch einiges Andere erzählen vom zweiten Rang, aber, ich ſehe, Durchlaucht werden ſchon zerſtreut, und ich eile zum Schluß! — Der dritte Rang iſt der Sitz der Bourgoiſie und der Griſetten, und deren Geſchichte iſt überall dieſelbe.

Und das Parquet?

Es iſt farblos und enthält zum größten Theil nur ein ſchauluſtiges Theaterpublikum, darunter allerdings einige berühmte Profeſſoren der Univerſität, die für dreitauſend Thaler Gehalt Winters Ferien machen und Sommers nicht leſen. Doch das kann Ew. Durchlaucht nicht intereſſiren! Wir ſind fertig!

Der Fürſt antwortete ihm nicht, er hatte die letzten Worte des Criminalrathes gar nicht gehört, ſondern ſchaute unverwandt durch ſein Opernglas auf die Bühne, wo eben der Tanz der Marketenderinnen aufgeführt ward.

Ein reizendes Geſichtchen! ſagte er halblaut. Welch ein edles Profil, welch einen ſchmachtenden Blick. Sehen Sie doch, da drüben, unter jenem Trupp Menſchen, welche das Volk vorſtellen ſollen, dieſes reizende Mädchen mit den langen, blonden Locken und den tiefblauen Augen. Ein wahrer Engelskopf! Halb noch Kind, ſo ätheriſch und leicht. Kennen Sie das Mädchen? —

O, Durchlaucht fordern zu viel! Das Corps de Ballet gehört nicht in meinen Bereich! ſagte der Criminalrath lachend.

Aber ich muß wiſſen, wer ſie iſt, und wo ſie iſt! rief der Fürſt aufſtehend, und ging zur Thür, um den vor derſelben harrenden Jäger hereinzuwinken.

Nimm den Hut ab, Jean, und dann ſieh ganz vorſichtig durch die Spalte dieſes Vorhangs hier, ſagte der Fürſt, und als ſein Diener endlich das Mädchen, das er ihm beſchrieb, unter der Maſſe aufgefunden, ſagte er leiſe: morgen will ich wiſſen, wer ſie iſt. Und nun laß den Wagen vorfahren! Ich komme bald!

Der Jäger entfernte ſich und die Herren traten wieder an den Rand der Loge.

Die Oper wird bald beendet ſein, ſagte der Criminalrath. Schon verlaſſen Einzelne der hohen Ariſtocratie ihre Logen, um nicht in das Gedränge zu kommen. Sehen Sie, auch die ſchöne Gräfin Marſilla erhebt ſich eben von ihrem Platze. Wirklich, ſie iſt heute Abend von einer wunderbaren Schönheit!

Fürſt Alex erwiederte nichts, ja er ſchien ganz gleichgültig gegen dieſe geprieſene Schönheit, denn er

wandte nicht einmal das Haupt zu ihr hin. In seinen Augen aber war ein wunderbares Flammen und Glühen, und ein stolzes und glückliches Lächeln umschwebte seine Lippen.

Bald verließ auch der Fürst, dem Criminalrath Lebewohl sagend, die Loge und eilte die Treppe hinunter zu seinem Wagen. Als er durch die untere Halle kam, die zum Hauptportal führt, schlüpfte eine ärmlich gekleidete, in ein großes Wollentuch gehüllte, weibliche Gestalt an ihm vorüber. Aber des Fürsten scharfes Auge hatte schnell unter dieser ärmlichen Hülle das schöne Bauermädchen von der Bühne erkannt, und mit der ganzen Keckheit und Sicherheit eines vornehmen Herrn, ihr nacheilend und ihre Hand ergreifend, sagte er: wohin so allein und so eilig, mein schönes Kind?

Das Mädchen stieß einen leisen Schrei aus und suchte sich von dem Fremden loszumachen, während ihre großen blauen Augen mit einem flehenden Blick auf ihm ruhten.

Du mußt mir erst sagen, wie Du heißt, Du kleiner Engel! sagte der Fürst lachend, und suchte ihr das Tuch, mit dem sie ihr Antlitz halb verhüllte, fortzuziehen, als hinter der offenen, nach der Straße führenden Thür, neben welcher sie standen, ein schmutziger, ärmlicher Bube hervorstürzte, und die Hand des Fürsten fortschleudernd, sich gleichsam als Schild vor das zitternde Kind stellte.

Niemand nicht hat nöthig, das Mädchen hier anzufassen, sagte der Knabe furchtbar schielend und in so heftigem Zorn, daß sein breites Gesicht noch häßlicher aussah, und sie hat nicht nöthig, zu sagen, wie sie heißt. Herr, was gehen Ihnen die Balletkinders an, die friedlich und still von ihrer Arbeit kommen und Keinen nicht was zu Leide thun? Lassen Sie das Mädchen zufrieden, Herr, oder —

Hier drehte ſich Lude plötzlich um, denn es ärgerte ihn, daß der fremde Herr auf ſeine zornige Rede nur mit einem lauten Lachen antwortete, und er nahm daher des weinenden Mädchens Arm und ſagte, ſie ſanft fortziehend: Komm, Amintha, wir wollen ſchnell nach Hauſe gehen.

Ja, laß uns gehen, flüſterte ſie leiſe, und Beide ſchlüpften hinaus auf die dunkle Straße.

Amintha und Lude.

Es war eine kalte und unfreundliche Nacht, und Amintha zitterte heftig, als sie nach dem Begegnen mit dem Fürsten, mit Lude hinanseilte nach ihrer Wohnung. Der Knabe fühlte, wie ihr zarter Arm in dem seinen bebte, aber er dachte nicht, daß Amintha frieren könne, denn er war längst abgehärtet gegen jede Witterung, und weder die Sommerhitze, noch auch der Winterfrost hatte irgend einigen Einfluß auf ihn.

Aengste Dich man nicht mehr, sagte er, weil er glaubte, die Furcht vor dem fremden Herrn mache sie beben. Sei ganz ruhig, Amintha, er darf Dir nichts nicht thun. So'n großer Herr meint man gleich, er kann uns arme Kinder so kujoniren und zum Narr'n haben. Aber bei mir kommt er jrade an'n Rechten! Er hätte Dir man noch einmal anfassen sollen —

Du würdest doch nichts gesagt haben? flüsterte Amintha.

Gesagt, o ne, rief Lude mit einem grinsenden Lachen, gesagt, ne, aber gethan, hu!

Sie gingen eben an einer Laterne vorüber und beim Scheine derselben konnte Amintha ihres Freundes grin-

miges Geſicht und ſeine geballte Fauſt ſehen, die er drohend in der Luft ſchwenkte.

Du würdeſt ihn doch nicht geſchlagen haben? ſagte ſie erſchrocken. Denke doch, einen ſo vornehmen Herrn!

O, das geht mir nichts an! rief Lude verächtlich. Vornehm, oder nicht vornehm, er war grob gegen Dir, und ick werde niemals nicht leiden, daß Eener grob gegen Dir iſt, und wenn't der liebe Herrgott ſelber wäre.

Aber er hat nicht ein einziges grobes Wort geſagt! rief das Kind erſtaunt. Er fragte nur, wie ich heiße. Ach, Lude, wie ſchön ſah er aus, und was er für prächtige Augen hatte, und wie glänzend er ausſah, wie ein Engel. Findeſt Du nicht auch, Lude?

Der Knabe antwortete nicht ſogleich, er ſchnitt fürchterliche Geſichter, als wolle er damit den Aerger hinunterwürgen, den er über Amintha's Bewunderung des Fremden empfand.

Siehſt Du, fuhr das plaudernde Kind fort, Mutter ſagt immer, wenn ich erwachſen wäre, dann würde mich bald ein vornehmer Herr liebgewinnen, und der würde mich putzen, wie eine Prinzeſſin, und mir goldene und ſilberne Kleider ſchenken und köſtliche Brillanten, und ich würde in einem ſchönen Schloſſe wohnen und viele Diener haben und auf ſeidenen Betten ſchlafen. Ach, lieber Lude, wenn ich doch erſt erwachſen wäre, und wenn dann doch der vornehme Herr, der mich lieb haben wird, ſo ausſähe, wie der fremde Herr, der heute ſo freundlich mit mir geſprochen!

Und dann ſo würdeſt Du uns Alle vergeſſen und ganz ſtolz werden, ſagte Lude ſeufzend.

Ich Dich vergeſſen! rief das Kind erſchrocken und klammerte ſich feſter an des Knaben Arm. Wie

könnte ich Dich jemals vergeſſen, Lude! Du weißt doch, daß ich Dich ſo lieb habe, wie einen Bruder, und wie ſchlecht wäre ich nicht, wenn ich Dich vergeſſen könnte. Wer hat mich denn lieb gehabt, als Du allein? Wer hat mit mir geſpielt, als ich krank war, und Niemand, ſelbſt meine Mutter nicht, ſich um mich kümmerte? Wer iſt denn immer unverdroſſen, für mich zu laufen und mich abzuholen, wenn es noch ſo kalt iſt und ſchmutzig. Wer wartet ſtundenlang auf mich vor dem Opernhauſe, wenn ich da zu thun habe? Das Alles thuſt Du? Und Du denkſt wohl, ich weiß es nicht, Lude, wie oft Du im vorigen Winter, als die Mutter krank war, gehungert haſt, um mir Deine warme Suppe zu bringen und Dein Brod? Du denkſt wohl, ich habe es vergeſſen, daß Du oft halbe Tage biſt in der fürchterlichen Kälte auf den Straßen umhergelaufen, um irgendwo eine Droſchke aufmachen zu können, und daß Du mir dann den Groſchen gebracht haſt, den Du Dir ſo ſauer verdienteſt? Ach, Lude, wie kannſt Du ſagen, daß ich Dich vergeſſen könnte.

Helle Thränen rannen über des Kindes Wangen und ſie konnte vor Schluchzen nicht weiter ſprechen.

Ach, des is Allens nicht der Rede werth geweſen, ſagte Lude verſchämt. Des war Allens Spaß, und ick habe es man bloß zu meinen Vergnügen gedhan. Des könnte Jeder. Aber ick wollte, Dir paſſirte man mal ſo'n recht ſchreckliches Unglück, damit ick Dich retten könnte, ick wollte, Räuber fielen Dich an, oder Mörder, denn ſollteſt Du mal ſehen, daß ick noch ganz andere Dinge vor Dir dhun könnte, als Dir'n Groſchen geben und 'n Teller voll Suppe, die ick nich eſſen mag! Ach, wenn doch man bloß mal ſo was käme, daß ick Dir retten könnte!

Alſo wünſcheſt Du, ſagte das Kind lächelnd, daß

Räuber und Mörder über mich herfielen und mich todt machen wollten?

Ick ſollte des wünſchen? fragte Lude mit weitaufgeriſſenen Augen und mit einer wunderbaren Virtuoſität ſeine ſchielenden Augen verdrehend. Ne Amintha, lieber wollte ick ja gleich ſterben, als deß irgend Einer Dir Een Haar uf Deinem Kopfe krümmen ſollte! Aber ick wollte Dir man ſagen, wie lieb ick Dich habe, und daß Dich ſo'n vornehmer Herr auch keineswegs nicht lieber haben könnte, als wie ick!

Aber die vornehmen Herrn ſind reich, ſagte das Kind ſeufzend, und darum ſind ſie ſo glücklich. Wenn mich nun ein vornehmer Herr zu ſich nimmt und lieb hat, und mir viel Geld und ſchöne Kleider ſchenkt, ſo werden wir alle miteinander glücklich ſein, denn dann werde ich Euch Allen ſo viel geben können, daß Ihr niemals Mangel leidet.

Lude ſchüttelte ſinnend den Kopf. Ick weiß nicht, ſagte er, ob wir denn glücklicher ſein würden! Denn was würde es uns denn nu helfen, wenn Du uns Alles vollauf geben thäteſt, aber Du könnteſt nicht bei uns ſind? Ne, da will ick doch manchmal nichts nicht zu eſſen haben, und wiſſen, daß Du da biſt. Und denn muß ick Dir man noch ſagen, daß Frau Winkler immer den Kopf ſchüttelt, wenn Deine Mutter ſo was zu Dir redt, und ſie ſagt, das wäre ſehr unrecht von Deiner Mutter denn dann verlörſt Du Deine Ehre.

Ehre? fragte das Kind erſtaunt. Was iſt denn das, Ehre? Und wie kann ich denn was verlieren, wovon ich gar nicht weiß, daß ich es habe? Lude, ſo ſage mir doch, was iſt Ehre?

Ja, ganz genau weiß ick es nicht, ſagte Lude ernſt. Aber es muß was ſehr Schlimmes ſind, denn wenn Vater um meinen Bruder Chriſtian weint, denn ſagt

er immer, daß wir arm wären, das schadt nichts nicht, aber daß wir durch Christian unsere Ehre verloren hätten, des wäre das Schrecklichste.

Was that denn Dein Bruder?

Du weeßt es ja, Amintha, flüsterte der Knabe. Er war vor fünf Jahren mit bei dem großen Einbruch in der Königstraße, und war auf vier Jahre Zuchthaus verurtheilt. Seine Strafzeit ist nun schon ein halbes Jahr um, und Vater ängstigt sich immer, daß Christian nu jeden Tag kommen kann, und dann sagt er immer, er erkennt ihn nicht mehr vor seinen Sohn an, weil er ihn um seine Ehre gebracht hat.

Aber ich werde ja nichts stehlen, wenn ich einst reich werde, rief das Kind zitternd. Wenn mich ein vornehmer Herr lieb hat, so wird er mir ja Alles schenken, und dann gehört es mir ja!

Darum also, sagte Lude sinnend, muß die Ehre auch noch was anderes sein können, als blos ein Diebstahl.

Ich werde meine Mutter fragen! sagte Amintha sinnend. Sie muß mir das sagen, und wenn sie es nicht thut, so frage ich Frau Winkler.

Und die wird Dir gewiß die Wahrheit sagen! entgegnete Lude ernst.

Sie hatten indeß das Hamburger Thor noch immer nicht erreicht und schritten nun schweigend die Straße hinunter. Es war eine finstere kalte Nacht, um so finsterer, weil der Weg durch keine einzige Laterne erhellt war, denn wenn im Kalender Mondschein angezeigt ist, so brennen in Berlin die Laternen nicht, sei es auch, daß finstere Wolken den Mond die ganze Nacht hindurch verhüllen.

Alles war still, kein Laut regte sich mehr auf dieser schweigenden, stillen Straße, und in den hohen,

dunklen Häusern zu beiden Seiten derselben. — Der Jäger des Fürsten Pomowsky fand es unbequem, in dieser kalten Nacht ein paar Bettlerkindern so weit hinaus folgen zu müssen, und er fragte sich selber: warum soll ich dem Lumpengesindel noch länger nachschleichen? Besser ist es, ich frage, wie sie heißen, und da es zum Glück dunkel ist, wird Niemand sehen, daß ich mit diesen Bettelkindern spreche.

Er eilte daher mit raschern Schritten den Kindern nach und sagte barsch: so steht doch still, Ihr dummes Pack, und hört zu, was ich Euch fragen will!

Das is gewiß'n Gens'darm! flüsterte Lude, der nicht ahnte, daß irgend ein Anderer so befehlend zu ihm sprechen könne.

Amintha aber schmiegte sich fester an ihren jungen Freund und zitterte heftig.

Antwortet mir schnell, brummte der Jäger, denn es ist spät und mich friert. Wie heißt Du?

Lude! schrie der Knabe überlaut.

Dummer Junge, wer fragt nach Dir? Wie heißt das Mädchen?

Amintha Albratti, flüsterte das zitternde Kind.

Ein göttlicher Name für solch Bettlervolk! rief der Jäger höhnisch. Und wo wohnst Du, Amintha Albratti?

In den Familienhäusern!

Das ist Alles was ich wissen wollte! Gute Nacht!

Die Kinder standen noch schweigend und in einander gedrückt, als die Tritte des davoneilenden fürstlichen Dieners schon längst in der Ferne verhallt waren. — Endlich erholte sich Lude von seinem Schreck und sagte hochaufathmend: Ne, was so'n Gensd'arm doch gleich grob is! Wir haben doch nu gar nichts nicht gethan, und der schilt uns gleich vor Pack aus!

Das Kind schüttelte sinnend das Haupt.

Das war kein Gensd'arm, Lude, ſagte ſie ernſt. Er trug einen großen Federbuſch auf ſeinem Hut, das habe ich deutlich geſehen!

Was? Kein Gensd'arm? rief Lude zornig. Und doch fährt er uns ſo an und ſchimpft uns aus? Wie kann er ſich das unterſtehen, wenn er kein Gensd'arm nicht iſt? Das hätt' ich man blos wiſſen ſollen, denn ſo würde ich ihm anders geantwortet haben!

O Lude, wie kalt es iſt! ſeufzte das Kind.

Mir is ungeheuer heiß! ſagte der Knabe, und Du würdeſt mir'n großen Gefallen thun, wenn Du ſo gut wärſt und meine Jacke'n biſken nähmſt, damit ick mich abkühlen könnte nach dem großen Aerger!

Er zog behende ſeine wollene Jacke aus und legte ſie Amintha über die Schultern.

Aber Du kannſt doch nicht ohne Jacke gehen? rief Amintha. In Hemdsärmeln bei dieſer Kälte?

Mir is ganz warm.

Nein, nein, Du frierſt! Deine Zähne klappern! Ach, lieber Lude, nimm doch die Jacke wieder!

Meine Zähne ſollen klappern? rief der Knabe, und zwang ſich, das zitternde Kinn feſtzuhalten. Ne, Du irrſt Dir, Amintha, mir is ganz warm, und wenn Du mir'n Gefallen thun willſt, ſo ziehſt Du die Jacke an.

Er zwang ſie mit Bitten und Scherzen, ſeinen Willen zu thun, und fragte dann ganz glücklich, ob ihr nun wärmer ſei, und als das Kind es bejahete, ſchrie er laut auf vor Vergnügen und ſang laut ſchallend das Lieblingslied der Berliner Straßenjugend: „Wenn der Muth in der Bruſt ſeine Spannkraft übt.“

Sie hatten endlich das Ziel ihres Weges erreicht und näherten ſich, das Hamburger Thor paſſirend, den Familienhäuſern, als dicht vor der Thür deſſelben ein Mann zu ihnen trat und mit barſchem Tone

fragte, ob dies die Familienhäuser wären, und ob in denselben der Weber Schmidt wohne!

Ach Gott, sagte Lude erschrocken, das is gewiß Christian!

Richtig, das ist Christian! rief der Fremde mit einem rauhen Lachen. Und es scheint, daß mein frommer Vater schon Vorposten ausgestellt hat, mich zu erwarten und Freudenschüsse zu lösen über meine Ankunft. Na es wird ne ungeheure Freude sein, denk ich! Und Du, wer bist Du denn, daß Du gleich meinen Namen weißt?

Wenn Du Christian Schmidt bist, so bin ick Dein Bruder Lude, sagte der Knabe, und so muß ick Dich denn zu Vatern führen!

Er öffnete die Thür, und als sie alle Drei in den langen Corridor traten, flüsterte Lude leise: Amintha, lauf nu man zu Deiner Mutter, und sag kein Wort mehr zu mir! Gute Nacht!

Das Kind schlüpfte leise die dunklen Gänge hinunter und hatte bald das Gemach ihrer Mutter erreicht. Es war ein elendes und schmutziges kleines Kämmerchen, das nichts enthielt, als ein schlechtes Bett, einen hölzernen Tisch und einigen wenigen andern Hausrath. Aber man sah es diesem Raume an, daß nicht die genügsame, in sich fertige und zufriedene Armuth hier hauſete, sondern eine Armuth, die sich selber aufputzen und verhüllen, und ihre Lumpen unter einem Flitterstaat verdecken möchte, nicht die Armuth in ihrer Genügsamkeit und Einfalt, sondern die begehrende, über sich selbst hinauswollende Armuth, die nach dem strebt, was sie nicht hat und ist. Ueber den einfachen, weißen Tisch war eine wollene Decke gebreitet, aber sie war zerrissen und schmutzig, an den Wänden hingen in braunen Rahmen unter beschmutzem und bestäubtem grünen Glase elende,

mit Farben angelleckſte Portraits von Königen und Prinzen, und auf einer Art Toilettentiſch, der mit zerfetztem Mouſſelin drapirt war, ſtand ein Spiegel, dem die Hälfte des Glaſes fehlte. Daneben ſtand eine alte, braune Harfe, deren ſchmutziger Fuß erkennen ließ, daß ſie oft auf den Straßen umhergeführt und aufgeſtellt ward. Aber einen ſeltſamen, faſt ſchauerlichen Eindruck gewährte es, neben dieſer Harfe einen Lorbeerkranz aufgehängt zu ſehen. Er war vergilbt und vertrocknet, und hier und da hatte die Zeit ſeine Blätter zerrieben und zermürbelt, aber immer doch war es ein Lorbeerkranz, und auf den langen Enden der Schleife, welche an denſelben befeſtigt war, ſtand mit großen Lettern zu leſen: Evviva Marietta! — Einſt hatten dieſe Buchſtaben in hellem Golde geprangt, jetzt hatte die Zeit das Gold in ein ſchmutziges Grau verwandelt und das milchweiße Atlasband war ſtumpf und gelb geworden. Ein trauriger Anblick, dieſer königliche Lorbeerkranz inmitten dieſer Armuth und dieſer Noth, das Ziel, nach welchem der Dichter ſtrebt und der Künſtler, welches dem Sieger als Balſam auf ſeine blutende Stirnwunde gelegt wird, der höchſte Schmuck einer königlichen Stirn, der Lorbeerkranz, er war hier nichts weiter, als die zerfallende, unſcheinbare Ruine einer einſt geweſenen Herrlichkeit, einer Herrlichkeit, die ſich ſelbſt überlebt und zertreten hatte, und die ſo alt geworden war, daß man von ihr, wie in dem ſprüchwörtlichen Stufenalter des Menſchen ſagen mußte: hundert Jahr, Kinderſpott! — Ja, dieſer Lorbeer, er war ſo alt, daß Niemand ſeine Geſchichte mehr kannte, und daß die Kinder über ihn lachten, wenn ſie ihn aufgehangen ſahen über dieſer alten, ſchmutzigen Harfe, ein Hermelinbeſatz auf einem Bettlerkittel!

Und in dieſes Gemach der Armuth und Noth

trat jetzt Amintha, das ſchöne Kind mit den blonden Locken und den tiefblauen Augen, und dieſer ganzen rührenden Schönheit, die ihr ſofort jedes Herz gewann. Die trübe kleine Lampe, die auf dem Tiſche ſtand, flackerte höher auf, als wolle ſie das Kind begrüßen, das wie ein Engel erſchien inmitten dieſer troſtloſen öden Kammer, und beim Schein dieſer Lampe konnte man das hochrothe Geſicht der alten Primadonna gewahren, das aus den Kiſſen des Bettes hervorſchaute.

Amintha eilte leiſe zu dem Bette hin, ihrer Mutter einen guten Abend zu ſagen, und ihr das Geld zu bringen, das ſie heute verdient hatte. Aber dieſe war ſchon feſt eingeſchlafen, und während ihr Kind im leichten Gewande, zitternd vor Kälte und Hunger durch die Nacht dahergeeilt kam, träumte Marietta Albratti von den Tagen, die geweſen, ſah ſie ſchöne und glanzvolle Ritter und Herren zu ihren Füßen liegen, und ſich umringt von Liebhabern und Bewunderern. Mitten aus dieſen beſeligenden Träumen weckte ſie die Stimme Amintha's, und die enttäuſchte alte Primadonna fuhr aus ihren entzückensvollen Phantaſieen empor und fragte mit zornigem Ton, weshalb Amintha ſie ſtöre, und warum ihr, der Unglücklichen, Schmerzbeladenen, ſelbſt die Träume der Vergangenheit mißgönnt würden?

Mutter, fragte Amintha athemlos, Mutter, ſage mir doch ſchnell, was iſt Ehre?

Die alte Sängerin ſah das Kind erſtaunt an. Du biſt ganz närriſch, brummte ſie dann verdrießlich. Mich aus dem Schlaf zu wecken, um ſo dummes Zeug zu fragen! Iß ſchnell Dein Butterbrod, was da auf dem Tiſche liegt, und dann komm zu Bette!

Aber das Kind wiederholte ſeine Frage in ſo drin-

gendem, flehendem Ton, daß ihre Mutter lachend sagte: Es muß wohl heute allerlei seltsames Zeug auf der Bühne vorgekommen sein, wodurch Du zu so dummen Fragen veranlaßt bist! Du willst also durchaus wissen, was Ehre ist?

Ach ja, liebe Mutter, flehte das Kind, und sage es mir recht genau, daß ich es niemals wieder vergessen kann.

Die Alte besann sich lange, dann sagte sie kopfschüttelnd: das ist aber sehr schwer zu erklären, denn es ist sehr verschieden. Bei dem Soldaten ist es Ehre, wenn er beim Kanonendonner nicht fortläuft, bei dem Kaufmann ist es Ehre, wenn er nicht betrügt, bei den Nonnen ist es Ehre, wenn sie keinen Liebhaber haben, und bei den Tänzerinnen und Sängerinnen ist es Ehre, wenn sie einen recht vornehmen und reichen Liebhaber haben, der ihnen Alles schenkt, was sie sich wünschen, und reiche Damen aus ihnen macht. Ach, Amintha, wärst Du doch erst zu dieser Ehre gelangt. Das muß das Ziel Deines ganzen Lebens sein, und Du mußt immer daran denken, daß Du dann erst im Stande sein wirst, Deiner Mutter alle die Entbehrungen und Opfer, die sie um Deinetwillen gebracht hat, zu lohnen. Ach, ich opfere mich ja ganz hin für Dich, und kaum die Hälfte von Allem, was Du verdienst, verwende ich für mich!

Mutter, sagte Amintha, einige Geldstücke auf das Bett hinlegend, hier ist auch mein Verdienst von heute Abend! Es sind sechszehn Groschen.

Gut, dafür will ich mir morgen eine neue Haube kaufen, sagte die Alte und ließ ihr Haupt in die Kissen zurücksinken, um weiter zu schlafen.

Das Kind aber saß noch lange sinnend da, und dachte an Lude's Worte, und es schien ihr, als könne

das nicht die richtige Erklärung ſein, die ihre Mutter ihr von der Ehre gegeben, und endlich ſagte ſie ganz entſchloſſen: Ich werde morgen Frau Winkler fragen, und wenn die mir ſagt, daß die Ehre etwas iſt, was jedes Mädchen haben muß, und daß man ſie verliert, wenn man einen vornehmen Liebhaber hat, ſo werde ich gewiß keinen Liebhaber anhören, und wäre er ſelbſt ſo ſchön, wie der fremde Herr, den ich heute Abend geſehen habe.

Und jetzt dachte ſie an dieſen Fremden und ſie ſah ihn vor ſich in ſeiner Schönheit und Größe, und ſie rief ſich jedes Wort, das er geſprochen, jeden Blick in das Gedächtniß zurück. Aber in einer Art Inſtinct beſchloß ſie, ihrer Mutter nichts von dieſem ſchönen Fremden zu ſagen, und auch Lude zu bitten, daß er ſchweige. Warum? Sie wußte es ſelber nicht, aber vielleicht war es ihr Genius, der ſie zum Schweigen ermahnte, und Amintha in jungfräulichem Beben eine Gefahr ahnen ließ, die ſie nicht verſtand.

Die Heimkehr.

Der alte Weber Schmidt ſchlief ſchon, als Lude mit ſeinem Begleiter in das Zimmer trat, und der Knabe bedeutete daher den Angekommenen ſich ruhig zu verhalten und den Schlummer des Alten nicht zu ſtören.

Das wäre ſchlimm, ſagte Chriſtian rauh, ja wahrhaftig, ſchlimm wär's, wenn ich meinen ehrwürdigen Herrn Vater noch länger in Sehnſucht nach mir ſchmachten ließe. Nein er wird ungeheuer glücklich ſein, mich wieder umarmen und für mich beten zu können.

So ſprechend trat er an das Bett des Alten und ihn heftig an der Hand rüttelnd, rief er mit lautem, höhniſchem Ton: Vater, wache auf, Dein verlorner Sohn iſt wieder da!

Der Alte richtete ſich langſam im Bette empor und befahl Lude, Licht anzuzünden, daß er ſehen könne, ob dies wirklich ſein Sohn ſei, und als Lude ſich mit dem brennenden Lichte dem Bette näherte, winkte der Alte ſtumm ſeinem Sohne näher zu treten. Lange ſchaute der Greis auf dieſes wilde, trotzige Angeſicht, das

durch das rothe ſtruppig herabhängende Haar und den langen rothen Bart faſt etwas Schreckenerregendes hatte. Ein finſtrer, wilder Trotz ſprach aus den kleinen, tiefliegenden Augen, die unter den zuſammengezogenen, buſchigten Augenbrauen hervorblitzten, und die breiten, aufgeworfenen Lippen gaben dem Ganzen faſt etwas Thieriſches, Wildes.

Nun, ſagte Chriſtian endlich mit rauhem Lachen, iſt das Spioniren endlich fertig, und biſt Du überzeugt, alter Papa, daß Du wirklich Deinen geliebten Sohn Chriſtian wiedergefunden haſt?

Der Alte ächzte laut und faltete ſeine Hände, wie zum Gebet.

Ich bitte dich, Vater, rief Chriſtian ungeduldig, laß jetzt dieſe Faxen, mich täuſcheſt Du nicht damit, und Geld kannſt Du auch nicht von mir erpreſſen, denn, weiß es der Henker, ich habe nichts!

Hör' mal Du, ſchrie Lude, ſeinen Bruder heftig vom Bette ſeines Vaters zurückſtoßend, Du biſt ſehr grob, daß Du ſo mit Vatern ſprichſt, und ich rathe Dir, daß Du das ſind läßt, denn wenn Thomas das hört, ſo wird er ſehr böſe ſind!

Du halt Dein Maul, rief Chriſtian zornig, oder ich werde Dir zeigen, wer hier Herr iſt, Du oder ich! Und jetzt, Vater, mache endlich Deinen Mund auf und heiße Deinen herzlieben Sohn willkommen!

Ich kann Dich nicht willkommen heißen, ſchrie der Alte ganz verzweiflungsvoll, denn Du kommſt noch ſchlechter wieder, als Du gegangen biſt!

Ja, das hat ſeine Richtigkeit, ſagte Chriſtian mit rauhem Lachen, ich bin vier Jahre auf der hohen Schule geweſen und habe ſehr viel gelernt, aber ich glaube nicht, daß ſo'n frommer Mann, wie Du biſt, das, was ich gelernt habe, juſt alles Tugend nennen wird! —

Christian, Christian, klagte der Alte, Du hast mir meine Ehre gestohlen und hast Schande gehäuft auf das Haupt Deines alten Vaters und Deiner Brüder, aber Du bist dafür gestraft worden, und ich will es Dir verzeihen, obwohl mein altes Herz fast darüber gebrochen ist. Aber wenn die Strafe Dich nicht einmal gebessert hat, dann wehe über Dich, Du ungerathener Sohn.

Was das für ein Jammern und Heulen ist, schrie Christian trotzig. Wie kannst nur Du so dumm sein, Vater, und denken, daß ich wie ein Engel zurückkommen sollte, wenn man vier Jahre da war, wo ich war! Ich war noch ein elender Stümper im Stehlen, als ich in's Zuchthaus gebracht ward, jetzt da ich herauskomme, bin ich ein Meister, darauf verlasse Dich, und sobald soll es ihnen nicht wieder gelingen, mich zu fangen! Sei ganz ruhig Vater, es soll ein lustiges Leben werden hier in Deinem Käfig, alle Tage gut zu essen und zu trinken, hui, das soll fidel werden!

Geh, geh, rief der Alte händeringend, Du bist nicht mehr mein Sohn, ich will Dich nicht mehr anerkennen, und ich will nichts mehr mit Dir zu schaffen haben. Hier in meine Kammer hinein sollst Du nicht kommen mit Deinem Laster und Deiner Sünde, und müßte ich die Polizei zu Hülfe rufen gegen den ungerathenen Sohn, der mein Alter vergiftet!

Ach, dummer Schnack, brüllte der Sohn, Ratten vergiftet man, aber nicht alte Narren! Laß das Heulen und das Winseln, und freu' Dich, daß ich wieder da bin. Sei doch'n zärtlicher Vater und danke Gott, daß Du Deinen Sohn wieder hast, Du glücklicher Mann!

Danken wollte ich Gott, wenn ich Dich niemals wiedergesehen hätte, jammerte sein Vater, während Lude den Alten umschlang und bitterlich mit ihm weinte.

Und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, sagte Christian laut lachend, denn ich habe allerlei Gefahren bestanden, seit ich dem Zuchthaus den Rücken gekehrt habe, und zuletzt wäre ich beinah nach Amerika gegangen, wenn der Teufel nicht seine Hände im Spiel gehabt und gemacht hätte, daß mir der ganze schöne Braten aus dem Maul fiel. Na, wer weiß, wozu es gut gewesen ist, und jedenfalls hast Du dadurch das Vergnügen, Deinen herzlieben Sohn wieder zu sehen, alter Vater, und das ist mehr werth, als 'ne Reise nach Amerika.

Hier brach Christian in ein lautes Gelächter aus, und übertönte damit das Schluchzen und Weinen des alten Mannes und des Knaben.

Uebrigens mußt Du nicht glauben, Vater, fuhr Christian fort, ne, Du mußt nicht glauben, daß ich bloß ordinäre Bekanntschaften im Zuchthause gemacht habe. O ne, es giebt auch ganz vornehme Herrn da, und einen Freund habe ick da kennen gelernt, der ist'n Banquier und'n sehr vornehmer Herr, und er hat weiter nichts nicht gethan, als daß er erst sein ganzes Vermögen verspielt hat und denn Falschspieler geworden ist, wobei sie'n denn gefaßt und auf drei Jahre in's Zuchthaus gesteckt haben. Und bloß um seinetwillen bin ick jetzt noch in Berlin, denn in'n paar Tagen kommt er los, und denn wollen wir hier Geschäfte mit einander machen. Und jetzt so sag' mir mal, Lude, wo ist denn Thomas, mein schöner Bruder?

Der hat 'ne Kammer für sich und da arbeitet er, denn da hat er auch 'nen Webestuhl!

Na, denn will ick ihn heute nich stören, sagte Christian und ihm die Freude bis morgen versparen. Jetzt gebt mir was zu essen und denn wollen wir schlafen!

Ohne eine Antwort abzuwarten ging Christian zu

dem braunen Schranke, der in der Ecke des Zimmers ſtand, und ihn aufſchließend nahm er aus demſelben das Brod und den Reſt des Bieres, das der Alte für Lude bei Seite geſetzt hatte.

Was das für'n elendes Eſſen iſt, brummte Chriſtian, nicht einmal ein anſtändiger Schnaps iſt hier zu finden. Na, das ſoll anders werden, und künftig ſollt Ihr hier Wein und Schnaps haben ſo viel Ihr wollt.

Wir werden nichts nicht nehmen von Deinen ſchönen Sachen, ſagte Lude trotzig, und wenn Dir mein Abendbrod nicht gut genug is, ſo ſchadet es nicht, und ick werde es denn alleine eſſen, denn ick habe den ganzen Tag noch nichts nicht gekriegt.

Er wollte ſich dem Tiſche nähern, Chriſtian ſtieß ihn aber unſanft zurück, und der Alte ſagte zitternd: laß ihn heute, Lude, es iſt das letzte Mal, daß er bei uns ſein wird, und wenn er morgen nicht freiwillig geht, ſo rufe ich die Polizei. Ach, daß mein altes Herz dieſen Jammer erleben mußte!

Der alte Mann warf ſich in die Kiſſen zurück und ſchluchzte laut, und Lude ſchlang ſeinen Arm um des Vaters Nacken und flüſterte: weine man nicht Vater. Ick will Dir gewiß keine Schande machen, und niemals nicht ſollſt Du durch mich Kummer haben!

Chriſtian aber aß und trank in ungeſtörter Ruhe, dann machte er ſich ſchweigend aus zwei Stühlen ein Lager, und ſich auf demſelben ausſtreckend hörte man bald an ſeinen langen Athemzügen, daß er feſt eingeſchlafen ſei.

Aber lange noch konnte der alte Mann und der Knabe keine Ruhe finden, und in bittern Thränen klagten ſie, — nicht um ihre Armuth und Dürftigkeit, ſondern um ihre verlorne Ehre und um des Sohnes Schmach und Schande.

Thomas und Louise.

Thomas hatte keine Ahnung von der Ankunft seines Bruders, er würde sonst seinem Vater zu Hülfe geeilt, er würde den Ueberläſtigen aus der stillen Wohnung vertrieben haben, denn so hatte er es beſchloſſen, und ſich feſt vorgenommen, Wort zu halten, wie auch ſein Herz dabei leiden möchte. Aber in ſeiner entfernt liegenden Kammer konnte er nichts vernehmen von dem Wortwechſel Chriſtian's und ſeines Vaters, und unbekümmert um die ganze Außenwelt, hing Thomas in der Stille und dem Frieden dieſer kleinen einſamen Kammer ſeinen Gedanken nach. Er war allein, und dieſe Einſamkeit und Stille that ihm unendlich wohl, ſeine Bruſt hob und dehnte ſich, wie von einer drückenden Laſt befreit, und ſein ſonſt ſtets geſenktes Haupt war jetzt ſtolz und kräftig empor gerichtet, denn Thomas, dieſer Sohn der Armuth und der Arbeit, er war jetzt für wenige kurze Stunden ſeiner Sclavenketten enthoben, die Nacht war da, und mit ihr waren die Feſſeln der Arbeit von ihm geſunken, durften die Hände und Füße ausruhen von der raſtloſen Thätigkeit des Tages, und der Geiſt durfte ſeine größere und ſchönere Thä-

tigkeit beginnen. Seit einer Stunde ſchon hatte er den Webeſtuhl verlaſſen, und dieſer ewig klappernde und raſchelnde Gefährte ſeiner Tage, er ſtand jetzt ruhig da mit dem halb vollendeten Tafeltuch, in das Thomas mit künſtlicher Hand zierliche Blumen hineingewebt. — O, jetzt wußte ſeine Seele nichts vom Webeſtuhl und den Damaſtblumen, und wie er jetzt vor dem kleinen Tiſchchen dort am Ofen ſaß, waren es ganz andere Bilder und Geſichte, die ihn bewegten und ein flammendes Roth auf ſeine Wangen riefen. Vor ihm auf dem Tiſchchen ſtand neben der düſter brennenden kleinen Lampe ein Schreibzeug und neben einem Papier lag ein Buch, in das Thomas von Zeit zu Zeit hineinſah und dann eifrig ſchrieb. Niemals ſonſt hatte er ſchmerzlicher und bitterer empfunden, daß dieſe ewige körperliche, me haniſche Arbeit ſeinen Geiſt ertödten und vernichten müſſe, niemals hatte er eine ſchmerzlichere Sehnſucht gefühlt nach dieſen ihm ewig verſchloſſenen Pforten des Wiſſens und der Erkenntniß, die, wenn ſie vor ihm ſich aufthun könnten, ihn, wie er wähnte, zu paradieſiſchen Gärten des Glückes und der Freude bringen müßten. Mit wie bittern Thränen des Zornes und Schmerzes hatte er manche Stunde der Nacht ſchon hingebracht, weinend über ſeine Unwiſſenheit und klagend um das traurige Loos, das ihn verdammte in dieſer Unwiſſenheit und Niedrigkeit ſeine Tage hinzubringen, während ſeine ganze Seele dürſtete, ſich aus dieſem Chaos und dieſer Unklarheit aufzuſchwingen zu den Höhen des Wiſſens und der Erkenntniß. — Einſt hatte es eine Zeit gegeben, in der Thomas nichts wußte von dieſen Schmerzen und dieſer Scham über ſich ſelber, in der er, voll ſtiller Selbſtgenügſamkeit, in der Arbeit ſeine Zufriedenheit und ſein Glück gefunden. Warum war denn dies anders geworden, und warum raubte denn jetzt dieſer Sohn der Arbeit ſeinen Nächten den

nothwendigen Schlaf, um da zu ſitzen und über Büchern zu brüten, und in die ungelenkigen, von der Arbeit ſteif gewordenen Hände die kleine, ſchwer zu handhabende Feder zu nehmen? Auf alle dieſe Fragen antwortete das Herz des jungen Webers mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Namen, vor dem ſeine Wangen erglühten und ſeine Augen höher aufleuchteten in Schmerz und Freude. Dieſer Name war: Louiſe, und er tönte vor ſeinem Ohr in unabläſſigen Schwingungen; mitten durch das Geräuſch des Webeſtuhls hindurch vernahm er ihn, dieſen einzigen, theuren Namen, den ſeine Lippen niemals zu nennen wagten, der aber ewig und immerdar in ſeinem Herzen erklang und es mit ſtiller Luſt und ſchmerzlichem Entzücken erfüllte. Dieſer Name, er war der Inbegriff ſeines Denkens und ſeines Sehnens, er durchſtrahlte, einer goldenen Sonne gleich, ſein düſteres, froſtiges Leben, und machte ihn erglühen und erbeben, er ſchlich ſich in ſeine Träume ein und gab ihnen Glanz und Farbe, er war der Inbegriff ſeines Gebetes und der Mittelpunkt ſeines Denkens. O was Alles nicht ſchon hatte er gedacht, gefürchtet, gehofft und erſehnt bei dieſem Namen: Louiſe! Und ſtand ſie nicht ſo hoch über ihm in unerreichbarer Ferne, ſo hoch, wie die Sterne über dem Wanderer, der ſich hier unten martert und quält, während ſie dort oben in heiligem Frieden ihre Straße ziehen? Ja, ſie war in Wahrheit ſein Stern, und ſie ſtand an ſeinem Himmel in ewiger Schönheit und Klarheit. Daß er ſie liebte, wußte er nicht, er hatte keinen Namen und keine Bezeichnung für dies Gefühl grenzenloſer Anbetung und Ergebenheit, und niemals war irgend ein egoiſtiſcher Wunſch, ein ſehnſüchtiges Begehren nach ihr in ſeinem Herzen geweſen. Und war ſie denn nicht durch unüberſteigbare Hinderniſſe von ihm geſchieden? War ſie nicht von ſo vornehmer

Geburt und er so niedrig und unbekannt? Weil sie arm war, hörte sie doch nimmer auf eine vornehme Dame zu sein, und kam er, der arme Webergeselle, ihr um keinen Schritt näher. Und was war alles dies gegen den tiefen und unermeßlichen Unterschied, den Kenntniß und Bildung zwischen ihnen Beiden gemacht. Ach er war ja nicht bloß arm an irdischen Gütern, er war ja auch arm an Geist, arm an Wissen, und er stand vor ihr, wie der arme, zitternde Schulknabe vor dem Tempel der Weisheit und des Erkennens. Das war's, was ihn ewig so stumm machte und so schweigsam in ihrer Nähe, das war's, was ihm Thränen in die Augen trieb, wenn sie sprach, denn ihre Sprache schon war so ganz verschieden von der seinen, sie war in allen Dingen so hoch über ihm, er konnte sie niemals erreichen, selbst nicht mit der Sprache, die ihnen doch gemeinsam, selbst nicht mit diesem einfachen, deutschen Wort, das in ihrem Munde ganz anders klang, wie in seinem!

Ich will ja nichts weiter, dachte er oft, als mit ihr sprechen, als in ihrer Sprache ihr sagen können, daß ich für sie gern in den Tod gehen und für sie sterben möchte. Ich verlange ja nicht, so gelehrt und klug zu sein, wie sie es ist, aber nur sprechen will ich mit ihr können, ohne daß jedes meiner Worte mich der Unwissenheit bei ihr anklagt und sie meine Dummheit fühlen läßt.

Und das, meinte er, ließe sich erreichen, dazu könnte ihm ausdauernder Fleiß und nimmer erschlaffender Wille förderlich sein. Die wenigen Groschen, die er sich in der Woche, in welcher er Louisens Bekanntschaft gemacht, erübrigen konnte, wandte er dazu an, sich vom Antiquar eine deutsche Grammatik zu kaufen und Feder und Dinte, und nun zerquälte er Nachts seinen Kopf, um die vielen Regeln und Aus-

nahmen der deutſchen Sprache zu erlernen und ſich zu üben im richtigen Schreiben, und wenn er ſchrieb, ſo waren es immer Briefe an Louiſe, Briefe voll ſo zarter Geſinnung, ſo erhabenen Gefühls, daß ſie Louiſen würden Thränen in die Augen getrieben haben, wenn ſie dieſe Briefe hätte ſehen können. Aber niemals hätte Thomas gewagt, dieſe Papiere Louiſen zu geben, und obwohl er ſich nicht entſchließen konnte, dieſe ſtillen Freunde, denen er ſein großes und heiliges Geheimniß anvertraut, zu vernichten, ſo wußte er ſie doch ſtets ſo ſorgfältig zu verbergen, daß kein ſterbliches Auge ſie jemals erſchaute.

Aber die heiligen und großen Geheimniſſe, die ſeine Lippen nicht zu verkünden wagten, ſeine Augen hatten ſie Louiſen längſt verrathen. Anfangs hatte Louiſe in ihrem Herzen dieſen Augen gezürnt, daß ſie es gewagt, ſich bis zu ihr zu erheben. Die lange Gewohnheit, ſich den Niedrigen und Armen überlegen zu fühlen, ſie hatte Louiſen dieſe Liebe des armen Webergeſellen als eine Anmaßung erſcheinen laſſen, der ſie anfangs zürnte, und die ſie dann nur lächelnd bemitleiden konnte. Sie, vornehmer, reicher Eltern Kind, aufgewachſen in Ueppigkeit und Glanz, ſie, die bis vor kurzer Zeit inmitten der noblen Geſellſchaft gelebt und ganz die Bildung und den bon ton der großen Welt beſaß, ſie, geliebt von einem armen Webergeſellen, der das entſetzlichſte Berliner Deutſch ſprach! Nach und nach fing dieſer Gedanke an, ſie zu beluſtigen, und ſie war dem armen Thomas faſt dankbar, daß er ihr, inmitten dieſes neuen, düſtern und umnachteten Lebens einen heitern Augenblick und einen luſtigen Scherz bereitet hatte. Dann aber rührte ſie die tiefe Demuth, mit der Thomas ihr gegenüber ſtand, die maßloſe Verehrung, mit der er zu ihr aufſchaute. Sie fühlte, daß er ſie anbetete, wie

eine Heilige, daß er ſich vor ihr neigte, wie vor einer Göttin, und mußte das ihr nicht wohlthun? Alle dieſe reichen und vornehmen Verehrer, die ſonſt ſie umſchwärmt hatten, wo waren ſie jetzt? Sie waren mit ihrem Wohlſtand und ihrem untergehenden Glücke von ihr gewichen, ſie kannten ſie nicht mehr, ſeit ſie im ärmlichen Kleide einherging und in einer ſchlechten Kammer wohnte. Alle dieſe Freundinnen in den ſeidenen Gewändern und den prächtigen Gemächern, ſie hatten Louiſe vergeſſen, ſeit ſie nicht mehr reich war und angeſehen; Niemand kannte ſie mehr, ſeit ſie mit ihrer Mutter in dieſen armen und dunkeln Familienhäuſern wohnte. Mußte da nicht endlich dieſem armen, tief verwundeten Herzen die anbetende Verehrung des armen Thomas wie ein lindernder Balſam ſein, mußte nicht endlich der ihr noch inwohnende Hochmuth der Welt überwunden ſein und ſie mit Luſt fühlen, daß dieſes treue, demüthige Herz ihr, der Armen, nicht mehr Reichen, nicht mehr Vornehmen, in uneigennützigſter Liebe gehöre? Das Bewußtſein, geliebt zu werden, es iſt einem Weibe immer ein Glück, eine genußvolle Befriedigung, und in ihrer Armuth empfand Louiſe es doppelt, wie reich ſie ſei im Beſitz dieſer hingebenden, ganz in ihr aufgehenden Liebe. — Wie ſich dieſe Liebe äußerte? Nicht mit glühenden Worten und zärtlichen Händedrücken, er hatte noch niemals ihre Hand berührt, er hatte noch niemals mehr zu ihr geſprochen, als einige ſchüchterne, verlegene Worte, und ihre vornehmen Freundinnen von Einſt, wie würden ſie höhnend gelächelt haben über dieſe neue, befremdliche Art der Liebesbezeugung. — Louiſens Mutter hatte ſich ein wenig Holz fahren laſſen zum ſpärlichen Bedarf des Winters, und das in zu große Stücke geſpaltene Holz paßte nicht für die enge, ſchmale Thür des kleinen

Ofens, der ihnen zugleich zur Erheizung des Zimmers und als Heerd diente. Louise ging hinunter in den Hof, um mit dem kleinen Handbeil die großen Stücke zu kleinen zu zerschlagen. Ach, aber ihre zarten Hände, sie waren so harter Arbeit ungewohnt und die Splitter fuhren ihr in die Finger, daß sie bluteten. Dennoch verrichtete sie muthig ihr Geschäft, und ging singend, um ihre Mutter nicht ahnen zu lassen, daß sie leide, wieder in's Haus zurück und den langen Corridor zu ihrem Zimmer hinunter. Da fand sie vor ihrer Thür Thomas. Er hatte von seinem Fenster aus Louisens Arbeit gesehen, und da stand er jetzt, bleich und zitternd, mit Thränen in den Augen, und sie ansehend mit einem Blick voll so unendlicher Liebe und so erbarmenden Mitleids, daß Louise ihr ganzes Herz bewegt fühlte. Und er deutete auf ihre blutig geritzten Hände und flüsterte abgebrochene, angstvolle und beklommene Worte, aus denen Louise die zitternde Bitte entnahm, ihn künftig für sie diese Arbeit thun zu lassen. Sie dankte ihm lächelnd für diese Freundlichkeit und lehnte es ab; da sah er so traurig und niedergeschlagen aus, daß Louise wohl fühlte, es sei ihm eine Freude, für sie sich zu bemühen, und sie sagte deshalb zögernd: Wenn ich wüßte, daß es Ihnen wirklich keine Last ist?

Eine Last? fragte er verwundert. Ach, Gott, es ist ja nur ein Vergnügen, das Sie mir bereiten!

Nun, dann nehme ich es an, sagte Louise lächelnd.

Thomas nickte nur stumm seinen Dank; sein Herz war so voll, daß er nichts erwiedern konnte, aber sein edles Antlitz war überhaucht von dem Sonnenschein des Glückes, und seine Augen leuchteten in reiner, heiterer Freude.

Von nun an stand Thomas regelmäßig zur selben

Stunde jeden Tag vor Louiſens Thür, und wenn ſie heraustrat mit dem Korbe voll Holz, ſo nahm er mit ehrerbietigem Gruß ihr den Korb aus den Händen und eilte ſtumm hinweg, um nach kurzer Zeit ihr das in zierliche, kleine Stückchen geſchlagene Holz wieder zu bringen und es ihr in Schichten hinter dem Ofen aufzuſtellen. — Und wer anders, als Thomas, ſtand Morgens am Brunnen, wenn ſie mit dem Eimer kam, friſches Waſſer zu holen, und wann hätte er gelitten, daß ſie ſelber den ſchweren Schlägel der Plumpe in Bewegung ſetze und den gefüllten Eimer hinaufſchleppe in ihre Wohnung? — Einmal wagte er, verlegen und erröthend die Bitte hervorzuſtammeln, ſie möge nicht mehr hinuntergehen an den Brunnen, ſondern nur den leeren Eimer außen vor ihre Thüre ſtellen, damit er ihn gleich mit hinunter nähme und fülle.

Louiſe ſagte: Aber Sie haben zu viel Laſt und Mühe durch Ihre Freundlichkeit, und ich kann es nicht annehmen, daß Sie ſich noch mehr für mich bemühen. Iſt es nicht ſchon genug, daß Sie den ſchweren Holzkorb für mich tragen und das Holz zerſchlagen?

Ach, das iſt ja gar nichts, ſagte er bittend. Und wenn Sie es ſonſt nicht wollen, ſo thun Sie es mir zur Erleichterung. Ich werde freier und leichter gehen, wenn ich an einem Arm den Holzkorb und an dem andern den Waſſereimer trage.

Konnte Louiſe einer ſo zarten Lüge widerſtehen? — Von nun an trug Thomas ihr den Waſſereimer, wie das Holz herauf, und Louiſen war es zuweilen, als ſei das Glas Waſſer, welches ſie aus dem Eimer ſich ſchöpfte, den Thomas ihr gebracht, beſonders hell und klar, und als ſchmecke es viel ſchöner und reiner, wenn es ihr Thomas gebracht, wie ſonſt, wenn ſie es

ſich ſelbſt geholt. — Wenn Thomas in eigenen Geſchäften hineinging in die Stadt, kam er jedesmal erſt, bei Louiſen und ihrer Mutter anzufragen, ob er nicht auch für ſie einige Aufträge beſorgen könne, und ſie machten gern von dieſem Anerbieten Gebrauch, weil ſie dadurch Zeit erſparten, und Thomas alle Beſtellungen mit größter Pünktlichkeit ausrichtete. Bald hatte er ſich die Tage gemerkt, an denen Louiſe immer die vollendeten Arbeiten und Stickereien in die Waarenlager trug, für die ſie arbeitete, und von nun an kam Thomas regelmäßig an dieſen Tagen, um nach Aufträgen und Beſtellungen zu fragen, und in ſeinem unſchuldigen Herzen glaubte er, Louiſe könne es gar nicht bemerken, daß er eigentlich nur um ihretwillen in die Stadt ginge, und daß er durchaus an dieſen Tagen gar nichts dort zu thun habe.

Bald war es Louiſen gelungen, in den Abendſtunden, in denen ſie bei der ſpärlichen kleinen Lampe nicht an den feinen Stickereien, mit denen ſie Tags über beſchäftigt war, arbeiten konnte, einige Unterrichtsſtunden zu finden. Mehrere junge Mädchen, die ſich zu franzöſiſchen Bonnen ausbilden wollten, hatten beſchloſſen, in zwei Stunden allwöchentlich ſich zu vereinigen, um ſich zu Franzöſinnen bilden zu laſſen, und in den öffentlichen Blättern forderten ſie daher die Befähigten auf, ſich zu dieſer Lehrſtunde zu melden. Viele mochten ſich beworben haben um dieſe Stunde, Louiſe trug über Alle den Sieg davon, weil ſie den geringſten Preis forderte, und weil die angehenden Franzöſinnen hofften, von dem armen, aber vornehmen Mädchen einige Tournüre zu lernen und ihr den feinen Anſtand und die vornehmen Manieren abzulauſchen. — So wanderte nun Louiſe zweimal in jeder Woche in Dunkelheit und Winterkälte den weiten Weg vom Hamburger Thor bis zur Lands-

berger Straße, um dort französischen Unterricht zu geben und für einige wenige Silbergroschen mit nie nachlassender Geduld und Milde die Fehler und den Idiom der jungen Berliner Französinnen zu verbessern. — Anfangs war es ihr schauerlich und angstvoll gewesen, so allein diesen weiten Weg zu gehen, von Niemand geleitet, von Niemand geschützt, und weil sie sonst gewohnt war, niemals ohne ihren Bedienten auf der Straße zu gehen, wenn überhaupt jemals sie Abends zu Fuß die Straße passirte, so erlitt sie nun Schauer der Angst und des Entsetzens in dieser Einsamkeit und Verlassenheit, und ganz mechanisch blickte sie öfter hinter sich, als suche sie dort einen Beschützer, ihren Pfad zu sichern. Als sie zum zweiten Male zur Stunde ging, und angstvoll, bebend, schutzflehend umherblickte, da war es ihr, als hätte sie beim Scheine einer Laterne, wenige Schritte hinter sich, das bleiche und schöne Gesicht ihres Freundes Thomas erkannt, und sie athmete hoch auf in freudigem Schreck, und es war ihr, als sei sie nun ganz sicher, ganz geborgen. — Muthiger ging sie nun weiter; die frechen, forschenden Blicke der vorübergehenden Herren erschreckten sie nicht mehr, sie fühlte sich nicht mehr entsetzt, wenn sie ganz nahe zu ihr sich herandrängten und schnell ihr einige Worte sagten, sie hatte all diesen Unbequemlichkeiten des Berliner Straßenlebens, all dieser Unverschämtheit der Berliner Flaneurs das freudige Bewußtsein entgegenzusetzen, daß hinter ihr ein schützender und sorgender Freund sei, der bei ihrem leisesten Ruf herbeieilen und sie befreien würde. Und war er es denn wirklich gewesen? Hatte ihr Wunsch, ihn zu sehen, auch ihre Augen nicht betrogen? Sie wagte es, noch einmal sich umzusehen, ja, er war es, und er stand erschreckt still, denn er fürchtete, sie habe ihn gesehen und zürne

ihm wegen seines Nachschleichens. — Wieder, als sie von der Stunde heimkehrte und verstohlen hinter sich blickte, sah sie Thomas wenige Schritte hinter sich, und so in ehrfurchtsvoller Entfernung geleitete er sie nach Hause. Von nun an fürchtete Louise nicht mehr die einsamen Wege und die dunklen Abende, denn immer war Thomas da, sie schweigend, und wie er meinte, ungesehen von ihr, zu begleiten. Sie blickte nicht mehr hinter sich, um zu sehen, ob er auch bei ihr sei, sie wußte es, sie fühlte seine Nähe, fühlte es mit freudigem Stolz, mit inniger Rührung: sie war nicht mehr allein, nicht mehr schutzlos, ein Freund geleitete sie, demüthig und still, ergeben und ehrfurchtsvoll, niemals einen Dank begehrend und voll Furcht zurückschreckend, wenn sie sich umwandte! Mußte solche stumme, demuthsvolle Liebe Louisens Herz nicht rühren, mußte sie sich nicht reich fühlen im Besitz eines Herzens, das sich ohne Klage schweigend für sie verbluten wollte? Wie oft blieb sie stehen auf ihrem Wege, hoffend, er würde ihr näher kommen und sie ihn anreden können, und wie verdroß es sie fast, daß er niemals dies wagte! Wie oft schaute sie lächelnd rückwärts, um seinen Blicken zu begegnen, und ihn durch Freundlichkeit zu einer Annäherung zu ermuthigen, aber sie vergaß, daß die Dunkelheit ihm ihren lächelnden Blick umhüllte, und daß ihr Zögern ihn gleichfalls zögern ließ. Als er zum vierten Male sie so schweigend und in ehrfurchtsvoller Entfernung geleitete, fühlte sie das ungeduldige Verlangen, endlich ihn seine Scheu überwinden zu sehen und ihm zu danken für seine Freundlichkeit. Es war ein heller, kalter Winterabend, der Vollmond stand prangend am Himmel und gab den Straßen fast die Helle des Tages. Louise hatte fast gefürchtet, er würde sie nicht geleiten, und ihr Herz klopfte höher, als sie ihn

dennoch hinter ſich ſah. Als ſie den Rückweg antrat und wieder Thomas langſam ihr folgte, fühlte ſie ihr Herz geſchwellt von Dankbarkeit und Freude zugleich, drängte es ſie, ihm endlich ein freundliches, gütiges Wort zu ſagen. Sie konnte freilich ganz genau jeden Stein auf ihrem Wege ſehen, dennoch mußte ſie ſich geſtoßen haben, denn ſie ſtolperte plötzlich und ſank halb zur Erde nieder, aber ein kräftiger Arm hob ſie empor, und eine zitternde Stimme fragte mit allem Ausdruck der Angſt und Liebe, ob ſie ſich beſchädigt und verletzt habe, ob ſie Schmerzen empfinde?

Es wird bald vorübergehen, ſagte Louiſe, und wandte ſich ab, damit er ihr freudiges Lächeln nicht ſehen ſollte. Dennoch lehnte ſie ſich feſter auf ſeinen Arm und meinte, es würde ihr wohl thun, wenn er ſie noch einige Schritte geleiten wolle.

Sie wollen an meinem Arm gehen? ſagte er erröthend, und ließ plötzlich erſchrocken ihren Arm fahren, denn er hatte in der erſten Angſt um ſie gar nicht bemerkt, daß er ſie berührte.

Haben Sie ſolche Furcht vor mir, daß Sie mir nicht einmal Ihren Arm geben mögen? fragte Louiſe mit ſanftem Lächeln.

Furcht? ſagte er bebend. Nein, nicht Furcht, ſondern nur Ehrfurcht!

Die verdiene ich nicht! ſagte ſie freundlich.

Und wer verdiente ſie, wenn nicht Sie? fragte er, plötzlich kühn geworden, da es galt, ſie gegen ſich ſelber zu vertheidigen. Wer ſo wie Sie das unverdiente Unglück trägt, wer reich war und doch arm zu ſein verſteht mit Freudigkeit und Lächeln, wer vornehm iſt und doch den Niedrigen niemals Stolz und Hochmuth zeigt, wer Alles verſteht und Alles gelernt hat, und doch die Dummen und Ungebildeten nicht verachtet, wer für jeden Leidenden ein Wort des Tro-

ſtes, für jeden Klagenden ein Wort der Ermuthigung hat, gewiß, der iſt ein Engel und verdient, daß man ihn anbetet!

Wie kam's, daß Louiſen, während Thomas eifrig und erglühend ſo ſprach, die Thränen in die Augen traten? Sie war früher an Huldigungen jeder Art gewöhnt geweſen, ſie hatte ſchmeichelnde und vergötternde Worte der vornehmen Cavaliere vernommen, ſie war einſt von Bewerbern und Anbetern umringt geweſen, wie konnte ſie denn jetzt das ſchlichte Lob des armen Webergeſellen ſo rühren? Aber dieſe Schmeichler und Lobpreiſer alle, ſie waren verſchwunden mit ihrem Reichthum und ihrem Glück, keins ihrer Worte, keine ihrer Betheuerungen war Wahrheit geweſen. Und jetzt auf dieſe friſchen Wunden, auf die Schmerzen, welche die harte und ungerechte Welt der Seele dieſes jungen verſchüchterten Mädchens gegeben, legte ſich dieſes feurige Lob des armen Webergeſellen wie kühlender Balſam, wie ſanft linderndes Heilmittel.

Sie denken beſſer von mir, als ich es verdiene, ſagte Louiſe mit zitternder Stimme, und wenn ich die Armuth vielleicht beſſer zu ertragen weiß, als es nach einem verwöhnten Leben anzunehmen war, ſo iſt dies ja nur die Folge der guten Lehren und des erhabenen Beiſpiels meiner Mutter. Sie trägt dieſe große Prüfung mit dem Muth und der Standhaftigkeit einer Heldin, und niemals wird man von ihr eine Klage oder ein Bedauern um die Vergangenheit hören.

Das beſte Glück hat ſie ja auch gerettet, ſagte Thomas einfach, denn Sie ſind bei ihr geblieben. Es mag freilich ein ungeheures Unglück ſein, wenn man arm wird, nachdem man reich geweſen. Da ſind ſo viele Dinge, die wir Armen gar nicht kennen, und

deshalb auch nicht fordern, die Sie aber entbehren, weil Sie sich an sie gewöhnt hatten und sie früher für nothwendig erachteten. Aber Sie sind ja dennoch tausendmal, tausendmal reicher als wir Alle, denn Sie verstehen und wissen so viel, Sie lesen die schönen Bücher Alle, und wenn Sie keine Bücher haben, so wissen Sie so viel zu denken, während wir in der Armuth Gebornen, gar keinen andern Gedanken haben können, als den, uns unser Brod zu verdienen, und das stumpft unsern Geist ab, daß er ganz müde und schläfrig wird. Wir könnten vielleicht auch etwas lernen, wir könnten unsern Geist bilden und unsere Gedanken und unsern Verstand erweitern, aber wir sind in der Jugend nicht darauf hingewiesen, und wenn wir nachher die Sehnsucht darnach empfinden, ist es zu spät, und wir sind an die Arbeit geschmiedet, wie der Hund an seine Kette. Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, das sind auch große und bittere Schmerzen, und diese wenigstens werden Sie niemals kennen lernen!

Nicht ohne Erstaunen sah Louise in das schmerzlich aufgeregte Antlitz ihres Begleiters, der, in tiefer Erregung und kaum wissend, zu wem er sprach, nach kurzem Schweigen fortfuhr: Und wenn wir Gedanken haben, und wenn diese Sehnsucht, etwas zu wissen, wirklich in uns ist, so ist das erst ein rechtes Unglück für uns. Denn alsdann erscheint uns diese Arbeit, an die wir doch gebunden sind, so langweilig und nichtssagend, und sie hat doch sonst zu uns geplaudert den lieben langen Tag, und hat mit allerlei Träumen und Gesichten uns Stunde nach Stunde verkürzt, und hat uns in stiller Genügsamkeit bewahrt vor Kummer und Elend! Durch das ganze Leben hindurch ist uns so die Arbeit ein treuer und schützender Freund gewesen, der uns vor Uebel und Sünde

bewahrt hat, und wir wollen zuletzt undankbar sein und gar nichts mehr hören von seinem lieben und traulichen Geflüster. Ach, ich war sonst so zufrieden, wenn ich an meinem Webestuhl saß, und nun —

Er senkte traurig das Haupt und schwieg.

Nun? fragte Louise gespannt.

Nun schäme ich mich immer nur, daß ich so dumm Ihnen gegenüber stehe, und nichts weiter bin, als ein Weber!

Ein Weber ist mehr als ein Arbeiter, er ist eine Art Künstler, sagte Louise sanft. Und wenn er in das Leinentuch so schöne Figuren und Blumen webt, dann ist er in Wahrheit ein Künstler.

Mein Gott, das sagen Sie? rief Thomas ganz begeistert, und Sie, das kluge und gebildete Fräulein, Sie verachten mich nicht, weil ich ein armer Webergeselle bin? O dann will ich auch meine Arbeit wieder lieben und mich nicht mehr schämen, dann will ich auch bald der beste und geschickteste Weber sein.

Man hat mir schon erzählt, daß Sie der fleißigste Arbeiter sind, sagte Louise lächelnd, und daß Sie sich immer die Zeichnungen und Muster zu Ihrem Gewebe selbst entwerfen.

Aber es wird Alles nicht so, wie ich wünsche, sagte Thomas traurig. Ich verstehe nicht zu zeichnen, und wenn ich einen Sinnspruch einweben will, so fürchte ich immer, falsche Buchstaben hinzusetzen. Das ist ja mein großes Unglück, daß ich nicht einmal richtig sprechen und schreiben kann.

Er seufzte schwer und ging schweigend neben Louisen hin.

Sie sagte nach einer Pause ganz leise: ich will Sie etwas bitten!

Sie, mich? fragte er ganz glückselig.

Ich unterrichte jeden Abend meine kleinen Schwe-

ſtern in der deutſchen Sprache. Kommen Sie herüber und hören Sie zu!

Mein Gott, mein Gott, Sie wollten —

Ihre Lehrerin werden, ſagte Louiſe, und ich bin gewiß, meine Mutter wird nichts dagegen haben. Und Sie, Sie wollen doch auch?

O, ich! ſagte er beklommen, dann ſchwieg er, denn die Rührung erſtickte ihm die Stimme und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen.

Louiſe verſtand ihn auch ohne Worte, ſie verſtand ſein Schweigen und ſein lautes, ſtürmiſches Athmen, er war glücklich in dieſem Augenblick, das wußte ſie, und ſie?

Schweigend und ſtill gingen ſie weiter, und bald hatten ſie die großen Gebäude vor dem Hamburger Thor erreicht, dieſe Gebäude, in denen die Armuth und der Mangel zu einem großen Familienbunde ſich vereinigt haben, zu einem Bunde, aus deſſen Schooße Hunger und Elend als ewig klagende Kinder hervorgegangen ſind, aber auch die ſtille Genügſamkeit und die ſelige Ruhe der begnügſamen Armuth.

Die verarmte Schwägerin.

Als Louise, nach diesem ersten und wichtigen Zwiegespräch mit Thomas, in das Zimmer ihrer Mutter trat, fand sie diese in großer Aufregung. Fast seit einem Monate wohnten sie jetzt in den Familienhäusern, und die Baronin Elsleben, die Schwägerin von Louisens Mutter, hatte in dieser Zeit fast täglich durch bald drohende, bald flehende Briefe die Frau von Hermfeld zu bewegen gesucht, diese Familienhäuser zu verlassen und die Unterstützung anzunehmen, die sie ihr bot. Auf keinen dieser Briefe hatte sie geantwortet, und den Prediger Gotthold, der als Frau von Elslebens Abgesandter kam, hatte die starre und stolze Frau für immer von ihrer Thür gewiesen. Heute nun war abermals ein Brief von Frau von Elsleben gekommen, und in demselben meldete sie sich selbst für den folgenden Tag bei ihrer Schwägerin an und erklärte, nicht eher weichen zu wollen, als bis dieselbe sie mindestens angehört.

Ich werde, um endlich dieses lästigen Verkehrs los zu werden, meine Frau Schwägerin morgen annehmen, sagte Frau von Hermfeld, nachdem sie Louisen den Brief vorgelesen, aber ich fürchte, daß es zu einer heftigen

Erörterung unter uns kommen wird, denn ich haſſe dieſes gleißneriſche Weib, das ihre Sündenlaſt unter einem frommen Tugendgeſichte verbirgt.

Gewiß wird es ganz gut für ſie ſein, einmal von Deinen Lippen die Wahrheit zu hören, ſagte Louiſe lächend, und Du wirſt ſie ihr ſagen mit all der Kraft und Energie, die Deinem edlen Weſen eigen iſt. Jetzt aber, theuerſte Mama, denke nicht mehr an unſere edle Tante, ſondern an Dein Kind, das Dir ein wenig beichten möchte, um von Dir Strafe oder Abſolution zu empfangen.

Und Louiſe ſetzte ſich auf die hölzerne Fußbank zu den Füßen ihrer Mutter nieder und erzählte ihr mit leiſem Geflüſter von Thomas, von all' ſeinen ſtillen Liebesweiſen, und von ihrem heutigen Geſpräch.

Ihre Mutter hörte ihr aufmerkſam zu, zuweilen nickte ſie beifällig und zuſtimmend, und als Louiſe ihr erzählte, daß ſie beim Nachhauſegehen ſich den Fuß geſtoßen und zur Erde gefallen wäre, wenn Thomas nicht herbeigeeilt, da fragte ſie ernſt: hatteſt Du Dich wirklich verletzt, Louiſe, oder gabſt Du Dir nur den Anſchein?

Louiſe ſah lächelnd einen Moment zur Erde und ſchwieg, dann, nach kurzem Beſinnen, richtete ſie die hellen, unſchuldigen Blicke zu ihrer Mutter empor und ſagte leiſe: nein, ich hatte mir nicht wehe gethan, ich wollte nur Thomas —

Weiter! unterbrach ſie ihre Mutter, und als Louiſe ihr getreulich jedes Wort berichtet, das ſie mit Thomas geſprochen, erhob ſich Frau von Hermfeld und ſagte ernſt: hier ſind nur zwei Wege möglich, und Du mußt Dich ſchnell entſcheiden, welchen der beiden Du gehen willſt. Thomas liebt Dich! Die Damen der großen Welt würden verächtlich lachen über dieſe Liebe des armen Webergeſellen. Meine Tochter denkt beſſer, das weiß ich, ſie wird dieſe Liebe nicht begünſtigen,

wenn ſie dieſelbe nicht theilt, und wenn ſie ihn nicht liebt, wird ſie ſich ernſt und entſchieden zurückziehen und jedes Geſpräch vermeiden. Wenn Du ihm den Unterricht, den Du ihm heute angeboten, wirklich ertheilſt, ſo giebſt Du ihm dadurch ein näheres Anrecht auf Deine Theilnahme, ſo erweckſt Du in ihm Hoffnungen, die Du als ehrliches Mädchen nicht täuſchen darfſt. Dieſer Unterſchied der Stände, den es da außen in der Welt giebt, er exiſtirt hier nicht mehr, und in meinen Augen iſt der arme Weber Thomas, der jetzt Dich liebt, eben ſowohl ein Mann, als die vornehmen und reichen Herren, die Einſt um Dich geworben. Laß alſo Dein Gefühl entſcheiden, ob Du durch Freundlichkeit ihm Hoffnung geben, oder durch Kälte ihn von ſeiner Liebe heilen willſt. Nein, antworte mir nicht jetzt, Louiſe, fuhr ſie fort, und drückte einen Kuß auf die klare Stirn ihrer Tochter. Laß uns zu Bette gehen! Die Kinder ſchlafen ſchon und ſind mit ihren rothen Wangen und ihren lächelnden Lippen wie liebliche Engel anzuſchauen! Es ſitzen himmliſche Gebete in dem Antlitz eines ſchlummerndes Kindes. Komm, wir wollen auch beten und ſchlafen und Gott uns anheim geben mit all unſern Zweifeln und Sorgen. Gott ſei mit Dir, mein Kind, und morgen ſollſt Du mir ſagen, ob Du Thomas dieſe Stunde geben willſt, und ob er Dich ferner geleiten darf! Gute Nacht!

Louiſe küßte tief bewegt die Hand ihrer Mutter und ſchweigend begaben ſie ſich zur Ruhe.

Lange noch lag Louiſe auf ihrem Lager, ſchlummerlos, ihr Herz bewegt von tauſend wiederſprechenden Gefühlen. Gaukelnde Bilder der glänzenden, üppigen Vergangenheit zogen lockend an ihr vorüber, trübe Geſichte der armen, glanzloſen Zukunft umflüſterten ſie mit leiſem Klageton. Die prunkvolle Vergangenheit ſang ihr ein ſtolzes Lied von ihrem glänzenden Namen

und ihrem vornehmen Geſchlecht, und die lange Reihe ihrer Ahnen zog an ihr vorüber mit drohendem Winken und abwehrender Bewegung. Die arme, glanzloſe Zukunft ſtimmte ihr ein Lied an voll wehmüthiger Entſagung und thränenreichen Wehes, aber es war auch ein geheimnißvoller Himmelsklang in dieſes Lied der Armuth verwebt, ein Himmelsklang voll ſüßer Melodie und bezaubernder Schönheit, und dieſe entzückensvollen Klänge mochten ſie zu ſüßem Schlafe eingewiegt haben, denn ein ſeliges Lächeln ſtand noch auf ihren Zügen, als ſie ſchon längſt entſchlummert war.

Früh am nächſten Morgen erhob ſich Louiſe leiſe von ihrem Lager und hüllte ſich mit freudiger Haſt in ihre ärmliche Kleidung, um, wie ſie es zu thun gewohnt war, Feuer anzuzünden und das Frühſtück zu bereiten, bevor ihre Mutter erwachte. Aber heute war dieſe ſchon wach und rief Louiſen an ihr Bette.

Mutter, ſagte Louiſe mit entſchiedenem Ton, ich bin entſchloſſen, Thomas mein Wort zu halten, und ihm dieſe Stunde zu geben!

Frau von Hermfeld zog ihre Tochter an ihr Herz und küßte ihre bebenden Lippen.

Alles Weitere, mein Kind, wollen wir Gott anheim ſtellen, ſagte ſie feierlich. Die guten und die böſen Tage liegen Alle in ſeiner Hand. Und nun wollen wir raſch uns beeilen, die Kinder zu wecken und anzukleiden, damit ſie zur Schule gehen. Ich wünſche nicht, daß ſie meine Schwägerin ſehen, oder auch nur eine Sylbe meines Geſpräches mit ihr hören können.

Wenige Stunden ſpäter hielt vor den Familienhäuſern die glänzende Equipage der Baronin Elsleben, und mit gravitätiſcher Würde ſtieg die Dame aus, um ſich von dem dienſtfertig herbeieilenden Inſpector zu dem Zimmer der Madame Hermfeld geleiten zu laſſen. Vor der Thüre angelangt, bat ſie den Inſpector, ſich zu

entfernen, weil ſie zu dem ernſten und heiligen Werke, das ſie vorhabe, erſt in einem ſtillen Gebete ſich ſammeln müſſe. Als ſie allein war, ſtand ſie einen Augenblick nachdenklich ſtill, dann gab ſie ihrem Geſichte einen ſtolzen, kalten Ausdruck; es kam ihr darauf an durch die erhabenſte Würde zu imponiren, und mit dem Ausdruck und dem Anſtand einer Kaiſerin öffnete ſie endlich langſam die Thür und trat in das Gemach ihrer Schwägerin. — Aber auch Frau von Hermfeld war bedacht geweſen, dieſer Scene eine gewiſſe Feierlichkeit, doch in ihrer Weiſe, zu geben. In ihrem ärmlichſten, unſcheinbarſten Gewande, ein dunkles Tuch um den Kopf gelegt, ſo ſaß ſie auf ihrem hölzernen Schemel, der Thür gegenüber, und ihr zur Seite ſtand Louiſe, ärmlich und unſcheinbar gekleidet, gleich ihr. Aber es war Etwas in dem Antlitz dieſer Beiden, was der Aermlichkeit ihrer Umgebungen widerſprach. Mit dem Stolze einer Königin, mit flammenden, zürnenden Blicken und hoch aufgerichtetem Haupt ſaß Frau von Hermfeld da und neben ihr ſtand Louiſe, nicht gebeugt und demuthsvoll, ſondern mit ſtolzer und anmuthiger Würde und mit einem holden Lächeln auf den ſanft erröthenden Wangen. Wunderbar war der Contraſt zwiſchen dieſen beiden ärmlich gekleideten und noch Ehrfurcht gebietenden Frauen und der glänzenden, immer noch ſchönen Baronin, die mit zornigem Blick und verächtlichem Lächeln ihnen gegenüber ſtand. Sie war gekommen, um zu demüthigen, ſie hatte imponiren wollen durch den Glanz und die Würde ihrer Erſcheinung, und ihr gegenüber ſaß nun eine ärmliche Frau, vor deren ſtolzen Blicken ſie unwillkürlich das Auge zu Boden ſchlug, und die ſich das Anſehen gab, als empfange ſie, auf einem Throne ſitzend, die Huldigung ihrer Vaſallin.

Niemand ſprach, Niemand wollte zuerſt dieſe ſtumme und doch ſo beredte Scene unterbrechen; ſchweigend

maßen ſich die beiden Frauen mit ihren Blicken, Jede bemüht in der Seele der Andern zu leſen, und entſchloſſen keinen Schritt ihr entgegen zu kommen, Jede empfindend, daß ihre Todfeindin ihr gegenüber ſtand, und daß ein glühender Haß für das ganze Leben ſie ſcheide und verbinde.

Dieſe lächerliche Scene muß endlich beendet werden, ſagte die Baronin Elsleben nach einer langen Pauſe. Ich bin nicht gekommen, um den albernen Hochmuth zu bewundern, der Sie noch in der Noth und dem Elend als eine ſchaudervolle Krankheit zu verfolgen ſcheint, ſondern ich bin da, um Sie zur Demuth zu ermahnen, um Sie zu warnen, nicht länger den Zorn des Herrn auf ſich zu ziehen durch Ihr ſtarres Auflehnen gegen ſeinen Willen.

Hat der Herr Ihnen ein Brieflein geſendet, fragte Frau von Hermfeld ſpöttiſch, hat er Ihnen geſchrieben, daß er mir zürnt?

Welch eine Läſterung! rief die Baronin mit emphatiſchem Ton und mit gen Himmel gewandten Blicken. O mein Gott, mein Gott, gehe nicht in's Gericht mit dieſer Sünderin!

Flehen Sie für ſich ſelber, Frau Schwägerin, rief Frau von Hermfeld ſtreng, fallen Sie auf Ihre Kniee nieder und bitten Sie Gott, daß er Gnade habe und Erbarmen für eine Heuchlerin, die einen frommen Schleier gelegt hat über ihr von Sünden zerriſſenes Antlitz, und ihre ſchnöde Sinnenluſt verbirgt hinter einem entzückten gottbegeiſterten Blicke.

Unverſchämtes Weib! rief die Baronin, vor Zorn erbleichend, und hob ihren Arm mit drohender Geberde, wie zum Schlag empor, aber dann erinnerte ſie ſich ſchnell ihrer heiligen Miſſion, und den Arm noch höher ausſtreckend, ſagte ſie feierlich: Gott wird Sie ſtrafen, ich verzeihe Ihnen.

Meisterhaft gespielt, sagte Frau von Hermfeld lachend, die größte Schauspielerin würde es nicht besser machen.

Reden Sie, spritzen Sie alle Ihre Galle aus, sagte die Baronin, innerlich zitternd vor Zorn, doch mit dem äußern Anschein der Ruhe und Milde. Ich kann Ihnen Vieles verzeihen, denn Sie sind unglücklich, und dem Unglücke verzeiht man die Bitterkeit. Armes, unglückliches, beklagenswerthes Weib, wie viel mögen Sie gelitten haben! O, wie beklagt Sie meine Seele!

Sie näherte sich ihrer Schwägerin mit geöffneten Armen und überströmenden Augen, diese aber stieß sie zurück, und sich stolz erhebend, sagte sie mit flammenden Blicken: das ist zu viel, Frau Baronin! Ihren frommen Stolz konnte ich ertragen, Ihr Mitleid verbitte ich mir. Sehen Sie Sich um in diesem Zimmer, sehen Sie diese Armuth und Niedrigkeit, aber inmitten dieser Armuth sind wir glücklich, weil wir reinen Herzens sind. Gehen Sie, gehen Sie eiligst fort in Ihre goldenen Salons, werfen Sie Sich auf Ihre seidene Ottomane, um zu ruhen, Sie werden nirgend Ruhe finden und Frieden, denn Ihr Herz ist nicht rein, und ihr Gewissen klagt Sie an!

Sie sind unglücklich, ich vergebe Ihnen also, sagte die Baronin, und meine Ohren hören nichts von Ihren beleidigenden Worten! Aber Sie, armes Weib öffnen Sie mir Ihre Ohren und vernehmen Sie die Stimme der Freundschaft, der Liebe, die Sie erretten möchte aus diesem Jammer und dieser Armuth, die Ihnen, der vom Schicksal Verfolgten, ein freundliches Asyl öffnen möchte, wo Sie ausruhen können von allen Nöthen und aller Beschwerde dieses Lebens.

Warum kleiden Sie Ihre Gedanken in so scheinheilige Worte? fragte Frau von Hermfeld streng. Ich will Ihnen den Sinn dieser schönen Worte sagen! Es martert Sie, daß mein Schild da draußen an meiner

Thüre hängt und aller Welt zeigt, welch eine vornehme Frau in dieſer erbärmlichen Kammer wohnt, es bringt Sie zur Verzweiflung, daß auf dieſem Schild auch Ihr Name zu leſen iſt', und daß alle Welt erfahren kann, die arme, mit Hunger und Elend kämpfende, in Lumpen einhergehende Frau von Hermfeld ſei die Schwägerin der reichen und tugendhaften Baronin Elsleben, deren Wohlthätigkeit die ganze Stadt kennt, von deren Güte die Frommen mit überfließenden Augen zu erzählen wiſſen. Es iſt eine Beſchimpfung für den heiligen Namen der Baronin Elsleben, daß ihre Schwägerin hier draußen wohnt in den berüchtigten Familienhäuſern, daß ſie ein Lumpenweib ihre Freundin und jeden Bettler ihren Bruder nennt. Sehen Sie, deshalb ſind Sie gekommen, um mit freundlichen Worten mich zu berücken, daß ich dieſe Häuſer verlaſſe und in den finſtern Winkel hineinkrieche, den Sie mir öffnen wollen, um mich ewigem Vergeſſen hinzugeben. Sie wollen mir Wohlthaten erzeigen, weil Sie zu feig ſind, um mich zu ermorden, und weil Sie mit Ihrem Haß mich nicht zu tödten vermögen, wollen Sie es mit Ihrer Liebe verſuchen! Sie würden mich gern ermorden, wenn Sie könnten, und weil Sie es nicht können, wollen Sie die Großmüthige ſpielen! Bah, mich täuſchen Sie nicht, und all' Ihre lockenden Worte, mich ſollen Sie nicht berücken!

Sie wollen alſo dieſes elende Haus nicht verlaſſen? fragte die Baronin mit zuſammengepreßten Lippen und mühſam verhaltenem Zorn.

Nein, ich will es nicht! Hier will ich bleiben, um durch mein Hierſein alle Ihre Tugend und Ihre berühmte Wohlthätigkeit Lügen zu ſtrafen, hier will ich bleiben, weil ich Euch Alle verachte, Euch Alle mit Eurem Reichthum und mit Eurer Frömmigkeit, hier will ich bleiben, weil ich erkannt habe, daß der Reichthum

in Wahrheit der lebendige Teufel ist, welcher durch die Welt dahin zieht, um mit seinem lockenden Glanze die ganze Menschheit zu verführen, ihr Herz zu verhärten mit seinem goldenen Schimmer und sie zur Sünde zu verleiten mit seinem tönenden Klang.

Ha, rief die Baronin mit spöttischem Lachen, Sie verachten jetzt den Reichthum, weil Sie ihn nicht mehr besitzen, und gleich dem Fuchs in der Fabel, scheinen Ihnen die Trauben sauer, weil sie zu hoch hängen. Als die Frau des vornehmen Banquiers von Hermfeld noch reich war, fuhr sie in stattlichen Carrossen, ging in seidenen Gewändern einher und funkelte von Brillanten und goldenem Geschmeide.

Es ist wahr, ich that das, sagte Frau von Hermfeld fast traurig. Ich war thöricht mit den Thörichten, und in meines Herzens Unverstande wußte ich nicht, was ich that. Doch es kam ein Tag, ein grauenvoller, entsetzlicher Tag, an dem das Schicksal mich strafte und mir auf Einen Schlag Reichthum und Ehre raubte, auch die Ehre, Frau Baronin, und dennoch war ich unschuldig, und dennoch wollte keiner meiner reichen Freunde mich damals anerkennen, und sie Alle wandten ihr Haupt ab und wollten meine Klagen nicht hören, meinen Jammer nicht sehen. In jener Stunde ward es licht in meiner Seele, und als Alle vor mir flohen, als Niemand mich kannte, nun da ich arm war und unglücklich, da schwur ich mit einem heiligen Eide von nun an der Armuth mich hinzugeben, und eher bei dem Bettler betteln zu gehen, als die Wohlthaten eines Reichen zu empfangen, lieber das von Thränen befeuchtete Brod der Armen zu nehmen, als die köstlichste Speise, die mir der Reichthum darzubieten vermöchte. An jenem Tage habe ich mich der Armuth vermählt, mich und meine Kinder, an jenem Tage habe ich geschworen, den letzten

Bissen Brod mit dem Armen zu theilen, und wenn mir der Himmel selbst einst wieder Reichthum verleihen könnte, was ich besitze, treulich zu theilen mit meinen Brüdern, welches die Armen sind.

O, sie sind, wie alle Armen, eine Communistin geworden, sagte die Baronin spöttisch.

Nennen Sie es, wie Sie wollen! Ich habe den Ruf vernommen, den der ewige Weltgeist an diese Zeit gethan, und ich bin ihm gefolgt.

O, Sie werden mich am Ende noch überreden wollen, sagte die Baronin lächelnd, daß Sie freiwillig zu der Armuth flüchteten. Als ob man nicht wüßte, wie leicht Ihnen Ihr Herr Gemahl diese Flucht gemacht hat, und wie sehr er bemüht war Ihren communistischen Ideen zu Hülfe zu kommen. O sicher, es war eine bloße Gefälligkeit von ihm, nur Liebe für Sie, daß er es über sich nahm, erst Ihr ganzes Vermögen zu verspielen und dann mit falschen Wechseln sich zu helfen.

Auch dieser giftige Natterstich trifft mich nicht, sagte Frau von Hernfeld erbleichend. Ich war unschuldig und habe gethan, was ich konnte, das Verbrechen meines Gemahls zu sühnen. Damals, in jener Zeit, da, Frau Baronin, wäre es Ihre Pflicht gewesen, sich mir als eine Schwester zu zeigen, aber von der Gattin des Verbrechers wandten Sie ihr Haupt ab, und die Schwester Ihres Gemahls mußte darben, während Sie in dem von meinem Bruder ererbten Reichthum schwelgten! Aber nun kommen Sie, mir Ihre Wohlthaten anzubieten, weil ich es verschmähe, noch länger einen Schleier über meine Noth zu ziehen, weil ich nicht mehr zu den verschämten Armen gehören will, sondern zu Denen, die offen und frei vor aller Welt einhergehen mit ihren Lumpen und mit ihrer Noth, und

ſich nicht ſchämen, die Wunden zur Schau zu tragen, welche die Ungerechtigkeiten dieſer Zeiten ihnen geſchlagen hat. Als ich noch kämpfte gegen die Armuth, da waren Sie nicht da, mir Ihre rettende Hand zu reichen. Glauben Sie, daß ich ſie annehmen werde, jetzt, da ich den Kampf aufgegeben, jetzt, da ich mich hingegeben habe an die Armuth, da ich an ihr ruhe, wie ein Kind an ſeiner Mutter Brüſten, und von ihr meine Nahrung empfange und meine Kleidung?

Sie werden alſo meinen Ermahnungen nicht Gehör geben? Sie verharren in Ihrem Starrſinn und in Ihrer Herzenshärtigkeit?

Ich will keine Wohlthaten annehmen, da ich im Stande bin, mich ſelbſt zu erhalten, ich will nicht in übertünchter Dürftigkeit geſenkten Hauptes einhergehen, ſondern ſtolz aufgerichtet in der ganzen Würde der ungeſchminkten Armuth.

Aber bedenken Sie, welch ein Loos Sie Ihren Töchtern bereiten! Sollen auch dieſe nur die Armuth und das Elend kennen lernen?

Wäre ihnen ein ſchöneres Loos beſchieden, wenn ich ſie von mir ließe? Wenn irgend ein Reicher ſich ihrer erbarmte und ſie als Geſpielinnen und erſte Dienerinnen ſeiner Kinder zu ſich nähme, um ſie täglich ihre Abhängigkeit und ſeine Wohlthat empfinden zu laſſen? Wären ſie glücklicher, wenn ſie dereinſt, ſelber noch unerzogen, als Erzieherinnen hinausgeſtoßen würden in die Welt, um ihr Bischen Erlerntes mit der Geläufigkeit eines Papagei's andern Kindern vorzutragen, die dennoch mit ſtiller Verachtung auf die gemiethete Gouvernante ſehen, welche ohne Klage und mit ſtets lächelndem Munde alle Demüthigungen und alle Launen der gnädigen Frau Mama ertragen muß?

Und was wollen Sie denn aus Ihren Töchtern machen? fragte die Baronin entsetzt.

Ehrliche Arbeiterinnen, welche unter dem Schutze ihrer Mutter wohnen, und entweder durch ihrer Hände Arbeit sich ihr Brod verdienen, oder wenn sie genugsam unterrichtet und gebildet sind, durch Privatunterricht, den sie ertheilen können, sich ernähren.

Nimmermehr werde ich es dulden, daß der Name meines Gatten also beschimpft wird! rief die Baronin.

Hüten Sie Sich, daß er es nicht durch Sie in anderer, schlimmerer Weise wird, sagte Frau von Hermfeld kalt.

Bah, ich verachte Sie mit ihren elenden Drohungen. Die Welt kennt mich, sie weiß, daß ich in Gottesfurcht und Demuth nur meinem Gotte und meinem ewigen Heile lebe, daß Wohlthun mein einziges Glück ist!

Und wenn die Welt Sie in der That nur von dieser Seite kennt, sagte Frau von Hermfeld, so hüten Sie Sich, daß ich der Welt nicht ein anderes Bild von dieser frommen, gottergebenen, wohlthätigen Dame zeige.

Sie?

Ich! Denn Ihre Handschrift zu verleugnen, wird Ihnen, trotz Ihrer Frömmigkeit, dennoch nicht gelingen! Ach, Sie entfärben sich, Frau Baronin? Ja gewiß, es war unbedacht von Ihnen, Ihre herrliche und erhabene Liebe dem Papier anzuvertrauen!

Ich verstehe Sie nicht, sagte die Baronin verwirrt und in sichtbarer Verlegenheit.

So werde ich mich verständlich machen! erwiderte Frau von Hermfeld erglühend und mit allem Stolz eines beleidigten Weibes. Louise, fuhr sie fort, und nahm die Hand ihrer Tochter, Du bist die Vertraute aller meiner Leiden und Schmerzen gewesen, aber

Eines haſt Du nicht gewußt, Eines habe ich Dir verborgen, weil Du damals noch zu jung warſt, um meine Qualen zu begreifen. Sieh ſie an, Louiſe, dieſe Frau da mit den frommen Blicken und dem ſtolzen Namen, ſie iſt es, die die Schuld an unſerm ganzen Elend trägt! Sie hat Deinen Vater verführt und zum Verbrecher gemacht! O er war einſt ein guter, wenn auch ſchwacher Mann. Er liebte mich, und meiner Liebe wäre es gelungen ſeinen Leichtſinn zu beſiegen und ihn vom Böſen zurückzuhalten. Da kam dies Weib mit den buhleriſchen Blicken und dem lüſternen Sinn, und Dein Vater gefiel ihr, weil er reich war, und ſie buhlte um Deinen Vater, weil es ihr unerträglich war, daß er eine Andere liebte, als ſie, und mit Schmeicheleien und unwürdiger Hingebung wußte ſie mir meinen Gatten, Dir Deinen Vater zu entreißen! Da begann die Zeit des Elends für mich! Da war nichts als Trug und Lüge, nichts als Heuchelei und Sünde, und Dein Vater, um die Vorwürfe ſeines Gewiſſens zu betäuben und dieſes verſchwenderiſche Weib täglich mit neuen Geſchenken und Ueberraſchungen zu erfreuen, ergab ſich dem Spiele, und hat in unſinniger Leidenſchaft in kurzen Monaten ſein und mein Vermögen auf der Spielbank verloren, hat geborgt bei hartherzigen Wucherern und vertrauenden Freunden, und als Niemand ihm mehr borgen wollte, hat er falſche Wechſel gemacht. O mein Kind, mein Kind, den Erlös des erſten falſchen Wechſels, wozu hat er ihn verwandt? Dem Weibe da einen Schmuck zu kaufen, nach welchem ſie Verlangen trug, und den zu kaufen, ſie zu geizig war.

Dies iſt Unſinn! rief die Baronin mit hochathmender Bruſt. Schreien Sie immerhin dies Mährchen in alle Welt hinaus, Niemand wird Ihnen glauben, und Sie können es durch nichts beweiſen!

Ich kann es! Denn Ihre Briefe ſind in meiner Hand!

Er hat ſie nicht verbrannt? rief die Baronin, ſich vergeſſend.

O, Sie verrathen Sich, ſagte Frau von Hermfeld lächelnd. Nein, er hat ſie nicht verbrannt. In der Stunde, da er gefangen ward, gab er ſie mir, weil er klein genug von mir dachte, zu glauben, ich könne daraus eine Waffe machen, um ſie Ihnen auf die Bruſt zu ſetzen und Geld von Ihnen zu erpreſſen. Sie ſehen alſo, Frau Baronin, daß Sie in meiner Hand ſind!

Und was gedenken Sie mit dieſen Briefen, von denen Sie ſagen, daß ich ſie geſchrieben, zu thun?

Ihren Feinden und Neidern werde ich ſie geben, wenn Sie mir nicht endlich Ruhe gönnen, wenn Sie nicht ablaſſen, mich zu verfolgen!

Geben Sie mir die Briefe, ich kaufe ſie Ihnen ab mit meinem halben Vermögen, rief die Baronin flehend.

Sehen Sie, Frau Baronin, ſagte Frau von Hermfeld mit leiſem Hohn, Sie kamen um mich zu demüthigen, und jetzt ſtehen Sie gedemüthigt da! Aber laſſen wir es genug ſein! Ihr Geld hat keinen Werth für mich, aber Ihre Briefe haben es, denn ſie ſind in meiner Hand eine Waffe, mit der ich mich gegen Sie vertheidigen kann. Und jetzt, Frau Baronin, leben Sie wohl, ich denke, wir verſtehen uns jetzt, und unſere Unterredung iſt am Ende!

Stolz und hochaufgerichtet ſtand Frau von Hermfeld da, die Baronin zum Abſchied mit einer leiſen Beugung des Kopfes begrüßend, wie eine Königin ihre Unterthanin entläßt. — Die Baronin fühlte ſich gefeſſelt und gedemüthigt unter dieſem ſtolzen, herriſchen Blick ihrer Schwägerin, und unwillkührlich ihr gehorſamend, verließ ſie ſchweigend und mit geſenktem Haupt das Zimmer, welches ſie ſo ſtolz betreten.

Draußen aber, vor der Thüre, richtete sie sich wieder empor, und ihre Züge flammten in wildem, zornigem Haß. Drohend hob sie die geballte Faust gegen die Thür, hinter welcher ihre Schwägerin weilte, und mit fast vor Ingrimm erstickter Stimme flüsterte sie: Beim allmächtigen Gott, diese Demüthigung sollst Du büßen, und ich werde mich zu rächen wissen für jedes Deiner höhnischen und stolzen Worte. Kann ich Dich nicht ermorden, so kannst Du doch im Irrenhause büßen müssen!

Dann ging sie langsam den langen Corridor hinunter, und als sie am Ende desselben den Inspector traf, der sie erwartete, um sie demuthsvoll zu ihrem Wagen zurückzuführen, hatte ihr Antlitz schon ganz wieder jenen milden und edlen Ausdruck, den man an ihr zu sehen gewohnt war. Mit ihrem holdesten Lächeln und mit sanfter Stimme sagte sie: Wie wunderbar, mein Freund, führt doch der Herr seine gefallenen Kinder oft zur Reue und Buße zurück. Madame Hermfeld war eine Abgefallene und eine Sünderin, aber Gott hat ihre Seele zerknirscht, daß sie es als Buße sich auferlegt, in Armuth und Dürftigkeit zu leben, statt den Wohlstand anzunehmen, den ich ihr biete. Aber sie hat recht, und ihre Zerknirschung und Reue hat mich tief erschüttert. O, wo giebt es wohl ein schöneres Bild, als eine gefallene Sünderin, die mit gerungenen Händen zu Gott fleht um Gnade. Haben Sie Nachsicht und Güte für diese zerknirschte Sünderin, und wenn sie irgend etwas bedarf, so lassen Sie es mich wissen, und ich werde stets bereit sein, ihr zu helfen. Nun, Gott möge ihr gnädig sein!

Mit einem frommen Seufzer stieg sie in ihren Wagen und warf sich wie überwältigt in die seidenen Kissen zurück.

Ein Conventikel.

Der Verein der „Berufenen“ wollte heute seine erste Zusammenkunft im Hause seiner Präsidentin, der Baronin Elsleben, halten. Es war ein stolzer und glücklicher Tag für die Baronin, und sie hatte Mühe ihre strahlende, triumphirende Freude unter der Maske demüthiger, gottergebener Frömmigkeit zu verbergen, und das reizende Lächeln zu verscheuchen, das sich immer wieder auf ihre Lippen schlich. Der Salon war der feierlichen und ernsten Stunde gemäß heute aller jener kleinlichen und weltlichen Zierrathe beraubt worden, die ihn sonst zu schmücken pflegten, und hatte ganz das Ansehen einer Hauskapelle gewonnen. Der Flügel, die Harfe, die kostbaren Nippsachen waren verschwunden, nur die Heiligenbilder und das Crucifix prangten an den Wänden, und in der Mitte des Raumes erhob sich eine kleine Orgel, bestimmt, den Gesang der Andächtigen zu leiten. Lange Reihen von Stühlen liefen rings an den Wänden hin, und auf dem als Altar decorirten Kamine lag eine aufgeschlagene Bibel und mehrere Gebetbücher.

Lautloſe Stille herrſchte in dem großen Raume. Zuweilen hörte man draußen den gellenden Schall einer Klingel, der die Ankunft irgend eines Mitgliedes der frommen Gemeinde verkündete, die Salonthüren öffneten ſich dann, und man ſah einen Mann, oder ein Weib mit geſenkten Blicken und demüthigem, ſtillen Weſen hereinſchleichen, um geräuſchlos auf einem dieſer Stühle ſich niederzulaſſen. Bald waren ganze Reihen der Stühle beſetzt, und noch immer herrſchte die tiefſte, feierlichſte Stille, nur zuweilen unterbrochen durch das leiſe Geflüſter einiger alten Damen, welche dies Schweigen nicht länger zu ertragen vermochten, und in leiſem Geſpräch ſich über die tiefe Bedeutung dieſes Tages unterhielten.

Endlich ſchlug die zur Feier beſtimmte Stunde, und mit dem letzten Schlage derſelben erſchien die Baronin an der Hand des Prediger Gotthold. Hoch aufgerichtet und ſtolz trat ſie ein, und in dieſem dunklen, dicht anliegenden Gewande, mit der ernſten Würde, die über ihre ganze Geſtalt ausgegoſſen war, hatte ſie etwas Imponirendes, Ehrfurchtgebietendes, das um ſo mächtiger wirkte, weil ſie ſich zugleich den Anſchein tiefer Demuth zu geben wußte.

Gotthold ſtellte ſie der frommen Gemeinde als ihre Präſidentin dar, als der Mittelpunkt dieſes erhabenen Vereins, der es ſich zur Aufgabe geſtellt, die Kinder dieſer Welt und die in Sünden verlorene Menſchheit zur Buße und Beſſerung zu bekehren.

Jedes Mittel, ſagte er, wodurch wir dieſen heiligen Zweck erreichen, iſt recht und geheiliget, jede Verführungskunſt trägt ihre Weihe in ſich, ſobald es nur gelingt, durch dieſelbe ein verirrtes Schaf zur frommen Heerde zurückzuführen. O, und wem dies edle Ziel gelingt, welch einen hohen Platz wird Der einſt im

Himmel einnehmen zur Rechten der Herrlichkeit, während die Ungläubigen und Zweifler, und die Gottverruchten, die da wagen unsere heilige Religion zu bekritteln, ferne ab werden stehen in dem dunkeln Schatten der Nacht, dem Teufel eine willkommene Beute, dem Teufel, dessen persönliches Dasein zu leugnen sie die Frechheit gehabt. Wir aber, wir wissen, daß er einst so mächtig war, wie Gott selber, daß er der aus dem Herrn entlassene Gott des Bösen war, mit dem der Herr kämpfte um die Herrschaft der Welt. Da aber erschien Christus, der höhere Gott, der Heiland und Erlöser, er überwand Gott und den Teufel, den er herniederschleuderte vom Throne Gottes, und sich an dessen Stelle setzte zur Rechten Gottes, um Recht und Gerechtigkeit zu sprechen über die Todten und die Lebendigen. Christus, der Ueberwinder Gottes, ist unser Gott, er thront im Himmel, während der durch ihn vom Throne gestoßene Teufel auf Erden umherschleicht und die Menschen versucht mit seiner verführerischen Nähe. Betet, betet daher zu Christo, daß er Euch schützen möge vor den Anfechtungen des Teufels!*)

Und alle diese frommen, gläubigen Christen stimmten in das Gebet ein, das Gotthold jetzt begann, und in dem er den Teufel verfluchte, als den Herrn dieser Welt.

Sodann hielt die Präsidentin eine Rede, und welch eine schöne, tiefergreifende Rede war dies! Mit wie abschreckenden Farben schilderte sie die Freuden dieser Welt, mit welchem heiligen Schauder sprach sie von

---

*) Man sage nicht, daß diese Rede eines pietistischen Predigers übertrieben sei, — noch vor wenigen Tagen hörte ich selbst aus dem Munde eines hiesigen Predigers in einer an einem Grabe gehaltenen Rede ganz ähnliche Ansichten und Aeußerungen. A. d. V.

der Sinnenluſt und dem Gaumenreiz, der den Kindern dieſer Welt ihr Abgott ſei, und mit wie glühenden Farben malte ſie die Wonne und die Genüſſe, welche der Frommen warte in einem höhern, ſchönern Leben.

Gewiß, man konnte nicht ergreifender ſprechen, und als Bäche von Thränen den Augen der Baronin entſtrömten, wer hätte da ſo gefühllos ſein und nicht weinen wollen, gleich ihr, der edlen Präſidentin!

O, wirklich, es iſt wundervoll, es iſt erhaben, ſagte ein blaſſer, hagerer Mann zu ſeiner Nachbarin, einer ſchwindſüchtigen alten Jungfrau. Hörten Sie je etwas Aehnliches, voll ſo viel Gottbegeiſterung und ſo viel himmliſchem Feuer?

Nein, näſelte die Dame, nein, nur einem echten Kinde Gottes ſtehen ſolche Worte zu Gebote.

Ach, ich möchte Sie wohl einmal eine Rede halten ſehen, ſeufzte der fromme Mann. Ach, jener Tag würde der glücklichſte meines Lebens ſein! Sie müſſen herrlich reden!

Er umſchlang ſie leiſe und ſeine langen hagern Finger wühlten wie ſuchend in den Falten ihres Kleides.

Wirklich, möchten Sie? fragte die ſchöne Jungfrau geſchmeichelt.

Es wäre der glücklichſte Tag meines Lebens! ſagte er, und drückte die Alte mit dem Arme feſter an ſich. während ſeine langen Finger fortwährend in ihrem Kleide ſpürten und ſuchten.

Ich habe auch ſchon daran gedacht, ſagte ſie fromm, daß mich vielleicht der Herr in ſeiner Gnade mit einem redneriſchen Talente geſegnet habe, und ich bin eben dabei eine Rede auszuarbeiten. Wünſchen Sie, daß ich ſie Ihnen einmal vorleſe?

Mein Gott, es wäre die höchſte Wonne meines

Lebens! ſagte ihr zärtlicher Nachbar, der jetzt endlich ſein Ziel erreicht hatte und ſeine Hand in die Taſche ihres Kleides verſenkte. Sie wiſſen, fuhr er fort, daß Alles, was Sie betrifft, für mich von dem höchſten, dem heiligſten Intereſſe iſt, wie wichtig muß es mir daher ſein, von Ihnen eine Vorleſung zu hören!

Während dieſer Rede war ſeine Hand leiſe wieder aus der Taſche der Dame hinausgeſchlüpft; eine ziemlich ſchwere Börſe war zufällig an ſeinen Fingern haften geblieben, und dieſe Börſe ſenkte der fromme Freund, gewiß aber nur aus Zerſtreutheit, in ſeine eigene Taſche.

Die Baronin ſprach fort und fort von der Heiligkeit dieſes Vereins, und von den großen und herrlichen Werken, zu denen der Herr die Verſammelten, als ſeine geliebteſten Kinder auserleſen, und Alle waren gerührt, und Alle verdrehten die Augen und ſeufzten und ächzten vor Wonne und Glück.

Die ältliche Dame dort drüben in der Ecke war ganz hingeriſſen. Sie ſchluchzte laut und bedeckte ſich mit ihrem Taſchentuch das Geſicht. Neben ihr ſaß ihre Tochter, ein junges bleiches Mädchen mit einnehmenden Zügen und einem leiſen, ſpöttiſchen Lächeln um den vollen, rothen Mund, und während ihre Mutter weinte und ſich die Bruſt zerſchlug, klopfte ihr Herz laut und ſtürmiſch in ihrer Bruſt, und ein glühendes Roth überzog jetzt ihre zarten Wangen, denn hinter ſich hörte ſie leiſe ihren Namen flüſtern. Sie wußte, wer ihn ausgeſprochen, ſie fühlte, daß Er an ihrer Seite war, ihr Freund, ihr Geliebter, den ihrer Mutter Habgier von ihr trennte, um ſie einem reichen alten Mann zu verheirathen.

Marie? flüſterte es leiſe. Marie, hörſt Du mich?

Sie nickte bejahend und warf einen furchtſamen Blick auf ihre Mutter. Dieſe aber weinte jetzt noch

heftiger, denn die Baronin ſprach von der Nichtigkeit aller irdiſchen Güter, und von den Wonnen, die der Armen im Himmel warten.

Laß Dein Taſchentuch fallen, Marie, flüſterte es wieder, ich werde es Dir aufheben, und dann einen Brief darin verbergen. Hüte Dich ihn zu verlieren. Haſt Du mir nicht geſchrieben?

Wiederum nickte Marie, und ihr Geliebter ſagte: wenn der Geſang beginnt, reiche mir Dein Geſangbuch dar, daß ich Dir das bezeichnete Lied aufſchlage, und laß mich in dem Buche Dein holdes Briefchen finden!

Marie nickte wieder bejahend, und als ſie ſah, daß ihre Mutter noch immerfort ſchluchzte und ſich das Antlitz bedeckte, ließ ſie leiſe ihr Taſchentuch zur Erde fallen. Der Geliebte hob es auf, und mit einer raſchen Handbewegung einen Brief darin verbergend, reichte er es Marien dar.

Schon ſtreckte ſie die Hand aus, es zu empfangen, als ihre Mutter das Tuch haſtig den Händen des jungen Mannes entriß, und mit funkelnden, von keiner Rührungsthräne getrübten Augen flüſterte: Endlich habe ich Dich ertappt, Du gottvergeſſenes Kind, und nun wirſt Du Dein Verbrechen nicht mehr leugnen können. Warte, dieſen Brief ſollſt Du theuer bezahlen, darauf verlaſſe Dich!

Marie ſchrack zuſammen vor dem gehäſſigen Ausdruck in dem Antlitz ihrer Mutter, und ſie ſchauderte, wenn ſie daran dachte, welche neue Qualen und Büßungen ihre fromme Mutter ihr auferlegen würde.

Jetzt war die Baronin am Ende ihrer ſchönen, ſalbungsvollen Rede, und Alle erhoben ſich, um ſtehend mit ihr ein Vaterunſer zu beten, und Niemand betete inbrünſtiger, als Mariens Mutter und der lange, hagere Herr mit der Börſe ſeiner Nachbarin. Sie ſtanden

Beide im Rufe der größten Frömmigkeit, und nannten sich gern selbst die heiligsten Lämmer dieser frommen Heerde. Dann ward ein Lied gesungen, und Alles erhob seine Stimme zu den Tönen der Melodie, die Gotthold auf der kleinen Orgel intonirte.

Sagen Sie mir, Liebe, flüsterte eine alte dicke Dame ihrer Nachbarin zu, während sie in ihr Gesangbuch hineinschaute, sagen Sie mir nur, wissen Sie nicht, ob wir heute Abend warme Speisen bekommen?

Ich hoffe, flüsterte die Andere, mir war es, als ich über den Hausflur ging, als ob ich Braten röche!

Gott sei Dank, seufzte die dicke Dame. Ich muß gestehen, daß ich darauf gehofft hatte, sonst wäre ich heute in dieser fürchterlichen Kälte nicht hergekommen. Aber ich wußte es wohl, daß die Baronin viel zu gottesfürchtig ist, als daß sie uns ohne Speise und Trank fortgehen ließe.

Ich bin weniger um's Essen gekommen, als weil ich die Baronin bitten will, daß sie meinem Sohn doch eine Stelle als Secretair verschaffe.

Na, das wird sie gewiß thun! Sie ist sehr mächtig!

Und nach diesen frommen Ergießungen stimmten die beiden Damen wieder in den Gesang ein.

Nachdem dieser beendet war, wandte die Baronin sich abermals an die Versammlung und forderte sie nochmals auf zum regsten Eifer in der Bekehrung der Gefallenen. Sie sagte: Alles käme darauf an, die Menschheit zum Bewußtsein ihrer Niederträchtigkeit und zur Zerknirschung über ihr Erdenloos zurückzuführen, und daß, wem es gelungen ein Kind dieser Welt zur rechten Frömmigkeit und zur Weltverachtung zu bekehren, Anspruch auf eine Krone im Himmel habe. Alsdann wurden fromme Brochüren vertheilt und gottbegeisterte Tractätchen, die zu

verbreiten und den Weltkindern zu geben, Jeder gelobe mußte.

Zuletzt las der Prediger Gotthold noch eine tiefergreifende Rede ab, in welcher er nicht allein die hohe Bedeutung des Vereines entwickelte, sondern ihn auch zu einer Art Stiftung und Orden erhob, und ihm seine bestimmten Gesetze und Regeln gab. Der ganze Verein der Berufenen sollte gedacht werden unter dem reinen und hehren Bilde einer Lilie. In dieser erhabenen Blume der Unschuld waren alle Mitglieder des Vereins zusammengefaßt. Aber nun gab es verschiedene Grade, die zu erlangen allein dem regen Eifer und der Frömmigkeit möglich sein sollte.

Jedes Mitglied war zuerst ein grünes Lilienblatt; wem es aber gelungen einen Sünder zur Erkenntniß zurückzuführen, oder dem Vereine überhaupt Dienste zu leisten, der kam in einen höhern Grad, in den Lilienstengel nämlich, und hatte schon Anspruch auf höhere Achtung und Anerkennung. Wer mehr denn Einen Sünder zur Buße und Reue bekehrt hatte, kam in den dritten Grad, und ward ein weißes Lilienblatt. Wer aber mehr als sechs Sünder dem Vereine zugeführt, der erreichte den vierten Grad und gehörte zu den Staubfäden. Diese hatten Sitz und Stimme in den geheimen Conferenzen der Vorsteher, und durften ihre Ratschläge und Bemerkungen machen.

Nach dieser Auseinandersetzung reichte die Baronin jedem Mitgliede ein Papier dar, auf welchem ein grünes Lilienblatt gemalt war, und zeigte die Devisen und Symbole der höhern Orden.

Und nun, meine Freunde, sagte sie dann mit einem schönen Lächeln, nun bitte ich, daß Sie nach dieser edlern, geistigern Speisung auch der irdischen Speise nicht verschmähen wollen, sondern, wie schwer es

Ihnen auch werden mag, aus Ihrer himmlischen Wonne sich zu irdischen Bedürfnissen herniederzusenken, dennoch die Leibesnahrung anzunehmen, die im anstoßenden Gemache bereit steht. Für heut lade ich alle Mitglieder ein, meine Gäste zu sein, während ich mich in Zukunft darauf beschränken muß, nur die beiden höchsten Grade, die weißen Lilienblätter und die Staubfäden zu bewirthen.

Die Portièren zum Eßsaale wurden zurückgeschlagen und Alles drängte mit höchst unheiligem Eifer diesen bratenduftenden Räumen zu.

Die Baronin aber bat die Lilienblätter, ihr zu vergönnen, sich mit dem einzigen bis jetzt vorhandenen Staubfaden, dem Prediger Gotthold, zu geheimer, wichtiger Berathung mit einem grünen Lilienblatte, das so eben um eine Unterredung gebeten, zurückziehen zu dürfen. —

Dann grüßte sie die Versammlung mit imponirender Hoheit und Würde und begab sich mit ihrem würdigen Freunde Gotthold in ihr Boudoir.

Welch eine erhabene, welch eine entzückende Stunde war dies! seufzte die Baronin, als sie mit dem Prediger in ihrem Kabinet allein war. O, mein theurer Freund, wie glücklich muß Gott in dieser heiligen Stunde gewesen sein, wo die edelste Frömmigkeit sich ihm zum Opferdienste weihete. Ja, Gott war glücklich! Ich fühlte das an der freudigen, begeisterten Stimmung meiner Seele, und es schien mir, als ob Gott mir lächle mit seinem gnadenvollsten Blicke.

Und wem sollte er lächeln, wenn nicht Ihnen, meine erhabene Freundin, sagte Gotthold emphatisch, wer könnte ihn glücklich machen, wenn nicht Sie, theuerste, schönste Frau?

Die Baronin drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

Sie sind ein Schmeichler, verehrter Freund, sagte

ſie; was würde Ihre junge, ſchöne Gattin ſagen, wenn ſie in dieſem Augenblick ſie hörte?

Ach meine Gattin, rief Gotthold wegwerfend, ich hoffe, ſie würde ſich nicht erkühnen mit Ihnen einen Vergleich wagen zu wollen! Uebrigens, theuerſte Freundin, wiſſen Sie, daß dieſes junge, ſtörriſche Weib mir vielen Kummer macht?

Iſt es möglich? Die Undankbare!

Sie iſt eine verſtockte Zweiflerin, die mich jeden Augenblick compromittirt mit ihrem frevelnden Unglauben!

Und das dulden Sie? Mein Gott, iſt denn ein Weib nicht zu bezwingen, Theuerſter. Wenn Sie bis jetzt alle Mittel der Beredtſamkeit, des edlen Beiſpiels, der Ermahnung angewandt haben, und wenn alles dies vergeblich war, weshalb verſuchen Sie es nicht mit dem Ernſt, mit der unnachſichtigen Strenge? Mein Gott, ein junges, unerfahrnes Weib wird doch ſchwache Seiten haben, an denen ſie zu faſſen iſt!

O ja, ſie hat deren, ſagte Gotthold mit einem grauſamen Lächeln, und ich werde ſuchen durch dieſe ihr verſtocktes Gemüth zu zähmen.

Ein beſcheidenes Klopfen an der Thür ließ ſich hören, und eine demüthige Stimme fragte, ob es dem grünen Lilienblatte erlaubt ſei, einzutreten?

Als die Baronin es bejahete, erſchien das grüne Lilienblatt, welches Niemand anders war, als Paulowitſch, der Kammerdiener des Fürſten Alexiew, auf der Schwelle, und bat um eine geheime Unterredung unter vier Augen.

Reden Sie ohne Scheu, ſagte die Baronin würdig, Sie dürfen kein Geheimniß haben vor unſerm hochverehrten Prediger Gotthold. In doppelter Eigenſchaft hat er ein unbedingtes Anrecht auf Ihr grenzenloſes Vertrauen. Einmal als ſtets ſorgender und wachender

Seelsorger, und zweitens als bedeutendstes Mitglied des ersten Grade unseres Vereins; ein Hauptbedingniß unseres Vereins ist, rückhaltloses Vertrauen der grünen Lilienblätter zu den Staubfäden, und Herr Prediger Gotthold, wie ich schon vorher sagte, ist Staubfaden!

Paulowitsch verneigte sich und begann in leisem, flüsternden Tone seine Mittheilung. Er erzählte, daß der Fürst, sein Herr, in einem innigen Liebesverhältniß zur Gräfin Marsilla stehe, daß er gestern eine Zusammenkunft mit ihr gehabt, und daß er, der treulose Diener, ein heimlicher ungeahnter Zuhörer ihrer Unterredung gewesen. Er habe daher gehört, daß der Fürst mit der Gräfin den Plan gemacht, heimlich Berlin zu verlassen, und zusammen nach Italien zu entfliehen.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hatte die Baronin der Erzählung des verrätherischen Kammerdieners zugehört, athemlos, bleich und zitternd starrte sie ihm in's Angesicht, als wolle sie jedes Wort auf demselben lesen, schon ehe es über seine Lippen gegangen. Mit eben so scharfer Aufmerksamkeit wiederum schaute Gotthold auf das Antlitz der Baronin, deren geheimste Gedanken er ergründen zu wollen schien, und gewiß war es ein sehr geeigneter Moment, um in der Seele der Baronin zu lesen, denn sie war so erregt, so ergriffen von dem, was sie hörte, daß die sonst so gewandte Frau gar nicht daran dachte, eine Maske über ihr Antlitz zu legen, sondern Gotthold alle die Leidenschaften des Zornes, der Eifersucht und Liebe, die in ihr tobten, errathen ließ.

Das sind freilich sehr wichtige Nachrichten, sagte sie hochaufathmend, als Paulowitsch schwieg, Nachrichten, durch die Sie mich zum lebhaftesten Dank verpflichten, denn —

Denn, fiel der Prediger ihr in das Wort, denn wie könnten wir auf die Seele eines Sünders einwirken wollen, wenn wir nicht wissen, was auf dem Grunde dieser Seele sich regt.

Er warf der Baronin einen strengen, verweisenden Blick zu, und diese senkte leicht erröthend das Auge zu Boden.

Fahren Sie also fort, setzte Gotthold in salbungsvollem Tone hinzu, fahren Sie fort, Ihren Herrn zu beobachten, und hinterbringen Sie Alles, was Sie sehen oder hören, der Frau Baronin, dann werden Sie einst das lohnende und köstliche Gefühl haben, zu der Seelenerrettung Ihres Herrn Ihr wichtiges Scherflein beigetragen zu haben!

Und dies Gefühl ist ja das Einzige, wonach ich strebe, sagte Paulowitsch mit frommem Augenverdrehen. Es geschieht ja nicht um äußern Vortheils willen, daß ich die Geheimnisse meines Herrn verrathe, sondern nur um seines Heiles willen, und weil ich ihn liebe, meinen edlen, guten Herrn. Nein, um Geld und Gewinnst würde ich ihn nicht verrathen!

Sie wird mich doch verstehen, dachte Paulowitsch, während er so sprach, und schielte nach den Händen der Baronin hin, und wirklich, sie hatte ihn verstanden!

Sie nahm aus ihrem Bureau mehrere Goldstücke und reichte sie dem heuchlerischen Kammerdiener dar.

Nehmen Sie, sagte sie mit einem gütigen Lächeln.

Doch nicht für mich? rief Paulowitsch zurücktretend.

Nein, nur für Ihre Hausarmen, die Sie mit Ihren Wohlthaten unterstützen.

Für diese nehme ich Ihre gnädige Gabe an, und sie werden mit Dankeszähren Ihren Namen stammeln, sagte Paulowitsch und steckte das Geld ein, während

er innerlich lachend dachte: ich bin mein eigener Hausarmer, daß iſt natürlich!

Fahren Sie fort in Ihrem lobenswerthen Eifer, ſagte der Prediger, und Sie werden in kürzeſter Zeit den höhern Grad der Lilienſtengel erreicht haben.

Ach, wenn ich dieſes höchſte Ziel meines Strebens jemals erreichen könnte! ſeufzte Paulowitſch.

Sie werden es erreichen, wenn Sie niemals nachlaſſen in treuer Erfüllung Ihrer Ordenspflichten, ſagte die Baronin gütig, wenn Sie niemals Ihren Herrn unbeachtet laſſen, wenn Sie Sich immer mehr in ſein Vertrauen einſchleichen, jedes ſeiner Worte, jede ſeiner Handlungen uns hinterbringen, denn nur alsdann können wir zu einigem Einfluß über ihn gelangen, und dürfen hoffen, ihn durch geeignete Mittel auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Seien Sie alſo wachſam, dann dürfen Sie Ihren Hausarmen fortgeſetzte reichliche Spenden von mir verſprechen!

Paulowitſch weinte, — weinte ſchöne, glänzende Thränen, küßte der gnädigen Baronin die Hand, verneigte ſich ehrfurchtsvoll vor Gotthold und verließ eiligſt das Boudoir, um mit ſeinen Thränen bis zum Eßſaal gelangen zu können und ſie dort beim Braten glänzen zu laſſen.

Eine Pauſe trat ein, als die Baronin wieder mit Gotthold allein war. Sie fühlte, daß ihr kluger Freund ſie errathen habe, und war ungewiß, ob ſie ſich ihm nun ganz anvertrauen, oder ſein Entgegenkommen erwarten ſolle.

Die Domeſtiken, ſagte ſie endlich verlegen, die Domeſtiken werden die Hauptſtützen unſeres Vereins ſein, denn durch ſie allein werden wir etwas von dem Interieur ihrer Herrſchaften erfahren, und dadurch auf dieſe Einfluß erlangen können.

Gewiß, ſagte Gotthold, mit ſtechenden Blicken die

Baronin anſehend, gewiß ſind ſie wichtig, beſonders wenn man mit dem frommen Seeleninteresſe für die Herrſchaft auch ſo glühende Herzensneigung verbindet.

Sie meinen? — ſtammelte die Baronin.

Daß Sie den Fürſten lieben, Gnädigſte, flüſterte der Prediger, daß Sie ihn mit aller Leidenſchaft Ihres ſchönen Characters zu beſitzen wünſchen.

Es iſt wahr, ſagte die Baronin gefaßt, ich intereſſire mich lebhaft für ihn, weil er au fond eine edle, begabte Natur iſt, und weil ich ihn retten möchte aus dieſen Irrſaalen und Täuſchungen der Welt, die ihn in ihren Banden hält.

Und weil er ſchön iſt und einen Fürſtentitel trägt, ergänzte der Prediger. Verſtehen wir uns doch, theuerſte Baronin, und fürchten Sie nicht, von mir, Ihrem ergebenſten Freund und Diener, verkannt zu werden. Ich billige vollkommen Ihre Wahl, und möchte, wo ich mit meinen ſchwachen Kräften förderlich ſein kann, Ihnen beiſtehen mit Rath und That, denn es wäre ein glorreicher Ruhm für unſere heilige Sache, wenn wir dieſen in Weltluſt verlorenen Jüngling zur Buße bekehren und zu einem der Unſrigen machen könnten, und gewiß würde unſer Verein durch ſolch ein eclatantes Beiſpiel ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit die Gnade und Geneigtheit der mächtigſten Perſonen ſich erwerben, und wir ſelbſt uns dadurch dem Gipfel der Macht und Größe um einige Schritte näher gerückt ſehen. Und nicht eher kann die Welt aus ihrer Sündhaftigkeit erlöſt werden, als bis wir Gewalt über ſie haben, als bis es unſerm heiligen Wirken gelungen, den Teufel auszutreiben aus der Menſchheit, und ihn wieder zu bannen in die Abgründe, aus denen er hervorgegangen. Dies edle, dies erhabene Ziel, wir können es nur erreichen, wenn alle Erdengewalt in

unſern Händen iſt, wenn wir die Ohren der höchſten Herrſcher ſtets unſern Wünſchen geneigt, unſern Klagen geöffnet finden, wenn es uns gelingt, ſie ſelbſt in inbrünſtiger Gottesfurcht zu erhalten und ſie der Welt und ihren Freuden abwendig zu machen. Die Herrſchaft der Prieſter, das iſt der einzig ſegensvolle Zuſtand für die Völker, und deshalb iſt es gut, wenn die Großen, die den Thron umgeben, uns geneigt ſind, wenn ſie ihrer Seele Heil erkannt haben und zu den Auserwählten des Herrn gehören. Urtheilen Sie alſo, Gnädigſte, ob ich Ihrer Verbindung mit dieſem jungen Fürſten, der, wie man ſagt, bei einigen der höchſten Herrſchaften ſehr in Gunſt ſteht, jemals entgegen ſein kann, oder ob ich nicht vielmehr Alles thun werde, ſie zu befördern?

Nachdem der fromme Gotthold dieſe lange und ſalbungsvolle Rede beendet, nahm er, mit ſichtbarem Wohlgefallen über ſich ſelber, die Hand der Baronin und führte ſie an ſeine Lippen.

O welch ein edler und erhabener Mann ſind Sie! ſeufzte die Baronin, ein echter Grundpfeiler unſerer Sache, welche ja auch die Sache Gottes iſt!

Ich hoffe es! ſagte Gotthold mit dem ganzen demuthsvollen Hochmuth eines Prieſters. Dann fuhr er fort: was nun dieſe romantiſche Geſchichte des Fürſten und der ſchönen Gräfin betrifft, ſo darf Sie dieſe nicht beängſtigen. Der einfachſte Weg, dieſe Flucht zu hintertreiben, wäre es, wenn man durch einen warnenden Brief den Gemahl der Gräfin zur ſchleunigſten Rückkehr veranlaßte.

Ja, das iſt wahr, das iſt der ſicherſte Weg dieſe Seele zu retten, und das Verbrechen des Ehebruchs vielleicht noch zu verhüten, rief die Baronin lebhaft. Noch heute werde ich einen anonymen Warnungsbrief an den Grafen Marſilla ſchreiben.

Thun Sie das, meine Gnädigſte, ſagte Gotthold lächelnd. Befreien Sie erſt den jungen Fürſten aus den unwürdigen Banden, die ihn jetzt gefeſſelt halten, und dann nachher werden Ihre Reize das Uebrige thun! Wir verſtehen uns vollkommen, und es iſt ſo gut, als wäre der Fürſt ſchon den Banden dieſer ſchönen Sünderin, der Gräfin Marſilla entriſſen!

Wenn das ſo fortgeht, dachte Gotthold, als er bald darauf die Baronin verlaſſen und auf die Straße hinaustrat, wenn das ſo fortgeht und es mir gelingt, meinen Einfluß auf die Baronin immer mehr zu ſichern, dann müßte ja beim heiligen Gotte der Satan ſeine Hände im Spiele haben, wenn ich nicht in einigen Monaten zum mindeſten Conſiſtorialrath werde!

Dieſer ehrgeizige Zukunftstraum rief ein leichtes Roth auf die bleichen Wangen des Predigers, und mit ſtolz aufgerichtetem Haupte und feſtem gebieteriſchen Schritte ging er einher. Bald aber erinnerte er ſich, daß er auf der Straße ſei und von Jedermann könnte geſehen werden. Er ſenkte alſo leiſe ſein Haupt, gab ſeinem Antlitz den Ausdruck der tiefſten Demuth und Ehrbarkeit, und ging mit langſamem, ſchleichenden Tritte weiter, ſich vor jedem Bekannten, der an ihm vorüberging, tief verneigend und mit einem ſanften Lächeln den Laſtträger um Entſchuldigung bittend, der ihn mit achtloſer Brutalität geſtoßen.

An dieſer ganzen Art und Weiſe ſeines Erſcheinens mußte er wohl den Vorübergehenden als ein Prieſter erkennbar ſein, denn ein Mädchen blieb plötzlich ſtehen und ſagte athemlos: ach entſchuldigen Sie, mein Herr, ich glaubte, — ich meinte —

Was glaubten Sie, mein gutes Kind, fragte Gotthold mit ſeinem ſanfteſten Lächeln.

Sind Sie vielleicht ein Prediger? fragte das Mädchen ſchüchtern.

Ich habe allerdings den hohen Vorzug, ein Diener des Herrn zu ſein, ſagte Gotthold mit frommem, näſelnden Tone.

Ach, lieber Herr, bat das Mädchen, wenn Sie dann wollten ſo gütig ſein und mir zu meiner Madame folgen. Sie hat mich abgeſchickt ihr einen Prediger zu holen, der ſie tröſtet, denn ſie hat heute den ganzen Tag ſchon geweint und gejammert. Sie hat die Gicht in den Beinen und hat ſo viel Schmerzen!

Und warum gehen Sie denn nicht nach dem Seelſorger ihrer Herrſchaft und holen ihn herbei, daß er tröſtet?

Ach Gott, ſeufzte das Mädchen, ſie hat keinen beſtimmten Seelſorger, und es iſt noch niemals nicht ein Prieſter bei ihr geweſen. Aber weil heute die Schmerzen gar zu arg waren, hat ſie einen Prediger verlangt.

So ſind die Kinder dieſer Welt, ſeufzte der Prediger, erſt wenn ſie in Schmerzen ſind, verlangen ſie nach unſerm Troſte! Gewiß haben die eitlen Freuden der Welt Deine Herrſchaft bis jetzt zerſtreut, denn ſie iſt wohlhabend, Deine Madame nicht wahr?

Ja, ſie hat Geld! ſagte das Mädchen.

Das dachte ich mir, das fürchtete ich, ſeufzte Gotthold, denn nur der Armen iſt das Himmelreich. Aber ich will dennoch den Wunſch Deiner Dame erfüllen und zu ihr kommen. Geh nur voran und zeige mir den Weg!

Es iſt gleich dort drüben an der Ecke, ſagte das Mädchen, ganz vergnügt, ſo bald ihren Auftrag erfüllt zu haben, und ſprang fröhlich dem Prediger voran.

Hier Madame, hier iſt ein Prediger, rief das Mädchen und öffnete Gotthold die Thür zu dem Zimmer ihrer Herrin, die tief in Kiſſen gepackt und laut ächzend auf einem Lehnſeſſel ſaß und ihren Arm auf

einen Tiſch ſtützte, der ganz bedeckt war mit Medicinflaſchen und Salben.

Ach, endlich! ſeufzte die Kranke. Gelobt ſei Gott, endlich ein Prediger!

Und ſie wandte ihre troſtloſen Blicke auf Gotthold, der ſich ihr mit mitleidsvollen Mienen genähert hatte.

Ach mein Herr, tröſten Sie mich, ſprechen Sie mir Muth ein, denn meine Leiden ſind groß. Ich habe alle irdiſchen Mittel verſucht und ſie ſind alle vergeblich geweſen, jetzt hoffe ich auf den Himmel, daß er mir mindeſtens Kraft gebe, meine Schmerzen ohne Murren zu tragen.

Und dieſe Kraft wird Ihnen werden, wenn Sie nur den rechten Glauben haben! ſagte Gotthold.

Geben Sie ihn mir, dieſen rechten Glauben, rief die Kranke angſtvoll, geben Sie mir den rechten Troſt, damit er mich ſtärke und meine Seele vor Verzweiflung bewahre! Leſen Sie mir etwas vor, Herr Prediger, ein recht ſchönes, frommes Lied, das iſt beſſer als alles Reden und Sprechen. Ja, ich will ein Troſtlied hören, weiter nichts als ein Troſtlied! ächzte ſie ungeduldig.

Gotthold zog aus ſeiner Buſentaſche ein kleines Gebetbuch, das er immer bei ſich trug, und in welches er mit eigener Hand Gebete, für alle Lagen des Lebens berechnet, eingetragen.

Ach, ein recht ſchönes Gedicht, wo recht viel Troſt drin enthalten iſt! ſeufzte die Kranke und lehnte ſich in ihre Kiſſen zurück.

Ehe ich es beginne, ſagte Gotthold, die Hände faltend, ehe ich dieſen heiligen Ruf erfülle, muß ich mir noch einige Bemerkungen erlauben. Sie, meine verehrte Dame, gehören nicht zu meiner Gemeinde, und ich bin daher auch nicht verpflichtet, Ihnen beizuſtehen in Ihren geiſtigen Nöthen. Ich thue es aber dennoch

gern, nur muß ich Ihnen bemerken, meine liebe Frau, ein Troſt koſtet ſechszehn Groſchen!

Die Frau nahm mit zitternden Händen einige Viergroſchenſtücke, die auf dem Tiſche lagen und reichte ſie dem Prediger dar.

Er ſteckte ſie mit gravitätiſcher Miene ein und begann dann mit feierlicher, ernſter Würde das lange, ſchwungvolle Gedicht abzuleſen, das er ſelber als „Troſt in Krankheiten“ gedichtet.

Ach Gott, wie ſchön das war, ſeufzte die Kranke, als Gotthold geendet. Wirklich, mir war beſſer, ſchmerzensfreier, ſo lange Sie laſen. Wenn ich nur Jemand hätte, der mir täglich vorleſen wollte, ich glaube, dann würde ich ſchon wieder geſund werden. Aber ich ſtehe ganz allein und verlaſſen da. Niemand tröſtet mich, wenn ich leide, Niemand unterhält mich, wenn mir die Zeit ſo ſchauerlich langſam dahinſchleicht. Ach, Herr Prediger, wenn Sie mir doch das ſchöne Gedicht noch einmal vorleſen könnten. Ich will es auch nicht umſonſt verlangen!

Meine Zeit iſt mir ſehr koſtbar, ſagte der Prediger. Meine Armen und Kranken warten auf mich! Ich werde ihnen die milde Spende bringen, die Sie mir geben, und die Armen ſollen Segen auf Ihr Haupt herniederflehen!

Ach ja, ſorgen Sie dafür, daß ſie mich ſegnen, vielleicht hilft mir das, ſagte die Kranke. Hier, Herr Prediger, ſind noch acht Groſchen, mehr habe ich nicht, aber nun leſen Sie, leſen Sie mir noch einmal das ganze ſchöne Gedicht!

Das halbe, meine gute Frau, der ganze Troſt koſtet ſechszehn Groſchen, und Sie haben mir jetzt nur acht Groſchen gegeben. Aber hier in der Mitte iſt ein ſehr guter Abſchnitt; bis dahin werde ich leſen!

Ach geben Sie noch einen Vers zu! bat die Kranke.

Nun ja, auch das noch! sagte Gotthold gütig und las mit tief eindringlicher Stimme die Hälfte des schönen Liedes vom „Troste in Krankheiten".

Dann schlug er sein Buch zu und steckte es wieder in seine Busentasche. — Diesmal erwiederte die Kranke nichts, sie lag ruhig in ihrem Lehnsessel und war, vielleicht in Folge des gleichmäßigen, melodischen Vortrags, eingeschlafen.

Gotthold warf einen prüfenden, beobachtenden Blick im Gemach umher, und schloß aus der behaglichen Einrichtung desselben auf den Wohlstand seiner Bewohnerin.

Sie ist allein, dachte er, und klagt über ihre Einsamkeit. Sie scheint also keine Verwandten und Erben zu haben. Das ist nicht uninteressant, und es ließen sich daran vielleicht mancherlei Pläne für die Zukunft knüpfen. Nun, wir wollen sehen!

Dann schlich er vorsichtig auf seinen Fußspitzen hinaus und sagte zu dem Mädchen, das im Vorzimmer wartete: Es ist mir gelungen, Deiner Dame die Wohlthat des Schlafes zu verschaffen und sie ihrer Leiden vergessen zu machen im ruhigen Schlummer.

Meine Madame schläft, rief das Mädchen verwundert. Herr Prediger, dann sind Sie ein Wundermann, denn schon seit acht Tagen hat sie kein Auge zugethan.

Sie leidet also sehr, die Arme, sagte Gotthold mitleidig. Hat sie denn Niemand, der sich ihrer annimmt, ist sie denn so ganz allein? Hat sie gar keine Verwandte, die sie pflegen können?

Ach, sie könnte wohl eine Verwandte haben, wenn sie nur wollte, aber sie ist so hartherzig und hat ihr einziges Kind verstoßen, weil sie ihr Herz an einen schlechten Menschen gehängt hat.

Daran hat sie Recht gethan! sagte Gotthold. Aber

warum, da die kranke Frau ſo allein iſt, nimmt ſie ſich keine Pflegerin, keine Geſellſchafterin? Sie ſcheint doch vermögend genug!

Ach Gott, die Leute ſagen, Madame Ollenthien ſei ſehr reich, aber ſie iſt ſo ſehr, ſehr geizig, und läßt mich beinahe verhungern!

Nun, nun, Du blühſt doch noch wie eine Roſe, ſagte Gotthold, dem hübſchen Mädchen die Wangen ſtreichelnd. Sieh nur jetzt nach Deiner Herrſchaft und ſage ihr, ich würde wiederkommen!

Er nickte ihr freundlich zu und ging mit aller Würde und Hoheit ſeines Standes wieder auf die Straße.

Vorher aber ſchrieb er ſich die Adreſſe der Madame Ollenthien in ſein Notizbuch ein, weil er feſt entſchloſſen war, ſie wieder zu ſehen.

Denn, ſagte er, ſie iſt reich und krank, und nur eine einzige, verſtoßene Tochter ſcheint einer Erbſchaft im Wege zu ſtehen. — Uebrigens habe ich da ein zwar kleines, aber recht niedliches Geſchäft gemacht. Einen Thaler für den Vortrag von anderthalb Gedichten, ha, ha, ha! Man muß bei heiligen Dingen dennoch niemals die irdiſchen Vortheile vergeſſen. Das Leben iſt ſo theuer, und die Leute ſagen daher, „nur der Tod iſt umſonſt.“ Das iſt aber ein ſehr dummes Sprüchwort! Ich wenigſtens würde niemals die Gebühren für eine Leiche erlaſſen!

Die neue Charité.

Die Charité, das ist das finstere, unheilsvolle Wort, das den Armen erbeben macht, das seine zitternde Seele mit Schrecken und Grauen erfüllt und ihm wie ein offenes Grab erscheint, in das er lebend hinuntersteigt, um es nur als eine Leiche wieder zu verlassen. Die Charité, das ist ihnen ein Ort des Entsetzens und der Schande, und dahin gebracht zu werden, heißt seine Armuth und seine Verlassenheit manifestiren und aller Welt es sagen, daß man auf Erden keinen Freund weiter hat, als das Elend und die öffentliche Barmherzigkeit. — Wie übertrieben diese Ansicht auch sein, wie thöricht diese Furcht auch den Gebildeten und besser Unterrichteten erscheinen mag, der Arme hat sich noch bis auf diese Stunde dieses angstvolle Entsetzen vor der Charité bewahrt, und nur die äußerste Noth oder die verzweiflungsvollsten Schmerzen treiben ihn, Hülfe zu suchen in diesem großen, pallastartigen Gebäude, das sich am Ende der Louisenstraße, inmitten eines Gartens, umrankt von Stauden und rauschenden Bäumen, erhebt, und dessen Inneres angefüllt ist mit jeglicher Art des Elends und der Schmerzen. —

Abſeits von dieſem großen Hauptgebäude der Charité, von dieſem Centrum der menſchlichen Qual und Pein erhebt ſich ein nicht minder großes und ſtattliches Gebäude, das mit der weißen Farbe ſeiner Wände und den großen, hellen Fenſtern faſt ein heiteres Ausſehen hat und in der Ferne nicht einem Hospital, ſondern dem behaglichen Wohnhaus irgend eines reichen Partikuliers gleicht. Aber je mehr Du Dich dieſem Hauſe näherſt, deſto mehr fühlſt Du ein unheimliches Grauſen Dein Herz beſchleichen, denn hinter dieſen Fenſtern gewahrſt Du eiſerne Gitter, und wo an denſelben ſich hier und da ein menſchliches Antlitz zeigt, da iſt es ein bleiches, von Leiden und Schmerzen durchwühltes Angeſicht, und nirgends grüßt Dich ein lächelnder Mund, ein heiter blickendes Auge. Auch iſt dafür geſorgt, daß Du dieſem Hauſe nicht allzuweit Dich nähern kannſt, denn eine hohe Mauer umſchließt es ringsum und verbietet Dir den Einblick in den Hof, inmitten deſſen das Haus ſich erhebt. Ziehe nicht an dieſer Klingel, die dort neben dem großen Thore ſich Dir zeigt, wecke nicht die Schläfer dieſes anſcheinend ſo ſtillen Hauſes durch den Schall dieſer Glocke, laß ſie ſchlafen, die armen Unglücklichen, laß ſie ſchlafen und träumen und im Schlummer ihrer Leiden vergeſſen und ihres unſäglichen Wehes, oder biſt Du vorwitzig genug den Portier aus ſeiner Ruhe aufzuſchrecken, daß er die Pforte Dir öffnet und Dich eintreten heißt durch die enge, ſchmale Thüre? Hüte Dich, hüte Dich, dieſe Schwelle zu überſchreiten, bleibe angſtvoll an der geöffneten Pforte ſtehen und wirf einen troſtloſen, mitleidsvollen Blick auf dieſen öden Hof, auf dieſes ſtolze, weiße Gebäude mit den vergitterten Fenſtern, und dann kehre um, kehre um, und fliehe von dannen und eile in Dein Zimmer, und laß es Dir, wie ärmlich es auch erſcheinen mag, laß es Dir wie ein ſtrahlen-

des Paradies erſcheinen, wenn Du denkſt an dieſes Haus des Schreckens, das Du ſoeben verlaſſen; falle nieder auf Deine Kniee und danke dem großen Geiſte der Welten, danke Dir ſelber, daß Du entfliehen konnteſt, entfliehen durfteſt dieſem unheilsvollen weißen Hauſe, das man die neue Charité nennt.

Und doch, wo könnteſt Du ſtolzere Männer und reichere Weiber finden, als eben in dieſem Hauſe, wo hörſt Du lauteren Jubel und tobendere Luſt, als wenn Du dieſe langen Corridore entlang gehſt und horchend Dein Ohr an die Thüren all dieſer Gemächer legſt? Wo ſonſt findeſt Du ſo viel Hoheit, ſo viel Größe, ſo viel gekrönte Häupter, ſo viel jauchzende Weisheit, wo ſonſt wäre es Dir vergönnt, den Heiland zu ſehen, wiederauferſtanden von den Todten, ja, Gott ſelber zu ſchauen in ſichtbarer Geſtalt, oder ſeinen Stellvertreter auf Erden, den Papſt, zu erblicken? Hier werden Throne verſchenkt und Kronen zertreten, hier plaudert die Weisheit ihre verſchwiegenſten Schätze aus und enthüllt die Göttlichkeit ihre tiefverborgenſten Myſterien, — und alle dieſe Glorie und Größe, alle dieſe Pracht und Wonne, aber auch all dies unermeßliche Elend und dieſe nimmer endende Qual, ſie iſt das Werk eines großen allmächtigen Zauberers, den menſchliches Wiſſen nimmer ergründet hat, der mächtiger iſt als all unſere irdiſche Weisheit, und an dem alle unſere Mittel und Talismane machtlos abprallen, dieſer Zauberer, es iſt — der Wahnſinn. —

Ja, der Wahnſinn hat ſeinen Thron aufgeſchlagen in dieſem Hauſe, er wohnt mit ſeinem Jauchzen und ſeiner Luſt, mit ſeinem Jammer und ſeinem Weh in den untern Räumen dieſes ſtolzen Gebäudes, Du hörſt ihn zu jeder Stunde, ſei es Tag oder Nacht, hier ſeine unheilsvollen Hymnen ſingen, er leuchtet Dir entgegen aus dieſen durchfurchten Angeſichtern, aus

dieſen glühenden, raſtloſen Augen, dieſen zitternden, höhniſch lächelnden Lippen, aus dieſem hochmüthigen Stolze und dieſer kriechenden Demuth, aus dieſem lauten Kreiſchen der Freude und dieſem wilden Geheul des Schmerzes, überall, überall nur Wahnſinn, nur das Verlorenſein des Geiſtes, das Abirren der Vernunft vom rechten Pfade, um auf phantaſtiſchen Bahnen zu ſchweifen, die kein ſterbliches Auge erſchaut und kein Menſchenſinn zu erfaſſen vermag.

In den obern Räumen aber ſitzen in vergitterten Zellen erkrankte Verbrecher und Verbrecherinnen, welche die Haus- und Stadtvogtei zur Heilung an die Charité abliefert.

Wahnſinn, Laſter und Verbrechen, das alſo ſind die drei finſtern, unheilsvollen Gewalten, welche dieſes Haus mit entſetzensvoller Bevölkerung erfüllen und es zu einer Hölle machen, an welcher Du ſchaudernd und Dich bekreuzigend vorübereilſt und Gott dankſt, daß es Dir vergönnt iſt, dieſes Haus zu meiden.

Still iſt es in dieſen dunklen Corridoren, nur zuweilen ſchlüpft mit finſtern Mienen irgend ein Krankenwärter vorüber, oder ein altes, zitterndes Weib, das ſeine Nachtwache am Lager eines zum Tode erkrankten Weibes gehabt, und ſchaudernd aus den Fieberphantaſieen der Kranken das Bekenntniß ihres verbrecheriſchen Lebens und ihrer großen Noth entnommen hat. Zuweilen auch hört man hinter einer dieſer Thüren eine ſchrille, durchdringende Stimme die tolle Weiſe irgend eines Liedes ſingen, deſſen luſtige Worte in grauenvollem Contraſt ſtehen zu dieſen dunklen, ſchweigenden Corridoren, und dazwiſchen wieder vernimmt man das Aechzen und Stöhnen anderer Kranken, das Kreiſchen und Jammern der Leidenden, die vielleicht eben mit dem Tode ringen, wilde Flüche und Gebete der Angſt übertönen auf Momente dieſes

grauenvoll luſtige, unanſtändige Lied, das immer wieder ſingend inmitten dieſes Jammers und Stöhnens, dieſes Schreiens und Aechzens hervortritt, und wie das höhniſche Jubellied eines böſen Dämons erſcheint.

Hier und da auch öffnet ſich eine Thür und es erſcheinen ſchwarz und weiß gekleidete Frauengeſtalten, dichte weiße Schleier um das Haupt gelegt, die in langen Enden herniederfallen und ihnen das Anſehen von Nonnen geben. Das ſind die Diakoniſſen, die proteſtantiſchen Eliſabethinerinnen, welche in den obern Räumen der neuen Charité die Kranken- und Seelenpflege der Unglücklichen über ſich genommen haben. —

Es iſt Nachmittag. Drunten im Hofe der Charité iſt es lebendig geworden, und auf eine kurze Stunde hat ſich dieſer öde, ſchweigende Raum in einen Garten der Luſt und des Vergnügens verwandelt. Die Sonne glitzert auf dem glänzend hellen Schnee, der wie ein feſtlicher Teppich ſich hier über die Erde gebreitet, die ſo viel ſündige Füße entweiht haben. Es iſt ein ſchöner, heller Wintertag, die Glocke hat die Stunde verkündet, welche den Wahnſinnigen zum Spaziergang beſtimmt iſt, und bei dem letzten Klang dieſer glücklichen, längſt erſehnten Stunde ſtürmen die Kranken, gefolgt und behütet von ihren Wärtern, hinaus in den Hof. Welch ein Gewirr der verſchiedenartigſten Geſtalten, wie viel bleiche, ſchmerzzerriſſene, wie viel ſtrahlende, in Glück und Geſundheit leuchtende Geſichter. Und wie ſie lachen und jubeln, und der Sonne ſich freuen und des glitzernden Schnees, und Mährchen leſen aus jedem Waſſertropfen, der in der Sonne glänzt, und Botſchaft empfangen von jedem Vogel, der vorüberfliegt, und Huldigung entgegennehmen von jedem Stein, den ihre Füße berühren und unendliche Weisheit verkünden mit jedem unzuſammenhängenden Satz, den ſie mit lächelndem Munde ſtammeln.

Und an den obern Fenstern zeigen sich die bleichen, abgezehrten Gesichter der erkrankten Verbrecher, und sie schauen mit Neid hernieder auf diese Unglücklichen, die so glücklich sind in ihres Unglückes Unbewußtheit, die nichts wissen von den unendlichen Qualen, von der nimmer ruhenden Marter und Angst, welche sie da droben erdulden!

Ach aber wie bald, und diese Stunde der Freiheit ist vorüber, und die Kranken müssen wieder hinein in die dumpfe Luft ihrer Gemächer, um gequält zu werden mit Pflastern und Medicamenten, um gemartert zu werden mit Nadeln, die man in ihre Arme stößt, daß sie immer tiefer sich einbohren in ihr Fleisch, mit Salben, die man auf die geschornen Häupter reibt, und die sich bis auf den Schädel durchfressen mit ihrer ätzenden Kraft. Und durch diese Marter des Leibes ruft man die Seele wach aus ihrer süßen Betäubung und ihrer freudvollen Bewußtlosigkeit, erweckt man sie zur Erkenntniß ihres Wahns und zum Bewußtsein ihres unermeßlichen Jammers!

Der Hof war wieder leer, nur ein Weib stand noch da; an die Mauer des Hauses gelehnt, blickte sie mit starrem, trostlosem Ausdruck empor zum Himmel; Sehnsucht und Schmerz, Glück und Qual zugleich malte sich wechselnd in ihren Zügen, und ihre irrenden Augen schienen am Himmel etwas zu suchen. — So stand sie lange Zeit, bewegungslos, starr, und ihre Wangen erbleichten mehr und mehr, und der Ausdruck ihres Antlitzes ward immer trauriger, schmerzvoller. Sie war nicht schön und nicht jung, ihre kleine Gestalt hatte nichts Außergewöhnliches und Anziehendes, aber es war etwas Räthselhaftes, Seltsames in ihrer ganzen Erscheinung, es war, als ob eine geheimnißvolle unsichtbare Macht dies bleiche, stille Kind in seinen Banden halte. Sie schien sich nicht bewegen zu können, und

doch waren ihre Arme frei, ihr Auge war wie gebannt an den Himmel, und doch zeigte ſich dort nichts Außergewöhnliches. — Die Sonne ging unter und noch ſtand das Weib und ſtarrte empor zu dem im Abendroth erglühenden Himmel. Und drüben am Horizont zeigte ſich jetzt ein goldig glänzender Schimmer, das Mädchen richtete ſich auf aus ihrer Erſtarrung, es kam wieder Leben und Beweglichkeit in ihre erſchlafften Züge, ihre bleichen Lippen lächelten, und athemlos, mit emporgeſtrecktem Haupte blickte ſie hin nach jener Seite, wo immer heller und heller der Himmel erglänzte, und wo groß und golden der Mond jetzt emporſtieg.

Der Mond! der Mond! rief ſie mit einem wilden Aufſchrei des Entzückens, und dann ſank ſie zuckend und ächzend zuſammen. Zwei Krankenwärterinnen hatten lange ſchon ſie aus der Ferne beobachtet, jetzt eilten ſie herbei und trugen das jammernde Weib hinein in das Haus.

In dieſem Augenblick hielt ein Wagen am Hofthor, die Klingel erſchallte und der ſchon vom Arzte benachrichtigte Portier ließ eine tief in Pelze gehüllte Dame eintreten.

Aus dem Hauſe kam ihr ein Arzt der Anſtalt entgegen und reichte ihr mit ehrerbietigem Gruße den Arm, um ſie in's Haus zu führen.

Ich hoffe, ich bin zu rechter Zeit gekommen, ſagte die Dame, welche Niemand anders war, als die Baronin Elsleben. So eben ſtieg der Mond empor, und nicht wahr, um dieſe Stunde —

Um dieſe Stunde beginnt die wunderbare Krankheit des armen Mädchens, ſagte der Arzt, eine Krankheit, die zu den ſeltenſten Erſcheinungen gehört, und die in ihren Aeußerungen ſo außergewöhnlicher und intereſſanter Art iſt, daß ich mir wohl erlauben durfte, die gnädige Baronin darauf aufmerkſam zu machen.

Und Sie ſehen, wie gern ich Ihrer Einladung gefolgt bin, ſagte die Baronin lächelnd.

Auch iſt es in der That herzerhebend und tieferſchütternd, die Gottergebenheit und fromme Geduld zu ſehen, mit der die Kranke ihre Leiden erträgt.

Eben weil Sie mir dies ſagten bin ich gekommen, rief die Baronin. Ach gewiß, in dieſer verderbten, entarteten Zeit thut es einem frommen Herzen unendlich wohl, einem Weſen zu begegnen, das ſich mit all ſeinem Leid und ſeinem Kummer in den Schooß Gottes geflüchtet und es erkannt hat, daß bei ihm allein Troſt und Freude zu finden iſt. Ach, lieber Herr Doctor, der Anblick dieſes Mädchens ſoll mich ſtärken und erheben und meinen wankenden Glauben an die Menſchheit aufrichten.

Frau von Elsleben war ganz froh, einen ſo geeigneten Vorwand gefunden zu haben, mit dem ſie ihre Neugierde überſchleiern konnte, und ſie dachte: Gott ſteht mir doch in allen Dingen bei; weil es zu gemein wäre, eine menſchliche Neugierde ohne höhere, heiligere Zwecke zu zeigen, bietet er ſich mir ſelbſt als Mittler und Vorwand dar! Ach, wie gütig iſt doch Gott gegen mich!

Dann fragte ſie theilnahmsvoll nach der Herkunft und den Schickſalen dieſes armen, frommen Mädchens, für das ſie die lebhafteſte Theilnahme fühle.

Sie iſt ein Kind unſeres Hauſes, ſagte der Arzt ſeufzend, und ihre Geſchichte iſt eine der vielen, wie die Armuth ſie zu erzählen weiß auf allen Straßen und Plätzen, eine echte Geſchichte der Armuth voll Entbehrung und Noth, voll unausgeſprochener Klage, thränenreich und doch trocknen Auges, kein Auflehnen und Murren gegen das Schickſal, ſondern nur ewig duldende, niemals klagende Demuth nnd Ergebung. Das, meine gnädige Frau, iſt der Inhalt aller dieſer Ge-

ſchichten der Armuth, und aus ſolchem Stoff iſt auch das Leben dieſer armen Kranken gewebt. Ihr Vater war Tagelöhner auf einem Dorfe in der Nähe Berlin's, er ſtarb vor ihrer Geburt, und das arme geängſtete Weib, ihre Mutter, die kaum den Biſſen Brod hatte, ihren Hunger zu ſtillen, mußte fürchten, wenn die verhängnißvolle Stunde herankomme und ſie arbeitsunfähig mache, ohne Troſt und Hülfe, ja ſelbſt ohne Nahrung zu ſein. Sie raffte alſo ihre letzte Kraft zuſammen und wanderte nach Berlin, um in der Charité ein Unterkommen zu finden.

Hier ſtarb ſie drei Tage ſpäter nach der Geburt einer Tochter, die wir natürlich zurückſchickten in ihr Dorf, damit die Gemeinde ſie auferziehen laſſe.

Und wie mag ſich dieſe ſeltſame Krankheit entwickelt haben? fragte die Baronin.

Beſtimmtes läßt ſich nicht ermitteln. Alles was wir darüber wiſſen, haben wir nur aus ihren Erzählungen und Reden während dieſes Zuſtandes entnommen. Sie hat früh die Härte und Rauhheit des Lebens empfunden, und als vierjähriges Kind ſchon ward ſie in den Wald geſandt, trockne Reiſer zu ſammeln, wenn der Mond am Himmel ſtand. Auf ſolchen Gängen, nervös gereizt durch die natürliche kindiſche Scheu vor dem dunklen Walde und der Einſamkeit und Stille, ſcheint ſich dieſe Krankheit entwickelt zu haben.

Ein junger Mann trat zu dem Arzte und flüſterte ihm einige Worte in's Ohr

Jetzt, ſagte der Arzt zu der Baronin, jetzt, meine Gnädigſte, haben Sie die Gefälligkeit mir in den Saal zu folgen. Die Krämpfe ſind vorüber, wie ich höre, und ſie iſt in den gewohnten ruhigen Schlaf verfallen, aus dem ſie bald zu dieſem neuen Vergangenheitsleben erwachen wird. Haben Sie alſo die Güte, mir zu folgen!

Wahnsinn und Mondliebe.

Es war ein großer, hoher Saal, in welchen der Arzt die Baronin führte, und an dessen Eingang sie schaudernd und erbebend einen Augenblick stille stand. Welche Oede und Trostlosigkeit in diesem entsetzlichen großen Gemache! Wie kahl diese weißen Kalkwände, an denen ringsherum die Betten der Kranken stehen, wie entsetzlich jener Lehnstuhl dort in der Mitte, welcher der Thron ist der rasenden Narrheit und des tobenden Wahnsinns. Ach, die Riemen und Schnallen, welche an diesem Lehnstuhl herniederhängen, sie verkündigen es laut, daß er nicht da ist, um den Kranken ein bequemer Sitz zu sein, sondern um sie zu bändigen in ihrer Tollheit. Denn dieser Thron, es ist der Zwangsstuhl, in welchen die Kranken eingeschnallt werden, wenn die Wuth ihres unseligen Uebels sie befällt.

Noch war es still in diesem großen Raume, welcher von dem Licht der von der Decke herniederhängenden Gaslampen zur Tageshelle erleuchtet wird.

Wo ist die Mondsüchtige? flüsterte die Baronin.

Hier in diesem Bette neben der Thür!

Und die Schläferinnen in diesen andern zwölf Betten?

Wahnſinnige, meine Gnädige!

Wahnſinnige? rief die Baronin entſetzt.

Allerdings, aber nur ſtille, friedliche Wahnſinnige, welche die Gewalt und den Zorn ihrer Krankheit überwunden haben und bald geneſen werden. Ach ſehen Sie wie friedlich ſie Alle ſchlafen! Wie ſtill und lächelnd dieſe Geſichter.

Geben Sie mir Ihren Arm, Doctor, laſſen Sie uns einen Gang durch dieſen Saal machen!

Und die Baronin nahm den Arm des Arztes und wanderte mit ihm an den Lagerſtätten umher.

Sehen Sie, ſagte er, alle dieſe Weiber hier hat die Liebe wahnſinnig gemacht, und ſo ganz hat dieſe ihr Daſein erfüllt, das die Vernunft keinen Platz mehr fand in ihrem armen Kopfe. Dieſe hier iſt krank geworden aus Eiferſucht, jene dort ward verlaſſen von ihrem Geliebten, dieſe dort drüben überraſchte ihren Gatten in den Armen einer Andern und fiel augenblicklich in eine heftige Tobſucht.

Aber ſtill! Hörten Sie jenen Seufzer, und jetzt, — dieſes Lachen, — unſere Kranke dort drüben wird erwachen.

Und die Baronin eilte mit dem Arzte zurück zu dem Bette der kranken Luiſe, der armen, bleichen Mondſüchtigen.

Sie war wieder ſtill geworden und ruhig, und es herrſchte eine lautloſe bange Pauſe in dieſem troſtloſen Gemache, in welches der Vollmond mit ſeinem bleichen Glanze hereinſchien, als komme er, das Weib zu ſich emporzuziehen, das dort auf ihrem Lager ſeufzte in Sehnſucht nach ihm.

Jetzt traf der Strahl ſeines Lichtes das Bett der armen Luiſe, und wie von zauberiſcher Gewalt emporgehoben, richtete ſie ſich auf, hob ſich ihre Geſtalt im Bette empor, ſteif und gerade, wie eine Leiche anzu-

ſchauen. — Noch flüſterten ihre Lippen leiſe, unverſtändliche Worte, aber ein ſeliges Leuchten der Freude war in ihrem Antlitze, daß es faſt ſchön erſchien mit dieſem Ausdrucke des Glückes.

Ach, er iſt da, der Mond, der Mond! jauchzte ſie laut, und mit dieſem Freudenſchrei nahm plötzlich der Saal eine andere Phyſiognomie an.

Die ſchlafenden Kranken fuhren aus ihrer Ruhe empor und richteten ſich auf, und dieſe vorher ſo ſtillen und ruhigen Geſichter zeigten nun in wildem, ſtürmiſchen Wechſel alle die Schmerzen und Leidenſchaften, welche im Innern dieſer Armen wühlten. Aechzen und Jammern ertönte ringsum, die Thränen der Verlaſſenen begannen auf's Neue zu fließen, die Qualen der Eiferſüchtigen zerriſſen auf's Neue ihr armes Herz, der Schrecken der getäuſchten Gattin malte ſich wieder in dieſem entſetzten Angeſicht, — den ganzen Jammer dieſes Hauſes hatte die Kranke wach gerufen mit ihrem Entzückensſchrei, und alle dieſe Schmerzbeladenen, ſie richteten ihre ſtarren, verglaſeten Augen mit dem Ausdruck des Zornes und der Verachtung auf Luiſe hin. Mein Gott, ſie waren ja Alle vernünftig, und nur Neid und Bosheit hatte ſie zu Gefangenen gemacht, ſie waren vernünftig, nur das blaſſe Weib dort litt an dieſer ſchaudervollen Krankheit des Wahnſinns, denn ſie liebte den Mond, und flüſterte mit ihm, und ſprach mit ihm. War das nicht wahnſinnig, und war's nicht eine Schmach, daß ſie, die Vernünftigen, verdammt waren, mit einer Tobſüchtigen ihre Schlafſtätte zu theilen?

So murrten die kummervollen, ſchmerzbeladenen Wahnſinnigen, und dann gedachten ſie wieder ihrer Qualen und jammerten laut, und rauften ſich das Haar in unermeßlichem Schmerz und ſchlugen ſich die Brüſte unter ſtrömenden Thränen, unter Aechzen und Schluchzen der Qual!

Und dazwiſchen hörte man die einzelnen, entzückten Ausrufungen der armen Luiſe, lallten ihre Lippen einzelne Worte der Liebe, des unendlichen Glückes. Sie ſah weder den Jammer, noch den Zorn der Andern, ihre feſt geſchloſſenen Augen waren der Erde abgewandt, ſie ſah nur mit ihrem Herzen, und ſie ſah nichts als ihn, den Freund da droben, den ſchönen, glänzenden Mond.

Biſt Du wieder da, flüſterte ſie jetzt mit einer Stimme, die wie das Wehen des Windes erklang ſo geiſterhaft leiſe, biſt Du wieder da, mein König und Herr? Ich habe Dich ſo lange erwartet, ſo lange nach Dir mich geſehnt! Wo warſt Du denn ſo viele Wochen lang, daß ich Dich nicht ſehen und Deines Anblickes mich freuen konnte! Ach Du Schöner, Du Glänzender, was zieheſt Du mich empor, was zerreißt Du mein Herz, daß ich Dich grenzenlos lieben muß, während Du doch immer ſo fern bleibſt, und ſo kalt, ſo kalt? Wie? Was ſagſt Du? Du liebſt mich auch?

Jetzt denkt ſie, ſagte die Wahnſinnige, die im benachbarten Bette lag, jetzt denkt ſie, daß der Mond ihr antwortet. Das macht, ſie iſt verrückt, und die Verrückten wiſſen nicht, was ſie reden! Nein, die wiſſen nichts, die ſind ſo dumm, ach ich wollte, ich wäre auch ſo, dann könnte ich doch mein Elend vergeſſen, mein grenzenloſes Elend. Horch! Hören Sie nicht? Das Beil fällt! Ach, ſie haben ihn ermordet, und nun ſagen ſie, er habe mich verlaſſen! Ach, die Fackeln, das Beil, das Blut, — o, er hat mich nicht verlaſſen, er iſt ermordet!

Still, ſtill! rief die Wärterin mit drohendem Ton und drückte die Wahnſinnige in ihre Kiſſen zurück. Sie aber flüſterte immerfort: er hat mich nicht verlaſſen! Sie haben ihn ermordet!

Und Luiſe rief mit jauchzendem Ton: Du ſagſt,

daß Du mich liebſt? Du haſt an mich gedacht? Ach mein Geliebter, gieb mir Flügel, Flügel, daß ich zu Dir emporfliegen, daß ich in Deine Arme ſinken kann! Ach, er liebt mich! Er liebt mich!

Und wie ein Geiſt ſchwebte ſie empor aus ihrem Bett, ſtand ſie auf dem ſchmalen Fenſterbrette, die Arme emporhebend zu dem Monde, der groß und golden ihr in's Antlitz ſah.

Hinter ihr her eilten die Wärterinnen, ſie vom Fenſter fortzuziehen. Aber die Liebe giebt Macht und Stärke, und Luiſe fühlte keine Berührung und keine Feſſel. Sie ſah nichts, nichts als ihn da droben, ſo lockend hell, ſo goldig glänzend. Sie ſtreckte flehend die Hände nach ihm hin, die Fenſterſcheiben klirrten, ſie hörte es nicht, das Blut floß über ihre zerſchnittenen Finger hin, ſie fühlte keinen Schmerz, er war da, immer da, ſo lockend hell, ſo goldig glänzend, und ſie jauchzte nur: Er liebt mich! Er liebt mich!

Die Wärterinnen riſſen ſie vom Fenſter weg und trugen ſie auf ihr Lager und immer lauter jauchzte ſie: Er liebt mich! Ich muß zu ihm!

Jetzt iſt der erſte Anfall vorüber, ſagte der Arzt. Nun wird ſie einige Minuten verſtummen, und dann, wenn ſie wieder beginnt, lebt ſie ſich zurück in die Vergangenheit und durchläuft in einzelnen Scenen ihr ganzes Leben.

Er hatte richtig prophezeiht, und Luiſe, die einen Moment regungslos auf ihrem Lager geruht, erhob ſich wieder.

Ihre Augen waren immer feſt geſchloſſen und doch fühlte man die innigen liebevollen Blicke, mit denen ſie zu dem Monde emporſchaute.

Luiſe flüſterte: Holz ſoll ich ſuchen, da drunten im Tannenwald. Hu, es iſt ſo kalt, ſo kalt. Aber ſie wollen mich ſchlagen, wenn ich kein Holz bringe! Und

der Rücken thut noch ſo weh von geſtern, ach Schläge thun ſo weh. Warum muß ich denn Holz holen, und bin noch ſo klein, ſo klein, erſt ſechs Jahre alt! Nein, nein, keine Schläge! Ich laufe ſchon! — Ach Gott, ach Gott, wie dunkel iſt's im Walde. Wenn nun Diebe kämen und mich fortnähmen! Mörder, oder der Wolf! Ha, — was raſchelt dort drüben! Ach Hülfe! Hülfe! Nein, es iſt nichts! Es war nur der Wind! Ach Gott, warum bin ich denn ſo'n armes Kind, und muß Nachts in den Wald laufen und Holz ſtehlen. Was habe ich gethan, daß ich ſo arm bin, und des Gutsherrn Tochter, die immer ſo unartig iſt und uns Alle ſchlägt; die holt doch nicht Holz, die liegt doch im Bett und ſchläft! So dunkel iſt's, ſo dunkel! Wenn nur der Mond erſt käme, der ſchöne, liebe Mond. Dann wird der Wald wieder hell, dann kann ich Alles ſehen und fürchte mich nicht mehr! Ja, ja, dann kann ich Alles ſehen!

Wehe, wehe, kreiſchte dort drüben ein anderes Weib, wehe dem, der Alles ſehen kann! Er ſieht ſich um ſein Lebensglück und ſeine Seelenruhe! Ach warum bin ich nicht blind geboren, dann hätte ich doch nicht ſehen können, wie Er eine Andere umarmte. Ach, meine Schweſter, die Geliebte meines Gatten! Habt doch Erbarmen, aus Menſchlichkeit wendet Euch ab, betrügt mich aus Mitleid! O, o, wie fürchterlich iſt dies!

Dies arme Weib! ſeufzte der Arzt. Seit ſie ihren Gatten in den Armen ihrer Schweſter geſehen, ſind ihre Augen erblindet für alles Andere, und immer glaubt ſie, dieſes entſetzliche Bild vor ſich zu ſehen!

Luiſe fuhr nach kurzem Verſtummen fort: Biſt Du da, geliebter Mond! Leuchteſt Du mir wieder mit Deinem Himmelsſchein? Ach nun iſt Alles gut! Nun giebt es keine Schmerzen mehr, denn Du biſt wieder bei mir! Da, hier auf der Wieſe will ich mich ausruhen, hier neben dem Bache, dann ſehe ich Dich dop-

pelt, dann ruhſt Du neben mir, dicht neben mir auf Erden im kühlen ſchönen Waſſer, und bleibſt auch da oben am dunkeln Himmel. Ach wie lange, lange haben wir uns ſchon geliebt, wir Beide! Wie ſchöne Mährchen haſt Du mir nicht erzählt von goldenen Prinzeſſinnen und funkelnden Königen, wie oft haſt Du nicht mit mir gelacht, wenn ich aus dem Walde heimkam und Du meinen Schatten an der Erde malteſt und ihn vor mir her tanzen ließeſt, damit ich nicht allein ſei, ſondern einen luſtigen Spielkameraden habe! Wie oft haſt Du mich nicht getröſtet, wenn ich weinte, und haſt mir die Thränen getrocknet mit Deinem ſchönen Angeſicht! Ja, Du biſt immer meine Hoffnung geweſen und meine Zuflucht! Und wenn Alle mich verließen, Du biſt mir treu geblieben, Du biſt immer wieder gekommen, mein Herz zu erfreuen, und wenn Alles dunkel in mir war und finſtere Nacht, dann biſt Du gekommen und haſt Alles in mir erhellt, und himmliſcher Troſt hat mir aus Deinem Antlitz geſtrahlt. Du biſt der armen Luiſe einziger, treuer Freund geweſen, und wohin ich ging, immer biſt Du mir gefolgt, immer haſt Du mich ſtill getröſtet und beglückt. Aber dafür habe ich auf Erden auch nichts geliebt, als Dich allein, und Niemand auf Erden hat mich lieben wollen, als Du allein!

Eine Wolke zog über den Mond hin, dem Luiſe, während ſie ſprach, immer ihr Antlitz zugewendet hatte. Ihre Augen waren feſt geſchloſſen, aber ſie ſah doch dieſe Wolke und klagte leiſe: warum verfinſterſt Du Dich, Du Schöner, Du Glänzender? Weinſt Du um Deine Luiſe, weil ſie ſo arm iſt und auf der ganzen großen Welt keinen Freund hat außer Dir? Ja, ja, es iſt auch zum Weinen; die Armen ſind ſo einſam, ſo troſtlos einſam auf Erden, ſie haben gar keinen Freund, außer Gott! Komm, wir wollen zuſammen weinen, Du mein einziger Freund!

Luiſe ſank nieder auf ihre Knie und weinte bitterlich, und mit ihr weinten alle die andern Weiber bittere, ſchmerzvolle Thränen, und das Weib in dem Lager neben Luiſe flüſterte: nein, nein, ſie iſt doch nicht wahnſinnig, denn ſie weint, und es gehört viel Vernunft dazu, weinen zu können und unglücklich zu ſein. Die Wahnſinnigen ſind ſo glücklich, die weinen niemals! Ach, warum bin ich nicht auch wahnſinnig!

Und ſie ſchluchzte lauter und Ströme von Thränen entſtürzten ihren Augen. Das war ein Klagen, ein Jammern und Schluchzen ringum im Saal, daß ſelbſt die Augen der Baronin ſich mit Thränen füllten nnd ſie ſich tief erſchüttert abwenden mußte.

Die armen Weiber weinten noch immer, als Luiſe ſich ſchon wieder emporgerichtet hatte mit heiterm Geſichte, mit lächelnden Lippen.

Die Bilder, welche an ihrem innern Auge vorüberzogen, wechſelten. Jetzt ſah ſie ſich als heitere Jungfrau, mit Eifer und Ernſt ihren ländlichen Beſchäftigungen obliegend.

Kommt, Rieke und Hanne, kommt, wir wollen das Brod backen! — Und nun ſtand ſie an der Mulde und bewegte die Arme zum Backen des Brodes, und wendete es nach allen Seiten hin und knetete es ſorgfältig, und dabei flüſterte ſie, athemlos von ſo viel Anſtrengung: ach, das wird Brod werden, ſchönes Brod. Ach Hanne, was iſt das für ein ſchönes Wort Brod! Hüpft nicht dem Armen das Herz im Leibe, wenn er es hört? Ja, ja, das Brod, das iſt uns Armen der Leib des Herrn, und wir denken immer an ihn, wenn wir es eſſen! — Du frägſt, warum ich das Brod ſo liebe? Ich habe ſo viel gehungert, Hanne, ach, ſo ſehr viel! Hunger thut ſo weh! So, das Brod iſt fertig, da, jetzt wollen wir es in den Ofen ſchieben! Aber

mit einem Spruch, einem recht frommen Spruch! — Du weißt Keinen? — Nun, ich will ihn Dir ſagen:

Dem Armen laß das Brod gedeih'n,
Dann wird ſich's Herz im Leib ihm freu'n,
Den Armen mach, o Vater, ſatt,
Damit er'n Stückchen Himmel hat.

O, wie dumm, wie dumm! rief die Kranke neben ihr mit lautem, höhniſchen Lachen, ja, ſie iſt doch wahnſinnig, denn ſie lacht und weint nicht mehr! Ach, wie dumm!

Und ihr Lachen übertönte noch das leiſe Klagen und Wimmern der andern Weiber.

Luiſe war wieder ernſt geworden, ſie ſah ein anderes Bild.

Die Glocken läuten, ach, wie fröhlich ſie läuten, und doch iſt's, als wenn mir jeder Ton das Herz zerſchneiden wollte! Nun, wer keinen Freund auf Erden hat, den liebt Gott im Himmel da droben um ſo viel mehr! Jetzt wird er kommen und die Hanne wird an ſeiner Seite gehen, mit einem grünen Myrthenkranz im Haar, und in der Hand ein Geſangbuch mit zwei brennenden Herzen auf dem Deckel. Ja, das Geſangbuch hat er mir einſt geſchenkt, ich hab's ihm nun wieder gegeben! Um Gotteswillen, nur keine Thränen, denn ſie werden mich auslachen und ſagen, ich wäre ihm noch gut, obwohl er mich verlaſſen hat. Nein, nur nicht weinen! Immer luſtig, immer luſtig! Hei, da kommt der Hochzeitszug! Kommt, Mädchen, kommt, wir gehen mit zur Kirche! — Und ſie reichte ihrer Freundin den Arm und nickte dann mit einem ſchmerzvollen Lächeln dem Bräutigam. — Nun, Niklas, Glück zur Hochzeit! Ich wünſche es Dir von Herzen! Wir Beide

paßten nicht für einander! Wir nicht! Aber Gottes Segen über Dich!

Sie knieete nieder und betete und ging mit langsamem Schritt in die Kirche und schien andächtig zu horchen. Dann flüsterte sie: es war eine schöne Rede, aber ich konnte es nicht aushalten, darum bin ich fortgelaufen aus der Kirche. So, hier im Walde wird mich Niemand sehen! Hier darf ich weinen! Keine Menschen sehen hier meine Thränen, nur Gott allein, und der wird sie trocknen! Und der Niklas ist doch ein guter Mensch, und ich will ihm Alles vergeben! Es ist ja nicht seine Schuld, daß ich so häßlich bin und so arm! Häßliche Leute müssen reich sein, wenn man sie lieben soll, und ich habe nichts als mein Herz! Das war zu wenig für Niklas, und deshalb hat er recht gethan, sich eine hübsche Frau zu nehmen! Sie wird sehr glücklich sein! Aber ich? Ich bin sehr einsam! Aber pfui, wie kleinmüthig. Ist nicht Gott da droben? Ach, der sieht nicht auf ein häßliches Angesicht, sondern nur auf's Herz! Gott bleibt mein Freund, und dann, der Mond, der liebe Mond! Jetzt steigt er über den Bäumen empor, jetzt kommt er, mich zu trösten! Ach, bist Du da, mein einziger Freund? Laß mich ruhen in Deinem Glanze, daß ich wieder gesund werde und stark!

Sie schaute mit flehendem Ausdruck zum Monde empor und betete ein Gebet der Angst und der Schmerzen, der Hoffnung und Zuversicht, und die Wahnsinnigen weinten und lachten, zürnten und fleheten fort und fort.

Luise aber schlich jetzt still zu ihrem Bett hin, faltete die Hände und legte sich, Gebete murmelnd nieder.

Nun wird sie sogleich erwachen, sagte der Arzt, der Paroxismus ist für heute vorüber, denn der Mond steht nicht mehr am Fenster.

Ach, lassen Sie uns Ihr Erwachen sehen!

Das arme Weib lag noch ruhig da mit hochathmender Bruſt und fliegenden Gliedern, und ihre zitternden Lippen ſtammelten Gebete, anfangs laut und heftig, dann immer leiſer und undeutlicher. Die Spannung ihrer Züge ließ nach, ihr Antlitz nahm einen ruhigen, ſchmerzlichen Ausdruck an, dann ſchlug ſie die Augen auf und ließ ihre matten Blicke an den Umſtehenden umherſchweifen. Als ſie den Arzt gewahrte, ſagte ſie matt: ach, Herr Doctor, Sie ſind da? Dann bin ich wohl wieder krank geweſen, nicht wahr? Ach meine Glieder, meine armen Glieder!*)

Die Baronin verließ ſchaudernd und in ſich erbebend das Haus des Schreckens, und kehrte in ihre ſchöne glänzende Wohnung zurück. Es iſt Alles umſonſt, ſagte ſie ſeufzend, als ſie in ihrem Boudoir allein war. Ich thue Alles um mich zu zerſtreuen, und meine Gedanken von ihm abzuwenden. Aber ſie kehren immer wieder zu ihm, zu dem ſchönen Fürſten zurück. Oh Gott, wirſt Du Deiner getreuen Dienerin nicht beiſtehen, daß ſie ihren Geliebten gewinnen kann? Bedenke, was Alles ich für Dich thue und wie treu ich Dir diene. Stehe mir alſo bei, mein Gott, ſteh mir bei!

---

*) Dieſe arme Luiſe lebt noch jetzt in der neuen Charité. Ich ſelbſt habe ſie in dieſem räthſelhaften Zuſtande geſehen, und nur mit ſchwachen Farben das wiederzugeben verſucht, was ich von ihr in dieſem wunderbaren Traumleben vernommen.

D. V.

Ende des erſten Bandes.

Druck von F. Hofſchläger in Berlin.

Berlin

vor funfzehn Jahren.

Roman

von

L. Mühlbach.

Zweiter Theil.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Alfred und Julia.

Vielfach verſchlungen, wie das Leben ſelber, ſind auch die Fäden unſerer Erzählung. Oftmals müſſen wir inne halten mitten im Laufe, und die befreundeten Geſtalten ſich uns nähern laſſen, denen wir vorausgeeilt waren im raſchen Wechſel der Begebenheiten, die wir aus den Augen verloren haben bei den mannigfachen Windungen unſeres Weges. — Hier laßt uns einen Augenblick ſtehen bleiben, und rückwärts ſchauend, laßt dieſes bleiche Weib dort mit dem ſchwarzen Haar und den tiefdunkeln Augen zu uns herankommen, und neben ihr den Freund, der ſie behütet und beſchützt, und den Gott ſie finden ließ auf ihrem dornenvollen Wege. Er wußte nichts von ihr und ihrem unheilsvollen Geſchick, und dennoch erbarmte er ſich mitleidsvoll der Unbekannten, die flehend zu ſeinen Füßen lag, und deren Schönheit er nicht ſah. — Und ſie? Sie hatte auf Gott vertraut, und zu ihm um Rettung gebetet, und da war ihr Alfred von Wülfingen als ein Bote Gottes erſchienen, den er ihr geſandt, um ſie zu erretten aus ihrer großen Noth, und dem ſie dafür mit ihrer ganzen Seele ſich ergeben mußte in liebeheißem Dankgefühl.

Sie wohnte bei ihm als ſein junger Freund Julius Brander, und die Wenigen, die von ihrem Aufenthalt bei dem jungen Baron von Wülfingen wußten, hatten ſich bald an dieſen bleichen, ſchwermuthsvollen, ſtillen Knaben gewöhnt, und achteten nicht weiter auf ihn. — Anfangs wohl fragten ſie Alfred, womit ſich denn der Knabe den ganzen Tag beſchäftige, da er niemals ausgehe, ja ſogar niemals ſein Zimmer zu verlaſſen ſcheine?

Alfred ſagte: Mit Leſen und Studiren! Er iſt ſchwermüthig, mein armer junger Freund, und ſein Vater hat mich erſucht, ihn nicht zu hindern in dieſem Hang zur Einſamkeit, den er von ihm geerbt habe, und bei dem Beide ſich glücklich fühlen.

Und weshalb iſt er denn hier?

Um ſein bedeutendes Talent zur Malerei auszubilden!

Ach, er malt. Laſſen Sie uns doch ſeine Arbeiten ſehen!

Nein, noch nicht! Ich habe ihm mein Wort gegeben, Niemand irgend eine ſeiner Arbeiten zu zeigen, bevor er mich nicht ſelbſt darum bittet!

Nun, ſo laſſen wir dieſen ſtummen, kopfhängeriſchen Knaben! Kommen Sie, Alfred, begleiten ſie uns doch! Es iſt heute großes Maskenfeſt bei Kroll!

Aber Alfred pflegte ſolche Einladungen nicht mehr anzunehmen. Selten ſah man ihn bei Feſten, Geſellſchaften, ſelten auch bei ſeiner Braut, der Baronin Elsleben junger Tochter Emmy. Er weilte am liebſten daheim bei ſeinem Freunde Julius Brander, und ſeine Freunde, die ihn anfangs mit dieſem Einſiedlerhang geneckt hatten, hörten damit auf, ſich an dieſe „Laune“ zu gewöhnen, und ließen ihn gewähren.

So blieb er denn allein und ungeſtört die Abende

in dieſem ſtillen, friedlichen Zimmer neben dem bleichen, räthſelhaften Weibe, deſſen Geſchichte er nicht kannte, deſſen Vergangenheit ihm mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllt war, und an die er doch glaubte mit dem heiligſten Vertrauen, in deren Nähe es ihm war, als habe er ſie viele Jahre ſchon gekannt, als habe er ſie geſucht, lange lange ſchon mit ſeines Herzens heißeſten Wünſchen. —

Gewiß, es war ein eigner, geheimnißvoller Zauber, der über dieſes Weib ergoſſen war, und dem Alfred nicht zu widerſtehen vermochte. Es lag nicht in ihrer Schönheit allein, nicht in dem Reiz ihrer Unterhaltung, es war ein gewiſſes geheimnißvolles Etwas, dem Alfred keine Worte zu geben wußte. — Wem iſt es nicht geſchehen, daß er beim Anblick einer ſtillen, ruhenden Landſchaft plötzlich ſein Herz von tiefer Rührung bewältigt fühlte, ohne daß er ſich deren Grund zu erklären vermochte? Wem ſind nicht oft beim Klange der Schalmei, bei den ſanft klagenden Tönen des Waldhorns die Thränen in die Augen getreten, inmitten der lauteſten Freude? — So war es Alfred, wenn er das ruhige, ſchöne und doch tiefbewegte Antlitz der Freundin ſah. — Die reſignirte, klageloſe Wehmuth, die wortloſe und doch beredte Stille übt gemeinhin dieſen Zauber, und Alfred empfand ihn mit bebendem Herzen und ahnungsvoller Seele.

Gewiß, es war eine ſeltene Erſcheinung, dieſes Mädchen, ſo voll Stolz und Demuth, voll weiblicher Schüchternheit und männlicher Energie, mit einem ſo heißen Herzen und ſo kaltprüfendem Verſtande. — Wenn ſie ſprach, mußte man erſtaunen über das Feuer ihrer Augen, die Beweglichkeit ihrer Züge, den ſchnellen Wechſel von Röthe und Bläſſe auf dieſem edlen ſtolzen Angeſicht, aber auch ihr Schweigen war beredt und inhaltsreich, und zu ganzen Stunden konnte ihr Alfred

gegenüberſitzen, wenn ſie malend an der Staffelei ſaß, und in dies marmorbleiche, ernſte Antlitz ſehen, das zuweilen blitzgleich ſich einen Augenblick erhellte, und dann wieder ſich in tiefſter Schwermuth umdüſterte. Sie lächelte niemals, aber niemals auch hatte Alfred ihre Blicke von Thränen verdunkelt geſehen. Ihre Augen hatten immer einen tiefen, ſchwermüthigen Ausdruck, aber ſie waren immer klar und hell, wie das tiefe Meer, ſo unermeßlich, ſo unergründlich. — Abends, wenn ſie ſicher ſein durfte, von Niemand mehr geſehen zu werden, pflegte Julia ihre Männerkleidung abzulegen und ſich in die langwallenden Gewänder der Frauen zu hüllen. — Wenn ſie dann Alfred entgegenkam in dem langen ſchwarzen Kleide, das ſich eng anſchloß an die hohe, ſchöne Geſtalt, wenn ſie mit ihrem leichten, elaſtiſchen Schritt durch das Gemach ſchwebte, dann neigte ſich Alfred unwillkührlich vor der ſtolzen königlichen Erſcheinung, und er nahte ſich ihr mit der Ehrfurcht eines Unterthanen, ſeiner gebietenden Herrin gegenüber. — Sie mochte von dieſer Herrſchaft, die ſie über ihn ausübte, nichts ahnen, jedenfalls war ſie von ihr durch keine jener kleinen, tyranniſchen Mittel, an denen die Frauen ſonſt ſo reich ſind, hervorgerufen worden. Nicht der leiſeſte Anflug von Koketterie war in ihrem Weſen, das ſo einfach und klar, ſo ruhig und würdevoll zugleich war. — Wer ſie ſo ſah, in dieſer ſtillen majeſtätiſchen Ruhe, der hätte ſie für eins jener von Gott begnadigten, leidenſchaftloſen Geſchöpfe halten mögen, die mit heiterer Ruhe und erhabenem Geiſte die Kleinlichkeit und Nichtigkeit aller irdiſchen Schmerzen erkannt haben, wenn nicht zuweilen ein leiſes Zucken ihrer Mienen, ein glühendes Aufflammen ihrer Blicke ihm die vielfach wechſelnden, leidenſchaftlichen Gefühle, die ihre Seele beſtürmten, verrathen hätten. — Sie bedurfte

niemals einer Zerſtreuung, einer äußern Anregung, — die ganze Welt, die ganze Menſchheit ſchien hinter ihr zuſammengeſunken, und dieſes kleine ſtille Gemach, in welchem ſie weilte, ſchien ihres Daſeins vollſte Befriedigung zu enthalten. Da ſaß ſie eifrig malend vor ihrer Staffelei, oder zeichnete nach den antiken Büſten, die ihr von Alfred gebracht worden. — Selten geſtattete ſie es Alfred, in dieſen Stunden an ihrer Seite zu ſein, und wenn er ſie beſchwor, ihm nicht ihre Thür zu verſchließen, wenn er verſprach, ganz ſtill und ſchweigend ihrer Arbeit zuſchauen zu wollen, ſagte ſie mit dem Ausdruck unendlicher Erſchöpfung: „ich bedarf ſo ſehr des Alleinſeins," und in ihren Blicken lag dann eine ſo unausſprechliche Schwermuth und Trauer, daß Alfred nicht wagen mochte, ferner in ſie zu dringen. — Auch ihr Mittagsmahl nahm ſie allein ein; es ward ihr aus einer nahen Reſtauration herbeigeſchafft, während Alfred in einem der erſten Speiſehäuſer unter den Linden, oder bei Freunden ſpeiſete.

Sie dürfen durch mich in keiner Weiſe behindert werden, ſagte ſie ihm, und wenn ich es nur Einmal ahnete, daß Sie um meinetwillen ſich in Ihrem gewohnten Leben unterbrechen, dann würde ich entfliehen, und Sie niemals wiederſehen.

Aber wenn ich Ihnen ſchwöre, daß es mein Glück iſt, allen meinen Gewohnheiten zu entſagen, und an Ihrer Seite zu ſein? fragte Alfred glühend.

Dann um ſo mehr würde ich entfliehen, ſagte ſie, unendlich traurig.

Und weshalb, Julia?

Weil es Sie dann ſchmerzen würde, wenn ich einſt nicht mehr an Ihrer Seite bin.

Oh mein Gott, rief Alfred erblaſſend, Sie denken doch nicht daran, mich zu verlaſſen, mich aus Ihrer Nähe zu verbannen?

Ich, mein Freund, bin die Verbannte, die Heimathloſe, und ich werde weiter ziehen müſſen auf meiner freudloſen Bahn.

Und wohin, wohin wollen Sie gehen? rief er zitternd. Wollen Sie dies mindeſtens mir ſagen?

Sie ſchüttelte ſchwermuthsvoll ihr Haupt.

Gott allein weiß es! ſagte ſie dann ernſt. Dahin aber werde ich gehen müſſen, wo Niemand mich kennt, wo kein helfender und wohlthuender Freund, gleich Ihnen, an meiner Seite iſt! Ich werde ſehr einſam, ſehr kummervoll ſein, aber die Erinnerung an dieſe ſtillen, friedlichen Wochen, in denen es mir vergönnt war auszuruhen auf meinem rauhen Pfade durch das Leben, dieſe Erinnerung wird meiner Seele ein nie verſiegender Troſt ſein!

Wann wollen Sie gehen? fragte Alfred mit bebenden Lippen.

Heute, morgen, ſobald die Stunde gekommen, in der die innere Stimme mir ſagt, daß ich gehen kann und muß!

Ein anderes Mal ſagte ſie: Ich habe eine Bitte an Sie, mein Freund! Bringen Sie mir einen tüchtigen geſchickten Maler, der mich unterrichten kann in dem, was mir noch fehlt.

So wollen Sie die Kunſt ſo ernſthaft treiben? fragte Alfred.

Gewiß, ſagte ſie ſehr ernſthaft, denn ſie ſoll mir ſpäter ein Mittel meiner Exiſtenz ſein! Da ich mich an den Gedanken gewöhnt habe, zu leben, muß ich auch auf Mittel bedacht ſein, es zu können. Mein kleines Vermögen ſchmilzt zuſammen, ich kann ſchon berechnen, daß es in einigen Monaten zu Ende damit ſein wird.

Und Sie ſind grauſam genug, mir niemals zu geſtatten —

Was zu gestatten, mein Freund? unterbrach sie ihn mit so hohem, stolzen Ausdruck, daß Alfred wie beschämt das Auge zu Boden senkte.

Sind Sie nicht zu jedem Tag und zu jeder Stunde mein Wohlthäter? fuhr sie mit weicher Stimme fort. Nehme ich nicht Ihren Schutz an, und stütze mich auf den rettenden Arm, den Sie mit so erhabener Großmuth mir dargereicht? Das Geld, mein Freund, darf mir die schönste Erinnerung meines Lebens nicht trüben! Ihren höhern geistigen Schutz nehme ich mit Stolz und nie erlöschender Dankbarkeit an, eine andere Unterstützung aber würde mich demüthigen, und vor mir selber erniedrigen, und an Sie würde ich nicht ohne Erröthen denken können. Ach, inmitten meines finstern, unheilsvollen Geschickes, habe ich dies ja als eine unverdiente Segnung des Himmels erkannt, daß ich mindestens nicht wie eine Bettlerin vor Ihnen stand, die von Ihrer Hand der irdischen Speise begehrte, sondern als eine Bettlerin, die von Ihnen das Größte, das Höchste begehrte: Vertrauen und Trost, Schutz und Obdach! Und aller dieser Segnungen will ich genießen, so lange es mir vergönnt ist, so lange ich stillverborgen in diesem Zimmer, nur Ihrer geistigen Unterstützung bedarf. In allem Andern aber muß ich mir selber helfen, und ich glaube ich kann es! Ich werde in irgend eine große Stadt gehen, nach London, nach Paris, was weiß ich, und dort sollen meine Talente mir die Mittel meiner Existenz sichern. Ich kann die Harfe spielen und singen, und wenn ich es erst zu einiger Vollkommenheit im Malen und Portraitiren gebracht habe, dann darf ich wohl hoffen, mir das Wenige, dessen ich bedarf, erwerben zu können.

Und nun, sagte Alfred traurig, nun wollen Sie durch diesen Unterricht das Vermögen, von dem Sie

ſagen, daß es nur noch für Monate ausreicht, wollen es durch dieſe Unterrichtsſtunden noch verringern, und machen, daß es ſchneller zu Ende geht? Ach Julia, wenn Sie glauben, mir in irgend einer Weiſe verpflichtet zu ſein, wenn Sie mir beweiſen wollen, daß Sie mich Ihrer Freundſchaft, Ihres Vertrauens nicht ganz für unwerth halten, dann erfüllen Sie mir die Bitte, die ich jetzt mit zitterndem Herzen auf meinen Knieen Ihnen ausſprechen will.

Er wollte vor ihr niederknieen, ſie wehrte ihn heftig ab und ſagte ganz entſetzt: Sie wollen vor mir knieen? Oh, mein Gott, wenn Sie wüßten —

Sie ſchwieg, aber ein tiefer Seelenſchmerz malte ſich in ihren Zügen, und ihre edle Geſtalt erbebte leiſe.

Ich will Sie ja nicht betrüben, ſagte Alfred ſchmerzvoll, ich fordere ja nur von Ihnen einen Funken jenes Glückes, das mir aus Ihrer ganzen Erſcheinung entgegenſtrahlt. Ich will ja nur um dieſe einzige Gunſt flehen, daß ich Ihnen den Lehrer zuführen, daß ich Theil nehmen darf an dieſem Unterricht!

Er ſah ſie ſo flehend, ſo angſtvoll an, daß Julia Mitleid empfand mit der Seelenangſt des Freundes.

Nun wohl, ſagte ſie, und ein Schein milder Freundlichkeit flog über ihr Angeſicht, nun wohl, ich will auch dies noch von Ihnen annehmen! Dieſer Unterricht ſoll die Zeit meines Aufenthalts bei Ihnen nicht verkürzen, — Sie ſollen den Unterricht nehmen, den Lehrer engagiren, und ich werde nur theilnehmen an Ihrem Unterricht!

Alfred küßte ihr mit einem Ausdruck der Freude und des Glückes die Hand und eilte dann, ſogleich den Lehrer zu ſuchen, der ihnen jeden Morgen ſeinen Unterricht ertheilen ſollte.

Dieſes Arbeiten an ihrer Seite, dieſes Theilen ihrer Beſchäftigung, es war für Alfred ein neues,

ſchönes Glück, und er war wohl bedacht, es ſich in ſeiner ungetrübten Reinheit zu erhalten. — Eingedenk ihrer Worte: „ich bedarf ſo ſehr des Alleinſeins“ verließ er ſie, ſobald der Lehrer ſich entfernt hatte, und wagte es nicht, ſie im Laufe des Tages in ihrer Einſamkeit und Stille zu unterbrechen. — Aber jeden Abend brachte er einige Stunden in ihrer Nähe zu, dies war ein unausgeſprochenes Recht, das ſie ihm ſchweigend gewährt hatte, und deſſen Erfüllung er jeden Tag für ſich in Anſpruch nahm. Wo immer er ſein mochte, ob im Theater, oder in Geſellſchaft, immer eilte er zu derſelben Zeit von dannen, und trat mit dem Schlag der neunten Stunde, hochklopfenden Herzens und mit vor Freude leuchtendem Angeſicht, in Juliens Gemach.

Und welche köſtliche, genußreiche Stunden waren dies! Wie erſchloß ſich ſeine ganze Seele, ſein ganzes Herz dieſem edlen, ernſten Weibe, das für jedes ſeiner Worte ein theilnehmendes Ohr, ein ſanftes Aufmerken hatte, und niemals an ſich denkend, niemals ihren Klagen, ihrem Kummer Worte gebend, für ihn ſtets die zarteſte Theilnahme, das leiſeſte Verſtändniß hatte. Wenn ſie ihn anſchauete mit dieſem großen, ernſten und doch ruhigen Blick, dann war es Alfred, als müßte er ſein ganzes Innere vor ihr entfalten, als dürfe er ihr keinen Gedanken ſeiner Seele verbergen, und müßte ſie leſen laſſen auf dem tiefſten Grunde ſeines Herzens.

Sie ſind heute gedankenvoll, mein Freund, ſagte ſie einmal zu ihm, als er ſchweigend und anſcheinend traurig an ihrer Seite ſaß.

Alfred ſchüttelte ſchweigend das Haupt, und blickte ernſt vor ſich hin. — Eine Pauſe trat ein, dann ſagte er feſt und entſchloſſen: Sie müſſen meine Beichte anhören, Julia!

Haben Sie gesündigt? fragte sie mit leise bebendem Tone. Wenn es so ist, dann gehen Sie zum Priester, daß er Sie absolvire.

Sie müssen und sollen mein Priester sein, sagte Alfred fest. Ich will Ihnen Beichte ablegen über mein ganzes Leben, über dies ganze nichtige, nutzlose Dasein, das ich geführt, das ich vergeudet habe in thatenloser Geschäftigkeit und Zerstreuung!

Wozu das? fragte sie. Wozu die Vergangenheit heraufbeschwören? Wozu mir erzählen, was ich nicht zu wissen begehre, was meine Achtung, meine tiefgefühlte Dankbarkeit für Sie nicht erhöhen und nicht verringern kann? So wie Sie da sind, so wie Sie mir gegenüber stehen, so habe ich Sie erkannt und erfaßt, und so wird Ihr Bild ewig und unverrückbar in meiner Seele wohnen!

Sie müssen mich dennoch anhören, sagte er bestimmt, um mir zu rathen, um mich mir selber klar zu machen, um mir das süße Glück zu gönnen, Ihnen jeden meiner Gedanken, jeden meiner Wünsche sagen zu dürfen, von Ihnen verstanden zu werden mit jeder Regung meines Herzens, jedem heimlichen Begehren meiner Seele! Es ist vielleicht viel Egoismus in diesem Begehren, und vielleicht, wenn ich vor Ihnen mein ganzes Leben entfaltet habe, werden Sie finden, daß es nicht der Mühe werth war, so viel Worte zu machen über so kleine Dinge!

Sprechen Sie, sagte sie milde. Erzählen Sie mir! Ich höre Ihnen zu mit meinem Herzen und meiner Seele!

Und Alfred erzählte ihr von seiner Jugend und seinem Knabenleben, von seinen erwachenden Wünschen und Neigungen, von seinen Träumen und Täuschungen; er klagte ihr, wie wenig er gethan und geleistet habe, wie ein allzugütiges Geschick ihm viel zu

ſchnell Alles, was er erſehnt, gleich gewährt habe, und es bei ihm gar nicht zu einem Kampfe, einem Ringen und Ueberwinden habe kommen laſſen.

Ich bin noch immer ein unmündiger Knabe, ſagte er, das Glück oder das Schickſal leitet mich am Gängelbande, und behütet mich vor dem Falle, und ſchon ehe ich den Stein geſehen, der auf meinem Wege liegt, räumt es ihn fort. Das iſt meine Krankheit und mein großes Leid, daß ich noch das Unglück nicht habe kennen gelernt, das Unglück, das hehr und majeſtätiſch wie ein göttliches Gewitter über uns hereinbricht, und in erhabenem Zorn alle die Krautgärten und Gemüſepflanzungen unſeres häuslichen, irdiſchen Glückes zerſtört; die Stätte aber, welche der Blitz verbrannt und zerſtört hat, war den Alten ein geheiligter Gottesort, und ſo empfängt auch das Leben und der Menſch erſt ſeine Weihe und Heiligung, wenn das Unglück ſein nichtiges irdiſches Behagen und Wollen ihm zerſchmettert hat.

Oh gewiß, ſagte ſie, das Unglück, welches vom Himmel kommt, das Gott uns ſendet, es trägt auch göttlichen Troſt gleich in ſich ſelber, und erhebt uns, indem es uns erniedrigt und demüthigt. Aber ſolch ein Unglück iſt ſo ſelten, und die eigne Schuld iſt es gemeinhin, die uns Verderben bringt.

Sei's wie es ſei, rief Alfred lebhaft. Immer iſt es doch beſſer, das Unglück ſelbſt verſchuldet, als es gar nicht gekannt zu haben!

Sie läſtern! rief Julia erbebend, und dieſes frevle Wort, wie leicht mag es Ihnen finſtere Dämonen heraufbeſchwören, die Ihnen Ihr helles Leben umdüſtern!

Mag es ſo ſein! ſagte Alfred. Mindeſtens werden Sie alsdann mich nicht mehr verachten können als unmündigen Knaben. Ich werde dann ein Mann

werden, und meine geprüfte Kraft soll mich umgeben als ein Harnisch, der fester ist denn Stahl und Eisen. Oh, und zuweilen, Julia, zuweilen glaube ich schon das unheilsvolle Rauschen dieser finsteren Dämonen zu hören, und wie ein banger unermeßlicher Schmerzensschrei erklingt es in den Tiefen meiner Seele! Zuweilen, wenn ich neben diesem stillen, schönen Kinde sitze, das sie meine Braut nennen, dann fühle ich es wie einen Eiseshauch über mein Herz dahin wehen, und eine plötzliche Schwermuth ergreift und erdrückt mich fast.

Ach, Sie haben eine Braut? fragte Julia freudig und mit aufflammenden Blicken. Und das sagen Sie mir erst jetzt? Oder glauben Sie, mein Schicksal habe mich so egoistisch gemacht, daß ich keine Theilnahme empfände für Anderer Glück?

Vielleicht schwieg ich, sagte Alfred mit schmerzvollem Lächeln, weil ich mir Ihre Theilnahme erhalten wollte für die Zeiten des Unglücks, vielleicht spreche ich jetzt, weil ich dieser Theilnahme bedarf, weil Sie mir dieses bange, trostlose Gefühl, das mich beschleicht, wenn ich an Emmy's Seite bin, erklären sollen, weil ich fühle, daß ich mit meinem ganzen Sein an einem Wendepunkte stehe, an welchem das Glück auf einige Zeit von mir Abschied nimmt, und ich auf rauhen Pfaden werde einherwandeln müssen!

Julia reichte ihm schweigend und mit einem unaussprechlichen Blick die Hand hin.

Was fürchten Sie? fragte sie dann leise.

Meine eigene Schwäche, sagte er, wenn Sie es schwach nennen wollen, daß man aufhört zu lieben, was man einst so innig ersehnte, daß man eine Bürde nennt, was man früher ein Glück genannt! Einst liebte ich dieses stille, reizende Kind mit seinem holden Lächeln und seinem lieblichen Frohsinn; es war mir

ganz wohl, ganz glücklich in ihrer Nähe, und ich fühlte in mir die Ahnung eines seligen, reichen Liebesglückes. Aber das ohne Kampf errungene Glück, die ohne Versagen erfüllte Liebe, sie entbehrten Beide des höchsten Reizes, — der Ungewißheit. — Diese Gewißheit des Glückes und der Liebe, das ist es, woran so häufig das Glück sich selber zerschellt; das Herz fühlt sich arm, weil es überreich ist, es nennt sich darbend, weil es nichts mehr zu wünschen hat. Und so stehe ich, ein Entbehrender, vor dem reichen Born der Liebe, ein Sehnender und Begehrender, vor der zu schnellen Erfüllung meiner Wünsche!

Muß es denn so sein? flüsterte Julia leise, wie zu sich selber, muß denn in der Erfüllung stets auch die Vernichtung liegen, und in der Liebe der Gegenwart stets schon der Haß für die Zukunft seine Keime treiben? Wollen auch Sie so klein denken, ein armes Mädchen zu verachten, weil es Sie liebt, so ungroßmüthig, sich von ihm zu wenden, weil Sie wohl wissen, daß es Ihnen folgen wird, wohin Sie auch gehen mögen, daß Sie es, wie ein getreues Hündchen, überall auf Ihren Wegen finden werden, um, zertreten und gemartert von Ihrer Kälte, dennoch immer auf's Neue mit holdem Schmeichelwort und unbezwinglicher Treue vor Ihnen zu knieen, und Sie um das Glück zu bitten, das Sie ihm verhießen?

Sie sah unendlich schön aus, als sie so sprach. Ihre dunklen Augen flammten in edlem Feuer und eine leichte Röthe überflog ihre sonst so bleichen Wangen. — Alfred blickte staunend, anbetend empor zu diesem räthselhaften Weibe, das vor ihm stand mit der Hoheit und Würde einer Herrscherin, und er fühlte, daß er sein Glück, sein Leben daran wagen könnte, von ihr sich Achtung und Anerkennung zu erringen.

Sie sollen mich nicht klein heißen, Julia, sagte er

energiſch, und niemals ſollen Sie erröthen müſſen über den Mann, den Sie Ihren Freund genannt! Ich werde meinem Herzen nicht gebieten können, da in Liebe zu entflammen, wo doch die Gluthen längſt erloſchen ſind, aber ich werde niemals mein Gelübde brechen, und ein Herz verlaſſen, das ſich mir ergeben!

Haben Sie nur den Willen, Ihrer Braut Ihre ganze Liebe wieder zuzuwenden, und Sie werden ſehen, wie bald dieſe Gluthen, die nur geſchlafen haben, wieder emporflammen werden, ſagte ſie mit einem himmliſchen Ausdruck ihres ſchönen Angeſichtes, und Alfred fühlte, daß Juliens Beifall ihm ein reichlicher Lohn ſei und ein ſüßer Troſt für jeden Schmerz und jede Ueberwindung.

Er drückte ihre Hand an ſeine Lippen und ſagte feierlich: Was auch mein Herz leiden mag, Julia, immer mindeſtens ſollen Sie mit mir zufrieden ſein!

Emmy und ihr Beichtvater.

In dem großen und prächtigen Hotel der Baronin von Elsleben, in diesem Hotel, das ganz durchduftet war von den Weihrauchwolken der Frömmigkeit, da gab es mindestens ein stilles Gemach, in das sich die Wahrheit und Einfalt, die Unschuld und Natur geflüchtet hatte, und dessen reine Luft noch nicht inficirt worden von den frommen Nebeln, in welche die Baronin sich zu hüllen pflegte. — In diesem Gemach athmete Alles Stille und Jungfräulichkeit; man sah es an diesen Blumen, diesen Vögeln, an der Harfe, die neben dem Flügel lehnte, an der Stickerei, die in dem zierlichen Arbeitskörbchen lag, man sah es an der ganzen sinnigen und geschmackvollen Einrichtung dieses kleinen Gemaches, daß ein junges Mädchen dasselbe bewohnte, und ferne von allem Geräusch und allen Wirren des Lebens, hier sich süßen Träumereien und lieblicher Beschäftigung überlassen mochte. —

In diesem Zimmer wohnte Emmy, die Tochter der Baronin, und die sorgsame Mutter hatte mit gutem Bedacht ihrer Tochter dieses kleine abgelegene Gemach ausgewählt, damit weder das Geräusch der großen Welt, noch auch die heiligen Klänge aus den

Zuſammenkünften der Frommen ihre Tochter in ihren ſtillen Beſchäftigungen ſtörten, und ihr Gedanken gäben, die nicht mit dem Willen ihrer Mutter, oder dem Teſtamente ihres Vaters übereinſtimmten. — Emmy mußte der Religion ihres Vaters getreu bleiben, damit das Glück und der Reichthum ihrer Mutter geſichert ſei, und mit demſelben Eifer, mit welchem die fromme Baronin ſonſt gewohnt war die Sünder zu ihrem Glauben zu bekehren, mit demſelben Eifer war ſie bemüht, ihre Tochter einer Religion zu erhalten, von der ſie gewiß war, daß ſie das Heil ihrer Seele gefährde. Aber der würdige Gotthold hatte es ja der Baronin in ſeiner eindringlichen, erhabenen Weiſe genugſam erläutert, und ſie hatte es vollkommen begriffen, daß Emmy's Seelenheil zurückſtehen müſſe, wo es gelte, der wohlthätigen Baronin und den Armen Reichthum und Unterſtützung zu ſichern, und ſo war nur der verſtorbene Baron anzuklagen, daß er durch ſein Teſtament die Freiheit ſeiner Tochter und die Ueberzeugung ſeines Weibes in Feſſeln geſchlagen. —

Aber wo war das fröhliche Lachen, der heitere Muthwille, der ſonſt, wie eine köſtliche Muſik, aus dieſem kleinen Zimmer zu erſchallen pflegte, wo war das geblieben? Warum ertönte nicht mehr der Lerchengeſang des jungen, lieblichen Mädchens, warum tanzte ſie nicht mehr mit leichtem Gazellenſchritte einher, warum glühten ihre Wangen nicht mehr ſo friſch, warum leuchteten ihre blaue Augen nicht mehr ſo hell, und endlich, was machte denn ihr Herz ſo ſeltſam erbeben, und füllte ihren Buſen mit ſüßem Erzittern und ihre Augen mit Thränen? —

Emmy fragte es ſich nie, ſie wußte nicht einmal, daß ſie ſich ſo geändert hatte. Allgemach war er über ſie gekommen, dieſer Wechſel ihres Weſens, allgemach hatte ſich der ſonnenhelle Himmel ihr mit leichtem Gewölk

umdüſtert, — Emmy wußte es nicht, denn ſie ſchaute noch immer die Sonne, und deshalb merkte ſie es nicht, daß rings umher ſich Alles getrübt hatte. Auch die Baronin ward keine Veränderung gewahr; zu ſehr mit ihren eigenen großen Planen, zu ſehr mit ihrer Frömmigkeit beſchäftigt, blieb ihr keine Zeit auf die erbleichenden Wangen, auf das ſchmerzliche Lächeln ihrer Tochter zu achten, und wenn Gotthold zuweilen mit einem ſchlauen, geheimnißvollen Blick ſie darauf aufmerkſam machte, ſagte die Baronin: laſſen Sie doch dieſem jungen Herzen die phantaſtiſche Schwärmerei, welche ſie ſicherer an ihren Glauben feſſelt, als alle unſere Bemühungen. Sie wird ſchon zur rechten Zeit ſich ſelber klar werden, und dann ſelber wünſchen, bald ihres Verlobten Gattin zu werden!

Lieblich war ſie immer, obwohl bleich und trübe, und wenn ſie mit geſenktem Haupte langſam und ſinnend einherſchlich, da mochte man ſie einem Schneeglöckchen vergleichen, ſo hold und zart und unſchuldsvoll war ſie anzuſchauen.

Es war Morgen. Ein ſtiller, ſchöner Wintermorgen. Der Schnee glitzerte mit Diamantengefunkel im Sonnenſchein, und mit hellem Glockengeläute fuhren zierliche Schlitten vorüber. — Emmy ſtand am Fenſter. Sie ſchaute auf die phantaſtiſchen Blumen, welche die Nachtkälte auf die Scheiben gemalt, und die allgemach unter den Strahlen der Sonne zu zerſchmelzen und zu ſchwinden begannen.

So, ſagte ſie mit einem leiſen Seufzer, ſo iſt es mit unſern Freuden und Wünſchen. Kaum in unſer Herz gezeichnet, werden ſie von unſern eigenen Thränen wieder verwiſcht!

Aber der frühere Muthwille regte ſich noch zuweilen in ihr mit mattem Flügelſchlag; ſie mußte jetzt lächeln über die ſchwärmeriſche Sentenz, die ſie eben

mit Seufzern gesprochen, und sie sagte: ich bin eigentlich gar nicht gemacht für solche Schwärmereien, und mein Vergleich hinkte etwas! Aber in dem Sinne desselben ist Wahrheit, fuhr sie schnell wieder unbüstert fort, ich fühle das an meinem eigenen Herzen. Es ist so Vieles daraus verschwunden, was einst so hell erblühte, und meine Thränen können das Verschwundene nicht wieder hervorzaubern! —

Sie sank nieder auf einen Sessel und weinte bitterlich. Als es aber leise an ihre Thüre klopfte, trocknete sie rasch ihre Augen, und sprang empor.

Es war nur Auguste, das Kammermädchen Emmy's, und sie hatte ihre junge Gebieterin so oft schon weinen sehen, daß Emmy vor ihr die rothgeweinten Augen nicht zu verbergen hatte.

Auguste meldete aber, daß der Bräutigam, Alfred von Wülfingen, so eben gekommen, und im Salon das Fräulein erwarte.

Ich kann ihn jetzt nicht sprechen, Du siehst es, sagte Emmy angstvoll, zitternd. Ich kann ihm nicht entgegentreten mit verweinten Augen, und dann, Du weißt ja, ich muß zur Messe! Es ist heute meines Vaters Sterbetag!

Das sagte ich schon dem Herrn Baron, sagte Auguste, er weiß auch, daß Sie eben bei der Toilette sind, und deshalb ist er nicht heraufgekommen. Er hat Ihnen nur seinen Morgengruß sagen wollen, und läßt fragen, ob, wenn er Sie jetzt nicht sehen darf, er heute Nachmittag das gnädige Fräulein zu einer Schlittenfahrt abholen darf?

Unmöglich! rief Emmy hastig. An einem so ernsten, heiligen Tage ist es meine Pflicht jedem Vergnügen zu entsagen. Aber, — ich muß ihm das freilich selbst sagen, das ist auch eine Pflicht, flüsterte sie leise. Bitte ihn, heraufzukommen!

Als Auguſte ſie verlaſſen, ging Emmy haſtig und unruhvoll auf und ab. Sie legte die Hand auf ihr Herz, als wolle ſie deſſen unruhiges Klopfen beſchwichtigen, ſie ſeufzte hoch auf aus tiefbeklemmter Bruſt. Dann blieb ſie vor dem Bilde ihres Vaters ſtehen, und blickte lange in dies ehrwürdige, geliebte Angeſicht. Du, mein Vater, flüſterte ſie leiſe, Du haſt mir geboten, dieſes Mannes Gattin zu werden, oh, gieb Du mir auch den Muth, Dir gehorſam zu ſein!

Eben trat Alfred herein, und als er ſie vor ihres Vaters Bilde ſah, meinte er ganz ihre rothgeweinten Augen und ihr ſchmerzvolles Lächeln zu verſtehen, und es befremdete ihn nicht, daß ſie ihn ſo trübe und beklommen begrüßte.

Er küßte ihre Hand, ſie drückte herzlich die ſeine, und doch wünſchten ſie ſich Beide weit von einander getrennt, und wenn auch vielleicht dieſer Wunſch noch nicht in ihnen zur Klarheit gekommen, ſo fühlten ſie Beide doch ſchon, daß ſie ihre Nähe ſich gegenſeitig nicht mehr erſehnten.

Sie fragte theilnahmsvoll, weshalb ſein Antlitz ſo bleich und ermattet ſei, ob er ſich unwohl fühle.

Er ſchalt ſie liebevoll um ihre gerötheten Augen, und ermahnte ſie, ſich den ſchmerzlichen Erinnerungen an den Geſtorbenen nicht allzuheftig zu überlaſſen. — Aber Beide hörten ſie kaum ihre leiſen, ausweichenden Antworten, Beide waren ſie zu ſehr mit ſich ſelber beſchäftigt, Beiden nahm das Klopfen des eigenen Herzens den feinen Sinn, das ſtürmiſche Klopfen des andern Herzens zu hören, und als Alfred ſeine Braut, nach kurzem Beiſammenſein, verließ, und er wieder auf die Straße hinaustrat, ſagte er ganz erleichtert und freudig: ich habe meine Pflicht gethan, wie Julia es gewollt, und meine Braut kann nicht ahnen, wie dankbar ich ihr bin, daß ſie mich heute freigegeben. —

Und Emmy lag auf ihren Knieen, vor dem Bilde ihres Vaters, und flüsterte: Du haſt mir Kraft gegeben, meine Pflicht zu thun. Du wirſt auch nimmer mich verlaſſen, mein Vater, und dieſe Liebe zu Alfred, die nur einen Augenblick in meinem armen Herzen erkrankt iſt, Du wirſt ſie wieder geſunden laſſen, denn Dein Segen iſt mit mir, mein Vater!

Dann ſtand ſie auf, und trocknete ihre Augen, und ſagte gerührt: wie gut doch Alfred iſt! Wie zart und ſchonend war es, daß er mich ſo bald wieder verließ, weil er fühlte, daß ich des Alleinſeins bedurfte! Ob gewiß, ich werde es wieder lernen, ihn zu lieben! Er iſt ſo gut, ſo liebevoll!

Da tönte in der Ferne ein heller, rufender Glockenklang. Emmy ſchrack zuſammen, und ihre Wangen färbten ſich höher, und ſie ſagte ganz freudig: Gott ruft mich zu ſich! Ich ſoll ihm dienen, und meine geheimſten, tief innerſten Gedanken, die ſoll ich heute vor ihm enthüllen in feierlicher Beichte!

Sie nahm den Roſenkranz und das Gebetbuch, und grüßte das Bild ihres Vaters mit freundlichem Neigen des Kopfes. — Dann ging ſie voll heiliger und ernſter Gedanken nach der Hauskapelle zur feierlichen Meſſe. — Langſam ſchritt ſie über den Corridor dahin, und wie ſie ſich jetzt der heiligen Stätte näherte, wie der Weihrauch ihr entgegenduftete, und die kleine, in der Kapelle aufgeſtellte Orgel ſie zu rufen ſchien, da fühlte Emmy ſich wie gehoben und getragen von freudiger Gottesbegeiſterung, und ihr Auge leuchtete mit einem himmliſchen Glanze.

So trat ſie in die Kapelle, und Ruhe und Friede zog ein in ihr Herz, als ſie mit gläubigem, frommen Gemüthe das Auge emporhob zum Muttergottesbilde, das dort drüben über dem Hochaltar hing. —

Es war ein anmuthiger, mit Geſchmack und Sin-

nigkeit ausgestatteter Raum, diese Kapelle, zu welcher man den frühern Tanzsaal eingerichtet hatte. Die Wände von weißem Stuck glänzten goldig im Scheine der Kerzen, welche auf dem antiken, gläsernen Kronleuchter brannten, der an silberner Kette von der Decke herniederhing; schwere, dunkelrothe Vorhänge verbargen die Eingangsthüre, andere, von ähnlicher Farbe, bildeten in den vier Ecken des Raumes Nischen, deren eine den Beichtstuhl enthielt, während in den andern dreien kleine Nebenaltäre errichtet waren; ewige Lampen brannten vor den dort aufgestellten Heiligenbildern, wie vor dem schönen Bilde der Maria mit dem Kinde, das über dem Hauptaltar hing. Dieser war von weißem Marmor, und auf demselben stand neben dem silbernen Becher die heilige Monstranz und die geweihete Schale mit dem Leib des Herrn. Ihm gegenüber auf einer Erhöhung stand eine kleine Orgel, und an der Querwand erhob sich die geschmackvolle Kanzel, der gegenüber ein kleines Zelt errichtet war, unter welchem einige Sessel standen. Die Fenster waren dicht verhangen, daß kein Lichtstrahl eindringen sollte in dieses kleine Gotteshaus, welches mit seinem sanften Halbdunkel einen unendlich wohlthuenden, beruhigenden Eindruck machte.

Die Dienerschaft der Baronin, denn auch diese mußte, dem Testamente ihres Gemahles zufolge, katholischer Religion sein, die Dienerschaft war schon versammelt zum heiligen Gottesdienst, als Emmy in die Kapelle trat, und mit leisem, schwebenden Tritt sich zu dem Zelte, der Kanzel gegenüber begab. Und jetzt ward eine der Portièren zurückgeschlagen, und hinter derselben trat in feierlichem Ornat die hohe, schlanke Gestalt des jungen Priesters hervor, den die Baronin ihrer Tochter als Seelsorger und Lehrer gegeben. — Die Andächtigen neigten sich vor dem Priester,

der hochaufgerichtet, in der Würde seines heiligen Berufes zum Hauptaltare schritt, gefolgt von dem weißgekleideten Knaben mit dem silbernen Weihbecken. — Jetzt kniete der Priester, das Glöckchen ertönte, und mit ihrem Seelsorger betete die kleine, stille Gemeinde. — Als sich der Abbé wieder erhob, als er seinen Zuhörern mit seiner vollen, sonoren Stimme den Gruß des Herrn bot, und dem Altar den Rücken zuwendend, mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes die Andächtigen segnete, beleuchtete das Licht des Kronleuchters sein Angesicht, dessen Blässe etwas Erschreckendes und Rührendes zugleich hatte. Dieses Angesicht war jugendlich und schön, aber auf der hohen blassen Stirne standen schon ernste und kummervolle Gedanken, die schön gewölbten Augenbraunen waren schmerzvoll zusammengezogen, und um den edelgeformten Mund lag ein Ausdruck unendlicher Resignation, der wunderbar contrastirte mit dem flammenden Blicke dieser großen schwarzen Augen, in welchen zugleich so viel Schmerz und so viel Begeisterung glühte. Und wie Emmy jetzt, auf ihren Knieen liegend, emporschauete zu ihm, der ihr den Gruß des Herrn gebracht, da erschien er in seiner edlen, stolzen und heiligen Schönheit ihr als ein Engel des Herrn, der ihr gesandt worden, um ihrem Herzen Trost und Frieden zu bringen. Sie fühlte sich entflammt von derselben heiligen Begeisterung, die aus dem Antlitz des Priesters sprach, sie hing an seinem Blick, welcher, zum Himmel emporgehoben, die Unendlichkeit zu suchen schien, und sie bewegte ihre Lippen in den Gebeten, von denen sie fühlte, daß seine Lippen sie leise flüsterten. —

Wieder ertönte das Glöckchen, und die Betenden sanken auf die Kniee nieder; jetzt fiel die Orgel mit ihrem feierlichen, schallenden Klange ein. Emmy erhob sich von ihren Knieen, und ging leisen, unhörbaren

Schrittes hinauf zu dem kleinen Orgelchor. — Sie fühlte ſich wie der Erde entrückt, ſelig, begeiſterungsvoll, es drängte ſie, dieſe innere Gluth, welche ihren Buſen ſchwellte, auszuhauchen in Tönen, der heiligen Andacht, welche in ihrem Herzen flammte, Worte zu leihen. — Sie wählte ſchnell unter den Noten einige Blätter aus, und reichte ſie dem Manne hin, welcher die Orgel ſpielte.

Ich will die Meſſe ſingen, flüſterte ſie leiſe, und der alte Mann lächelte freudig, denn Emmy war ſeine Schülerin, wie ſchon ihr Vater es geweſen. Er hatte ſie eingeführt in die heiligen Hallen der Muſik, er hatte ſie ſingen gelehrt, nicht ſo kunſtvoll und ſchön, wie unſere Primadonnen, aber einfach und naturvoll, glockenrein und mit tiefinnerer Wahrheit. — Es waren zwei Sätze aus Pergoleſe's Stabat mater, die ſich Emmy ausgewählt, und dem alten Manne traten die Thränen in die Augen, denn er wußte wohl, weshalb das ſinnige Kind gerade dieſe an dem heutigen Tage gewählt. Das war die Lieblingsmuſik ihres Vaters geweſen, an ſeinem Todestage noch hatte er dieſe zu hören begehrt, und mitten unter dieſen heiligen Klängen war er eingeſchlummert, um niemals mehr zu erwachen. Und nun kam die Tochter, um mit dieſen Tönen dem ſeligen Geiſte ihres Vaters ihren Gruß und ihre Liebe zuzurufen, und der Greis mit dem ſilberweißen Haar, der ihren Vater jung geſehen, wie ſie ſelber, und der die Jugend und die Kraft des Mannes überdauert hatte, er ſollte ihr die alte ewig neue und jugendvolle Muſik des Pergoleſe ſpielen, wie er es vor manchem dahingerollten Jahre neben der Bahre ihres Vaters gethan.

Der Choralſatz war beendet und der Greis begann das Vorſpiel der Pergoleſe'ſchen Arie. — Die Andächtigen knieeten auf ihren Schemeln und laſen die heilige

Meſſe aus ihren Gebetbüchern. Vor dem Hochaltare ſtand der junge Prieſter und weihete mit inbrünſtigem Sinn die heilige Hoſtie, auf daß ſie ſich in den Leib des Herrn verwandle und Denen zum Segen gedeihe, welche heute das Abendmahl aus ſeiner Hand empfangen wollten. Und wie der Prieſter die Hoſtie ſegnete und den Wein, daß dieſer ihm das Blut werde des Herrn, und ihn durchſtröme mit ſeiner läuternden Heiligung, da war ſeine Seele voll heiliger Zuverſicht, und mit ſolcher Zuverſicht iſt allein das Myſterium der Verwandlung der Hoſtie und des Weines gethan.

Der junge Prieſter betete inbrünſtig, aber er betete nicht für ſeine Gemeinde allein, er betete für ſich ſelber, er blickte empor zur Gottesmutter und flehte mit heimlichen Gedanken ſie an um Ruhe und Frieden und Kraft zur Ueberwindung. — Da klang es wie eines Engels Stimme ihm vom Orgelchor hernieder: Cujus animam gementem, contristantem et dolentem pertransivit gladius (deſſen ſeufzende, trauernde und klagende Seele das Schwerdt durchdrang). — Wohl war es eines Engels Stimme, die dem jungen Prieſter ertönte, aber dennoch entriß ſie ihn dem Himmel und ſeinem ſeligen Schauen, er war der Erde wieder gegeben, nicht mehr der Prieſter des Herrn, ſondern ein leidender und ſchmerzvoll bewegter Menſch. Anfangs, als der Geſang begann, hatte er das unwillkührliche Gefühl das Haupt umzuwenden, nach ihr hin, die mit ſo glockenreiner, heller Stimme die heilige Klage ihm ſang, aber er raffte ſich mit ungeheurer Kraftanſtrengung zuſammen; er blickte nicht um zu ihr; ſeine Lippen bewegten ſich in leiſen Gebeten, von denen aber ſeine Seele nichts mehr wußte, und Niemand als das Muttergottesbild konnte die Schmerzen ſehen, die in wildem Sturme über ſein Antlitz dahinfuhren,

noch die leidenschaftlichen Kämpfe ahnen, die in seinem Busen tobten.

Als der Gesang beendet war und der Priester sich wieder umwandte, hatte sein schönes bleiches Antlitz seine frühere stolze Ruhe wieder angenommen, und die Thränen, die herniedergefallen waren auf die goldgewirkte Stola, sie erglänzten einen Augenblick im Lichte der Kerzen wie Diamanten und verschwanden dann.

Der junge Priester betrat die Kanzel und sprach zu seiner lauschenden kleinen Gemeinde von der Kraft des Glaubens und von dem in ihm enthaltenen segensvollen Trost. Er nannte ihnen die Welt einen geheiligten Tempel des Herrn, und sagte ihnen, daß jede gute That das schönste und gottwohlgefällige Gebet sei, und daß nicht die thatenlose Zerknirschung, sondern die stets thatkräftige Freudigkeit die beste Gottesverehrung sei. — Himmlischer Frieden zog ein in die Brust des jungen Priesters, der Trost, den er Andern hatte bringen wollen, er ward ihm selber zur segensvollen Beruhigung, und als er die Kanzel wieder verließ, war eine strahlende Ruhe über sein Antlitz ausgebreitet.

Die Messe war zu Ende, die Dienerschaft verließ die Kapelle, die Kerzen des Kronleuchters waren ausgelöscht, tiefes Dämmerlicht herrschte in dem heiligen Raum, an den Altären nur brannten die ewigen Lampen.

Emmy knieete im Beichtstuhl und flüsterte leise Gebete. — Der junge Priester stand noch am Hochaltar und blickte flehend, schwermuthsvoll zur heiligen Jungfrau empor. — Dann kreuzte er ergeben, demuthsvoll die Hände über der Brust und ging gesenkten Hauptes zum Beichtstuhl. Sein langes Kleid streifte im Vorübergehen Emmy's Gewand, er empfand es erbebend und sank ganz kraftlos in den Beichtstuhl nieder. — Eine tiefe feierliche Stille trat ein, nur

zuweilen hörte man einzelne leiſe geflüſterte Worte von Emmy's ſtillen Gebeten, oder einzelne, ſchmerzvolle Seufzer des jungen Prieſters. — Endlich fühlte er ſich wieder kräftig und ſtark; er ſchob die Klappe zurück und ſagte: Reden Sie, meine Tochter, ich bin bereit zu hören!

Emmy erhob ſich von ihren Knieen und flüſterte leiſe in das Ohr des Prieſters: ich habe zu Gott um Kraft gefleht, Ihnen heute mein ganzes Herz offenbaren zu können, damit ich von Ihnen, als dem Diener Gottes, Rath empfange und ſegensvollen Troſt!

Und Gott möge mich erleuchten, Ihnen ſolchen geben zu können! ſagte der Prieſter feierlich, und das junge Mädchen begann wieder: Sie wiſſen, daß meines Vaters Wille mich dem Baron Alfred von Wülfinden verlobte, und daß ich, obwohl damals noch ein Kind, ihm auf ſeinem Sterbebette geloben mußte, Alfred's Gattin zu werden!

Ich weiß es, flüſterte der Prieſter mit kummervollem Ton, dann ſetzte er gefaßter hinzu: Es war ein Glück für Sie, daß Ihr Herz dem Willen Ihres Vaters nicht widerſprach, denn geprieſen ſei Gott, daß Ihre Neigung nicht mit Ihrer Pflicht in Widerſtreit gerieth, und daß Ihr junges Herz ſich Dem in Liebe ergab, welchen Ihres Vaters Wille Ihnen zum Gatten beſtimmt.

Ja, ſagte das junge Mädchen zögernd, ich war ſehr glücklich, als ich fühlte, daß ich Alfred liebte. Es iſt ſo ſüß zu wiſſen, daß es eine zweite Seele giebt, die mit der unſern lebt, ein zweites Herz, das jedes Klopfen des unſern verſteht, jede unſerer Freuden theilt, es iſt ſo beglückend in allen ſeinen Schwächen geſchont, ja ſelbſt für ſeine Fehler noch Bewunderung zu erndten, ſich mit Aufmerkſamkeiten, mit Schmeicheleien umringt zu ſehen, man fühlt ſich inmitten aller

dieſer unverdienten Huldigungen ſo ſtolz und glücklich, und dann, — bedenken Sie auch, daß Alfred der Erſte war, der mir durch ſeine Liebe, ſeine Schmeichelworte, ſeine Bewunderung die Ueberzeugung gab, daß ich aufgehört habe ein Kind zu ſein, und in die Reihe der Erwachſenen eingetreten ſei. — Ich war eitel darauf, mein Vater, ſo jung ſchon den ſchönen jungen Alfred gefeſſelt zu haben, und dieſe Eitelkeit, ſie begünſtigte in meinem Herzen ſehr die keimende Liebe!

Sie klagen ſich härter an, als Sie es verdienen, ſagte der junge Prieſter ganz leiſe, damit Emmy das Zittern ſeiner Stimme nicht gewahre.

Nein, ſagte ſie ernſt, ich ſpreche nur die Wahrheit, und Gott iſt es, der mich hört! Laſſen Sie es mich auch zu meiner Entſchuldigung glauben, daß es nur Eitelkeit war, die mich über mein eigenes Herz täuſchte, denn wäre es nicht ſchlimmer, unendlich ſchlimmer, wenn es anders wäre?

Ich verſtehe Sie nicht! ſagte der Prieſter.

Sie werden mich bald verſtehen! flüſterte ſie beklommen. Sie wiſſen, wie lange Alfred und ich uns täglich ſahen, wie ſehr meine Mutter und meine Tante, Alfred's Mutter, dieſe gegenſeitige Zuneigung ihrer Kinder begünſtigten. Sie haben das Alles geſehen, und ich habe Ihnen jedes Geheimniß meines Herzens gebeichtet. — Ich war ſehr glücklich, als mir Alfred ſeine Liebe geſtand, und ich ſeine Braut ward vor aller Welt. Die ganze Zukunft erſchien mir in hellem Strahlenglanze, und mein Herz jauchzte jedem kommenden Tage entgegen. Ach, ich war damals ſehr glücklich!

Und ſind Sie es nicht jetzt noch? fragte der Prieſter leiſe.

Aber dieſes Gefühl des reinſten Glückes, fuhr ſie lebhafter, ohne ſeine Frage zu beachten, fort, dieſes

Gefühl, es verging so schnell, ich fühlte mich plötzlich ganz kleinmüthig, ganz zerdrückt. Ich weiß nicht, was es war, noch, wie es kam, aber es schien mir, als ob Alfred's Wesen sich mir plötzlich geändert habe, als ob ein erkältender Hauch über sein Herz dahingefahren sei und mich ihm entfremdet habe. Es war mir, als habe sich ein seltsames, unerklärliches Etwas zwischen uns gestellt, ich fühlte mich nicht mehr frei und leicht ihm gegenüber; meine Gedanken wollten nicht mehr für ihn auf die Lippen treten, ich mochte nicht mehr so rückhaltslos ihm meine Seele öffnen, wie ich es Ihnen thue, mein Vater! O, ich sagte immer zu mir selber: Er versteht mich nicht, und mit meinen kindischen Phantasieen und Träumen wird er nicht die Nachsicht haben wie sie Pater Joseph hat. Ich verbarg mein Herz vor ihm und lernte mich heiterer zeigen, als ich es war. Sonst hatte ich Alfred stets mit Ungeduld erwartet, jetzt fühlte ich mein Herz angstvoll sich zusammenziehen, wenn er kam, und einst, — o ich werde diesen Tag nie vergessen — Sie waren bei mir in meinem Zimmer, wir lasen zusammen in Dante's göttlicher Komödie. Da kam Alfred, und zum ersten Male empfand ich es, gleich einem Widerwillen in meinem Herzen, es war mir, als komme er, mich in meinem Glücke, in meiner Zufriedenheit zu stören, ich fühlte mich gelangweilt, beklommen in seiner Nähe, und wie ich in diesem Augenblick daran dachte, daß dieser Mann mein Gatte werden solle, da schrie Alles in mir: ich liebe ihn nicht mehr! Ich kann niemals seine Gattin werden! — Dies Gefühl, es ist geblieben, es ängstigt, es martert mich Nacht und Tag, es verfolgt mich im Wachen und im Schlafen! O, wie oft habe ich nicht zu Gott gefleht, mein Herz zu ändern, daß es freudig sein Geschick erfülle, wie oft habe ich nicht mit gerungenen Händen vor ihm auf

den Knieen gelegen und mit heißen Gebeten gesucht, diese Liebe wieder in mir wach zu rufen, zu welcher mein sterbender Vater mich einst gesegnet hat. Aber, was wollen Sie, das Gestorbene läßt sich nicht zu neuem Leben erwecken, und meine Liebe, sie ist gestorben!

Sie senkte trauervoll ihr Haupt auf ihre Brust und schwieg. — Und neben ihr, nur getrennt durch diese dünne Wand des Beichtstuhls, dicht neben ihr war der junge Priester, mit hochklopfendem Herzen, mit überströmenden Augen, seine Brust geschwellt von Gefühlen, die ihn der Worte, des Athems beraubten, seine ganze Gestalt erbebend in Schmerzen und Wonne zugleich. Welche Kämpfe, welche Schmerzen waren es nicht, die seine Brust durchwühlten, und ihm die Sprache raubten, daß er unfähig war, diesem armen Kinde neben ihm ein Wort des Trostes, der Beruhigung zu sagen! —

Sie antworten mir nicht, seufzte sie schmerzvoll nach langer Pause; ach, Sie zürnen mir, und ich weiß, dieses Alles ist sehr strafbar, sehr verachtungswürdig. Ich weiß, daß ich in Ihren Augen nur ein schwaches, leichtsinniges Mädchen bin, daß Sie mir zürnen werden um meine Wortbrüchigkeit. O, ich habe mir alles dieses so viel gesagt, ich habe mein Herz gemartert, um ihm einige Funken dieses Feuers abzugewinnen, das sonst in ihm glühte. Aber das Herz, mein Vater, ist so voll Geheimnisse und Räthsel! Wie kann es kommen, daß derselbe Mann, den ich doch einst zu lieben glaubte, und der unverändert vor mir steht, daß dieser Mann mich jetzt erbeben macht in unerklärlichem Zagen, daß mein Herz sich schmerzhaft zusammenzieht in seiner Nähe; und dennoch für ihn die wärmste Theilnahme, die reinste Neigung sich bewahrt hat. Ach man liebt noch lange mit seinem Gewissen, wenn man schon aufgehört hat, mit dem

Herzen zu lieben: und mein Gewiſſen, es mahnt mich alle Tage an die gebrochene Treue, an die beſchworene Pflicht! — Sie antworten mir noch immer nicht, mein Vater, Sie zürnen mir alſo ſehr?

Nein, ich höre Sie! ſagte er mühſam, und athmete hoch. Reden Sie weiter, weiter!

Was ſoll ich Ihnen noch ſagen? ſeufzte das junge Mädchen ſchmerzvoll, Sie kennen jetzt meine ganze Schuld, und ich höre es wohl, daß Sie mir zürnen. Aber dennoch, mein Vater, iſt es mir ein ſüßer Troſt, Ihnen mein Herz offenbart zu haben. Ach, ich habe es oft gefühlt, daß Sie beſſer von mir dachten, als ich es verdiente, und dies Gefühl war mir faſt ſchmerzvoller noch, als meine eigene Schuld. Und jetzt, mein Vater, was ſoll ich thun, wie ſollen ſich dieſe Wirrniſſe löſen, in denen mein Herz ſich verſtrickt hat? Soll ich als eine Meineidige vor Gottes Altar eine Liebe beſchwören, die ich nicht empfinde? Soll ich einen edlen Mann täuſchen, und ihm ein Glück verheißen, das ich ihm nicht bieten kann mit einem leeren unbefriedigten Herzen? Kann ich aber dem Willen meines Vaters dort oben mich widerſetzen, darf ich einen Schwur brechen, den ich in die Hand eines Sterbenden gethan? O, mein armer Kopf ſchwindelt, wenn ich mir dieſe Fragen vorlege, und keinen Ausweg finde aus dem Labyrinth meiner eigenen Zweifel. Sie, mein Vater, müſſen mir die Hand reichen, daß ich nicht falle; Sie müſſen mich das Rechte finden lehren, und mir die Straße zeigen, die ich gehen ſoll.

Sagen Sie mir nur dies, fragte Pater Joſeph bebend, ſagen Sie mir nur, ob eine neue Liebe dieſe erſte verdrängte, ob ihr Herz ſich nur Ihrem Verlobten abwandte, weil es in anderer Neigung ſich gefeſſelt fühlte?

Seine Lippe bebte, während er ſo ſprach, und ſeine

flammenden Augen schienen die Scheidewand durchbohren zu wollen, die ihn von Emmy trennte.

Diese seufzte schmerzvoll: oh, jetzt sehe ich wohl, daß Sie mich verachten, denn Sie glauben nicht mehr an meine Redlichkeit. — Könnte ich ein so schweres Geheimniß vor Gott verbergen wollen, durfte ich in der heiligen Beichte es Ihnen verschweigen? Und dann, Sie mögen mich schwach nennen, weil mein Herz in Liebe erkaltete; aber wäre ich nicht strafwürdiger noch, wenn ich aus Liebe zu einem Dritten gefehlt hätte? Nein, mein Vater, es ist keine fremde Liebe, die sich hindernd zwischen mir und Alfred erhoben hat, und ich wünsche und erflehe mir nichts, als in unbehinderter Stille, fern von allen Wünschen und allem Begehren, fern von der lauten Welt und ihren Freuden, in süßem Frieden in meinem Zimmer weilen zu dürfen, Niemand zu sehen, als Sie, um von Ihnen zu lernen, Ihnen jede Regung meiner Seele zu enthüllen.

Ein einziger Aufschrei des Entzückens, der unermeßlichen Wonne tönte von Pater Josephs Lippen.

Emmy fragte angstvoll: was ist Ihnen, mein Vater? Oh, mein Gott, Sie leiden — dieser Schrei —

Sie stürzte aus dem Beichtstuhl hervor und zu ihm hin; sein Antlitz war todesbleich, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und seine ganze Gestalt erbebte, wie im Fieberfrost.

Sie sind krank, rief Emmy zitternd und angstvoll.

Nein, es ist schon vorüber, sagte er, sich gewaltsam zusammenraffend. Ein augenblicklicher Schmerz, ein Schwindel, weiter nichts! Aber reden wir nicht von mir! Von Ihnen, Emmy, nur von Ihnen!

Er deutete schweigend mit der Hand nach dem von ihr verlassenen Platze hin. Emmy begab sich wieder in den Beichtstuhl, und knieete wieder neben der Klappe nieder.

Tiefe Stille trat ein. Der Prieſter lag auf ſeinen Knieen, und betete mit der Inbrunſt eines Verzweifelnden, als Emmy mit ihrer holden Stimme flüſterte: wollen Sie mir kein Wort des Troſtes ſagen?

Pater Joſeph richtete ſich gewaltſam empor. Er legte eine Hand auf ſein Herz, als wolle er deſſen krampfhaftes Zittern beſchwichtigen, dann ſagte er mit feſter Stimme: Der Troſt iſt in Ihnen ſelber! Dieſer Troſt, es iſt die Ueberwindung! Glauben Sie nur, meine Tochter, Niemand hienieden kann ſelig werden, ehe denn er ſich nicht gekreuzigt hat mit ſeinen eigenen Wünſchen, und durch Schmerzen ſich zum Paradieſe bereitet hat. Schmerzen ſind die läuternde Kraft, welche das Herz ſtählen, und wenn Sie Ihr Herz ſchwach nennen, Emmy, ſo laſſen Sie es erſtarken, indem Sie Sich ſelber überwinden. Geben Sie dieſer Schwäche nicht Raum, und erlauben Sie Ihrem Herzen nicht, den Mann von ſich ſtoßen zu wollen, den es vor wenigen Monden noch begehrte. Die Liebe iſt ein heiliges und ewiges Gut des Menſchen: wer will ſagen, daß ſie erſterben kann. Wenn ſie entſchlummert iſt, ſo erwecken Sie ſie wiederum mit der ganzen Kraft Ihres Weſens; wenn ſie klein geworden iſt in Ihnen, ſo machen Sie ſie wiederum groß durch die Ueberwindung Ihrer Schwäche. Gedenken Sie des Schwurs, den Sie Ihrem Vater geleiſtet, und fordern Sie von Ihrem Herzen, daß es dieſen Schwur erfülle! — Dies allein iſt der Weg zur Tugend, ich weiß keinen andern.

Er hatte ſich hoch aufgerichtet, während er ſo ſprach. Mit erhobenem Arm und einem Geſicht, das von himmliſcher Begeiſterung ſtrahlte, ſo ſtand er da, ein Sieger über ſich ſelber, denn in dieſer Stunde hatte er den ſchwerſten Kampf errungen, den Kampf der Pflicht gegen die eigenen Wünſche.

Es ist genug, flüsterte Emmy ergebungsvoll und muthig zugleich. Sie haben mir den Weg gezeigt, ich werde ihn gehen. Nur versprechen Sie mir, daß ich Sie immer an meiner Seite finde, daß Sie mich niemals verlassen wollen, daß Sie, wie bisher, meine Schmerzen und meine Freuden mit mir theilen, daß Sie mich niemals allein lassen wollen, denn ich bin allein, wenn Sie nicht bei mir sind! — Wollen Sie mir das versprechen?

Das will ich! Das will ich, so wahr ein Gott über uns ist! sagte Pater Joseph innig, und Emmy sah nicht die Thränen, die über seine Wangen rannen, noch die krampfhafte Angst, mit der er die Hände faltete.

So mag es denn sein, sagte sie matt. Ich werde mein Herz bezwingen und Alfred's Gattin werden! Wenn ich dies aber thue, so wissen Sie wohl, daß ich zugleich mich bestreben werde, nicht blos eine treue, sondern auch eine liebende Gattin zu sein! Ich danke Ihnen für Ihren Beistand, und, bei Gott, Sie sollen mit mir zufrieden sein! Leben Sie wohl! Ich gehe auf mein Zimmer, um an Alles zu denken, was Sie mir gesagt haben.

Mit gesenktem Haupte verließ sie den Beichtstuhl und ging langsam seufzend durch die Kapelle. Pater Joseph hatte ihr nichts erwiedern können; es war, als ob er erstarrt sei vor Schmerz und Qual, und nur tiefes Stöhnen und Aechzen kam aus seiner Brust hervor. Dann aber, nach einer langen Pause, sprang er auf, und eilte zu einem der Nebenaltäre, und kniete nieder vor dem Muttergottesbilde, das mit seligem Lächeln zu ihm niederschaute.

Heilige Mutter, betete er mit lauter, inbrünstiger Stimme, erbarme Dich meiner! Lehre mich die irdische Liebe ertödten! Lehre mich entsagen, und Gott allein mein Herz dahingeben!

Neue Lebenspläne.

Fürst Alexiew hatte mit der Gräfin Marsilla den Plan gefaßt, zu entfliehen. Ein Ereigniß war eingetreten, das die Gräfin zwang, den Blicken ihres Gemahls sich zu entziehen und seinem Begegnen auszuweichen. Sie hatte ein Gefühl, als würde sie vor Scham und Reue todt zu seinen Füßen niederstürzen, wenn ihr Gemahl, der sie geliebt mit einer so edlen, vertrauensvollen Liebe, jetzt bei seiner Heimkehr an ihrer Gestalt erkennen mußte, daß sie ihn betrogen, ihre heiligsten Pflichten an eine verbrecherische Liebe verrathen hatte. Deshalb hatte sie von dem Fürsten als ein Zeichen seiner Liebe begehrt, daß er mit ihr entfliehe, und Fürst Alexiew war bereit gewesen, ihren Wunsch zu erfüllen.

Die Vorbereitungen zu dieser großen Reise und Flucht waren alle vollendet, es fehlten nur noch die nöthigen Gelder und Wechselbriefe, deren Beschaffung des Fürsten Geschäftsführer in kürzester Zeit versprochen. In den Zimmern des Fürsten lagen Gegenstände aller Art umher; da waren eiserne, portative Bettstellen und zusammengerollte Luftbetten neben allerlei Hausgeräth, Stoffe von schwerer Seide, Teppiche, Waffen, Bücher und Karten, Alles in buntem Durcheinander.

Der Fürſt ging in wohlbehaglichem Schauen durch alle dieſe Gemächer und freute ſich der getroffenen Auswahl und der Zukunft. — Dies Alles laſſen wir nach Hamburg befördern und dort zu Schiffe bringen, ſagte er, während wir ſelbſt voranreiſen und auf dem kürzeſten Wege unſer Ziel erreichen. In Neu-York erwarten wir unſere Effecten, und dann wird ſich ſchon ein Stückchen Paradies finden, das dieſes neue glückſelige erſte Menſchenpaar aufnehmen kann. Bah, es wird aber ein Paradies eigener Art ſein. Adam und Eva konnten nur ſo lange darin wohnen, als ſie im Zuſtande der Unſchuld waren, uns aber ſoll es aufnehmen, weil wir unſere Unſchuld und unſern Frieden verloren; jenes erſte Menſchenpaar ward aus dem Paradieſe verſtoßen, weil es vom Baume der Erkenntniß gegeſſen, wird es ſich uns öffnen, uns, die wir überſättigt ſind von dieſer Frucht, und uns nichts ſuchen möchten, als Vergeſſen und Ruhe, uns, denen die Natur der Lethetrank ſein ſoll, der uns unſere Erinnerungen ertödtet? —

Ah, ich fürchte zuweilen, ſagte er müde, und ließ ſich erſchöpft in die Polſter eines Divans gleiten, ja, ich fürchte zuweilen, daß auch dieſer neue Plan, der mir anfangs ſo köſtlich ſchien, nichts weiter iſt, als eine Illuſion, mit der wir uns zu täuſchen ſuchen über unſere eigene Rathloſigkeit, und unſere geiſtige Bedrängniß. Ich fürchte, daß die Erinnerungen an dieſe Welt, der wir entflohen, uns überall hin folgen, daß ſie uns umſchwirren werden, und daß ſie quäleriſchen Geſpenſtern gleich in jeden Becher der Freude einen Tropfen Gift uns ſenken werden! — Es gehört eine unendliche Gemüthstiefe und Geiſteskraft dazu, um ſolche Einſamkeit zu bemeiſtern und auf dem Grunde dieſes tiefen, unbewegten Meeres der Stille das reiche, wogende und pulſirende Leben zu entdecken. Aber mein Gemüth

ist verdorrt, und meine Geisteskraft ist matt geworden! Ich fürchte, ich bin in mir zu alt, um mich zu so neuem Dasein zu verjüngen, und wieder auch zu jung, um der Welt ganz entbehren zu können! Ah, es ist etwas Dämonisches um diese Welt! Wir verachten sie, und mögen sie doch nicht missen, sie widert uns an, und doch hoffen wir in nimmer rastender Geschäftigkeit ihr irgend eine neue Freude, ein neues Glück zu entreißen! Ah, was gäbe ich nicht darum, irgend ein neues, pikantes Mittel der Zerstreuung zu finden, irgend eine neue Quelle der Lust mir sprudeln zu lassen! Aber es ist Alles umsonst, ich habe den Becher der Lebensfreuden bis auf die Hefe geleert, und was übrig geblieben, ist nichts als Langeweile und Erschlaffung!

Er lehnte sich matt in die Kissen zurück, und starrte gedankenlos, in völliger Erschöpfung, zur Decke empor.

Mein Gott, seufzte er dann aufspringend, wie bleiern schwer rückt doch die Zeit vorwärts, die Stunden haften sich mit Centnergewicht an meine Füße. Ach, was kann ich thun, damit sie wieder ihre Schwingen heben und mich aufwärts tragen! Lesen? Bah, ich habe schon so Vieles gelesen, und mehr erlebt, als alle diese Bücher enthalten! Studiren? Das wäre vielleicht eine Rettung! Aber ich habe es versucht, es ist zu spät! Mein Geist vermag sich nicht mehr zu solchem Ernst zu concentriren! Die Freude aufsuchen und das Vergnügen? Wo kann ich es finden, wo soll ich es suchen, und wo giebt es ein Vergnügen, von dem ich nicht schon übersättigt, eine Freude, die ich nicht zum Uebermaß genossen hätte?

Er ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab, und blieb dann lächelnd vor diesen aufgehäuften, zur Reise bestimmten Gegenständen stehen.

Nun, sagte er, dies mindestens war doch ein neues

Mittel der Zerſtreuung, und jedenfalls iſt es ungewöhnlich, vor der Langweiligkeit der Welt in den Urwald zu flüchten! Eh bien, wir werden es verſuchen! Dieſelbe Straße, die uns hingeführt, kann uns auch zurückführen! In jedem Falle danke ich doch dieſem Plane die Zerſtreuung und Erheiterung der verfloſſenen acht Tage. Und das iſt ſchon viel gewonnen!

Vielleicht wär's beſſer, ſich damit zufrieden zu geben, fuhr er nach einer Pauſe fort. Es könnte leicht ſehr langweilig werden, immer mit Aurelia zuſammen zu ſein. Mein Gott, ſie liebt mich ſo ſehr, zu ſehr, möchte ich ſagen, und zudem iſt ihr Gemahl mein guter Freund, und es iſt eigentlich Unrecht ihn ſo zu betrügen. Ja, ja, es iſt Unrecht, und ich will wieder gut machen. Ich will dem Grafen Marſilla nicht ſein köſtlichſtes Kleinod, ſeine Frau entführen. Nein, nein, ich habe genug geſündigt in meinem Leben, und ich will wieder gut machen. — Ach mir iſt heute ſo himmliſch weich und ſchwärmeriſch zu Muth! Ich möchte einmal eine gute That thun! Ja, ich will mein Herz überwinden, ich will Aurelia aufgeben, ihr entſagen!

Eben that ſich die Thür auf, und der eintretende Diener meldete, daß draußen eine verſchleierte Dame ſei, die den Fürſten dringend zu ſprechen begehre.

Ach, der Himmel ſelbſt kommt meinen frommen Vorſätzen entgegen, ſagte der Fürſt leiſe vor ſich hin, es iſt Aurelia, Niemand Anderes!

Er eilte ihr entgegen, und führte ſie in ſein Boudoir und befahl dem Diener hinaus zu gehen, und Niemand ſonſt hier eintreten zu laſſen.

Und jetzt, meine theuerſte Aurelia, wandte er ſich dann an die Gräfin, die ihren Schleier zurückgeworfen und ihr bleiches ſchmerzvolles Antlitz ihm zugewandt hatte, jetzt heiße ich Sie von ganzer Seele und von ganzem Herzen willkommen!

Er nahm ihre kalte, zitternde Hand, und drückte sie an seine Lippen, und geleitete Aurelia dann zu dem Divan hin, auf dem er neben ihr Platz nahm. Er wollte seinen Arm um ihre Taille legen, aber sie wehrte ihn fast unsanft zurück, und ihn mit scharfen durchbohrenden Blicken ansehend, fragte sie: wann reisen wir?

Ist es, um mich dies zu fragen, daß Sie hieher gekommen sind, Madonna? fragte er lächelnd.

Ja, rief sie erglühend, deshalb bin ich hier. Ich muß endlich klar sehen, ich muß endlich Gewißheit haben, ob Sie mir treu sind, oder ob diese fürchterlichen Dinge, welche man mir von Ihnen zuflüstert, die Wahrheit enthalten.

Und was sind das für fürchterliche Dinge, die man Ihnen über mich zuzuflüstern wagt? fragte der Fürst mit einem verächtlichen Lächeln.

Man erzählt mir, daß Sie mir nicht treu sind, Alexiew? sagte sie, ihn scharf fixirend.

Er zuckte leicht die Achseln. Ich liebe Sie, sagte er, was kümmert Sie das Uebrige. Wer hier in Berlin ist so schön, daß ich darüber meine Aurelia vergessen könnte?

Sie weichen mir aus, rief sie glühend. Wenn nicht hier in Berlin eine Nebenbuhlerin ist, so ist sie vielleicht anderswo!

Was wollen Sie damit sagen? fragte er hastig.

Ich will damit sagen, daß man mir eine Geschichte erzählt hat, die freilich nicht hier in Berlin spielt, in der aber der Fürst Alexiew die Hauptrolle spielt. Die Geschichte eines schönen jungen Mädchens, welche der Fürst liebte, deren Gegenliebe er sich zu erlangen gewußt, und der er die Ehe versprochen.

Nun, und was weiter? fragte er gelassen.

Ich will Ihnen sagen, was weiter geschah, rief sie

erglühend. Das junge Mädchen vertraute ihm grenzenlos, denn sie liebte ihn leidenschaftlich, und er sollte ja in wenigen Monaten ihr Gemahl werden. Sie vertrauete ihm, wie ich Ihnen vertraut habe, sie glaubte seinen Schwüren unwandelbarer Liebe und Treue, wie ich Ihnen geglaubt habe. Aber auf einmal, nachdem dieses Verhältniß seit einem Jahre fast gedauert hatte, und mit jedem Tage an Liebe und Leidenschaft zu wachsen schien, auf einmal, einige Wochen vor dem zur Vermählung festgesetzten Tage verschwand der Fürst. Für seine unglückliche Braut aber hatte er ein Briefchen zurückgelassen, in welchen er mit dürren Worten erklärte: er werde sie niemals heirathen, denn sie habe durch ihr Betragen gegen ihn seine Achtung eingebüßt. Die Entehrte könne niemals seine legitime Gemahlin werden, und er sage sich deshalb von ihr los für immerdar. Das junge Mädchen, seine Braut —

Mädchen? Braut? fragte der Fürst spöttisch. Nannten Sie sie nicht eben eine Entehrte?

Sie konnte vielleicht von der Welt so genannt werden, Fürst, niemals aber von Ihm, dem sie ihre Ehre geopfert hatte.

Ach, ich danke für die gütige Belehrung! Und was geschah weiter mit der unschuldigen Schuldigen?

Es geschah, Fürst, sagte die Gräfin mit feierlicher Stimme, es geschah, daß das arme verrathene, verlassene junge Mädchen von tödtlicher Krankheit befallen, Wochen lang in wilden Fieberphantasieen darniederlag. Dann, kaum genesen, gebar sie ein Kind, das schon vor der Geburt eine vaterlose Waise gewesen. Dies Bewußtsein, und ihre eigene unverschuldete Schmach trieb das arme Mädchen zur Verzweiflung und in der Raserei ihres Schmerzes tödtete sie das Kind, das sie so eben geboren. Dann ging sie, und gab sich selbst den Gerichten als die Mörderin an. Denn sie war

des Lebens satt, und wollte sterben. Aber das Gericht versagte ihr diesen Wunsch. Man verurtheilte sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft, und führte sie in das Zuchthaus. Eines Tages aber war sie aus demselben verschwunden, und man sagt, der Fürst Alexiew habe, von Gewissensbissen getrieben, das arme Mädchen retten wollen, die aus Verzweiflung um ihn zur Mörderin geworden, und ihre Flucht ermöglicht. Genug, das Mädchen ward befreit, und soll sich jetzt, wieder mit ihrem frühern Geliebten versöhnt, bei ihm in seinem Hause befinden. Fürst Alexiew von Pomowsky, enthält diese Geschichte Wahrheit?

Ja, meine theure Aurelia, sie enthält Wahrheit bis auf den Schluß. Die romantische Mörderin befindet sich nicht bei mir!

Aber Sie waren es, der sie befreien ließ? rief die Gräfin flammend vor Eifersucht. Sie haben, während Sie zu meinen Füßen lagen, und schwuren, daß Sie mich, mich allein liebten, ein anderes Weib geliebt, haben sie aus dem Kerker erlöst, um sie zu besitzen, um —

Nein, Aurelia, um sie zu retten, sagte der Fürst ernst, denn ich war Schuld an ihrem Elend. Es ist wahr, ich liebte sie nicht mehr, seit ich sie nicht mehr als die keusche Jungfrau, die ich in ihr angebetet, hochachten konnte, aber ich wollte nicht, daß der bleiche Schatten der Gefangenen mir immer und immer wieder meine schönsten Festtagsstunden verdüstere. Ich wollte sie befreien, um mich von der Erinnerung an sie zu befreien. Das ist das einzige Interesse, welches ich noch an ihr habe, glauben Sie es mir!

Nein, ich glaube es Ihnen nicht, rief Aurelia außer sich. Sie haben das schöne Mädchen zu sich zurück gerufen, weil Ihre Liebe zu ihr wieder neu erwacht ist, und weil Sie jetzt auch mich nicht mehr lieben,

da Sie, oh Gott, Gott, daß ich es ſagen muß, da Sie auch mich nicht mehr hochachten können. Sie wollen mich verlaſſen, ich fühle es, ich weiß es. Sie mit mir entfliehen? Es iſt eine Lüge! Sie mich lieben? Es iſt eine Lüge, denn Sie lieben die gerettete Mörderin, Sie lieben die Baronin Elmenreich, und endlich lieben Sie die kleine Tänzerin, der Ihr Diener nachſchleichen muß.

Oh, Sie laſſen mich alſo überall ausſpioniren? rief der Fürſt zornig. Sie wollen alſo durchaus es zu einem Eclat, zu einer Entſcheidung bringen? Nun wohl, ſei es denn! Ich habe Sie geliebt, und Sie haben mich dafür gemartert mit Ihrer Eiferſucht. Ich habe in Liebe zu Ihnen dieſe Qual ertragen, aber meine Geduld iſt am Ende. Jetzt will ich Ihnen die Wahrheit ſagen.

Und ſie mit flammenden Blicken anſchauend, ſprach er nun zu ihr. Seine Worte waren voll bittern Hohns, voll ſchneidender Ironie, und jedes dieſer Worte traf wie ein Schwert Aureliens armes Herz und machte ſie erbeben vor Qual und Weh. — Er hatte kein Mitleid mit ihren Thränen und ihrer Pein, ſeine Heftigkeit ſteigerte ſich mit ſeinen Worten, er fühlte ſich wie ein Sclave, dem es endlich gelungen, die Feſſeln der Knechtſchaft abzuwerfen, und der nun der erſten Stunde ſeiner Freiheit genießt mit übermüthiger grauſamer Luſt. Keine Rückſicht, keine Schonung feſſelte ihn mehr, und in wildem Zorn überſtürzte er ſie mit Vorwürfen und Klagen, nannte er ihre Eiferſucht den wilden Dämon, welchem es endlich gelungen, die Liebe zu ihr in ſeinem Herzen zu ertödten. — Aurelia ſchrie laut auf bei dieſem Wort, ſie erhob ſich mit der letzten Kraft einer zum Tode Gemarterten, ſie war es jetzt, die den Fürſten mit Vorwürfen und Klagen überhäufte, die ſich auf ewig losſagte von dem

Treuloſen, der ihres Lebens und ihres Glückes ärgſter und unverſöhnlichſter Feind ſei.

Wenn es ſo iſt, ſagte er kalt, ſo haben wir uns Beide nichts mehr zu ſagen, ſo iſt jedes weitere Wort überflüſſig, und ich habe die gnädige Gräfin nur noch um die Gunſt zu bitten, daß ich ſie zu ihrem Wagen geleiten darf.

Aurelia erſchrak innerlich, ſie wußte gar nicht, was ſie geſagt, womit ſie ihn verletzt in ihrer ſtürmiſchen Heftigkeit. Diesmal aber ſiegte ihr weiblicher Stolz über ihre Liebe, ſie nahm ſchweigend den dargereichten Arm des Fürſten und ließ ſich von ihm bis zur Treppe geleiten.

Aber ſeine kalten und höflichen Abſchiedsworte vermochte ſie nicht zu erwiedern; athemlos, kaum ihrer Sinne mächtig, eilte ſie die Treppe hinunter, flog ſie zu ihrem Wagen, der in der nächſten Straße ihrer harrte. Es brauſte vor ihren Ohren, es ſchwindelte vor ihren Augen; ſie wußte kaum, was geſchehen; es war ihr nur, als ob ein Blitz ſie getroffen und ihr das Bewußtſein, die Beſinnung geraubt.

Als der Wagen vor ihrem Hauſe hielt und die Diener herbeieilten, den Schlag zu öffnen, lag die Gräfin ohnmächtig, bleich und beſinnungslos da. Die erſchreckten Diener riefen die Geſellſchafterin und die Kammerfrau. Man trug die Gräfin in ihre Gemächer, und erſt nach langem Bemühen gelang es, ſie wieder zum Leben zu erwecken.

Gelobt ſei Gott! ſagte die Geſellſchaftsdame, unſre theure Gräfin iſt uns wiedergegeben. Oh, nun iſt Alles wieder gut; und hoffentlich wird der Arzt gleich hier ſein, Ihnen eine beruhigende Arzenei zu verſchreiben.

Der Arzt! rief Aurelia, ſich emporrichtend. Sie haben nach dem Arzt geſchickt? — Und als das Mäd-

chen dieſe Frage bejahete, ſagte Aurelia heftig: ich will keinen Arzt, ich werde ihn nicht empfangen, niemals, niemals!

Aber es iſt Ihr Hausarzt! ſagte die Geſellſchafterin erſtaunt, derſelbe, zu dem Frau Gräfin ſonſt immer ſo großes Zutrauen gehabt!

Aber ich habe alles Zutrauen verloren, rief Aurelia heftig. Ich will keinen Arzt mehr ſehen! Niemals wieder!

Aber Frau Gräfin ſind krank, Sie leiden, und wenn der Herr Graf zurückkehrt, wird er uns Vorwürfe machen, daß wir nicht beſſer für Sie beſorgt geweſen.

Ich bin nicht krank! Ich leide gar nicht! ſagte Aurelia aufſtehend und alle ihre Kraft zuſammennehmend. Sie ſehen es ja, daß ich ganz wohl und ganz heiter bin.

Ihre Füße zitterten, daß ſie ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, aber ſie bezwang ihre Schwäche und ging anſcheinend kräftig im Gemache auf und ab.

Daß Sie mir keinen Arzt bringen! ſagte ſie dann und zwang ſich zu lächeln. Ich habe heute einmal wieder eine meiner Launen, und ich würde dieſem Arzte keine einzige Sylbe auf alle ſeine Fragen erwiedern.

Aber was ſollen wir ihm ſagen, wenn er kommt?

Daß ich nicht mehr zu Hauſe, daß ich ausgefahren ſei, Alles, was Sie wollen! Und jetzt laſſen Sie mich! Ich will in mein Boudoir gehen und Briefe ſchreiben, Niemand ſoll mich ſtören!

Sie grüßte freundlich und ſchritt leicht und lächelnd durch die Gemächer. Als ſich aber die Thür des Boudoirs hinter ihr ſchloß, als ſie allein war und Niemand ſie mehr ſehen und beobachten konnte, da erſtarb das Lächeln auf ihren Lippen und ſie ſank ganz erſchöpft, ganz zerbrochen zuſammen. — Aber noch

einmal raffte sie sich wieder auf und verriegelte die beiden Thüren, die in dies kleine Zimmer führten, damit Niemand sie sehen, Niemand zu ihr gelangen könne. — Dann fühlte sie wieder ihre Sinne schwinden und ächzte matt: Gott sei mir gnädig! Ich hoffe, daß ich jetzt sterben werde!

Der Fürst indessen kehrte in sein Cabinet zurück, und ging lange, die Arme ineinander geschlagen, sinnend in demselben auf und ab.

Wunderbar, sagte er leise vor sich hin, mein ganzes Herz bebt, wenn ich an diese längst verklungene Geschichte der armen Julia gedenke, und fast ist es mir, als rege sich da etwas in mir, wie Gewissensbisse. Ja, ich habe Unrecht an ihr gehandelt, ich habe sie verkannt, sie hat mich wahrhaft geliebt, und meine Treulosigkeit hat sie zur Verzweiflung getrieben. Aber ich wollte ja wieder gut machen, es war ja mein ernster Wille. Es gelang mir nach unsäglichen Schwierigkeiten, sie zu befreien. Sie sollte hier bei mir in meinem Hause eine sichere Freistätte finden gegen ihre Verfolger. Vielleicht wollte ich mehr noch sein, als ihr Beschützer, vielleicht wollte ich wieder gut machen, vielleicht sogar hätte ich sie zu meiner Gemahlin erhoben, um von Aureliens Eifersucht befreit zu werden. Aber sie, sie, Julia hat all mein Wollen umgeworfen. Sie ist dem Menschen, der sie zu mir herführen sollte, entflohen, und ich weiß nicht, wo ich sie zu suchen habe, wo — Ha, Paulowitsch, was willst Du? fragte er den eintretenden Kammerdiener.

Ich wollte Ew. Durchlaucht nur melden, daß mir der Jäger Jean die Adresse der jungen Tänzerin gegegeben, die neulich im Ballet Eurer Durchlaucht durch ihre Schönheit aufgefallen ist.

Ah, Du hast die Adresse, sagte der Fürst lebhaft. Nun, was ist's mit ihr?

Sie ist die Tochter einer liederlichen alten Sängerin, oder Schauspielerin, welche von der aufblühenden Schönheit ihrer Tochter den möglichsten Gewinn ziehen möchte.

Armes Kind, so jung noch und schon dem Laster verfallen, sagte der Fürst mit einem weichen, schwermuthsvollen Ton, der Paulowitsch die Augen weit aufreißen ließ vor Erstaunen.

Geh zu ihr, fuhr der Fürst nach einer Pause fort. Handle mit diesem scheußlichen Weibe, die ihr eignes Kind verkuppeln will, mache das Mädchen um jeden Preis von der Alten los, und führe sie mir her. Nur laß es vor der Mutter ein Geheimniß sein, wohin Du das Kind führst, damit die Mutter nicht etwa hierher kommt. Du weißt, ich verabscheue die alten Weiber.

Ich werde mich bemühen, die Befehle Eurer Durchlaucht noch heute auszuführen, sagte Paulowitsch, leise auf den Fußspitzen hinaus schleichend.

Er denkt Schlimmes von mir, sagte der Fürst, ihm mit einem schwermuthsvollen Lächeln nachschauend, aber ich habe Gutes im Sinn! Die Erinnerung an Julia beunruhigt meine Seele! Ich möchte der Vergangenheit ein Sühnopfer darbringen. Seele für Seele! Ich habe eine Seele in's Verderben gestürzt, ich will eine andere retten! Julia ist durch mich der Schuld und dem Unglück verfallen. Dafür soll diese kleine Tänzerin durch mich ihre Unschuld und ihr Glück gesichert sehen! Ja, beim ewigen Gott, ich will das arme Kind retten, ich will sie heilig halten, wie meine Schwester. Sie möge dereinst, wenn Julia mich da oben verklagt, bei Gott für mich bitten.

Und während der Fürst das dachte, begab sich sein vertrauter Kammerdiener Paulowitsch hinaus in die Familienhäuser und begehrte eine Unterredung mit der alten Sängerin.

Die Kinder des Ballets.

Der Hunger, das ist der teuflische, nimmer rastende, nimmer Ruhe gewährende Dämon, welcher die Armen verfolgt, welcher sie in Verbrechen und Schande, in Tod und Verzweiflung jagt. — Der Hunger ist es, der die Tochter der Armuth um ihre Ehre, die Mutter der Armuth um ihre Mutterliebe bringt! Der Hunger jagt die kleinen hülflosen Kinder in die Fabriken, oder verleitet die Mütter, ihre Kleinen einem noch ärgeren Geschick Preis zu geben, als die Armuth und die Noth es ist, einem Geschick, ganz dazu geeignet, die edelsten Blüthen des Gemüthes, die Scham und die Bescheidenheit, das Gefühl für Schicklichkeit und die Scheu vor der gaffenden Menge schon in den zartesten Knospen zu ersticken, und sie der Unwissenheit und Eitelkeit mit all' ihren entsetzlichen Folgen zu überliefern. Dieses Geschick, das den Kindern der Armuth von ihren Müttern vorbehalten ist, und das selbst noch schlimmer ist, als die zehnstündige Arbeit der Kinder in den Fabriken: es ist das Geschick der Kinder, welche von ihren Eltern zur Bühne geführt werden, um von frühester Jugend an auf den Brettern zu stehen und mitzuwirken in den Balleten, welche dem erstaunten

Publikum die kindlichen Freuden der Feenmährchen zur Wirklichkeit und Anschauung bringen. Durch diese Ballete werden alljährlich Hunderte von Kindern moralisch verderbt, — und diese Kinder, die zugleich Armuth und Noth und Prunk und Luxus täglich an sich vorübergehen sehen, die Morgens Hunger und Entbehrung zu ertragen haben, und Abends ihre kleinen zitternden Glieder in goldgestickte Kleider und prunkende Festgewänder hüllen; sie lernen bald diesen Prunk und Tand, diesen Flitterstaat der äußeren Erscheinung für das einzig begehrenswerthe Ziel erkennen, und in ihrer müßiggängerischen Thätigkeit lernen sie die Arbeit verachten und den geregelten Fleiß, weil ihre nichtsthuerische Beschäftigung, das Preisgeben ihrer Persönlichkeit ihnen ebenso viel Geld verdient, als dem fleißigen Arbeiter seine rastlose Thätigkeit. Diese Kinder, mit welchen das Ballet sich recrutirt, es sind gemiethete Tagelöhner, nicht angestellte, von dem Institute des Theaters erhaltene Beamte, es sind Söldlinge, die man bezahlt nach jeder Schlacht, der sie beigewohnt haben, und die in der Zwischenzeit verhungern oder verderben können, ohne daß eine helfende Hand sich ihnen darbietet, um sie zu erretten und aufzurichten. — Das kleine Mädchen, welches heute Abend in dem bekannten Ballet „der Polterabend" in den brokatenen Gewändern einer kleinen Königin einherstolzirt und vom Publikum applaudirt wird wegen ihrer kleinen Gestalt und ihrem niedlichen Gesicht, sie schlüpft, wenn ihre Rolle beendet ist, hinein in die Garderobe, um die königlichen Gewänder abzulegen nnd sich in die dürftigen, schmucklosen Kleider, die ihr Eigen sind, zu hüllen, und dann wird sie eilen, um hinunter zu kommen zum Ballet-Diener im königlichen Schauspielhause. Dort steht dieser fröhlich blickende, wohlgenährte Mann, umringt von Kindern.

Was wollen alle diese kleinen, bleichen, hungrigen, kränklich blickenden Kinder mit den altklugen Gesichtern? Was wollen sie anders, als Geld, Geld für die Vorstellung dieses Abends, Geld, um der Königin und dem Ritter, dem Genius und dem Teufel, welches Alles sie heute vorgestellt, und welche morgen nichts weiter sind, als die hungernden Kinder armer Leute, um diesen dann ein Stückchen Brod zu verschaffen, und vielleicht einen Rock für die frierenden Glieder. Jeder Abend, wo diese gemietheten Kinder beschäftigt werden, bringt den Kindern sechszehn Groschen, aber die Noth und das Bedürfniß gestattet den Kindern nicht, die gesetzliche monatliche Auszahlung dieses Lohnes abzuwarten, jeder verdiente Groschen muß eine Hülfe sein für den nächsten Tag, und wie kann man also wochenlang warten sollen auf diese wenigen Thaler, welche die Kinder sich verdienten? Ist es nicht schön von dem Manne, daß er sich dieser Armen erbarmt, daß er ihnen aus seiner Tasche den Lohn für jede Vorstellung ausbezahlt und so ihrem täglichen Bedürfniß zu Hülfe kommt? Daß er den Kindern von jedem Thaler, den sie sich erworben, zwei Groschen abzieht, daß er aus dieser Gefälligkeit sich eine Revenue gemacht hat und die Angst und Noth, die Qual und Plage der Kleinen ihm eine nicht unbedeutende Jahresrente tragen muß, das wird man gerecht finden, wenn man erwägt, daß Niemand gezwungen ist, von dieser Gefälligkeit Gebrauch zu machen, und daß Jeder, dem es beliebt, warten kann, bis der Monat beendet und die königliche Kasse ihnen unverkürzt und ohne Zins den verdienten Thaler zahlt. Aber es giebt einige glückliche, bevorzugte Kinder, denen ein Balletabend noch mehr einträgt, als diese gesetzlichen sechszehn Groschen, Kinder, die leicht und klein genug sind, um als Genien in der Luft zu flat-

tern und der Gefahr sich auszusetzen, daß einer dieser Stricke reißt und sie dann aus der Luft herniederfallen, trotz ihrer an den Schultern befestigten Flügel, um mit zerschellten Gliedern diesen kurzen Icarusflug zu bezahlen. Solchen glücklichen, bevorzugten Kindern legt man einen eisernen breiten Gürtel um den Leib, an dem hinten Haken befestigt sind, und durch diese zieht man die Stricke, an denen sie emporgezogen werden. Der eiserne Gürtel, der sie hält und trägt, er drückt sich fest auf ihre Brust, auf ihren Leib, er macht ihnen Schmerzen, empfindliche Schmerzen, aber die kleinen Kindergenien flattern mit graziösen Bewegungen weiter, und wie auch der eiserne Gürtel drückt und preßt, sie lächeln und lächeln, denn man hat es ihnen also befohlen, man hat ihnen gesagt, daß die Engel des Himmels immer lächeln in unaussprechlicher Wonne, und sie müssen jetzt trotz der Gefahr, mit der jeder knarrende Strick sie bedroht, doch lächeln, wie die Engel des Himmels in unaussprechlicher Wonne. Für diese Angst und diese Schmerzen, für die Gefahr dieses Fluges zahlt man ihnen einen Thaler extra, und die Kinder freuen sich sehr, denn sie bekommen mehr Geld, und sie vergessen gern ihre Schmerzen und ihre Angst, weil sie schon gelernt haben, diesen blinkenden Götzen des Tages, welcher das Geld ist, anzubeten als den allmächtigen, sorgenstillenden, freudengebenden Herrscher der Welt und ihrer selbst. Und die Eltern dieser Kinder, sie freuen sich doppelt dieses Glücks, denn einmal bringt es ihnen Geld, wenn ihre Kinder fliegen, und zweitens ist es eine Ersparniß, da diese Kleinen am Tage nach solchem Fluge, noch beschwert von dem schmerzenden Druck des Reifens auf ihren Magen, kaum im Stande sind, etwas zu genießen, und daher ihre Eltern nicht plagen werden um Brod um Fleisch. Und wie die Eltern, freut sich

auch das Publikum dieser fliegenden Genien, und je mehr deren flattern in der Luft, desto freudiger applaudirt die gaffende Menge, und die Kinder lächeln und lächeln, denn sie wissen es ja, daß sie Engel sind und daß die Engel des Himmels immer lächeln in unaussprechlicher Wonne. Zuweilen auch, wenn sie in der starren Winterkälte im leichten Tricot und dem durchsichtigen Gewande als lächelnde Engel über die Bühne schweben, zittern und beben sie vor Frost, und aus irgend einer geöffneten Luke dringt eine scharfe, schneidende Winterkälte auf die von Angst und Aufregung erhitzten Kleinen und macht ihnen Schmerzen in den Augen, und in den Ohren, aber Engel haben keine Schmerzen, keinen Ohrenzwang und kein Zahnweh, die Engel können lächeln, wie auch die armen Menschenkinder am andern Tage dafür büßen müssen an ihrem kleinen armen Kopf und ihren schmerzenden Gliedern.

Das sind die physischen Leiden, mit welchen diese kleinen Sprößlinge des Ballets bedroht sind, aber es giebt nun noch das höhere geistige Unheil, das sie unrettbar umgarnt, das sie dem Verderben entgegenführt. — Unsere Philantropen und Politiker haben viel gesprochen von dem Elend der Kinder, welche in den Fabriken arbeiten, von der moralischen Verderbniß dieser Kleinen, die umherkriechen zwischen den Maschinen und den sich drehenden Rädern, und bei zehnstündiger Arbeit an ihrem Geiste verwahrlost, an ihrem Gemüthe verdumpft und verderbt werden. Niemand hat daran gedacht, diese Kinder, welche dem Ballet angehören, zu beklagen oder sich für sie zu verwenden. Vielleicht ist ihre Zahl kleiner, aber ihr Unglück und ihre Noth ist noch größer. Für die Kinder der Fabriken richtet man Sonntags- und Abendschulen ein; wer hat daran gedacht, solche zu errichten für die Kinder

des Ballets; wer sorgt dafür, daß der Geist dieser Kleinen auf andere Dinge gerichtet werde, als auf die Frivolitäten und den glänzenden Prunk des Theaters? Wer denkt daran, daß man ihnen Zeit gönnen muß zu nützlicher Thätigkeit, zur Schule, zum Lernen? Niemand! Und mag die Schuldeputation der Stadt immerhin bemüht sein, alle Eltern anzuhalten, daß ihre Kinder eine Schule besuchen; die Kinder des Ballets werden von ihren Angehörigen einer Schule einverleibt werden, man wird bezahlen für die Schulzeit, man wird den Behörden die Quittung zeigen, und die Kinder werden dennoch diese Schule nicht besuchen, denn ihr Dienst erlaubt es ihnen nicht. Sie müssen zu jeder Stunde bereit sein für ihren Dienst, sie dürfen niemals fehlen, wenn sie nicht wollen, daß man sie auf immer bei Seite schiebt, denn weil sie nicht bestimmt engagirt sind, kann man auch sie zu jeder Stunde entlassen, droht jede Versäumniß den Kindern mit dem Abschied und der Entlassung. Deshalb müssen sie stets angstvoll jedes Befehles harren, deshalb wird jede angesagte Probe sie vom Besuche der Schule abhalten, und solche Proben finden fast täglich statt, deshalb müssen die Kinder, statt die Schule zu besuchen, oder sich arbeitsam und fleißig zu beschäftigen, deshalb müssen sie oft diese langen Vormittage drei, vier Stunden gaffend und müßig in den Coulissen stehen und des Augenblickes harren, wo sie auf die Scene gerufen werden, um in irgend einem Tableaux oder einer Gruppe zu figuriren. Und diese langen und sich stets wiederholenden Proben zum Ballet, welche die ganzen Vormittage der Kinder, die ganze Schulzeit beanspruchen, sie sind dreimal in der Woche gefolgt von dem Tanzunterricht der Kinder, und auch diesem gesetzlichen Tanzunterricht müssen die Kleinen beiwohnen, wenn sie nicht wollen, daß man sie aus

der Liſte des Corps de Ballet ausſtreiche. Den Tanzſtunden folgt am Abend das Ballet, in welchem ſie agiren; ſo kommt es oft, daß dieſe Kinder vom Morgen bis Abends zehn Uhr im Theater verweilen, und zum Mittagsmahl nichts weiter haben, als die Semmel, welche ſie vorſorglich ſich mitgebracht, ohne jede Nahrung für Geiſt und Herz, ſtundenlang ohne Beſchäftigung, nichts vernehmend, als flaches und geiſtloſes Geplauder, banale Redensarten, oder leichtfertige und freie Geſpräche, deren Sinn und Ueppigkeit die Kinder bald verſtehen, und vor denen nicht mehr zu erröthen die Gewohnheit ſie lehrt. — Und was für eine Entſchädigung wird den Kindern für dieſes Hingeben ihrer Zeit, für die Pünktlichkeit in ihrem Dienſte, für die nie verſäumten Proben, für das lange Harren und Warten in denſelben, was für eine Entſchädigung für dieſes Aufopfern der Schulzeit, für dieſe rückſichtsloſe Beanſpruchung jedes Tages, jeder Stunde? Was für eine Entſchädigung? — Gar keine. Dieſe vielen, ſtets wiederkehrenden Proben, dieſe Anſtrengungen und Ermüdungen, dieſes Verſäumen der Schulzeit, dieſes Alles wird den Kindern nicht vergütet, nicht bezahlt, ſie müſſen unentgeltlich, ohne Dank und ohne Lohn zu jeder Probe bereit ſein und jedem Rufe Folge leiſten, und es kann kommen, daß zu einem Ballet, über welches das Publikum den Stab bricht, und das vielleicht nur zweimal gegeben wird, daß zu ſolchem Ballet zehn Proben nöthig waren; alſo für zehn Proben und zwei Aufführungen iſt der ganze Verdienſt dieſer Kleinen ein Thaler und zehn Groſchen, von denen der gefällige Balletdiener noch drei Groſchen Zinſen abrechnet.

Wenn wirklich einige Tage der Ruhe und Erholung eintreten, wenn ſelbſt eine Woche — und dies iſt ein ſeltener Fall — ohne Vormittagsproben hingeht,

wie will man fordern, daß dieſe Kinder, gewöhnt an den Müßiggang und die nichtigſten Zerſtreuungen, daß ſie dann ſich ſammeln zu dem Ernſt und der Aufmerkſamkeit, welchen die Schule verlangt, daß ſie ihren Kopf, angefüllt von den phantaſtiſchen und üppigen Bildern der abenteuerlichen Ballets, dann anſtrengen, um dieſe abſtracten Dinge zu lernen, deren Nothwendigkeit und Nützlichkeit ſie viel weniger einſehen und begreifen, als die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines Entrechats oder Ballottements? Wie will man verlangen, daß ſie dieſe wenigen Vormittage, welche das Ballet ihnen frei läßt, dazu verwenden, um die trocknen, kalten Buchſtaben zu lernen, welche ſo langweilig ſind, die kleine widerſpenſtige Feder zu führen, die nur ſchwarze Striche auf das Papier zeichnet? Wozu ſollen ſie leſen lernen? Um ſich zu unterhalten, um Mährchen und Geſchichten zu leſen? Bah, welches Buch kann ihnen abenteuerlichere und glänzendere Geſchichten erzählen, als wie ſie dieſelben in allem Prunk dargeſtellt ſehen? Wozu ſollen ſie ſchreiben lernen? Um Liebesbriefe zu ſchreiben? — Oh, dafür haben ſie ihre Augen und ihr Lächeln, und dieſe lebendigen Schriftzeichen zu benutzen, das lernen die Kinder ſehr leicht und bald von den großen Vorbildern, in deren Nähe ſie ſich täglich befinden, und zu denen ſie ſtaunend emporblicken, als zu dem höchſten Ziel und Streben ihrer eigenen Exiſtenz. — Dieſe Kinder des Ballets werden ſie jemals ſo viel Ehrfurcht haben vor dieſem ernſten ſteifen Lehrer, der mit ſeinen linkiſchen Bewegungen, ſeiner eckigen Armhaltung oder den einwärts gebogenen Knieen ſie vielleicht lachen macht, werden ſie jemals ſo viel Ehrfurcht vor ihm haben, als vor der glänzenden, geputzten und geſchminkten, lächelnden und coquettirenden Ballettänzerin, deren Erſcheinen alle dieſe viel hundert Menſchen im Par-

quet und in den Logen in jauchzendes Entzücken versetzt, deren künstliche Pas mit Beifallssturm begleitet werden, deren Beineschwenken die glänzenden vornehmen Officiere zum rasenden Applaudiren zwingt? Werden sie den ernsten Lehren der Sitte und Moral, welche die tugendhafte Lehrerin ihnen giebt, werden sie denen glauben, wenn sie sehen, mit welchem Beifallssturm die Primadonna belohnt wird für das schamlose Enthüllen ihrer Reize, wie das Haus jubelt bei diesen schnellen Drehungen und Beineschwenkungen, welche die kurzen durchsichtigen Gewänder aufbauschen, oder sie hoch emporflattern machen?

All diesen Uebelständen, welche die nothwendige Benutzung der Kinder beim Ballet nach sich zieht, all diesen moralischen Uebelständen wird schwerlich abgeholfen werden können, aber ein Theil derselben könnte beseitigt werden.

Man engagire die Kinder gegen einen festen Jahresgehalt, man errichte eine Schule, zu deren Besuch sie gesetzlich verpflichtet sind, für deren Nichtbesuch sie Strafe zahlen müssen, und man verpflichte die Dirigenten des Ballets, nur in solchen Stunden Proben anzusetzen, in denen die Kinder frei sind, und nicht gezwungen werden, um der Proben willen die Schulstunden zu verabsäumen.

Die andern Uebelstände und moralischen Gebrechen, welche namentlich den kleinen Mädchen drohen, die zum Ballet gehören, werden freilich fortbestehen, so lange wir noch ein Ballet haben, oder so lange es noch Mütter giebt, welche ihre Töchter dazu hergeben, und welche es vorziehen, diese armen Kleinen arbeiten und sich mühen zu lassen und von ihnen unterhalten zu werden, statt, der naturgemäßen Einrichtung zufolge, selber zu arbeiten und ihre Kinder zu erhalten. —

Es war heute eine vierstündige Probe zu dem Ballet „die Liebesinsel“ gehalten worden, und die Kleinen hatten, weil heute Balletstunde war und Abends Ballet, sich ihr kärgliches Mahl gleich am Morgen mit in das Opernhaus genommen. Die Zeit zwischen der Probe und der Tanzstunde verbrachten sie schwatzend und plaudernd im Tanzsaal. Mehr denn vierzig Kinder, und diese bildeten nur die letzte Klasse der Balletschule waren hier versammelt; bleiche, hagere, zierliche Gesichter, mit klugen Augen, und weit über ihr Alter verständig.

Sie standen in einzelnen Gruppen umher und lachten und schäkerten, oder erzählten sich mit ernsten Mienen einige von den großen Begebenheiten, deren täglich hinter den Coulissen vorfallen, und von denen die großen und die kleinen Bühnenkünstler immer alles Ernstes glauben, daß sie welthistorische Ereignisse sind.

In einer Gruppe ging es besonders lebhaft zu. Dort standen mehr denn zehn Knaben und Mädchen im eifrigen Geplauder, und sie lachten Alle eben sehr laut, denn der kleine zehnjährige Karl, welcher unter ihnen „der schöne Karl“ genannt ward, hatte eben wieder eine jener komischen Liebeserklärungen gemacht, in denen er wirklich Meister war.

Er knieete noch vor der hübschen kleinen Marie, und sah mit verliebten Blicken zu ihr empor, während er ihre Hand an seine Lippen drückte.

Göttliches, reizendes Geschöpf, rief er mit seiner kreischenden, kleinen Kinderstimme, Ihre Hand schmeckt mir so süß, daß man glauben möchte, sie sei ganz von Bonbons und Zuckerkand. Ihre Augen blitzen wie Feuer, und wenn ich Ihren Mund küssen dürfte, so würde er mir schöner schmecken, als Pfannkuchen.

Die Kinder lachten ungeheuer. Er macht eine

ganze Conditorei aus ihr! riefen einige kleine Mädchen, während ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren mit verächtlichem Naserümpfen bemerkte, daß das wirklich ganz die Liebeserklärung eines Kellners sei.

Und kannst Du es etwa besser machen? fragte der kleine Karl gereizt.

Das will ich hoffen, sagte Eduard stolz, denn ich mache, Gott sei Dank, nicht bloß zum Spaß Liebeserklärungen, sondern im Ernst!

Seht doch den Don Quixote an! rief Karl ingrimmig. Will uns der Ritter einbilden, daß er eine Geliebte hat!

Vielleicht macht er uns noch weiß, daß er auch glücklicher Vater ist und drei oder vier Kinder hat! rief ein schönes, blondes, kleines Mädchen, und sich dem kleinen Eduard ehrerbietig nahend, sagte sie mit einer tiefen Verbeugung: Gnädiger Herr, ich habe gehört, daß Ihre Frau Gemahlin gestern von Drillingen ist entbunden worden. Ich biete mich an als Amme, ich habe Nahrung für alle Drei!

Der Saal hallte wieder von dem lautschallenden Gelächter der Kinder.

Ihr wollt mich zum Narren haben, schrie Eduard, roth vor Zorn, aber was ich gesagt habe, ist doch wahr. Ich mache nicht mehr, wie Karl, bloß zum Spaß Liebeserklärungen, sondern im Ernst.

Nun, und wer ist denn Deine glückliche Geliebte? schrie der jubelnde Chor der Kinder.

Das werde ich nicht sagen! rief Eduard lebhaft. So etwas sagt man nicht, das ist ehrlos.

O, er sucht sich auszureden! riefen die Kleinen.

Er will den Geheimnißvollen spielen!

Seine Geliebte wohnt wahrscheinlich im Mond!

Eduard war außer sich vor Zorn, er schlug und kratzte um sich, und als das Höhnen der Kinder gar

nicht nachlaſſen wollte, ſagte er endlich entſchloſſen: Nun, wenn Ihr mir durchaus gar keine Ruhe laſſen wollt, ſo werde ich Euch das Mädchen nennen, welcher ich eine Liebeserklärung gemacht habe, und die mir Gegenliebe geſchworen hat.

Er will ſie nennen, flüſterten die Kinder, und ein Schweigen der Erwartung trat ein.

Es iſt Marie, ſagte Eduard entſchloſſen, mag ſie mich Lügen ſtrafen, wenn ſie kann!

Aller Augen richteten ſich auf die blonde, kleine Marie, die, wie mit Purpur übergoſſen, mit niedergeſchlagenen Augen zitternd daſtand.

Sie wird es nicht leugnen können! rief Eduard triumphirend.

Marie, iſt das wahr? riefen die Kinder.

Das kleine Mädchen brach in Thränen aus. Das iſt ſehr ſchlecht von Dir, Eduard, ſagte ſie weinend, Du hatteſt mir doch verſprochen, es Niemand zu verrathen!

Du haſt mich aber gereizt dazu, rief Eduard heftig, warum wollteſt Du mich zum Narren machen mit Deinen Drillingen, das haſt Du nun dafür!

Marie trocknete ſich die Augen, und mit zorniger Geberde zu Eduard hinſtürzend, gab ſie ihm eine lautſchallende Ohrfeige und ſagte grimmig: Das haſt Du dafür, Du alter Bengel, Du altes Weib!

Eduard ſtand einen Augenblick ſtarr vor Erſtaunen, dann ſtürzte er auf ſeine wüthende Geliebte und ſchlug ſie zu Boden. Ein heftiger Kampf begann, die Kinder bildeten einen Kreis um das erzürnte Liebespaar und begleiteten jeden Schlag mit entzückten Ausrufungen des Beifalls.

Herr Logerie kommt! ſchrie ein kleines Mädchen, und ſogleich ſprangen Marie und Eduard empor und die Kinder Alle ſtellten ſich in Reih' und Glied.

Aber das kleine Mädchen ſank vor Lachen auf die Erde und ſtammelte nur: Angeführt, angeführt!

Die Kinder begriffen den muthwilligen Scherz der kleinen witzigen Louiſe und gaben ihre ernſte Haltung wieder auf und lachten und plauderten weiter.

Uebrigens, rief Louiſe, übrigens begreife ich gar nicht, weshalb Marie ſo böſe ward. Das iſt ja eine Ehre, wenn Einem eine Liebeserklärung gemacht wird, und man kann ſtolz darauf ſein. Mir zum Beiſpiel hat geſtern ein reizender Fähnrich eine Liebeserklärung gemacht, und ich nahm mir gleich vor, es Euch heute zu erzählen.

Ein Fähnrich! flüſterten die kleinen Mädchen ſtaunend, und blickten Louiſe mit einer Art Ehrfurcht an.

Ich glaub' es nicht, ſagte ein kleines Mädchen zu ihrer Nachbarin. Gewiß, ich glaube es nicht! Wie ſollte ein Fähnrich dazu kommen, ihr den Hof zu machen. Sie iſt ja gar nicht hübſch und ſo dürr, wie'n Todtengerippe.

Ja, Beine hat ſie, wie Fiſchgräten! flüſterte eine Andere. Und der ſollte ein Fähnrich die Cour machen?

Ach, ſie rühmt ſich immer ſolcher Dinge, ſagte eine Dritte verächtlich. Sie iſt überhaupt ſo furchtbar eitel. Denkt Euch, ſie trägt falſche Waden!

Es ſind abgelegte Nadelkiſſen von Madame Taglioni! rief ein Knabe, der heimlich dem Geflüſter zugehört hatte.

Der Witz war unvergleichlich, und die kleinen Mädchen ſtarben faſt vor Lachen.

Louiſe hatte nichts gehört von den boshaften Bemerkungen ihrer genaueſten Freundinnen, und ſie ſagte triumphirend: nun, Marie, ſiehſt Du, ich mache mir gar nichts daraus, und ich ſage es geradezu, daß ich einen Liebhaber habe.

Ja, ſagte Marie mit einem giftigen Seitenblick auf Eduard, Du haſt auch einen Fähnrich, das kann man ſchon ſagen, aber ſo'n Bengel, ſo'n lumpiger Schuſterjunge, der nichts weiter iſt, als die Meerkatze im Fauſt und 'ne ganz kleine Furie in der Armide!

Nun, ich habe Dich auch noch nicht in größern Rollen geſehen! ſchrie Eduard.

Nicht! rief Marie. Dann biſt Du wohl blind, wenn ich im Polterabend die Edeldame und im Feenſee einen Genius mache, oder den Mohren im Seeräuber, oder in Robert und Bertrand in der ruſſiſchen Schaukel ſitze.

Das iſt auch etwas Rechtes! ſagte Eduard verächtlich. Ich habe übrigens jetzt ſieben Rollen.

Und ich habe elf Rollen! rief Marie triumphirend, und außerdem noch drei im Schauſpiele, denn ich habe zwei Fächer, und neulich bin ich ganz allein von den Prinzen applaudirt worden im Schauſpiel, fuhr ſie mit dem ganzen Stolz einer Bühnenkünſtlerin fort, und ein Herr in der Seitenloge ſagte ganz laut: ich wäre ein allerliebſtes Kind!

Das iſt ein blinder Invalide geweſen! ſchrie Eduard.

Das iſt nicht wahr, das lügſt Du! rief Marie erglühend, und der Streit der Kinder begann auf's Neue.

In einer andern Gruppe ſtand der kleine Karl und erzählte den horchenden Kindern einige Geſchichten, die er heute in den Couliſſen hatte erzählen hören, und die von ſchamloſeſter, unzweideutigſter Gemeinheit waren, voll ſchmutziger Equivoquen, die aber von den meiſten dieſer Mädchen ſehr gut verſtanden wurden, denn ſie lächelten verſchämt und verbargen die erröthenden Geſichter hinter ihren Taſchentüchern. — Nur eine von ihnen, und es war die größte und ſchönſte von ihnen allen, ſtand ernſt und ſtill in der nahen

Fenſterniſche und blickte träumeriſch auf die Gruppen der Kinder.

Warum lachſt Du nicht? fragte Karl ganz empfindlich.

Weil ich Deine Geſchichten nicht verſtehe, ſagte ſie ruhig.

Ach Gott, ſie will die Unſchuldige ſpielen! höhnte Karl.

Was wir verſtehen, wirſt Du auch wohl begreifen! ſagte ein kleines ſchnippiſches Mädchen. Du biſt doch wenigſtens drei oder vier Jahre älter als wir Alle.

Ja, ſie iſt vierzehn Jahr, rief eine Andere, vierzehn Jahr, und noch bei uns in der dritten Klaſſe.

O, ich würde mich ſchämen, wenn ich ſchon ſo furchtbar alt und doch noch in der dritten Klaſſe wäre!

Ihr wißt, ſagte Amintha ſanft, ich habe erſt ſpät angefangen, und dann bin ich ja auch ſchon in der zweiten Klaſſe, und ich ſoll bloß, um recht viel in der Uebung zu ſein, auch in der dritten Klaſſe noch mittanzen.

Nun, werde nur nicht übermüthig! Thue nur nicht ſo ſtolz und lobe Dich ſo ſehr!

Ach Gott, rief das Mädchen mit Thränen in den Augen, ich ſagte das ja nur, weil Ihr mir Vorwürfe machtet, daß ich noch in der dritten Klaſſe ſei.

Mir ſoll es übrigens ſehr willkommen ſein, wenn Du erſt ganz und gar in die zweite Klaſſe kommſt, ſagte Louiſe. Denn wenn Du mit Deinen Storchbeinen zwiſchen uns herumſtampfſt, habe ich immer Furcht, daß Du eine von uns einmal für'n Froſch anſiehſt und herunterſchluckſt.

Die Kleinen begrüßten dies Scherzwort mit lautem Jubel, und dann ſagte eine von ihnen: übrigens kann ich Euch eine Neuigkeit erzählen. Dieſe große Amintha, die ſo verſtändig und klug iſt, und ſo unſchuldig, daß

ſie die Geſchichten, die uns Karl erzählte, gar nicht verſteht, ſie hat auch einen Liebhaber.

Einen Liebhaber? Wie ſieht er aus, wie heißt er? riefen Alle.

Wie er heißt? Johann oder Peter oder Michel vielleicht! ſagte das Mädchen verächtlich. Wie er ausſieht? Wie'n Nußknacker, oder wie die Strohpuppe im verliebten Dorfſchneider, nur viel häßlicher und viel ſchmutziger. Ich glaube, wenn man ihn an die Wand ſtößt, klebt er feſt, und wenn ein Kind, das ſchreit, ihn ſieht, ſchweigt es ſtill vor Entſetzen.

O, o, die Amintha liebt alſo den Knecht Ruprecht, lachte Marie.

Ja, und der wartet, wie ein treuer Ritter jeden Abend, wenn Amintha ſpielt, vor dem Opernhauſe und führt ſie nach Hauſe, und ſchneidet, wenn er ſie kommen ſieht, Geſichter, wie'n gekitzelter Krebs.

Wenn Du mit Allem, was Du da ſagſt, meinen Freund Ludwig meinſt, ſagte Amintha lebhaft, ſo muß ich Euch ſagen, daß ich es mir verbitte, daß Ihr über ihn ſo ſpottet und höhnt! Ueber mich mögt Ihr ſagen, was Ihr wollt, ich frage nichts darnach, aber über Lude ſollt Ihr nicht lachen, das verbitte ich mir!

Hört einmal, ſie verbittet ſich etwas! riefen die Kinder mit ſpöttiſchem Gelächter.

Ja, ſagte Amintha, und ſie ſah ſchön aus in dieſer edlen Erregung ihres ganzen Weſens, ja, ich verbitte es mir! Denn Lude iſt mein Freund, und es giebt auf der Welt keinen beſſeren Freund, als Lude es iſt. Ihr habt alle vielleicht Brüder, aber keiner von ihnen wird ſeine Schweſter ſo herzlich lieben, ſo zärtlich für ſie beſorgt ſein, als wie Lude es für mich iſt. Wenn ich hungrig wäre, würde er mir mit Freuden ſeinen letzten Biſſen Brod geben, wenn ich fröre, würde er nicht ruhig ſein, ehe ich ſeinen Rock nähme,

und wenn er gehört hätte, wie Ihr über mich lacht und ſpottet, ſo würde er das nicht gelitten haben, denn gegen die ganze Welt nimmt er mich in Schutz.

Die Mädchen wollten etwas erwidern, als ein Knabe, welcher dicht an der Thür ſtand, eiligſt rief: Herr Logerie!

Diesmal war es Ernſt, Herr Logerie kam wirklich, und die Kinder hatten kaum noch Zeit, eine ernſthafte Miene anzunehmen und ſich in Reih' und Glied zu ſtellen.

Herr Logerie ging prüfend an den Reihen der Mädchen und Knaben auf und ab, und das Rohrſtöckchen in ſeiner Hand machte ſehr häufig einige Balletſprünge auf dem Rücken irgend eines der Kinder, das entweder zu einwärts ſtand, oder die Schulter ſchief hielt, oder irgend ein anderes unverzeihliches Verbrechen gegen die Tanzkunſt beging.

Dann nahm er ſeine Violine und ließ den Bogen einige Male über die Saiten fahren, daß ſie einige ſchrille, harte Kreiſchtöne vernehmen ließen. Dies war das Signal, daß die Stunde angefangen, und die Kinder begannen ihre Pas mit ernſten Geſichtern und ſchweigender Aufmerkſamkeit.

Von nun an hörte man nichts mehr, als die kreiſchenden Töne der Geige, und die gebieteriſchen, ſtrengen Ausrufungen des Lehrers: den rechten Fuß vor, Louiſe! Nicht ſo katzenbucklig, dummer Junge! Warum ſo verdrießlich, Marie? Eine Tänzerin muß immer lächeln! Dieſe Handbewegung war gemein, Louiſe, noch einmal! So iſt es beſſer!

Zuweilen auch ließ der Lehrer ſeine Geige einen Augenblick verſtummen und benutzte den Bogen als Balancirſtange, um die geraden und ſchiefen Linien der Kinderrücken mit derben Schlägen auszumeſſen.

Die Entführung.

Als mit dem Schlage der sechsten Stunde der Unterricht beendet war, eilten die Kinder, hinüber zu kommen in den Garderobensaal, denn es ward heute Robert und Bertrand gegeben, und sie waren fast Alle in diesem Ballet beschäftigt. Auch Amintha hatte eine Rolle in demselben, sie mußte sich schaukeln lassen in der russischen Schaukel, da sie aber zu dieser großen Rolle keines Costüms bedurfte, sondern in ihrem gewöhnlichen Anzuge blieb, so war sie in dem Garderobensaal überflüssig und hatte die nächste Stunde frei.

Ich will doch sehen, ob Lude unten an der Thür ist, dachte sie. Er hatte mir eigentlich versprochen, um diese Zeit auf mich zu warten und einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen.

Eiligst schlüpfte sie hinunter an die große Eingangsthür, und richtig, da stand Lude und verzog sein Gesicht zu einem grinsenden Lachen, und schielte so fürchterlich, wie er es zu thun pflegte, wenn er eine lebhafte Freude empfand.

Na, des ist wirklich hübsch von Dir, Amintha, sagte er, ja, warraftig, es is sehr hübsch, daß Du mir nicht vergessen hast, und richtig 'nen Augenblick nach mir runter kommst!

Sage vielmehr, rief das Kind lächelnd und reichte ihm die Hand hin, sage vielmehr, daß es schön von Dir ist, daß Du den weiten Weg nicht gescheut hast und richtig zu der bestimmten Zeit hier bist. Wirklich, Lude, Du bist so gut gegen mich und ich kann Dich niemals genug dafür lieb haben.

Und Amintha's Augen füllten sich mit Thränen, als sie daran dachte, wie die Kinder in der Tanzstunde heute über ihn gespottet.

Ick bin gut gegen Dir? sagte Lude mit weit aufgerissenen Augen. Na, wenn ick man blos wüßte, wie so ick des bin! In'n Gegentheil is es gewiß sehr hübsch von Dir, daß Du immer freundlich gegen mich bist und Dich ganz und gar nicht über mir schämst, und Du bist doch so hübsch und klug, und kannst so hübsch tanzen, und ick bin nichts nicht, als'n dämlicher Junge, der auf der Welt man nichts nicht kann, als Droschken ufmachen und Holz spalten.

Und Leinwand weben!

Nu ja, ganz grobe! warf Lude leicht hin.

Und seine Freunde lieb haben, und ihnen Alles ablauschen, was ihnen Freude machen kann, sagte Amintha innig.

Du spottest über mir! rief Lude, und schnitt fürchterliche Gesichter, um seine Rührung zu verbergen. Aber es schadet nichts, Amintha, und komm, wir wollen'n bisken in die Mitte von den Linden spazieren gehen, denn da geht es sich gut, und wir können immer an de Academieuhr wissen, wenn Du wieder in's Opernhaus mußt.

Die Kinder gingen plaudernd über den Opernplatz den Linden zu.

Ick weiß gar nicht, wie es zugehn duht, sagte Lude nach einer kleinen Pause, in der er tief nachgesonnen hatte, ick weiß gar nicht, wie es zugehen duht, aber ick kann

heute durchaus nicht mein Vesperbrod essen, und es is doch'n recht gutes Vesperbrod. Ich muß durchaus heute Mittag zu ville gegessen haben, und des is nun sehr schade, denn wenn das Vesperbrod nicht gleich gegessen wird, so verdirbt es.

Du wirst doch nicht krank werden, fragte Amintha ängstlich, und blickte ihm mit ihren tiefblauen innigen Augen so forschend in's Gesicht, daß eine gewisse unbestimmte Farbe, Etwas wie ein Anflug von Schamröthe auf seine Wangen trat, denn es war doch gewiß sehr schwer, seiner kleinen Freundin etwas vorzulügen, und wenn es auch in der besten Absicht geschah.

Ne, sagte er verlegen, krank bin ick nicht, aber ick habe man blos keinen Appetit. Es is gewiß, daß ick heute Mittag zu viel gegessen habe, und da könnt'st Du mir nu 'nen ungeheuern Gefallen thun, Amintha.

Und wie gern thue ich das, rief das Kind freudig, sage mir nur schnell, lieber Lude, was ich thun soll.

Lude zog aus seiner Rocktasche ein zierlich zusammengefaltetes Paket hervor und sagte: ick wollte Dich blos bitten, daß Du mein Vesperbrod essen thätest, damit es nicht verdirbt.

Und so sprechend öffnete er das Papier und enthüllte zwei kleine Würste, so zierlich und duftig, wie Knoblauchswürste nur jemals aus den Händen ihres Schöpfers hervorgegangen sind, und dabei lag allerliebste kleine Semmel von glänzend brauner Farbe.

Das ist Dein Vesperbrod? fragte Amintha erstaunt. Seit wann bist Du denn gewohnt, wie ein Prinz zu essen?

Nu, nicht alle Tage, sagte Lude, aber ick habe heute großen Verdienst gehabt; sechs Droschken ufgemacht, und man zwei Herrn haben mir nichts nicht gegeben, als'n dummen Jungen, die andern vier haben mir bezahlt, macht vier Silbergroschen, und da dacht ick, daß

es nichts ſchaden thäte, wenn ick mir heute mal'n groß-artiges Vesperbrod kaufte.

Und ſo wie Du's gekauft haſt, vergeht Dir der Appetit, und Du bitteſt mich, es zu eſſen? fragte Amintha, die jetzt die Liſt ihres Freundes begriffen hatte, und deren Herz von ſüßer Rührung ſchwoll.

Na ja, weil es ſonſt verdirbt!

Nun, ſagte Amintha lebhaft, wenn wir zuſammen eſſen, dann iſt's hübſch, aber wenn Du nicht mit ißt und ganz genau die Hälfte, dann rühre ich keinen Biſſen an, das ſchwöre ich Dir!

Ja, aber ick habe ja keinen Appetit nicht, ſagte Lude, und ſchielte höchſt theilnahmsvoll nach den Würſten, deren würziger Geruch ihm einigermaßen ſeinen verlornen Appetit wiederzugeben ſchien.

So mußt Du ohne Appetit eſſen! befahl Amintha. Komm, hier auf dieſe Bank wollen wir uns ſetzen, gerade der Akademieuhr gegenüber, damit ich weiß, wann ich hinüber muß zum Ballet. So, und nun theile ich ein.

Und wenn Du mir'n Happen zu viel giebſt, rühre ich nichts nicht an, ſagte Lude.

Nein, nein, nur gerade die Hälfte, und ich will Dir nur geſtehen, daß ich ſehr gehungert habe, ſagte Amintha, und daß Du mir eine ordentliche Wohlthat erzeigſt, weil Du mir etwas zu eſſen bringſt.

Amintha wußte wohl, daß dieſes Wort für Lude die größte Freude und der ſchönſte Lohn ſei, und darum hatte ſie es geſprochen, obwohl ſie in der That gar nicht hungrig war und ſehr gut noch hätte länger warten können.

Wirklich ſchnitt Lude auch in ſeiner Freude die fürchterlichſten Geſichter und ließ ſeine Finger der Reihe nach harmoniſch knacken.

Wenn Du hungrig biſt, denn ſo könnt'ſt Du mir

wahrhaftig den Gefallen dhun und alles alleine eſſen, ſagte er bittend, denn ick zumal mache mir nichts aus 'ne Knoblauchswurſt, gar nichts nicht, 'n Stück Brod iſt mir viel lieber.

Du weißt, was ich geſchworen habe, ſagte Amintha lächelnd, und reichte ihm ſeinen Antheil an Wurſt und Semmel dar.

Eine Zeitlang ſchwiegen die Kinder jetzt, denn ſie waren beide höchſt geſchäftig, ihre köſtliche Mahlzeit verſchwinden zu laſſen, und nun ſich Lude einmal hatte entſchließen müſſen, zu eſſen, war von ſeiner frühern Appetitloſigkeit nichts mehr zu verſpüren.

So 'ne Knoblauchswurſt iſt doch was Wunderſchönes, ſagte er gefühlvoll, als er den letzten Biſſen hinuntergeſchluckt und ſich die Hände an ſeinem Haar abgewiſcht hatte. Wahrhaftig, das müſſen ſehr fidele Leute ſind, die alle Dage Knoblauchswürſte eſſen können!

Und vorher wollteſt Du mir einbilden, Du äßeſt nicht gern Knoblauchswürſte, rief Amintha mit einem fröhlichen Lachen. Siehſt Du, Lude, jetzt habe ich Dich einmal ertappt!

Aber Lude that, als ob ihn Amintha's Bemerkung im Geringſten nicht etwas angehe, er ſchaute mit einem fürchterlichen Mienenſpiel zum Himmel empor und ſagte ſehr gedankenvoll: da oben is 'ne Wolke, die ſieht accurat aus, wie'n Webeſtuhl! — Heimlich aber dachte er: den nächſten Herrn, dem ick die Droſchke ufmache und der mir blos 'n dummen Jungen giebt, den werde ick bitten, mir noch 'ne Maulſchelle zuzugeben, denn die habe ick verdient für meine Dämlichkeit!

Wie 'n Webeſtuhl ſieht die Wolke aus? lachte Amintha. Nein, Lude, ſagte ſie dann ernſthaft, ſie ſieht gerade aus, wie ein ſehr guter lieber Freund, der ſeiner kleinen Freundin ſeine Lieblingsſpeiſe giebt, weil er denkt, daß ſie hungrig iſt, der ſeinen letzten

Groſchen hingiebt, um für ſie etwas zu kaufen, und der ſo hochherzig und großmüthig iſt, daß er ſelber freudig Hunger und Durſt erträgt für das arme Mädchen, dem er der beſte, theuerſte und aufopferndſte Freund iſt!

Na, wenn ick das in dieſer großen dicken Wolke Alles ſehen kann! ſagte Lude erſtaunt und ſchien Amintha's Rührung gar nicht zu bemerken. Aber Du bildeſt Dir manchmal ſo was ein. Da is das Ballet dran ſchuld, da ſiehſt Du lauter Wunder und Mährchen. Aber komm, nu wollen wir fix noch einmal auf und nieder laufen, damit Du wieder warm wirſt. Komm!

Amintha hing ſich an ihres Freundes Arm, und Beide gingen fröhlich die Linden hinunter.

Herrje, beinah hätt' ick vergeſſen, was ick Dir noch erzählen wollte, ſagte Lude ſtille ſtehend. Es iſt heute 'n Herr bei Deiner Mutter zum Beſuch geweſen.

Ein Herr! rief Amintha erſtaunt, und eine bange Ahnung ergriff ihr Herz. Was wollte er? Was ſagte er? Sage mir Alles recht genau und ausführlich, lieber Lude.

Er ſah ſehr ſtattlich aus und ſehr ſtolz. Ick ſtand grade vor der Thür, als er in 'ner Droſchke ankam, und er winkte mir und fragte, ob hier in dem Hauſe nicht die Mutter von Amintha Albratti wohne!

Alſo er kam um meinetwillen! ſagte das Kind zitternd. Nun, was ſagteſt Du?

Ick ſagte ja, und ging mit ihm und brachte ihn zu Deiner Mutter.

Und Du bliebſt doch da, hoffe ich, und hörteſt, was ſie ſprachen?

Ne, ſagte Lude kopfſchüttelnd. Ick wollte bleiben, aber der Herr ſagte zu Deine Mutter, wenn ſie die Mutter wäre von Amintha Albratti, denn ſo müſſe

er ſie ganz allein ſprechen, worauf Deine Mutter ſagte, ſie wär's, und ick ſollte mir raußer ſcheeren.

Und haſt Du nichts gehört, gar nichts? fragte Amintha ängſtlich.

Ne! ſagte Lude traurig. Und doch, um Dir die Wahrheit zu ſagen, habe ick gehorcht, denn ick dachte, daß ſie vielleicht über Dich ſprächen, und daß es Dir vielleicht lieb wäre, wenn ick Dir vorher 'n bischen Nachricht brächte.

Das war gut, rief Amintha. Was hörteſt Du?

Nichts! Sie flüſterten immer! Nur einmal ſagte Deine Mutter laut: nein, nein! Das iſt viel zu wenig! Von zweihundert Thalern kann ich nicht leben! Und dann nachher ſagte ſie noch: werde ich ſie zuweilen ſehen? Ja, ſagte der Mann, alle Tage!

Nun, und weiter, weiter? fragte Amintha athemlos und zitternd.

Weiter konnte ich nichts nicht hören, denn der Fremde kam bald darauf raus und ſagte nur noch, Deine Mutter ſolle auch recht pünktlich ſein!

Lude, ſagte Amintha zitternd, Lude, entſinnſt Du Dich wohl noch, wie neulich der vornehme Bediente fragte, wie ich heiße und wo ich wohnte?

Ach ja, neulich Abends? Ich hatt's ſchon ganz vergeſſen! rief Lude.

Ich nicht! ſagte das Kind hochathmend. Ich habe alle Tage daran gedacht, und es war denſelben Tag, als der ſchöne vornehme Herr mich anredete.

Ja, das habe ick auch noch nicht vergeſſen, ſagte Lude grimmig, und ick hoffe, er wird Dir in Ruhe laſſen, ſonſt —

Denke jetzt nicht daran, unterbrach ihn Amintha, ſondern ſage mir nur, ob es nicht vielleicht derſelbe Bediente war, der uns jenen Abend ausfragte.

Ne, ganz gewiß nicht, den hätte ich wieder erkannt, denn er war so grob, weißt Du noch?

Und doch war dieser Mann gewiß auch von ihm, sagte das Kind leise, wie zu sich selber, er war gestern Abend wieder in seiner Loge, und ich sah wohl, daß er mich wieder erkannte, und daß er mich immerfort ansah, und das that mir förmlich weh im Herzen.

Wer denn? fragte Lude erstaunt. Wer hat Dich angesehen?

Das Kind schien wie aus einem Traum zu erwachen. Sie schrack zusammen, und sich fest an Lude's Arm anklammernd, sagte sie: höre mich an, Lude, mein einzigster, treuester Freund. Ich habe eine Ahnung, als wenn wir bald recht unglücklich und traurig werden könnten. Ich kann Dir nicht sagen, wodurch, und was es ist, denn ich weiß es selbst noch nicht. Aber ich fühle es. Weißt Du noch vorigen Sommer, Lude, wie wir zusammen nach Moabit gegangen waren und mit den kleinen Hühnern auf der Wiese spielten. Weißt Du noch, wie die zitterten und bebten und ängstlich die Köpfe in die Luft streckten, und die Luft war doch ganz klar und nichts war zu sehen. Aber sie fühlten's doch, daß sie in Gefahr waren, und zitterten immerfort, und bald schoß wirklich ein Habicht aus der Luft herunter und nahm sich eins von den kleinen Hühnern. Weißt Du's noch? Siehst Du, gerade so ist es mir. Ich habe ein Gefühl, als ob ein Habicht über mir schwebte, der mich jeden Augenblick ergreifen und mit sich fortführen könnte. O, ich ängstige mich so sehr!

Na, er soll nur kommen, der Habicht, rief Lude wild, denn so wollen wir ihm zeigen, was 'ne Faust is! O, ick habe gute Knochen.

Das hilft uns nicht! seufzte Amintha, Du wirst uns nicht erretten können. Aber der Habicht schwebt

doch über mir! Und alle dieſe Nächte habe ich kaum ſchlafen können. Es war mir immer, als ob ich ſeine Augen vor mir ſähe, dicht vor mir, und die braunten mir ordentlich in's Herz hinein, und das thut mir ſo wohl und doch ſo weh, und dabei war's immer, als flüſterte eine Stimme mir ganz leiſe zu: Amintha, nimm Dich in Acht, und denke Tag und Nacht daran, was Dir Frau Winkler geſagt hat.

Na, und was hat Dir denn die geſagt? fragte Lude verwundert.

Ach Du weißt doch, wie wir neulich nicht wußten, was Ehre ſei! Da habe ich erſt meine Mutter gefragt, aber, — aber, ſagte Amintha ſtammelnd, meine arme Mutter war ſchläfrig, und ſie wußte gewiß nicht, was ſie ſprach, auch fühlte ich wohl, daß das nicht das Richtige ſei, was ſie mir ſagte.

Und da haſt Du Frau Winkler gefragt?

Ja!

Und was hat die Dir geantwortet?

O, ſagte das Kind feierlich, ſie hat mir Worte geſagt, die ich nie wieder vergeſſen werde! Sie hat geſagt: Ehre iſt, wenn ein junges Mädchen niemals ſchlechte und unreine Gedanken hat. Wenn ſie niemals etwas thut und denkt, was nicht Gott und die ganze Welt ſehen kann, und vor dem ſie nicht roth werden braucht. Ehre iſt, wenn ſie arbeitſam und fleißig iſt, und lieber arbeitet, daß ihr das Blut aus den Fingern ſpritzt, als daß ſie irgend ein Geſchenk annimmt von einem Manne, der zu vornehm iſt, als daß er ſie heirathen kann. Ehre iſt, wenn ein Mädchen lieber in einem ſchlechten und geflickten Kleide geht, das ſie ſich ſelbſt verdient hat, als in den ſeidenen Gewändern, die ihr ein reicher Herr, der nicht ihr Mann, oder ihr Bräutigam iſt, geſchenkt hat. Ehre iſt, wenn man keinem Menſchen, und ſei's ein Fürſt, oder ein König,

ſagt daß man ihn lieb hat, und wenn er noch ſo viele Geſchenke und Koſtbarkeiten dafür geben will, ſondern wenn man lieber in den Tod geht, als daß man ſolche Geſchenke nimmt. Ehre iſt, wenn man immer das Rechte thut und niemals um Vortheil und Geld willen eine ſchlechte Handlung begeht. Siehſt Du, das Alles hat Frau Winkler geſagt, und ich habe mir das Alles wohl gemerkt, und wiederhole es mir jeden Tag.

Und das iſt auch Alles ſehr ſchön, ſagte Lude ſinnend, nur, Amintha, glaube ich, daß es ſehr ſchwer iſt, allemal zu wiſſen, welches das Rechte iſt, das man thun ſoll, und wenn jeder gleich wiſſen thäte, welches eine Schlechtigkeit und eine Sünde iſt, ſo würde vielleicht niemals nicht etwas Schlechtes und Sündliches geſchehen!

Das habe ich auch gemeint, aber Frau Winkler hat zu mir geſagt, jeder Menſch hätte in ſich einen kleinen Engel, den hätte Gott ihm mitgegeben, daß er auf alle unſere Gedanken, ſelbſt auf die allergeheimſten, Achtung gäbe, und wenn wir nun etwas dächten, oder thun wollten, was Unrecht ſei, ſo wüßte es gleich der Engel, und dann klopfe er ſchnell an unſer Herz an und ermahne uns, an Gott zu denken, und ſo wie wir nur auf ihn hörten und unſern Engel zu uns ſprechen ließen, ſo flögen all' die ſchlimmen Gedanken und Wünſche ſchnell davon, und wir würden gewiß das Rechte thun.

Das iſt ſehr hübſch, ſagte Lude, aber ick glaube, manchmal is der Engel nicht in uns ſelber, ſondern Gott hat'n dicht bei uns geſetzt, daß wir'n ſehen können. Wenn ick an Dir zum Beiſpiel denke, Amintha, ſo könnte ich niemals nicht etwas Schlechtes denken oder thun, und wenn Du da biſt und ick Dir ſehe, ſo iſt es gewiß, daß ick gleich weiß, welches das Rechte is!

Amintha drückte ihm nur schweigend die Hand und sagte gedankenvoll: und daß es solchen Engel in uns giebt, das ist gewiß, und ich fühle es alle Tage, und seit vielen Tagen warnt mich mein Engel und sagt mir, daß ich in Gefahr sei. Aber das verspreche ich Dir, Lude, ich werde niemals vergessen, was mir Frau Winkler gesagt hat, und ich will lieber sterben, als etwas thun, wodurch ich meine Ehre verliere, und mich schämen muß, Dich oder Frau Winkler anzusehen.

Ihre Augen flammten in edler Begeisterung, als sie so sprach, und ihre sonst so weichen kindlichen Mienen nahmen einen energischen Ausdruck an.

Gott, Amintha, rief Lude zitternd, rede doch nicht von Sterben, mir wird immer so angst, wenn Du so was sagst.

Wäre Amintha eben minder erregt gewesen, so hätte sie lachen müssen über die fürchterlichen Zuckungen und Verdrehnngen auf Lude's ungeschlachtem Gesicht. Aber es half Alles nichts, diesmal konnte er seine Thränen nicht zurückdrängen, und sie brachen stromweise aus seinen Augen hervor.

Lude, Du weinst, rief das Kind verzweiflungsvoll. Du glaubst also auch, daß mir ein großes Unglück droht?

Lude wandte sich ab und trocknete schnell seine Thränen an seinem Rockärmel.

Ick sollte weinen? sagte er. Ne, keineswegs. Die dämlichen Krähen da auf'n Kastanienbaum haben mir Schnee in's Gesicht geschmissen, das is Alles!

Ach Gott, und jetzt ist es die höchste Zeit, daß ich in's Opernhaus gehe, sagte Amintha, als sie eben wieder an der Akademieuhr vorüberkamen. Ich muß sehr laufen, um zur bestimmten Zeit da zu sein.

Ick will Dir rasch auf'n Arm nehmen! sagte Lude.

Nein, nein, Du ſollſt Dich nicht ſo anſtrengen. Komm nur ganz ſchnell!

Und beide Kinder liefen ſchnell über den großen Platz dem Opernhaus zu.

Vor der Thür blieb Amintha einen Augenblick ſtehen, Athem zu holen. Dann reichte ſie Lude die Hand und ſagte: Du wirſt über mich lachen, Lude, aber es iſt mir, als müßte ich laut um Hülfe rufen, und ich möchte weinen vor Angſt und Weh. Gewiß, gewiß, der Habicht ſchwebt über mir. Ach, lieber Lude, behalte mich nur lieb, und denke immer daran, daß ich niemals vergeſſen werde, was mir Frau Winkler geſagt hat. Und jetzt, lebe wohl, und denk' an mich.

Sie wandte ſich haſtig um und ſchlüpfte eiligſt durch die Thür. — Lude aber ſtand noch lange ſteif und unbeweglich auf der Stelle, wo ſie ihn verlaſſen hatte, ſeine Augen ſtarrten immerfort auf die Thür, durch welche ſie ihm verſchwunden war, und er wußte gar nicht, daß er bitterlich weinte.

Die Zeit verging und Lude erhob ſich erſt aus ſeiner Betäubung und ſeinem Schmerz, als die Equipagen ſchon am Opernhaus vorzufahren begannen, und ihn daran erinnerten, daß Amintha nun bald wieder kommen würde.

Er trocknete ſich ſchnell die Augen und flüſterte: wenn ſie nur nicht ſehen thut, daß ich geheult habe. Denn ſo wird ſie gleich wieder unruhig werden! Na, ick werde ſagen, daß es von der Kälte iſt!

Dann ließ er, gleichſam um ſich Muth zu machen, ſeine Finger im Tact des Deſſauer Marſches knacken, und ſtellte ſich erwartungsvoll an der Thüre auf, durch welche das Perſonal der Bühne das Haus zu verlaſſen pflegte.

In dieſem Augenblick fuhr dicht neben ihm ein

Wagen vor, ein Kopf erſchien in dem geöffneten Seitenfenſter, und eine weibliche Stimme rief: ja, hier iſt es richtig! Das iſt die Thür!

Lude erſchrak, denn er hatte deutlich die Stimme erkannt, es war Amintha's Mutter. —

Wie war es möglich, daß die in einer Kutſche angefahren kam? Weshalb wartete ſie hier auf Amintha, während ſie ſonſt doch immer ihm allein dieſe Sorge überlaſſen?

Eine namenloſe Angſt bemächtigte ſich ſeiner, und wie vorher Amintha, hatte auch er jetzt ein Gefühl, als müſſe er laut um Hülfe rufen. — Vorſichtig ſchlich er ſich näher an den Wagen, die nahe Straßenlaterne machte es ihm möglich, in das Innere des Wagens hinein zu ſeen. Richtig, da ſaß Madame Albratti, und neben ihr der Fremde, welcher heute ſchon bei Amintha's Mutter geweſen.

Rathlos, ganz betäubt, ſtand Lude, nur das Eine wußte er, daß Amintha ihm geraubt werden, daß er ſie vielleicht niemals wiederſehen ſollte.

Jetzt knarrte die Thür und die Tänzer und Tänzerinnen des Ballets ſtrömten heraus. Wie weh that Lude ihr Lachen und Plaudern, er hatte gar keinen Athem mehr in der Bruſt, und als jetzt der Wagenſchlag aufgemacht ward und Madame Albratti herausſtieg, ſtürzte er ganz außer ſich zu ihr hin und fragte: was ſoll denn Amintha? Wo wollen Sie ſie hinbringen?

Madame Albratti ſah ihn ſtolz an, und mit der Würde einer Königin ſagte ſie: dämlicher Junge, das geht Dir nichts an!

Dann ſtieß ſie ihn zurück und ging raſch auf Amintha zu, die eben herausgetreten war und ſuchend nach Lude umherzublicken ſchien.

Komm, meine Tochter, ſagte ſie mit allem Pathos einer Primadonna. Komm, laß uns nach Hauſe fahren.

Und ehe noch Amintha Zeit hatte etwas zu erwiedern, ſchob ſie ſie in den Wagen und ſchwang ſich ſelbſt hinein.

Lude, lieber Lude! rief Amintha ängſtlich, denn ſie hatte ihren Freund ſchon bemerkt, und es war ihr, als müſſe er ſie erretten und ſie von ihrer Mutter und dem fremden Manne, der ſie feſthielt, erlöſen.

Lude war ſchnell auf den Schlag des Wagens getreten, und die Thüre, welche Amintha's Mutter ſchließen wollte, mit Gewalt offen haltend, ſagte er: Amintha hat mich gerufen, und ick denke, Sie könnten mir wohl mit nach Hauſe fahren laſſen.

Er wollte ſich in den Wagen ſchwingen, aber der Fremde ſtieß ihn ſo heftig zurück, daß Lude taumelnd zu Boden fiel. Die Thüre ward zugeworfen und der Wagen rollte fort.

Aber wie heftig Lude's Fall auch geweſen ſein mochte, er richtete ſich ſchnell wieder auf und rannte dem Wagen nach. Die Angſt ſchien ihm Flügel zu geben, bald hatte er den Wagen eingeholt und ſchwang ſich kühn hinten auf.

Drin im Wagen aber ſaß Amintha bleich und zitternd, und fragte angſtvoll ihre Mutter, wohin ſie führen, und wer der fremde Herr ſei, und weshalb er ſie feſthalte.

Ihre Mutter antwortete nicht, und nur einmal ſagte ſie: Du wirſt ſchon Alles erfahren, und mir dankſt Du Dein ganzes Glück.

Der Wagen fuhr immer weiter, und jetzt vernahm man deutlich an der Hinterſeite des Wagens ein Stoßen und Poltern.

Es iſt Jemand hinten auf den Wagen geſtiegen! ſagte Madame Albratti.

Es wird Lude ſein! rief Amintha freudig.

Der Unbekannte neben ihr erhob ſich raſch, öffnete

das Vorderfenſter und rief in einer fremden Sprache dem Kutſcher einige Worte zu. — Dieſer nickte mit dem Kopfe und ſchwenkte dann raſch mehrmals ſeine Peitſche nach hinten. Es war Amintha, als höre ſie einen gellenden Schrei, als poltere etwas hinten vom Wagen herab.

Lude, ſie haben Lude mit der Peitſche geſchlagen, ſchrie ſie ſchmerzvoll.

Ihre Mutter gebot ihr heftig zu ſchweigen, und ſie fuhren weiter. — Endlich hielt der Wagen, und der Mann öffnete den Wagenſchlag und ſagte leiſe: wir ſind zur Stelle.

Sollen wir hier ausſteigen? fragte Madame Albratti.

Ja, ſagte er, und ich bitte, daß Sie den Anfang machen.

Die alte Primadonna ſchwang ſich behende aus dem Wagen und blickte neugierig umher, um zu ſehen, in welcher Gegend ſie ſich befänden, denn ſie ſelber war im höchſten Grade geſpannt zu wiſſen, wer der vornehme Herr ſei, der ihr dreitauſend Thaler wollte auszahlen laſſen, und außerdem ſie und ihre Tochter zu ſich zu nehmen beſchloſſen hatte. Paulowitſch, der geſchickte Unterhändler, hatte ihr weder den Namen, noch die Wohnung des vornehmen Herrn geſagt, aber wozu bedurfte es auch deſſen, da er ihr ja verſprochen hatte, ſie ſolle auch bei dem Herrn, welcher ſo reich und ſo großmüthig war, wohnen.

Das iſt merkwürdig, ſagte Madame Albratti erſtaunt, wir ſind ganz nahe am Hamburger Thor, und ich ſehe kein einziges Haus, in welchem ein ſo vornehmer Herr wohnen könnte.

O bitte, wollen Sie dies einen Augenblick halten, ſagte Paulowitſch, und reichte ihr ein kleines Paket hin, das der entzückten Sängerin einige Geldrollen zu enthalten ſchien.

Nun, Amintha, steige schnell aus, rief die alte Primadonna ungeduldig. In demselben Augenblick rief Paulowitsch dem Kutscher einige Worte zu, und mit Blitzesschnelle fuhr der Wagen von dannen.

Amintha, Amintha! schrie Madama Albratti, aber das Geräusch des dahinrollenden Wagens übertönte ihre Stimme.

Betrogen, ich bin verrathen, betrogen! schrie sie wüthend. Dann erinnerte sie sich des Pakets, das sie in Händen hielt. Vielleicht sollte dies ihr Aufschluß geben.

Sie eilte schnell zu der nächsten Laterne und öffnete das Papier. Drei Rollen, jede mit hundert Thalern bezeichnet, lagen darin, dabei ein offener Brief. Madame Albratti strengte sich an ihn zu lesen.

„Zürnen Sie nicht, stand in dem Brief, daß ich Sie leider hintergehen muß. Aber mein Herr hat eine angeborne Abneigung gegen alte Damen, und liebt durchaus nur die jungen. Versuchen Sie auch nicht, zu ermitteln, bei wem Ihre Tochter ist, das wird zu Nichts führen und könnte nur für Sie die unangenehme Folge haben, daß die dreitausend Thaler, von denen ich Ihnen heute als Abschlagszahlung dreihundert Thaler überreiche, Ihnen verloren gehen. Man wird Sie beobachten, und wenn Sie Sich ruhig verhalten und schweigen, werden Ihnen alle sechs Wochen abermals dreihundert Thaler ausgezahlt werden. Sollte es Ihnen aber belieben, der Polizei Anzeige zu machen, oder sonst irgend Jemand unsern kleinen Handel zu verrathen, so geht Ihnen nicht allein Ihr Geld verloren, sondern Sie wissen, daß ich ein von Ihnen unterschriebenes Papier in Händen habe, aus welchem sehr klar hervorgeht, daß Sie damit übereinstimmten, Ihre Tochter mir zu überlassen, und daß Sie dieselbe auf sechs Monate bei uns in Pension gegeben haben, nur mit dem

Unterſchiede, daß Sie die Penſion bekommen, ſtatt ſie zu zahlen. Sie werden ſelbſt wiſſen, ob die Polizei mit Ihnen einverſtanden ſein wird. Uebrigens fürchten Sie nichts; wenn Sie ſchweigen, halten wir Wort, und Ihr Geld und Ihre Tochter ſollen Ihnen nicht verloren gehen!

Ich bin überliſtet! ſagte Madame Albratti zähneknirſchend. Und wer weiß, ob ich mein Geld richtig ausbezahlt bekomme!

Allerdings, Herr Paulowitſch war ſehr klug, und er ſagte zu ſich ſelber: wenn ich meinem Herrn den Contract mit dieſem alten Weibe zeige, wird er mir natürlich dreitauſend Thaler für ſie auszahlen. Dann ſteht es in meiner Hand, ihr ſo viel zu geben, als ich will. Welch ein Eſel wäre ich alſo, der alten Kupplerin die ganze Summe auf einmal auszuzahlen. Wird dieſes Kind wieder fortgeſchickt, bevor die erſten ſechs Wochen verſtrichen ſind, ſo bekommt ihre Mutter gar nichts mehr, und ich habe dann ein gutes Geſchäft gemacht, wirklich ein ſehr gutes!

In den Familienhäusern.

Blutend und ganz betäubt von dem heftigen Falle erhob sich Lude von der Erde. Das Blut floß ihm in Strömen aus der Nase, und sein eines Auge war hoch aufgeschwollen, denn die lange Peitsche des Kutschers hatte ihn gerade in's Gesicht getroffen, und der wüthende Schmerz hatte ihn taumelnd vom Wagen herunterfinken lassen. Aber Lude hatte jetzt nicht Zeit an seine eigenen Schmerzen zu denken, seine ganze Seele war nur mit Amintha beschäftigt, und er verwünschte sich selber, daß er nicht die Kraft gehabt, den Peitschenhieben zum Trotz dennoch auf dem Wagen zu bleiben.

Aber das hilft jetzt Allens nichts, sagte er dann mit trostlosem Herzen, es ist doch Allens umsonst, und ick werde ihr heute Abend doch nicht wiederfinden. Dazu is es sehr spät, und wenn ick nu nicht nach Hause gehe, denn so wird Vater sich ängstigen.

Er entschloß sich also, für heute Abend alle weitern unnöthigen Nachforschungen aufzugeben, und schlug mit eiligem Schritt den Weg nach den Familienhäusern ein. Aber ehe er dieselben betrat, lief er erst unter eine Plumpe und begoß sich den Kopf und das

Geſicht mit Waſſer. Denn, dachte er, Vater würde ſich ſonſt ängſtigen, wenn ick ſo voll Blut bin, und meine Augen werden auch wohl noch roth vom Heulen ſind.

So aber wuſch er ſich nur das Blut ſorgfältig über das ganze Geſicht, daß dies eine angenehme marmorirte Farbe bekam, und trat dann getroſten Muthes in das Haus.

Die Gänge waren ſchon ſtill und öde, und alles Leben ſchien erſtorben in dieſen Zimmern, aus welchen man den ganzen Tag über gewohnt war, das Geräuſch klappernder Webeſtühle zu hören.

Nur als ſich Lude der Stube, in welcher ſein Vater wohnte, näherte, ſchallte ihm von dort das Geräuſch lauter, ſtreitender Stimmen entgegen.

Ach Gott, Chriſtian iſt gewiß ſchon wieder grob gegen Vatern geweſen, flüſterte Lude ſchmerzlich und öffnete raſch die Thür.

Seit Chriſtian wieder zurückgekehrt, waren Schmerz und Sorge und nagende, verzweiflungsvolle Angſt die ſtets quälenden Begleiter des alten Webers geweſen, und oftmals ſchon in der Bitterniß ſeines Wehes hatte er gewünſcht, daß der Tod kömmen möge, ihn zu befreien von einem Leben, das ihm nur Schmerz und Kummer noch aufzubehalten ſchien. Nicht daß er arm war und ſich plagen mußte von früh bis in die Nacht, nicht dies war es, welches ihn betrübte, er war der Armuth von früheſter Jugend an gewöhnt, und hatte ſie lieb gewonnen, wie eine Freundin, die jeden ſeiner Seufzer verſtand und jeden Schmerz mit ihm theilte.

Aber, ſagte er oft mit ſchmerzlichem Aechzen, wenn ich ſonſt mich plagte und quälte in meiner Armuth, ſo war ich doch noch ſo reich, denn ich hoffte auf die Zukunft, und ich dachte, daß Gott mir dennoch ſeinen ſchönſten Segen verliehen, weil er mir Kinder gegeben

Drei Söhne, o, ist das nicht ein Reichthum, um den mich mancher König und Herr inmitten seines Glanzes beneiden mag? Was hatte ich nicht Alles für stolze Hoffnungen auf diese meine Kinder gebaut, und wie glücklich war ich nicht, als ihre Mutter sie mir gebar. Das ist nun Alles vorbei, denn ein schlechtes Kind verbittert und vergiftet Einem selbst auch die Freude, die man an einem gutem Kinde haben könnte. Was hilft es, daß Thomas so fleißig und brav ist, und Lude ein so guter Junge, ich kann doch immer nur an Christian denken, und statt mich über die beiden Andern zu freuen, muß ich mich immer nur betrüben über diesen meinen Sohn, der mein Herz wie mit tausend Dolchen verwundet. Wie kann aber ein Herz noch Freude empfinden, wenn es aus so vielen Wunden blutet?

Aber eines Vaters Liebe ermüdet niemals, hört niemals auf zu hoffen, und der alte Schmidt glaubte noch immer, seinen Ermahnungen, seinen Warnungen und Bitten möge es vorbehalten sein, den Sohn, den er doppelt liebte, weil er so viel Kummer um ihn litt, zu einem geregelten und arbeitsamen Leben zurück zu führen. Aber noch hatte es nicht gelingen wollen, und alle Bemühungen waren fruchtlos gewesen.

Du mußt arbeiten, mein Sohn, sagte der alte Vater flehend zu Christian, während dieser in höchster Gelassenheit sich an den Tisch setzte und das Brod und Bier verzehrte, das seines alten Vaters Fleiß erworben. Ja, Du mußt arbeiten, mein Sohn, die Arbeit, das ist der rechte Segen Gottes, und sie allein ist es, die uns vor schlechten Gedanken bewahrt.

Ja, ich will auch arbeiten, rief Christian mit einem rauhen Lachen, und eine Arbeit soll es werden, daß Einem das Herz hüpft vor Freude und Plaisir.

Der Alte erblaßte und fragte zitternd: Hast Du

Dich denn schon wirklich umgesehen nach Arbeit? Hast Du Dich bei guten Menschen darum bemüht?

O, umgesehen habe ich mich schon seit acht Tagen, erwiederte Christian, und blickte seinen Vater mit einem eigenthümlichen ironischen Ausdruck an, ja, umgesehen habe ich mich wahrhaftig sehr viel. Aber es ist immer schwer, 'ne gute Arbeit auszukundschaften, zumal, wenn man so ganz allein ist, wie ich. Aber 's wird bald besser werden, morgen oder übermorgen muß mein guter Freund, der Baron Hermfeld, hier ankommen, und dann soll die Arbeit losgehen, das verspreche ich Dir, Vater. Uebrigens eine kleine Arbeit habe ich noch heute Nacht vor.

Du willst heute Nacht arbeiten? Und was willst Du arbeiten? fragte der Alte tonlos.

Um Gotteswillen, rief Christian ungeduldig, stell' Dich nur nicht so unschuldig an, alter Vater. Das ist gut für die reichen und vornehmen Leute, denen Du mit Deinem frommen Geheul Geld abnehmen kannst, aber bei mir richtest Du damit nichts aus. Ich glaube nicht an alte Heuchler.

Der alte Mann seufzte hoch auf. Wie soll ich es nur machen, ihn zu überzeugen, daß er an mich glaubt, sagte er leise.

Ich glaube nichts! rief Christian wild. Nein, beim Teufel, ich glaube an gar nichts, denn ich kenne die Welt und die Menschen, Vater, und ich weiß, daß es nichts ist als Betrug und Heuchelei.

Auch nicht an Gott glaubst Du, mein Sohn, auch nicht an die Bestrafung Deiner Sünden?

Pah, an Gott! Wenn's einen Gott giebt und er sieht herunter auf die Menschen und sieht alle ihre Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, wie kann er's denn mit ansehen, und schlägt und wettert nicht drein? Nein, alter Vater, ich lasse mir keine Faxen vormachen

und bin nicht ſo dumm, an Deine frommen Redensarten zu glauben. Aber arbeiten muß ich, da haſt Du Recht, und ich will's auch, darauf verlaß Dich, und laß das Geheul und Gewinſel.

Und was willſt Du arbeiten? wiederholte der Alte ſeine frühere Frage.

Du kannſt alſo keine Ruhe geben, rief Chriſtian zornig, Du ſtellſt Dich immer noch dumm an? Was ich arbeiten will? Gut, ich werde es Dir ſagen!

Er trat dicht an ſeinen Vater heran und ſchrie ihm in's Ohr: Stehlen will ich! Hörſt Du, ſtehlen!

Chriſtian, rief der Alte emporfahrend, Chriſtian, das iſt unmöglich, das kann nicht Dein Ernſt ſein! Sage, daß Du mich nur haſt erſchrecken wollen, daß es Dir Spaß macht, mich zu ängſtigen. Siehſt Du, es iſt Dir gelungen, ſiehſt Du, meine Glieder zittern, ja, ich alter Mann, ich war ſo dumm und ließ mich erſchrecken. Aber nun laß es auch genug ſein, mein Sohn, nun ſage, daß es nicht Dein Ernſt war, was Du da ſagteſt!

Es iſt mein Ernſt, ſchrie Chriſtian, wüthend mit dem Fuße ſtampfend. Zum Henker, ſehe ich aus, wie einer, der Spaß machen will? Es iſt mein Ernſt, ſtehlen will ich, ſtehlen!

Aber Du wirſt es nicht thun, rief ſein Vater flehend, Du wirſt es nicht thun, Chriſtian, wenn ich Dich darum bitte, wenn ich Dich anflehe, meine alten Tage zu ſchonen, Deinen Vater nicht zu ermorden, Chriſtian. Nein, nein, mein Sohn will nicht auf's Neue Schande und Kummer auf die weißen Haare ſeines Vaters bringen, er will nicht, daß ich ihm fluchend in die Grube fahre.

Mein Sohn will verhungern, wie ein Schaf, ſtatt zu leben in Herrlichkeit und Freuden, höhnte Chriſtian.

Ich will für Dich arbeiten, Chriſtian, rief ſein Va-

ter, ja, Christian, Du sollst bei mir bleiben, immer, immer, und ich will für Dich arbeiten, Du sollst niemals arbeiten brauchen! O, meine alten Hände können noch fleißig sein, und sie sollen Tag und Nacht keine Ruhe haben. Lache nicht, mein Sohn, meine alten Glieder haben noch Muth und Stärke, und Gott wird mir schon Kraft geben, unverdrossen zu arbeiten, wenn es gilt meinen Sohn, meinen geliebten, theuersten Sohn vor Schande und Verbrechen zu bewahren. Ja, Christian, das habe ich Dir noch nicht gesagt, aber es ist wahr, Dich liebe ich am meisten von meinen Kindern, von Dir spreche ich zu Gott die ganze Nacht hindurch, an Dich denke ich den ganzen Tag, und wenn Du nicht bei mir bist, so schreit mein Herz nach Dir in Sehnsucht und Verlangen. Dich liebe ich am zärtlichsten, Sohn, und wer will sagen, daß ein Vater keine Kraft hat zu arbeiten für einen Sohn, der ihm das Theuerste ist, was er auf der Welt hat. Nein, nein, lache nicht, ich werde für Dich arbeiten, und Du sollst es gut bei mir haben, Christian, Du sollst täglich Bier trinken können und Fleisch essen, und einen bequemen Lehnstuhl will ich Dir kaufen, und Taback rauchen sollst Du den ganzen Tag.

Und das willst Du Alles verdienen mit Deinen schwachen, zitternden Händen? rief Christian lachend. Bist Du verrückt, alter Vater, oder meinst Du, daß ich es bin?

Nun, und wenn ich es nicht verdienen kann, so werde ich für Dich betteln gehen, sagte der Alte mit überströmenden Augen. O, betteln ist keine Schande! Wenn ein Vater für seinen Sohn bettelt, so schauen alle Engel im Himmel zu und geben ihren Segen dazu. Ja, ich werde auch für Dich betteln! Und dann, Thomas wird auch für Dich arbeiten, und Lude. O Du sollst leben, wie ein großer Herr, Alles was Du willst,

das soll geschehen, wir wollen Alle nur Deine Bedienten sein. Ja, Du sollst zufrieden und glücklich leben, wenn Du mir nur versprechen willst, nicht zu stehlen. Hörst Du, Christian, versprich es mir! Auf meinen Knieen beschwöre ich Dich, versprich mir, daß Du nicht stehlen willst!

Und der Alte sank laut weinend nieder und umklammerte die Kniee seines Sohnes.

Dieser stieß ihn wild zurück. Wird diese Faxenkomödie jetzt ein Ende haben, schrie er wüthend, oder soll ich mir erst mit Gewalt Ruhe verschaffen? Ich bin kein kleines Kind, das man mit Heulen und Winseln zur Ruhe bringt. Ich bin ein Mann, der weiß, was er zu thun hat, und der sich den Teufel um Eure Gesetze scheert. Fröhlich und fidel will ich leben, und dazu gehört Geld, viel Geld, und das will ich mir nehmen, wo ich weiß, daß es zu haben ist. Nun, und wenn ich dabei ertappt werde, was schadet's weiter? O, im Gefängniß kann man ein sehr fideles Leben führen und braucht nichts nicht zu thun. Wäre ich also nicht ein Narr, wenn ich arbeiten und mich plagen wollte, wie ein Hund, statt in Lust und Freuden zu leben, den Reichen abzujagen, was sie den Armen gestohlen haben, und der Polizei ein Schnippchen zu schlagen, so oft ich kann? O, das ist ein Hauptvergnügen, zu wissen, daß die Polizei immer wie'n Jagdhund hinter uns her ist und sie dann zu überlisten und anzuführen, das ist mehr werth, als hundert Thaler.

Nun, sagte der Alte, sich aufrichtend, und sein Gesicht nahm einen energischen Ausdruck an, nun Christian, wenn kein Bitten und Flehen hilft bei Dir, so werde ich Dich mit Gewalt festhalten. Du willst ausgehen und stehlen, ich sage Dir aber, daß Du dies Zimmer nicht verlassen sollst. Meine Arme werden

noch Kraft haben, Dich zu halten, und ich will mich an Dich anklammern mit der Todesverzweiflung eines Vaters.

Er faßte mit übermenschlicher Kraft die Arme seines Sohnes, und ihn so festhaltend, daß dieser sich kaum zu regen vermochte, sagte er: Jetzt versuch's, mich zu verlassen, jetzt gehe hinaus zum Stehlen! O, Gott wird mir schon Kraft geben, Dich zu halten, bis Thomas oder Lude kommen und mir beistehen.

Einen Augenblick war Christian wie betäubt von Ueberraschung und Schrecken, seine Arme sanken wie gelähmt nieder unter dem Eisendruck seines Vaters, er fühlte sich überwältigt, bezwungen, und stand regungslos und ohne den Banden zu widerstreben da.

O, sagte sein Vater mit einem glücklichen, triumphirenden Lachen, o ich wußte es wohl, daß Gott mir Kraft geben würde, Dir zu helfen, Gott verläßt einen Vater nicht, der seinen Sohn vom Verderben zurückhalten will!

Aber die augenblickliche Bestürzung Christians war schon vorüber, die Adern auf seiner Stirn schwollen hoch auf vor Zorn, seine Nüstern flogen, seine Lippen drängten sich weit vor, und ein keuchender Athem tönte aus seiner Brust hervor. Ein eigenthümliches Flammen und Blitzen war in diesen kleinen tückischen Augen, die von den dicken buschichten Augenbraunen fast überdeckt erschienen und ihm ein erschreckendes Ansehen verliehen. Gewiß, es war ein entsetzensvolles Bild, dieser Sohn bebend und sprachlos vor wildem, furchtbarem Zorn, und dieser schwache Greis, dessen Antlitz leuchtete in Begeisterung und Energie, und der mit seinen schwachen Greisenhänden die herkulische Gestalt des Sohnes zu fesseln vermochte.

Jetzt stieß Christian ein kurzes, dumpfes Geheul

aus, und mit einem einzigen, wüthenden Ruck hatte er ſich von ſeinem Vater befreit und ihn zur Erde geworfen.

Du willſt mich halten, ſchrie er wüthend, und in ſeinem Zorn nicht mehr wiſſend, was er that. Du willſt mich halten, alter Narr, Du willſt mir Gewalt anthun? Warte, das ſollſt Du büßen!

Und ſchon erhob er die Hand zu einem wüthenden Schlage, aber in dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür und Lude ſtürzte herein. Mit einem einzigen Satz war er an der Seite ſeines Vaters, und Chriſtian's Arm zurückſchleudernd ſchrie er: Chriſtian, wenn Du Vatern ſchlägſt, ſo jage ich Dir mein Meſſer in'n Leib, das ſage ick Dir! Es iſt ſchändlich, daß Du ſo gegen n alten Mann ſein kannſt, der ſo ſchwach is, daß er ſich nicht wehren kann, und der noch dazu Dein Vater is!

Es lag Etwas in dieſer edlen zornigen Entrüſtung des Knaben, das ſelbſt ſeinem wilden, rohen Bruder Achtung abnöthigte, und er ſagte mit minder wildem Ton: er iſt verrückt, der alte Mann, und er wollte mich feſthalten, daß ich heut Abend nicht mehr ausgehen könnte.

Und denn ſo wollteſt Du doch ausgehen, wenn's Vater nicht haben wollte? fragte Lude, und half dem alten Manne, der ſich ſchweigend und mit todesblaſſem Geſicht aufrichtete. Denn ſo wollteſt Du ungehorſam ſein gegen 'n alten Mann, der Dein Vater is, und der ſo gut iſt und Dich bei ſich behält und Dir zu eſſen und zu trinken giebt, daß Du den ganzen Tag rum faullenzen kannſt und gar nichts nicht thun brauchſt?

Schweig, Lude, ſchweig, befahl der Alte mit ängſtlichem Ton, reize ihn nicht, Du weißt, er iſt ſo heftig.

Wenn Du das wußteſt, hätteſt Du mich auch nicht reizen ſollen, ſchrie Chriſtian, den der Gedanke wüthend

machte, daß ein alter, ſchwacher Mann im Stande geweſen, ihn einen Augenblick zu bändigen. Wenn Du wußteſt, daß ich ſo heftig bin, ſo hätteſt Du mich verſchonen ſollen mit Deinem Gewinſel und Geſchnatter, daß 'n ehrlichen Mann ganz verdreht machen kann.

In dieſem Augenblick öffnete ſich abermals die Thür, und in derſelben erſchien das edle und bleiche Angeſicht des dritten Sohnes, der endlich das Geräuſch vernommen hatte und ſeinem Vater zur Hülfe herbeieilte.

Was geht hier vor? fragte Thomas, und ſeine edle und ruhige Haltung imponirte ſelbſt ſeinem Bruder Chriſtian, daß er ſchweigend ſich abwandte.

Chriſtian wollte Vatern ſchlagen! ſchrie Lude.

Schlagen! rief Thomas und ſein Geſicht röthete ſich einen Augenblick vor innerer Aufregung. Dann trat er zu Chriſtian hin, und ihn bei der Schulter packend und ihm feſt in die Augen ſehend, ſagte er: elender Menſch, wage es noch einmal, die Hand gegen meinen Vater zu erheben, und in derſelben Stunde überliefere ich Dich der Polizei.

Laß mich los! ſchrie Chriſtian und ſuchte Thomas Hand von ſeiner Schulter zu ſchütteln. Laß mich los und kümmere Dich nicht um mich. Was hat ſo 'n vornehmer und kluger Herr, als wie Du biſt, auch mit mir zu ſchaffen. Geh' doch lieber hin zu Deiner Baroneß Louiſe, und nimm Schreibſtunden, oder trag ihr 'n Eimer Waſſer rauf, das is viel beſſer, als hier 'n Weiſen zu ſpielen. Ja, 's is 'ne hübſche Geſchichte das mit Baroneß Louiſe, und ihr Vater wird 'ne ausbündige Freude haben, wenn er kommt! Na, ihr Vater is 'n guter Freund von mir, und wenn er kommt, werd ich ihm die Freude machen und ihm ſagen, daß er Hoffnung hat unſer Schwiegervater zu werden! Alſo ſei hübſch gut und ſanft gegen mich, damit ich

beim Baron 'n Freiwerber für Dich machen thue! Ha, ha, ha! Und nun adje, ich gehe aus!

Er nahm seine Mütze und wollte sich lachend entfernen.

Halt ihn fest, halt ihn fest! schrie der Alte. Er will ausgehen, um uns Alle zu verderben. Er will stehlen! Haltet ihn fest, er will stehlen.

Und mit Riesengewalt stürzte sich Thomas auf seinen Bruder, der, laut schnaufend vor Wuth, mit seinen Fäusten um sich hieb.

Ein kurzer Kampf begann, ein fürchterlicher entsetzensvoller Kampf, in welchem der Bruder gegen den Bruder kämpfte, während ihr Vater auf seinen Knieen lag und mit zitternder Lippe zu Gott flehte um Erbarmen.

Niemand sprach ein Wort, als aber Christian von Thomas überwältigt und zu Boden geworfen ward, da stieß Lude einen lauten Schrei der Freude aus, und der Alte rief, seine Hände zum Himmel erhebend: Gott hat mein Gebet erhört! Mein Sohn soll vor einem Verbrechen bewahrt werden!

Gieb mir ein Tuch, ein Tuch! rief Thomas athemlos, und mit äußerster Kraftanstrengung Christian am Boden festhaltend. So, Lude, und während ich ihm die Hände binde, schnüre Du ihm die Füße zusammen. O, wir wollen ihn schon hindern, und er soll nicht auf's Neue Schande über uns bringen! Ja, ja, diese Nacht wollen wir ihn schon halten, und morgen wird er schon vernünftig mit sich reden lassen!

Ihren vereinten Bemühungen war es endlich gelungen Christian zu binden und zu fesseln, daß er nicht im Stande war, sich vom Boden zu erheben. Aber von seinen Lippen tönten wilde Verwünschungen, und mit lautem Fluchen schwur er, Rache zu nehmen für diesen ihm angethaenen Schimpf.

Thomas ſagte ruhig: magſt Du denn immerhin verſuchen, Dich an mir zu rächen. Nur unſern armen alten Vater, den ſollſt Du in Ruhe laſſen. Nein, Vater, weine nicht mehr! Sei nicht muthlos, mein Vater! Wenn Dir Chriſtian Kummer macht und bitteres Herzeleid, ſo werden Deine andern beiden Söhne doch immer bemüht ſein, Dir Deinen Kummer zu verſüßen und Dir Freude zu machen. Nicht wahr, Lude, das wollen wir?

Ja, Vater, das wollen wir! rief der Knabe, und Beide warfen ſich in die geöffneten Arme ihres Vaters, der ſie feſt an ſein Herz drückte und bitterlich weinte vor großem Leid und großer Freude.

Des Himmels Segen über Euch, meine guten Kinder! ſagte er dann mit feierlichem Ernſt. Bleibt ſo gut, wie Ihr bisher geweſen, ſeid fleißig und arbeitſam, erhaltet Euch ein geſundes Herz und ein gutes Gewiſſen, und Ihr werdet Euer Leben lang glücklich und zufrieden ſein, wenn Ihr auch hungern und darben müßt!

Dann hieß er Thomas wieder in ſein Zimmer gehen, weil es ſpät ſei und ſie Alle der Ruhe bedürften, und Thomas gehorchte um ſo williger dieſem Befehl ſeines Vaters, weil er dieſe Stunden der Ruhe immer dazu anzuwenden pflegte, um Louiſen zu ſchreiben und ihr auf dem Papier alles das zu ſagen und allen den Gefühlen Worte zu geben, die in ſeinem Herzen lebten, und für die er keine Worte hatte, wenn er ihr gegenüber ſtand.

Bald war Alles ſtill in dem Gemach des alten Webers. Chriſtian ſchien zu ſchlafen, oder vielleicht war es nur der Zorn und die Beſchämung, welche ihn ſtumm gemacht. Lude ſchlief wirklich; die Jugend iſt ſo glücklich, daß ſelbſt der Kummer ihr nur eine Art Arkanum iſt, das ſie in ſüßes Vergeſſen und traumloſe Ruhe verſenkt. Aber dem Alter iſt der Kummer

und Gram ein nagender, nimmer raſtender Wurm, welcher mit unerbittlicher Strenge ſelbſt den Troſtesengel des Schlafes von dem Lager treibt, auf welchem der Greis ſich ruhelos plagt mit ſeinen Sorgen und ſeiner Pein.

Der alte Schmidt ſchlief nicht, er unterdrückte nur ſein Seufzen und Weinen, damit Lude, der das Lager mit ihm theilte, nicht geſtört werde in ſeinem Schlummer; aber wie hätte er ſchlafen können, da ſein Sohn, ſein unglücklicher, immer noch ſo heiß geliebter Sohn gebunden da lag auf dem harten Boden, wie hätte er ſchlafen können, da er daran dachte, daß nur durch ſolch grauſames Mittel ein Verbrechen hatte verhindert und ſein Kind vor neuer Sünde hatte bewahrt werden können? — Er fühlte ſein Herz zerriſſen von unnennbaren Qualen, ſeine Seele bewegt von den widerſtreitendſten Gefühlen. Dieſe Liebe zu Chriſtian, ſie hatte in dem Herzen des alten Mannes nach und nach ſich zu einer krankhaften Höhe emporgeſchraubt, ſie hatte ſich in daſſelbe eingeätzt mit den Thränen, deren er täglich ſo viele vergießen mußte um Chriſtian, mit den ſtets um ihn ſorgenden und für ihn flehenden Gedanken. Chriſtian war allgemach der innerſte Mittelpunkt ſeiner Gedanken, ſeines Gebetes, ſeines Wachens und Träumens geworden, weil er ſtets die Angſt und Sorge, den Kummer und die Verzweiflung wach erhielt in dem Herzen ſeines Vaters, und über all dieſen Gedanken an Chriſtian, war es gekommen, daß der alte Mann faſt gleichgültig geworden gegen ſeine beiden andern Söhne, daß die Liebe zu dieſen in den Hintergrund gedrängt worden durch die ſtets nagende Qual um Chriſtian. Es war ihm ganz gleich, ob Thomas arbeitete, oder Lude ſich auf den Straßen umhertrieb, er wußte ſie dennoch ungefährdet und fern von jedem Verbrechen, aber Chriſtian mußte immer

bei ihm sein, wenn er nicht zittern sollte in Sorge und banger Befürchtung, Christian mußte heiter sein und zufrieden, wenn sein alter Vater in düsterer Vorahnung nicht ein neues Verbrechen sollte heranschleichen sehen, Christian sollte und mußte glücklich werden um jeden Preis, denn das Glück wird ihn bewahren vor der Versuchung und Sünde!

Er muß glücklich und zufrieden werden, dachte der Greis auch jetzt, als er schlummerlos auf seinem Bette lag, o, wüßte ich nur ein Mittel, ihm Geld zu schaffen, dann würde er gar nicht daran denken zu stehlen, nein, dann gewiß nicht! Nur die Noth treibt ihn dazu, weiter nichts! Geld, o, mein Gott, gieb mir ein Mittel an, meinem Sohne Geld zu verschaffen! — Er sann und sann, und zuletzt mußte er ein Mittel gefunden haben, denn er betete zu Gott mit inbrünstigen Dankesworten, und seine Thränen versiegten, seine Seufzer verstummten.

Leise glitt er hinunter von dem Bette und tappte zitternd zu der Stelle hin, wo Christian am Boden lag in festem Schlaf. Der Alte rief ihn mehrmals leise, und als Christian nicht erwachte, drückte er einen langen, innigen Kuß auf den Mund seines Sohnes. Von dieser ungewohnten Berührung erwachte er und stieß einen wilden Fluch aus, und fragte zornig, wer es wage, ihn mitten in seinem Schlummer zu stören.

Ich bin's nur, Dein alter Vater, flüsterte der Greis, und ich komme, um ganz leise einige Worte mit Dir zu plaudern, mein lieber Sohn.

Das ist wieder 'n ganz verrückter Einfall, brummte Christian, 'n Menschen aus dem Schlaf zu wecken, um mit ihm zu plaudern.

Sei still und höre mich einmal an, bat der Alte leise. Sage mir einmal, mein lieber Sohn, weshalb wolltest Du ausgehen und stehlen?

Weil ich kein Geld habe, und weil der Menſch Geld braucht, um zu leben!

Und alſo, wenn Du Geld hätteſt, würdeſt Du nicht, ſtehlen? fragte ſein Vater mit hochklopfendem Herzen.

Nun warum ſollte ich denn ſo 'n Narr ſein und ſtehlen, wenn ich Geld hätte? ſagte Chriſtian mit rauhem Lachen.

Und wenn Du nun ſo ein bis zweihundert Thaler hätteſt, fragte der Alte wieder, nicht wahr, dann würdeſt Du gar nie mehr daran denken eine ſolche Sünde zu begehen. Da würdeſt Du Dir irgend ein kleines Geſchäft einrichten, nicht wahr, und leben als ein ehrlicher Mann?

Der alte Narr hat gewiß noch irgendwo Geld verſteckt, dachte Chriſtian, da muß ich klug ſein und es ihm abſchwatzen. Wenn ich ein- oder zweihundert Thaler hätte, ſagte er, ja, denn ſo würde ich gewiß 'n ordentlicher und ehrlicher Menſch werden. Denn ſo würde ich hier vor'm Thor 'ne kleine Schenke und 'ne Kegelbahn anlegen, und mich ehrlich und redlich ernähren.

Willſt Du mir das ſchwören? fragte der Alte feierlich.

Ja, das will ich Dir ſchwören, ſagte Chriſtian, und es iſt gewiß viel bequemer und hübſcher, wie 'n ehrlicher Mann ſich ſein Brod zu verdienen, als 'n Dieb zu ſein und andern Menſchen was wegzuſtehlen.

Du haſt ein gutes und redliches Herz, das wußte ich wohl, ſagte ſein Vater freudig, und nur die Noth hat Dich zur Sünde verleitet!

Das iſt gewiß, wenn ich ein- oder zweihundert Thaler hätte, ſo würde ich niemals nicht wieder 'n ſchlechten Streich machen und 'n Dieb werden, ſagte Chriſtian, und unterdrückte mühſam ſeine Ungeduld. Aber das is eben das Schlimme, daß ich ſo viel Geld

niemals nicht kriegen werde, und daß mir Niemand so viel leihen wird.

Du ſollſt es haben, ja, Du ſollſt über hundert Thaler haben, und zwar nicht geliehen, ſondern geſchenkt, rief der Alte faſt laut, und Dein Vater wird es ſein, der Dich wieder zu einem ehrlichen und guten Menſchen macht!

Du? Haſt Du denn Geld? fragte Chriſtian.

Ich hab's noch nicht, aber ich werd's haben, ſagte der Alte zitternd vor Ungeduld. Morgen Vormittag werde ich es haben, und dann bekommſt Du es ganz gewiß.

Aber was werden Thomas und Lude ſagen? flüſterte Chriſtian. Die werden auch ihren Antheil haben wollen, und werden's nicht leiden, daß ich es allein bekomme.

Die dürfen gar nichts bemerken, und wir müſſen's ganz heimlich machen, ſagte der Alte mit einem glücklichen Lachen.

Sie wiſſen alſo gar nicht, daß Du ſo viel Geld haſt?

Nein, Gott behüte, Niemand weiß es! Du wirſt es ganz allein bekommen.

Denn ſo werde ich 'ne Kneipe anlegen und 'n ehrlicher Mann werden.

Das haſt Du mir geſchworen, und ich glaube Dir, ſagte der Alte feierlich. Und nun wollen wir ſchlafen, Chriſtian, ſchlafen und glücklich ſein!

Wenn er nur nicht übergeſchnappt iſt und ſich bloß einbildet, daß er 'n paar hundert Thaler hat, dachte Chriſtian, und fragte dann zweifelnd: Es iſt alſo gewiß, daß ich morgen das Geld bekomme?

Ganz gewiß! Und höre, damit die Brüder nichts merken, wollen wir morgen früh gar nicht miteinander ſprechen, und Du kannſt thun, als ob Du böſe auf mich wärſt. Um ſieben Uhr werde ich ausgehen, und bald darauf kannſt Du auch fortgehen. Dann treffen wir uns im Thiergarten bei den Zelten, und da bring' ich Dir das Geld.

Gut, ich werde pünktlich da sein, sagte Christian.

Ich auch! Und nun, sagte der Alte schüchtern und leise, nun habe ich noch eine Bitte an Dich, Christian. Ich möchte, daß Du mich einmal wieder so zärtlich umfaßtest, wie Du zu thun pflegtest, als Du noch ein kleiner Knabe warst, ja, und ich möchte, daß Du mir einmal wieder einen Kuß gäbest. Vorhin, als Du noch schliefst, da habe ich Deine Lippen geküßt, ach Gott, es war seit vielen, vielen Jahren das erste Mal, aber es war doch noch kein rechter Kuß, denn Du wußtest nichts davon, und Deine Lippen erwiederten nicht meinen Kuß. Gieb mir also jetzt einen Kuß, mein lieber Sohn, und drücke mich recht fest in Deine Arme!

Ihr habt mir ja die Arme gebunden, sagte Christian grollend.

O, ich mache Dich frei! rief der Alte eifrig, und löste schnell das Tuch, mit dem Christians Hände gefesselt waren.

Jetzt, mein Sohn, jetzt umarme mich! bat er zitternd vor Freude und Rührung.

'S ist 'ne recht unsinnige Kinderei, sagte Christian lachend. Aber wenn's Dir Freude macht, will ich's thun!

Er legte seine Arme um seines Vaters Nacken und küßte ihn. Und der Alte hing sich an diese Lippen mit der Inbrunst eines Liebenden, seine ganze Seele, sein ganzes Dasein schien sich aufzulösen in diesem Kuß, der zugleich wie ein Segen und Gebet für das ganze Leben seines Sohnes war. — Selbst Christians verhärtetes Gemüth empfand die tiefe und feierliche Bedeutsamkeit dieses Moments, er wagte es nicht, seinen Vater zurückzustoßen, und es überkam ihn eine Art Reue und Bewegung, die ihm selber unerklärlich war. Ganz unwillkührlich, ganz ohne es zu wissen, drückte er den Greis fester in seine Arme, und erwiederte mit einer Art Heftigkeit den langen, innigen Kuß

ſeines Vaters. Ein convulſiviſches Zittern durchflog ſeine ganze Geſtalt, und Ströme von Thränen entſtürzten plötzlich ſeinen Augen.

Das iſt Unſinn, nichts als Unſinn, ſagte er wild, und 'n wahres Glück iſt's, daß die Nacht ſo dunkel iſt und Niemand uns ſehen kann. 'Ne wahre Schande, wie wir hier flennen und uns küſſen!

Der Alte ſagte ſanft: Rede nur, ſchilt nur! Das Glück, das ich eben genoſſen, das kannſt Du mir doch nicht entreißen, das bleibt doch ewig mein! Und jetzt gute Nacht, mein Sohn!

Nein, küſſe mich nicht wieder, ſagte Chriſtian faſt zornig, ich halt's nicht aus, ich ſterbe davon!

Dieſe wilde und ſtarke Natur ſträubte ſich gegen dieſe Weichheit, welche ſie plötzlich überkommen. Chriſtian ſchämte ſich dieſer Rührung, als eines unmännlichen, weibiſchen Gefühls, und er ſuchte ſie ſchnell zu bekämpfen und von ſich abzuſchütteln.

Was würden meine Kameraden ſagen, wenn ſie mich ſo ſehen könnten, dachte er, und erröthete faſt. Keiner von ihnen würde jemals wieder 'n Wort mit mir ſprechen, ſie würden mich auslachen und ſagen, ich ſei ein altes Weib und kein rechtſchaffener Kerl mehr!

Und wie er an ſeine Kameraden dachte und an ſeine ganze düſtere und ſchreckensvolle Vergangenheit, da verſiegten die Thränen ſofort in ſeinen Augen, und er erinnerte ſich nur noch, daß ihm ſein Vater morgen viel Geld geben würde, und daß er das verjubeln wollte mit ſeinen Freunden.

Dieſe Gedanken und die Ungeduld, zu wiſſen, ob ſein Vater wirklich die Wahrheit geſprochen, oder ob nur ein Fiebertraum ihm ſo lockende Bilder vorgezaubert, ſie hielt Chriſtian wach die ganze Nacht hindurch.

Er verkauft sich.

Und endlich kam der Morgen. Das Geräusch der Gasse begann, das Leben erwachte, und auch die Schläfer in den Familienhäusern öffneten wieder ihre Augen diesem eintönigen, geschäftigen und kummervollen Dasein, welches sie Leben nannten. — Der arme Lude, er war so glücklich gewesen im Traum, er hatte Amintha gesehen; lächelnd, wie sonst, hatte sie an seiner Seite gestanden und mit ihm geplaudert, solche schöne und köstliche Worte, wie sie ihm immer von ihren Lippen als seine lieblichste Musik erklungen waren. Aber erwachend fühlte er jetzt wieder, daß er allein sei, ganz allein, daß Amintha ihm am gestrigen Abend entführt worden sei, und daß von nun an ein trostloses, freudenleeres Dasein ihn erwarte, wenn es ihm nicht gelänge, sie wiederzufinden.

Ich werde so lange suchen, bis ich sie finde, dachte er, als er sich jetzt eilig von seinem Lager erhob. In Berlin ist sie gewiß, und Berlin ist nicht so groß, daß man es nicht ganz durchsuchen könnte. Aber Vatern will ich nichts sagen, denn er hat schon allein Kummer genug, und er soll's gar nicht merken, daß ich betrübt bin.

Somit begann er sich eine lustige Weise zu pfei-

ſen, und ging hinunter zum Brunnen, um mit dem kalten Waſſer deſſelben ſeine einfache Morgentoilette zu vollenden.

Auch der alte Mann hatte ſich ſchnell vom Lager erhoben, und als Lude hinausging flüſterte er eilig: Jetzt, Chriſtian, vergiß nicht, was ich Dir geſagt habe. Im Thiergarten hinter den Zelten, da erwarte mich!

Aber, es iſt noch immer Dein Ernſt? fragte Chriſtian, den Alten beobachtend.

Mein heiliger und feierlicher Ernſt! betheuerte ſein Vater. Aber ſtill jetzt! Thomas und Lude kommen!

Seine beiden Söhne kamen wirklich, um mit ihrem Vater ihr einfaches und kärgliches Frühſtück einzunehmen, und Thomas fragte, ſich an Chriſtian wendend, ob er ſich nun eines Beſſern beſonnen, und ob er die verbrecheriſchen Pläne dieſer Nacht nun aufgeben wolle?

Das geht Dich gar nichts an, ſchrie Chriſtian, kümmere Du Dich nur um Deinen Webeſtuhl und Deine Liebſchaft, und laß mich in Frieden. Wir werden übrigens gar nichts nicht mehr mit 'nander zu theilen haben, denn ich gehe fort. Es iſt 'n ſchändlich langweiliges, duckmäuſeriges Leben hier bei Euch in den Familienhäuſern, ich halt's nicht mehr aus.

Das Beſte wär's auch, Du gingeſt fort und ſuchteſt Arbeit, ſagte ſein Vater rauh, und winkte Chriſtian mit den Augen, damit er ſich nicht täuſchen laſſe von ſeinen unfreundlichen Worten.

Und übrigens bin ich feſt entſchloſſen, Dich, wenn Du nicht freiwillig gehſt, mit Gewalt zu hindern, länger hier zu bleiben und unſers alten Vaters Ruhe zu ſtören, ſagte Thomas ernſt. Der Frieden dieſes Greiſes ſoll nicht länger geſtört werden, und er ſoll nicht ſeine alten Tage in Kümmerniß hinbringen und in troſtloſer Angſt.

Es war merkwürdig, welche Veränderung wenige Wochen in Thomas hervorgebracht hatten. Seine Sprache war eine andere, gewähltere, fehlerfreie geworden, seine ganze Erscheinung hatte mehr Würde und Haltung gewonnen, und auf seinem edlen, bleichen Angesicht leuchtete es wie der Lichtglanz eines neuen, sonnenhellen, geistigen Lebens. Die Liebe ist ein so geschickter Lehrmeister, ein so glücklicher Erzieher, und die Liebe war es gewesen, welche bei Thomas alle diese schlummernden und unter rastloser Arbeit ermatteten Geisteskräfte geweckt und zu ihrer Entfaltung emporgerufen hatte.

Christian erwiederte nichts auf die Worte seines Bruders, sondern nahm schweigend seinen Hut und verließ das Zimmer.

Auch Thomas entfernte sich bald, und Lude ging, um Frau Winkler aufzusuchen, und von ihr sich Raths zu erholen über Amintha.

Der alte Mann war allein, und als er, vorsichtig sich umschauend, gewiß war, daß Niemand ihn belauschte, sank er laut ächzend nieder auf seine Kniee und rang die Hände in stummer, unermeßlicher Qual.

Es ist schaudervoll und entsetzlich, ächzte er matt, und wenn ich meine alten Glieder ansehe und denke, daß ich sie verkaufen, verhandeln will, wie eine Waare, so ist es mir, als wäre ich schon eine Leiche bei lebendigem Leibe, als gehörte ich mir selber nicht mehr an. O, von heute an werde ich nichts mehr sein, als ein lebendiger Todter, und es ist mir, als fühlte ich schon, wie das Messer diese Glieder zerschneidet, welche mir nicht mehr gehören, wie sie das Herz aus diesem Leibe reißen, welcher nicht mehr mein Eigenthum ist!

Er kauerte sich grausend und erbebend in sich selber zusammen, große Schweißtropfen standen auf seiner

Stirn, und seine Augen starrten mit wildem, entsetztem Ausdruck zum Himmel empor.

Und wenn es nun dennoch umsonst wäre, flüsterte er zitternd, wenn dieses Geld, statt ihn zur Arbeit zurückzuführen, ihm nur eine neue Versuchung wäre, weiter nichts? Aber nein, nein, ich will nicht so schwach sein im Hoffen und Vertrauen. Er hat mir ja versprochen, ein anderes Leben alsdann zu führen, und er wird gewiß Wort halten, möge Gott nur dazu ihm seinen Segen geben!

Mit welcher Inbrunst, mit welchem heiligen Feuer betete der alte Mann jetzt für seinen Sohn, und als er sich dann gestärkt und voll Trostes von seinen Knieen erhob, welch' eine fromme Zuversicht und Freudigkeit leuchtete da aus seinen Augen!

Mit der Beweglichkeit und Rührigkeit eines Jünglings nahm er seinen Hut und verließ das Haus, um mit eiligem Schritt hineinzugeben in die Stadt.

Vor dem Hause des berühmten Doktors A. blieb er stehen und lehnte sich einen Augenblick matt und erschöpft an die Thür, um Athem zu holen und nach Ruhe und Fassung zu ringen.

So, jetzt wird's gehen, flüsterte er dann. Mein Sohn, mein Christian, der Gedanke an Dich soll mich stärken und aufrichten.

Jetzt zog er an der Klingel und ward eingelassen, um wenige Minuten darauf in das Zimmer des Arztes gerufen zu werden.

Eine Stunde verging, er war noch immer bei dem Arzt; mehrere von den Schülern des berühmten Mannes waren hinzugerufen worden; sie umstanden ihn Alle, diesen alten, zitternden Greis, sie hatten ihn Alle untersucht, und Alle ihre Freude gehabt über dieses seltene Uebel.

Es ist richtig, sagte der berühmte Mann, ganz, wie

ich gleich zu Anfang vermuthete. Eine wundervoll ausgebildete Herzverknorpelung, man kann keine schönere finden! Nun, meine Herren, das muß heute ein glücklicher Tag werden, der für uns schon mit einer so seltenen Freude beginnt.

Ihr müßt aber sehr viel schon seit Jahren gelitten haben, sagte einer der jüngern Aerzte, der es beim Anschauen menschlichen Leidens noch nicht ganz bis zu der reinen, mitleidslosen, medicinischen Freude gebracht hatte. Wirklich, Ihr müßt sehr viel gelitten haben, armer Mann.

Danke, Herr, sagte der Alte gerührt, und sah den jungen Mann ganz freudig an, danke, daß Sie darnach fragen. Es thut Einem immer wohl, wenn man Mitleid findet, und es war mir so schauerlich, daß alle diese Herren sich bloß über mich freuten. Ja allerdings habe ich sehr viel gelitten, aber das weiß nur Gott und ich allein, meine armen Söhne wissen nichts davon.

Dieser Fall ist um so wichtiger und bemerkenswerther, sagte der Arzt, der in seiner Freude gar nichts gehört hatte von den Worten des Greises, sondern in tiefsinniger Betrachtung hastig auf und ab ging, ja, meine Herren, dieser Fall ist um so wichtiger, da er mir wieder einen neuen Beweis liefert für meine Ihnen schon neulich entwickelte Ansicht. Die sitzende Lebensart ist das Verderben der menschlichen Generation, und diese Stühle, welche den menschlichen Körper zu einem Dreieck zusammenpressen, sie sind gewissermaßen die Geburtshelfer aller menschlichen Leiden. Der Mensch sollte nur stehen, gehen, oder liegen, jede andere Lage ist naturwidrig und schädlich. Dieses Exemplar hier hat von frühester Jugend an die unnatürliche sitzende Lebensart geführt, daher sind die Organe des Unterleibes zusammengeschrumpft, das Blut, das nicht frei

circuliren konnte, hat ſich zum Herzen gedrängt, hat ſich dort angeſammelt, verdickt, und allgemach verhärtet, und ſo iſt im Laufe der Jahre dieſes wundervolle und höchſt erfreuliche Reſultat erzielt worden. — Uebrigens vermuthe ich, daß auch die Pſyche hat thätig ſein müſſen, um die Krankheit bis zu dieſer ſeltenen Blüthe emporzutreiben. Denn, meine Herren, es iſt eine nicht zu beſtreitende Wahrheit, daß der größte Theil ſelbſt der organiſchen Leiden, eine Folge iſt dieſer pſychiſchen Exaltationen und Erregungen, die man gemeinhin Kummer und Sorge zu nennen pflegt. — Ich vermuthe, daß Ihr ſehr viel Kummer gehabt habt, alter Mann?

O ja, Herr Profeſſor, ſehr viel! ſeufzte der Greis ſchmerzlich. So viel Kummer, daß ich ihm vielleicht erlegen wäre, ohne Gottes Beiſtand.

Und das nennen die frommen Leute nun Gottes Beiſtand, murmelte der Arzt verdrießlich, weil ihnen der Kummer nur ein Uebel erzeugt hat, das ſie langſam tödtet. Ich glaube, alter Mann, ſagte er dann laut, wirklich ich glaube, daß Euer Gott ſich wenig um Euch bemüht und Euch wenig beigeſtanden hat, ſonſt würde er vielleicht Euch vor einer Krankheit bewahrt haben, die Euch große Qualen bringen muß. Wenn nicht ein Schlagfluß Euch bald trifft, und das wollen wir nicht hoffen, denn es wäre ein wahres Unglück für die Wiſſenſchaft, nun alſo, wenn nicht dies geſchieht, dann wird Euer Ende ſehr qualvoll ſein, das ſage ich Euch, Ihr werdet verhungern und erſticken müſſen!

Der Alte ſenkte ſein Haupt auf ſeine Bruſt und ſeufzte laut.

Uebrigens vermuthe ich, fuhr der gelehrte Herr fort, ja, ich vermuthe, daß Ihr nicht allein ſehr viel Kummer gehabt, ſondern ihn auch ſehr oft unterdrückt

habt, daß Ihr, ſtatt ihn zu äußern und ihm dadurch einen Ausgang zu verſchaffen, ihn in Euch hinein habt freſſen laſſen, was eine ſehr unvernünftige Manier iſt. Es ſcheint mir, daß Ihr oft, ſtatt zu jammern, Euch zur Ruhe gezwungen und Eure Thränen unterdrückt habt.

Es iſt richtig! ſagte der alte Mann. Mein armes Weib war ſo viele Jahre lang krank, und da war's wohl meine Pflicht ſie zu erheitern und aufzurichten, und ſie nichts merken zu laſſen von meinem Kummer.

Ja, ja, es war ſehr gut, daß Ihr das thatet, ſagte der Arzt vergnügt, denn ohne dies würde dieſe ſeltene Pflanze nicht ſo kräftig emporgewachſen ſein. — Nichts, meine Herren, befördert ſo ſehr ein organiſches Uebel, als verhaltene Thränen. — Uebrigens ſcheint es mir, alter Mann, als müßtet Ihr auch ſehr viel gehungert haben?

O ja, ſehr viel! ſeufzte der Greis.

Der gelehrte Herr blickte ſeine Schüler mit triumphirendem und freudigen Ausdruck an. Sie ſehen, ſagte er ſtolz, daß meine Vermuthungen alle richtg ſind. Ja, ja, ſitzende Lebensart, verhaltener Gram und Hunger, das iſt ein Triumvirat, dem auch die kräftigſte Natur nicht widerſteht, ſondern dem ſie unterliegen muß! — Und nun, da wir über die Würdigkeit des Exemplars einig ſind, ſo bleibt uns nur noch übrig den Preis zu erfahren. Wie viel wollt Ihr haben, alter Mann?

Zweihundert Thaler! ſagte der Greis zitternd.

Zweihundert Thaler! Unmöglich! rief der Profeſſor zurücktretend. Ihr ſeid ſehr ſtolz, mein Guter, und wenn Ihr auch gehört habt, daß ich Euch ein ſeltenes Exemplar nannte, ſo giebt Euch das doch kein Recht, Euch ſo zu überſchätzen und eine ſo unvernünftige Forderung zu machen.

Zweihundert Thaler ist mein Preis! sagte der alte Weber fest, ich lasse keinen Groschen ab, und muß das Geld auch auf der Stelle ausbezahlt bekommen.

Aber ich gebe nicht so viel! schrie der Professor. Wer bürgt mir denn dafür, daß Euch nicht ein Schlagfluß tödtet, und diese Blüthe also nicht zu ihrer Vollendung kommt? Nein, nein, hundert und funfzig Thaler, mehr gebe ich nicht!

Nun, dann gehe ich zu einem andern Herrn Doctor! sagte der Greis und griff nach seinem Hut.

Nach einem andern! rief der Professor. Am Ende gar zum Geheimenrath S.....?

Ja, gerade zu dem, sagte der Alte, der froh war, von dem gelehrten Herrn noch einen Andern genannt zu hören, an den er sich wenden könnte.

Und der nimmt ihn gewiß, schon um mir einen Streich zu spielen, dachte der Professor, und dann sagte er laut: nun, ich will Euch also zweihundert Thaler zahlen, wenn Ihr mir versprecht, Euch zu schonen und vor jedem großen Aerger und Schrecken möglichst zu bewahren. Auch müßt Ihr mir versprechen, Euren Kummer nach wie vor nach Innen fressen zu lassen, das wird die Ausbildung und Entfaltung dieses neuen Organismus vorzüglich befördern, und ist daher nothwendig. Wollt Ihr mir das versprechen?

Herr, sagte der alte Weber sanft, ich habe Söhne, die mich lieben, und um ihretwillen bin ich's gewohnt, meinen Kummer zu verbergen und meine Thränen zu verschlucken. Aber nun geben Sie mir auch mein Geld, ich brauche es sogleich.

Der Professor ging zu seinem Schreibtisch und nahm mehrere Geldrollen aus demselben.

Hm, hm, zweihundert Thaler, murmelte er, es ist verdammt viel Geld. Aber es ist auch ein schönes

Exemplar! Der Geheimrath S..... hat kein so gutes.

Aber ehe ich Euch das Geld gebe, sagte er dann zu dem alten Weber, müßt Ihr zuerst diese Quittung und diese Erklärung unterschreiben.

Was steht denn da drinn? fragte der Alte. Sein Sie so gut, mein lieber Herr, es mir vorzulesen, meine alten Augen können die Buchstaben nicht mehr gut unterscheiden.

Ich werd's Euch vorlesen! Hört: Ich Endesunterzeichneter, der Weber, — wie heißt Ihr doch?

Gottlieb Emanuel Schmidt!

Also Gottlieb Emanuel Schmidt, bescheinige und beschwöre, daß ich am heutigen Tage meinen Cadaver verkauft habe an den Herrn Professor A....., und daß dieser Cadaver, sobald ich meinen letzten Athemzug ausgehaucht, ihm gehört. Er kann damit schalten und walten, wie es ihm beliebt, ihn zerschneiden, —

Nicht weiter, ach, um Gottes Barmherzigkeit willen, lesen Sie nicht weiter, schrie der alte Mann, ich kann's nicht ertragen, es zerreißt mir das Herz!

Ihr seid sonderbar! sagte der Professor kopfschüttelnd. Empfindsam wie ein zimperliches Mädchen! Nun also, wollt Ihr das unterschreiben? Könnt Ihr schreiben?

Ja, ich kann's und will's, sagte der Alte, und trat mit festem Schritt zum Tische hin. Aber seine Hand zitterte, und als er jetzt die Augen auf das Papier heftete, da schien es ihm, als sei es schon übergossen von seinem eigenen Herzblut, als röche es ihm entgegen nach Verwesung.

Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, es schwindelte vor seinen Blicken, und er mußte sich setzen, um nicht umzusinken.

Nun, habt Ihr geschrieben? fragte der Professor, der so lange mit seinen Schülern geplaudert hatte.

Nein, ächzte der Greis, ich konnte es noch nicht. Es ist sehr schwer, sein eigenes Todesurtheil zu unterzeichnen! Aber jetzt wird's gehen!

Ist der Mensch empfindsam, wiederholte der Professor verwundert, wirklich, merkwürdig!

Christian, Christian, dachte der Alte, ich thu's für Dich! O, ein Vater kann ja Alles thun für seinen Sohn!

Und mit fester Hand schrieb er seinen Namen; aber eine Thräne fiel, während er schrieb, aus seinen Augen auf dies Papier und glänzte auf demselben wie ein reiner Diamant. — Ist nicht die Vaterliebe auch ein Juwel, und wird nicht diese Thräne vor dem Throne Gottes schwerer wiegen und köstlicher glänzen als die Thaten manches ruhmvollen Fürsten und Herrn?

Aber der alte Weber erschrack über diese Thräne, weil sie die Schrift verlöschen konnte, und er wischte sie sorgfältig und ängstlich fort. Dann gab es noch die Quittung zu unterzeichnen, und als auch dies geschehen, gab ihm der Professor die vier Rollen, deren jede funfzig Thaler enthielt. — Der Alte zuckte zusammen, als er das Geld berührte, aber er dachte an seinen Sohn Christian, und daß er ihn erretten wolle von der Sünde.

Nun, meine Herren, sagte der Professor, nachdem der Greis das Zimmer verlassen, und rieb sich vergnügt die Hände, nun meine Herren, in spätestens zwei Jahren werden wir da einen Cadaver haben, um den uns die ganze Facultät beneiden muß. Aber daß wir nur nicht vergessen, auf ihn zu achten. Sie, Herr Robert, können ihn jede Woche einmal besuchen, damit wir immer wissen, wie es mit ihm steht. —

Der alte Weber Schmidt athmete hoch auf, als er wieder hinaustrat auf die Straße. Mit irren, troſtloſen Blicken ſchaute er umher. Alles ſchien ihm verändert und umgewandelt, Alles hatte einen ſchauerlichen, melancholiſchen Charakter angenommen; die hellglänzende Sonne, der Schnee der zu ſeinen Füßen wie Brillanten funkelte, der klare, blaue Himmel, Alles ſchien ihm nur Täuſchung, nur eine Maske, unter welcher die Verweſung ſich zu verbergen trachtete. Er erſchrak vor den roſigen Wangen der jungen Mädchen, denen er begegnete, und dachte, wie trügeriſch doch dieſe Jugendfriſche und Schönheit, hinter der ſich doch nur der ſichere, der unvermeidliche Tod verhüllt hatte, er begriff nicht, wie die Menſchen, die plaudernd an ihm vorübergingen, lachen konnten, als ob ſie gar nicht wüßten, daß ſie nichts ſeien als wandelnde Leichen, als Cadaver, die früher oder ſpäter eine Beute der Würmer ſein ſollten, und wie ein weinendes altes Mütterchen ihm begegnete, dachte er: wie kann man ſich nur betrüben und grämen, wie kann man nur ſorgen und weinen, da man doch weiß, daß der Tod in uns iſt, und daß er heute oder morgen all dieſem Erdenjammer ein Ende machen wird! O überall, wohin er blickte, gewahrte er hinter dem blühenden, friſchen Leben nur den bleichen, klappernden Tod, überall grinzte die Verweſung ihn an mit ihrem verpeſtenden Athem und ihrer entſetzensvollen, grauſenhaften Unvermeidlichkeit. — Ihn ſchauderte, als er mit ſeiner Hand ſich über die Augen fuhr, und er dachte nur: dieſer ganze Kopf, er iſt nichts wie ein Schädel, und darüber iſt Fleiſch und Haut gezogen, dieſe Augen, ſie ſind nur eingeſetzt in die Höhlen des Schädels, und die Würmer werden ſie verzehren, daß die Höhlen wieder kahl und rein werden.

Ein junger Mann mit einem ſchönen Mädchen am

Arm ging vorüber, und der Jüngling blickte sie an und flüsterte: wie schön Du heute bist, wie ein Engel so schön!

Der Greis hatte diesen entzückten Ausruf gehört, und er dachte kopfschüttelnd: ja, so täuscht man sich, wenn man verliebt ist! Der findet seine Braut schön; ah, er sieht nur nicht den grinsenden Schädel, der unter dieser Maske sitzt, er sieht nicht das klappernde, gräßliche Gerippe, das unter diesem Fleisch ihres Körpers verborgen ist!

Und jetzt grauete ihm unter all diesen Menschen, die sich einbildeten zu leben, und doch nichts waren, als fleischumhüllte Gerippe, es grauete ihm vor seinen eigenen Schritten, vor dem Schatten, den seine Gestalt neben ihm herzog, und er dachte nur, daß er eigentlich ganz durchsichtig sei, und daß nur das Fleisch sich über sein hohles, durchsichtiges Gerippe gelegt habe.

Aber all diese Gedanken, diese entsetzlichen, gespensterhaften Gedanken, wo waren sie geblieben, als er endlich das Ziel seines Weges erreicht, als er dort seinen Sohn gewahrte, seinen blühenden, lebensvollen Sohn, wo waren sie alle geblieben diese schauerlichen Visionen, als er in die vor Freude und Ungeduld leuchtenden Augen seines Sohnes blickte, als er seine Stimme vernahm, diese Stimme, welche sein Herz beben machte, und ihn empfinden ließ, daß er noch lebe, noch nicht gestorben und vermodert sei?

Nein, nein, dachte er ganz glücklich, etwas giebt's doch in uns, das nicht verwesen und nicht sterben kann, etwas, das sich nicht verkaufen und verhandeln läßt und das sie mir nicht zerhacken und zerschneiden können. Das Etwas, das ist die Liebe, und die ist doch ewig und unsterblich und immer dieselbe, und immer voll Jugend und Leben, und immer wie ein Engel anzuschauen!

Nun, bringst Du das Geld? fragte Christian ungeduldig, und als der Alte es bejahte, jauchzte er laut auf vor Freude, und schrie nur, er solle es ihm schnell geben, er könne es gar nicht erwarten, ehe er es habe und ehe es ihm entgegenleuchte.

Da, hier ist es, zweihundert Thaler, sagte der Greis feierlich. Aber bedenke, Christian, was Du mir geschworen hast!

Daß ich 'n ehrlicher Mensch werden und nicht mehr stehlen will! erwiderte Christian und sah ungeduldig und mit gierigen Blicken nach den Geldrollen, die der Alte noch in der Hand hatte.

Halte dies Geld heilig, sagte der Greis, das Blut Deines Vaters klebt daran, und die Ruhe des Grabes selbst habe ich aufgegeben um Deinetwillen.

Das sind so hohe Redensarten, die verstehe ich nicht! brummte Christian.

Es ist auch gar nicht nöthig, daß Du mich verstehst, sagte sein Vater sanft. Denke nur an das, was Du mir geschworen hast, dann ist Alles gut! Hier hast Du das Geld, zweihundert Thaler!

Christian nahm das dargereichte Geld hastig an sich und athmete hoch auf vor Entzücken und Freude.

Danke, Vater, danke! sagte er fast zärtlich, und der Alte fühlte sich in diesem Augenblick schon belohnt für seine Aufopferung, und lächelte freudig.

Und ist das Alles, Alles, was Du hast? fragte Christian sinnend.

Alles! sagte der Greis.

Nun dann, rief Christian nach einer Pause, dann kann ich's nicht allein nehmen. Du mußt Dir 'n paar Thaler davon behalten, das ist gewiß. Warte, ich will Dir zwanzig Thaler geben.

Er öffnete eine der Rollen und ließ sich das Geld in die Hand gleiten.

Wie das glänzt und glitzert, ſagte er freudig.

Der Greis wandte ſich ſchaudernd ab, er konnte den Anblick dieſer blinkenden Thaler nicht ertragen, es war ihm als röchen ſie nach Blut, und er ſagte flehend: mach' die Rolle wieder zu, Chriſtian, lege die Thaler wieder hinein.

Nun, etwas wirſt Du doch nehmen, ſagte Chriſtian, der beim Anblick des glänzenden Geldes es faſt bereute, ſeinem Vater ſo viel angeboten zu haben. Etwas wirſt Du doch nehmen, wenn auch nur 'n paar Thaler!

Nichts, gar nichts, rief der Greis zitternd, ich kann's nicht anfaſſen, es würde mich tödten!

Nun denn, ſo behalte ich es allein, ſagte Chriſtian vergnügt. Und nun leb wohl, alter Vater, Du biſt mich nun los geworden, und ich denke, Thomas und Lude werden ſehr zufrieden damit ſein. Adje!

Gieb mir die Hand, Chriſtian! flehte der Greis.

Unſinn! rief ſein Sohn lachend. Leb' wohl, altes Rührei, vivat hoch, ich hab' zweihundert Thaler!

Chriſtian, denke an das was Du mir geſchworen haſt! rief ſein Vater, — Chriſtian hörte ihn nicht, er war ſchon hinter den Bäumen verſchwunden.

Der Alte blickte ihm ſeufzend nach, er lehnte ſich lange wie betäubt an einen Baum und ſtarrte gedankenlos zum Himmel empor. Als er dann ſich aufraffte und den Weg nach den Familienhäuſern einſchlug, und die Sonne auf ſeinen Rücken ſchien, da ſagte er mit einem wirren, unheimlichen Lächeln: ob es wohl dem Cadaver, den der Herr Profeſſor gekauft hat, ſchaden wird, wenn ich ihn in die Sonne führe?

Frau Winkler.

Madame Albratti hatte die Nacht in Zorn und Nachdenken durchwacht; aber, wie sehr sie sich auch ergrimmt fühlte, daß man sie betrogen und überlistet hatte, mußte sie sich dennoch gestehen, es sei vor der Hand wenigstens das Klügste zu schweigen, und dadurch sich mindestens die Summe zu sichern, für welche sie ihre Tochter verkauft hatte, und von welcher ihr eine zweite Auszahlung in sechs Wochen war verheißen worden.

Das Allerdümmste ist, daß ich nun hier in diesem elenden Hause bleiben muß, sagte sie, denn wenn ich fortzöge, würde dieser Fremde, da ich ihm keine Nachricht geben kann, natürlicherweise meine Adresse gar nicht erfahren können, und ich käme so um Alles! Ich muß also wirklich hier bleiben, und vielleicht ist das auch recht gut, denn Niemand wird dann Verdacht schöpfen und glauben, daß ich für Amintha Geld bekommen habe. — Ich werde Allen sagen, daß Amintha bei einer vornehmen Dame auf ein paar Wochen zum Besuch ist, dabei wird sich Niemand etwas Schlimmes denken können, und jede Woche werde ich mich einmal auf's Schönste putzen, in einer Droschke fort-

fahren und sie Alle hier glauben machen, daß ich meine Tochter besuche!

Diesem Entschluß gemäß empfing die alte Sängerin den armen Lude, welcher kam, sich nach Amintha zu erkundigen, mit vollkommenster Ruhe und Sicherheit, und erzählte ihm auf sein Befragen, daß Amintha auf sechs Wochen bei einer vornehmen Dame sei, welche ihre Tochter im Theater kennen gelernt und eine außerordentliche Zuneigung zu ihr gefaßt habe.

Das klingt wie in 'n Mährchenbuch, sagte Lude kopfschüttelnd. Die vornehmen Damen seind doch sonst nicht so verliebt in arme Kinder! Und wie so denn kommt es, daß die vornehme Dame Amintha nicht selbst abgeholt hat aus 'nem Theater? Wie so denn schickt sie so 'n Mann, der Amintha anpackt, daß sie schreien muß, was gar nicht fein von ihm war?

Du denkst wohl, eine Gräfin soll sich so weit erniedrigen und selbst vor der Thür auf Amintha warten, rief die Alte laut lachend. Ne, mein Junge, das verstehst Du nicht! Das war der Gräfin ihr Haushofmeister, ein sehr vornehmer und kluger Mann, und er hielt Amintha fest, weil sie durchaus wieder aus dem Wagen springen wollte, wenn Du nicht auch mit führest, und das hätte sich doch jedenfalls nicht geschickt.

Und warum denn hätte sich das nicht geschickt? fragte Lude. Warum konnte ich nicht auch in der Kutsche beim Kammerdiener sitzen, eben so gut, als wie Amintha, die doch auch nur ein armes Mädchen ist.

Amintha ist aber meine Tochter! sagte die alte Primadonna, den Kopf aufwerfend.

Und ich bin Vatern sein Sohn, rief Lude heftig, und Vater is 'n ehrlicher und braver alter Mann, den jeder Mensch achten und ehren muß, und es is gar nicht recht, daß der Junge von so 'n ehrwürdigen und fleißigen Mann nich mal ruhig hinten auf der Kutsche

ſtehen kann, und daß man ihn mit 'ner Peitſche um den Kopf und um's Geſicht rummer haut, blos weil er hinten aufſteht und ſehen will, wohin die Amintha gebracht wird! Ne gewiß, das find' ick ſehr unrecht. Derohalben weil man arm is, kann man immer doch noch ganz reſpectabel ſein, und Niemand nicht braucht ſich zu ſchämen mit mir zu ſprechen, denn mein Vater is 'n ſehr guter und braver Mann, und ick bin auch kein Schuft nicht, und habe noch keiner Fliege nicht was zu Leide gethan, oder ihr was fortgenommen.

Lude war fürchterlich anzuſehen in ſeinem edlen Zorn, der machte, daß er die Augen verdrehte und die merkwürdigſten Geſichter ſchnitt, während er zugleich ſeine Finger im raſcheſten Sturmſchrittact knacken ließ, was bei ihm ein untrügliches Zeichen der größten Aufregung war.

Ick weiß überhaupt gar nicht, fuhr er im raſchen Tact fort, wie ſo die vornehmen Leute immer ſo ſtolz und übernaſig gegen uns thun, als wären ſie was Anderes und was Beſſeres, als wir! So 'ne Baronin oder Gräfin ſollte man 'mal ein alter Weber ſein und ſich Tag vor Tag quälen und arbeiten müſſen, denn ſo wollten wir mal ſehen, ob ſie immer ſo ſtolz blieben und immer noch dächten, daß ſie was Beſſeres ſind. Und nun erſt gar ſo 'n Kammerdiener! Der ſollte doch Gott danken, wenn 'n Junge, wie ick, mit ihm fahren thut. Denn er is doch gewiß weniger als wie ick, weil er man blos 'n Bedienter is und Alles thun muß, was ſeine Herrſchaft, die ihn für Geld gemiethet hat, ihm befehlen thut.

Ja, ſolcher Bedienter iſt aber das übermüthigſte Geſchöpf Gottes, ſeufzte Madame Albratti. Ich hab's erfahren, denn als ich noch die Geliebte von dem ungariſchen Fürſten war, da hatte ich auch meine Bedienten. Ach Gott, damals lebte ich wie eine Fürſtin,

und mein ganzes Unglück ist gewesen, daß er heirathete und mich verließ, und daß ich darauf diesen Wüstling, diesen Albratti heirathete, der mein ganzes Vermögen durchbrachte und dann starb. Gram und Sorgen haben mich vor der Zeit hinfällig gemacht und meine Stimme gebrochen, denn sonst bin ich noch nicht so alt und könnte noch sehr gut singen und Furore machen! Wirklich, ich könnte es noch mit jeder Sängerin hier aufnehmen, und es ist eine reine Kabale, daß man mich hier so ganz fern vom Theater hält. Niemand kann die Casta diva besser singen und ausdrucksvoller. Höre mir einmal zu!

Und die alte Sängerin räusperte sich, strich mit einer tragischen Handbewegung die steifen, dintegetränkten Locken zurück und begann unter höchst wirksamem Augenverdrehen diese große Arie zu singen, mit welcher die Sängerinnen und Primadonnen der Jetztzeit Furore zu machen pflegen. — Die alte Albratti auch machte Furore, aber nur bei sich selber, und in ihrem Eifer merkte sie gar nicht, daß sie bald gar kein anderes Publikum mehr hatte, als ihre eigene Person. Lude hatte sich bald vor diesen schrillen gellenden Tönen gerettet, und floh durch den Corridor, gleich dem von Furien verfolgten Orestes; hinter ihm her tönte die Casta diva wie das Höllengejauchze der Furien.

Erst als er in Frau Winkler's Stube trat und die Thür fest hinter sich zumachte, erst da hörte er nichts mehr von diesem Gesange der Primadonna, und hochaufathmend sagte er: Na, Gott sei Dank, daß das alle ist! Ick begreife nicht, wie so die vornehmen Leute so 'ne Singerei schön finden können. Mir däucht, daß es gräulich is! Meinen Sie nicht auch, Frau Winkler?

Aber die alte Frau hatte gar nicht auf seine Worte gehört, und schüttelte jetzt nur leise mit dem Kopfe, statt aller Antwort. — Armes altes Weib! Sie war

still und traurig geworden, und wenige Wochen hatten genügt, aus diesem rüstigen und fröhlichen Mütterchen eine hinfällige Greisin zu machen. — Was war es, das plötzlich den Glanz ihrer Augen getrübt, das fröhliche Lachen ihres Mundes verscheucht und tiefe Furchen durch ihr Gesicht gezogen hatte? Welches war dieses große Leid, das sie erbeben und seufzen machte, und dem sie sich doch still und duldend unterwerfen mußte? — Niemand wußte es, sie hate zu Niemand geklagt, zu Niemand um Trost und Beistand gefleht, zu Niemand, als zu Gott! Vor dem lag sie auf den Knieen die langen schlaflosen Nächte hindurch, vor dem weinte sie, und oft in der Stille der Nacht hörte die Baronin Hermfeld, welche der alten Baronin gegenüber wohnte, das Schluchzen und Klagen, das Frau Winkler am Tage wohl zu unterdrücken wußte, und das sie sofort würde erstickt haben, wenn sie gewußt hätte, daß es die Wände ihres Zimmers durchschalle. — Und was war es denn, was sie betrübte? Alle ihre Freunde, und sie hatte deren sehr viele, Alle diese fragten sich vergeblich um den Grund ihres Kummers. Frau Winkler hatte zu oft ihnen gesagt, daß sie ganz allein stände auf der Welt, daß sie gar keine Angehörige habe. Wer war es denn, der ihr so viel Gram und Sorge machte? Oder war es vielleicht dies Alleinstehen, dieses vereinsamte Alter, das sie betrübte? Frau Winkler hatte ein so warmes, liebendes Herz, sie war all' diesen Armen, entbehrenden und sich mühenden Bewohnern des Familienhauses eine hülfreiche, tröstende Freundin gewesen, und sie wußte es wohl, daß sie nicht allein stand, daß sie von Allen geliebt ward, wie eine Mutter. — Dennoch wagte es Niemand nach dem Grunde ihres Kummers zu fragen, denn Jeder ehrte das Schweigen dieser alten Frau, die ihnen doppelt

ehrwürdig erſchien in der Ruhe und Stärke, mit welcher ſie ihr unbekanntes Leid ertrug.

Aber als ſie jetzt aufblickte, als ſie in Lude's blaſſes und verſtörtes Angeſicht ſah, da durchflog ein mildes Lächeln ihre vergrämten Züge, und dem Knaben die Hand reichend, ſagte ſie theilnahmsvoll: armer Lude! Ich weiß ſchon, Du haſt viel Kummer. Der Chriſtian macht Euch Sorgen, und denn ſo is die kleine Amintha fort.

Und vor dieſer Frau, welche er liebte und verehrte, wie eine Mutter, ſchüttete Lude nun ſein ganzes, bekümmertes Herz aus. Ihr klagte er alle ſeine Noth und Angſt, zu ihr flehte er um Rath und Beiſtand, und ſie, meinte er, werde leicht von der alten Albratti erfahren, wohin ſie Amintha gebracht habe.

Und was denn würde es Dir helfen, wenn Du das wiſſen thäteſt? fragte Frau Winkler. Du könnteſt ſie doch nicht wieder herbringen, und das iſt auch für Amintha ſehr gut. Denn wenn ſie bei 'ner vornehmen Dame iſt, ſo wird die gewiß nicht leiden, daß ſie mittanzt im Ballet, und ihre Glieder verrenkt und Geſichter ſchneidet, und all dieſes Unweſen mitmacht, was die klugen Leute Ballet nennen, und was mir in meiner Dummheit immer wie 'n halber Wahnſinn erſcheint. Die Amintha war viel zu gut und zu unſchuldig dazu, und weil ſie noch 'n reines unverdorbenes Herz hatte, darum war es ein Jammer um ſie, daß ſie ſo untergehen und nichts Anderes auf der Welt lernen ſollte, als Sprünge machen und die Beine werfen. Ne, Lude, wer es gut mit ihr meint, der kann gar nicht wünſchen, daß ſie wieder zu ihrer Mutter zurück kommt, und darum ſo woll'n wir auch ganz ſtill ſein und der Polizei gar keine Anzeige machen. Es iſt zu Amintha's Beſtem. Ihre Mutter will aus ihr 'ne Tänzerin machen, und noch was viel Schlimmeres, denn ſie

hofft, daß ſich mal 'n vornehmer Herr finden wird, der ſich in Amintha verliebt und ſie zu ſeiner Geliebten macht. Nun alſo, iſt's da nicht beſſer, daß ſie nicht bei ihrer Mutter iſt?

Lude ſenkte traurig den Kopf und flüſterte: aber wenn die Amintha nun, weil ſie bei vornehmen Leuten iſt, die armen Freunde in den Familienhäuſern vergeſſen thäte?

Wenn ſie das kann, Lude, ſagte Frau Winkler energiſch, wenn ſie ſo 'n undankbares Herz hat, ſiehſt Du, denn ſo iſt an ihrer Liebe gar nichts nicht gelegen. Denn wer redlich und wahrhaftig liebt, der kann niemals nicht vergeſſen, und wenn das Liebhaben ihm auch das Herz zerreißt und nichts als Schmerzen giebt! Und nun, Lude, geh' rüber zu Deinem alten Vater und leide nicht, daß er ſo viel arbeitet, ſondern ſei fleißig und arbeite, dann wird Gott es Dir auch gut gehen laſſen. Denn wenn wir arbeiten, ſo is das ein Gebet, das Gott gerne hört und das ihm viel lieber iſt, als all' das Geplapper der Frommen, welche die Hände in den Schooß legen und meinen, ſie thun Gott 'n ungeheuren Gefallen, wenn ſie beten, und er wird, zum Dank dafür, ihnen die gebratenen Tauben gleich ſo in den Mund fliegen laſſen!

Als Lude, gehorſam ihren Worten, ſie verlaſſen hatte, nahm die alte Frau raſch ihr Tuch, dieſes alte verſchoſſene wollene Umſchlagetuch, das ſeit manchem langen Jahr ihr einziger Schutz gegen die ſtarre Kälte des Winters geweſen, und ſich in daſſelbe einhüllend, ſagte ſie in einer Art verzweiflungsvoller Entſchloſſenheit: es iſt jetzt die Stunde, in der er auszufahren pflegt. Ich will doch wieder hingehen, ihn zu ſehen. Mein Gott, was ſchadet es denn, wenn Er mich auch nicht anſieht, kann's meinem alten Herzen denn nicht genügen, wenn ich ihn ſehe?

So sprechend verließ sie mit rüstigem Schritt die Familienhäuser und wanderte eiligst in die Stadt hinein. — Wohin ging sie? — Dahin, wo sie jeden Morgen zu gehen gewohnt war, dahin, wo wir ihr zuletzt begegneten, — zu der Wohnung des jungen Arztes Eduard Linz, welcher der Bruder war der armen Amalie, die dem Prediger Gotthold ihre Hand gereicht und sein Weib geworden war.

Sein Wagen stand schon vor der Thür, und Frau Winkler's Herz klopfte ganz freudig, als sie schon in der Ferne dieses niedliche Cabriolet gewahrte, das ihr von unvergleichlicher Schönheit und Pracht zu sein schien. — Der junge Arzt war noch nicht da, sie konnte sich auf die Schwelle setzen, welche sein Fuß berühren mußte, sie konnte in seliger Muße dieses Cabriolet betrachten, das sie so liebte, weil Er täglich in demselben umherfuhr zu seinen Kranken. Und war's nicht auch ein schöner Anblick, dieses kleine Wägelchen, das sich wie eine Blume auf seinen zwei hohen Rädern schaukelte, und dessen Beschlag in der Sonne wie Silber funkelte? War's nicht Augen verblendend dieses große braune Pferd zu sehen, das in stolzer Würde und mit stets vornehm nickendem Kopfe vor dem Wägelchen stand, und so hochmüthig und stolz erschien, als verachte es diese kleine Nußschale von Wagen, der hinter ihm stand, ungemein, und lasse sich nur aus Gefälligkeit herab, ihn gelegentlich mitzunehmen, wenn es zu seinem Vergnügen spazieren liefe durch die Straßen! Und nun erst gar der Jokey! Konnte man etwas Eleganteres und Vornehmeres sehen, als diesen Jokey mit dem hellbraunen, rothverbrämten Rocke, an dem so viele blanke Knöpfe flimmerten, die alle mit einem L. bezeichnet waren, und es stolz aller Welt verkündeten, daß dieser Jokey das unbestreitbare Eigenthum des jungen Doktor Eduard Linz sei? Und wie elegant und

zierlich dieſer Jokey die weißen Riemen in ſeiner Hand hielt, die nur ſo zum Schmuck an dem Kopfe des ſtolzen Pferdes angebracht waren, wie vornehm und geringſchätzend er von ſeinem Sitz herniederblickte auf die Fußgänger, die verdammt waren, den Schmutz der Gaſſe unter ihre Sohlen zu treten, und nicht wie er auf weichem Kiſſen ſitzend durch die Straßen dahinrollen konnten! Ach, wie beneidete nicht die arme alte Frau dieſen Jokey, welcher täglich zu ganzen Stunden dem jungen Arzte ſo nahe ſein, neben ihm ſitzen und für ihn ſorgen durfte, wie oft hatte ſie nicht in der Stille ihres Herzens ſchon gedacht, daß dies eine Seligkeit ſein müſſe, die Einem den Himmel verleiden und die Erde zum Paradieſe umwandeln könne!

Sie ſaß noch immer auf der Schwelle und betrachtete mit glücklicher Befriedigung das Cabriolet des jungen Arztes, als ſie hinter ſich ihn kommen hörte mit dieſem leichten, elaſtiſchen Schritte, den ſie ſo wohl kannte, und den Niemand hatte, als Er allein. Ja, ſie hörte ihn ganz deutlich die Treppe herunterkommen, und ſie erbebte vor Freude und Glück.

Diesmal will ich ihn doch zwingen, mich anzuſehen, dachte ſie, und ſetzte ſich recht mitten auf die Schwelle. Diesmal ſoll er mir guten Tag ſagen müſſen, und wenn's auch nur iſt, damit ich ihm aus dem Wege gehe. Ich höre doch wieder ſeine Stimme!

Jetzt war er dicht hinter ihr! Sie hörte es, ſie fühlte es auch an dem Beben ihres Herzens.

O, gute Frau, wollen Sie uns einen Augenblick Platz machen! ſagte er bittend, und ſeine Stimme klang ihr wie köſtliche Muſik.

Sie erhob ſich raſch und nickte lächelnd mit dem Kopfe, und bat um Entſchuldigung.

Aber, mein Gott, wie verändert war der junge Arzt! Seine Wangen waren nicht mehr ſo bleich, ſein

Blick nicht so düster, und keine Falten des Unmuths lagen auf dieser hohen klaren Stirn, nein, er lächelte, und seine Augen flammten in Lust und Freude, denn an seinem Arm ging Amalie, seine Schwester, und obwohl sie bleich war und sichtlich ermattet, so sprach doch auch ihr Antlitz von Zufriedenheit und Glück, und sie lehnte sich auf den Arm ihres Bruders so fest und sicher, so gewiß seines Schutzes und seiner Liebe!

O, ist dies nicht die gute Frau, die mir an meinem Hochzeitstage einen Blumenstrauß gab? fragte Amalie mit einem sanften Lächeln, auf Frau Winkler deutend.

Wirklich, haben Sie das? sagte Eduard, die alte Frau ansehend mit einem so freundlichen, gütigen Blick, daß es ihr war, als müsse sie in diesem Moment sterben vor Entzücken. Haben Sie das gethan, liebe Frau? Dann danke ich Ihnen, denn gewiß wollten Sie meiner Schwester eine Freude bereiten!

Ich thats nur, weil ich Sie Beide liebe, sagte Frau Winkler bewegt, und weil ich Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrem Ehrentage sagen wollte!

Glückwunsch, sagte Amalie leise, und Eduard fragte schnell umdüstert: Sie lieben uns und kennen uns doch nicht?

Doch, ich kenne Sie! sagte die Alte, denn es vergeht kein Tag, ohne daß ich Sie sehe, und ich liebe Sie, weil, — nun ja, weil Ihr Vater mich einst vom Tode errettet und mir das Leben erhalten hat.

Sie lieben also das Leben recht sehr? fragte Eduard, da Sie noch in seinen Kindern Dem danken möchten, der es Ihnen erhielt! O, Sie sind zu beneiden, gute Frau!

Er wollte mit Amalien vorübergehen, aber die alte Frau rief flehend: o nur noch einen Augenblick! Sie wissen's ja, warum ich Sie so liebe, und mögen Sie

es immerhin Wahnsinn nennen, daß eine arme Frau, wie ich, so sehr am Leben hängt, es ist nun einmal so, und Sie sollen mir erlauben, daß ich die Kinder meines Wohlthäters von ganzem Herzen liebe! Wollen Sie das?

Kann man denn der Liebe das Verstummen gebieten? fragte Amalie, ihren Bruder ansehend.

Eduard seufzte nur und blickte mit einem unaussprechlichen Ausdruck zu Amalien nieder.

Ich darf Sie also lieben? fragte Frau Winkler.

Gewiß, und so sehr es Ihnen gefällt, sagte Eduard lächelnd.

Und ich darf jeden Morgen hier stehen, wenn Sie ausfahren, und Ihnen einen guten Morgen wünschen?

Gewiß, so oft Sie wollen!

Und nun möchte ich noch Eins bitten, sagte die alte Frau schüchtern und die Augen niederschlagend.

Bitten Sie immerhin, sagte Amalie. Sie haben mir an jenem Tage in einem entsetzlichen Augenblick unendlich wohl gethan durch Ihr zartes und schönes Geschenk, und ich möchte es Ihnen so gern danken!

Nun, sagte die alte Frau zitternd, dann werden Sie auch nicht böse sein, wenn ich Sie bitte, daß Sie mir Beide einmal die Hand geben, daß ich sie drücken und mit meinem Händedruck noch einmal meinem Wohlthäter, Ihrem Vater, danken kann! O sagen Sie nicht nein, und fürchten Sie auch nichts, meine Hände sind rein, und Sie dürfen nicht fürchten, sich zu beschmutzen.

O das fürchte ich auch nicht, rief Amalie schnell, und drückte der Alten innig die Hand. Und dann gab ihr Eduard seine Hand, nur eine Secunde, nur ganz flüchtig und oberflächlich, aber Frau Winkler hätte für diese Secunde gern und willig ihr Leben hingegeben. Ihr Antlitz strahlte in seligem Entzücken,

und ihre Augen füllten sich mit Thränen der Freude. Sie war ganz betäubt und hörte es gar nicht, daß Amalie ihr Lebewohl sagte, sie sah es gar nicht, daß Eduard sie fortführte zum Wagen. Es war immer noch, als ruhe seine Hand in der ihren, und als durchströme die Berührung dieser Hand sie mit neuer Wärme und mit frischer Lebenskraft.

Eduard indeß winkte dem Jokey, seinen Platz zu verlassen und sich hinten auf den Wagen zu stellen. Wer Anders wohl, als er selber, durfte seine Schwester fahren, seine Amalie, wer Anders, als er selber, durfte ihr die Hand reichen, um sie in den Wagen zu heben und dann neben ihr Platz zu nehmen?

Du fährst mich doch in meine Wohnung? fragte Amalie, einen Seufzer unterdrückend.

Jetzt gleich? sagte Eduard zusammenschreckend. Ich hoffte, Du würdest mich noch mindestens einige Touren weit begleiten! Meinen ersten Besuch habe ich am Landsberger Thor zu machen. Nur dahin komme mit!

Gotthold wird böse werden, wenn ich über die bewilligte Stunde fort bleibe, sagte Amalie zögernd.

Mag er es! Er wird es doch nicht wagen, es Dich empfinden zu lassen! Du kommst mit, nicht wahr?

Ja, ich thu's, denn es ist so schön, neben Dir zu sein!

Die Geschwister reichten sich die Hände und schauten sich an mit strahlenden Blicken.

Als der Wagen mit ihnen von dannen rollte, erst da erwachte Frau Winkler zusammenschreckend aus ihrer Entzückung, und sie sagte hochaufathmend: nun kann ich niemals mehr unglücklich sein, ich habe seine Hand gedrückt!

Und es war rührend anzusehen, wie sie sich jetzt mit einer Art heiliger Andacht die Hand küßte welche Eduard mit der seinen berührt hatte.

Die Geschwister.

Amalie begleitete ihren Bruder den weiten Weg bis zum Landsberger Thor, und wie sie so mitsammen im leichten Wagen durch die Straßen rollten, da schien es ihnen, als leuchte die Sonne noch einmal so hell, als habe Alles ein festliches Aussehen, als lächle Alles ihnen entgegen mit einem glückverheißenden Lächeln. Sie sprachen wenig, was sollten sie sich auch sagen unter dem Geräusch der rollenden Räder, im lauten Getöse der Straßen? Und was hätten sie sich auch sagen können, das ausdrucksvoller gewesen, als ihr lächelndes Anblicken, ihr leises Händedrücken, ihr zärtliches Anschmiegen?

Aber allgemach erbleichte dies Lächeln und ward bei Amalien zu einem schmerzlichen, wehmüthigen Zucken, während Eduard's Stirn sich umdüsterte und ein finsterer, schwermuthsvoller Ernst seine Züge beschattete. Sie waren auf dem Rückwege, sie näherten sich Amalien's Wohnung, war das nicht Grund genug zur Traurigkeit? Selbst das Pferd schien die Trauer seines Herrn zu theilen, es ging langsam und zögernd ohne fröhliches Kopfnicken, träge schlich es durch die lange Straße. Und dennoch war's nicht zu vermeiden,

das Haus war da, und sie konnten nicht vorüberfahren, denn Gotthold stand am Fenster und sah sie kommen.

Das Pferd stand still.

Du kommst doch einen Augenblick mit herauf, Eduard? fragte Amalie leise.

Nein, sagte er, und seine Wange war bleich, nein, ich kann nicht! Er wird Dir die Hand drücken, vielleicht Dich küssen, ich kann's nicht sehen, lebewohl!

So sehe ich Dich heute gar nicht mehr, Eduard?

Doch! Ich fahre vorüber, und wenn ein weißes Tuch am Fenster liegt, dann weiß ich, daß Er nicht da ist, dann komme ich!

Lebewohl! Also wenn ich ein weißes Tuch hinlege, dann kommst Du, mein Bruder!

Ja, meine Schwester! Heute Nachmittag!

Er nickte ihr zu und sie trat eiligst in's Haus, um ihn nicht fortfahren zu sehen und ihm ihre Thränen zu verbergen. Dann ging sie mit langsamem zögerndem Schritt die Stiegen hinauf zu ihrer Wohnung.

Endlich! sagte Gotthold, als sie in's Zimmer trat. Weißt Du, mein Kind, daß diese romantischen morgendlichen Wallfahrten zu Deinem Bruder anfangen mir lästig zu werden? Ich finde es wirklich auffallend und seltsam, daß Du noch immer für ihn sorgst und Dich abmühst und seinen Haushalt besorgst, als wenn kein Anderer in der Welt diese Sorge für ihn übernehmen könnte!

Aber ich thue es ja mit Deiner Einwilligung, sagte sie schüchtern, Du hast mir ja am Morgen nach unserer Hochzeit versprochen, daß ich jeden Morgen zu Eduard hingehen und sein Hauswesen besorgen dürfe!

Ja, was verspricht man nicht am Tendemain! rief Gotthold mit einem rohen Lachen. Ueberhaupt mein

Kind, Verſprechungen ſind ein ſehr unſicheres Ruhekiſſen, und es kann zu jeder Minute ein unvorhergeſehener Umſtand eintreten, der das Erfüllen eines Verſprechens unmöglich macht.

Doch hoffe ich, ſagte ſie bittend, daß Du mir dies Verſprechen hältſt, und mich nicht hinderſt, zu meinem Bruder zu gehen?

Bruder! Welchen Bruder meinſt Du? Jeder Gläubige und Fromme ſoll Dein Bruder ſein, und die Verwandtſchaften des Geiſtes, ſie ſollen mächtigere und dauerndere Bande ſein, als dieſe zufällige Verwandtſchaft des Blutes. Dein Bruder überdies gefällt mir gar nicht, mein Kind! Er hat ein gewiſſes übermüthiges und ſtolzes Weſen, das ich nicht leiden kann. Zudem gehört er zu dieſen ſündigen, gottverlaſſenen Erdenkindern, denen das Dieſſeits mit ſeinen nichtigen Freuden die Hauptſache iſt, und die ſich wenig kümmern um das Jenſeits, oder wohl gar frevelnd meinen, das Jenſeits ſei gar nicht da, um ſie zu ſtrafen für ihre Sündhaftigkeit.

Ich glaube nicht, daß Eduard an einem Jenſeits zweifelt, ſagte Amalie ſchüchtern, und wenn er die Kirche nicht beſucht, ſo kommt dies daher, weil ſeine Geſchäfte ihn daran verhindern, und weil er meint, daß die redliche Erfüllung ſeiner Pflichten auch ein Gott wohlgefälliges Werk ſei!

Dies ſind die gewöhnlichen Phraſen, mit denen die Sünder ihre Gottloſigkeit bemänteln! rief Gotthold zürnend. Aber es iſt eine Lüge, eine ſchändliche Lüge! Der Beſuch der Kirche, das fromme, zerknirſchte Gebet, das allein iſt ein Gott wohlgefälliges Werk, und es giebt keine Pflicht, die höher und heiliger wäre, als dieſe! Nur wer fleißig betet, nur wer zerknirſcht und im reuigen Gefühl ſeiner Sündhaftigkeit es ſich bewußt wird, daß die Kirche allein das Aſyl iſt, in

welchem er Schutz findet gegen die Anfechtungen und Versuchungen dieser Welt, nur der allein ist ein Kind Gottes, und werth, einzugehen in die Gemeinschaft der Seligen!

Ich kann diese Ansicht nicht theilen, sagte Amalie fest, und ich glaube, daß gute Handlungen das beste und edelste Gebet sind, und daß Gott es lieber hat, wenn wir in glücklicher Fröhlichkeit der schönen Welt uns freuen, als wenn wir winselnd und jammernd die Welt verachten, die Gott doch so schön geschaffen!

Muß ich das erleben, in meinem Hause erleben! rief Gotthold, die Arme gen Himmel erhebend, und nun begann er eine jener gottbegeisterten, schwülstigen und emphatischen Reden, in denen die Frommen so stark sind, und welche das Entzücken der Gläubigen und das Schrecken der Ungläubigen sind. Nun tönten von seinen Lippen wilde Verwünschungen gegen die sündige Menschheit, gegen die verstockten und verblendeten Sünder, nun sprach er mit entzücktem Stolz von der Seligkeit und Ehre, welche den Frommen und Gläubigen aufbehalten sei, und deren sie allein theilhaftig werden könnten.

Solche Streitigkeiten waren Amalien nichts Ungewohntes, sie erneuerten sich täglich und führten doch niemals zu einem Resultat.

Mit Erstaunen und Verwunderung sah Gotthold, daß sein junges Weib, von der er gehofft hatte, daß sie in seinen Händen wie weiches Wachs sein würde, welches er in jede ihm beliebige Form schmiegen könne, daß dieses so junge und anscheinend so sanfte Weib auf dem Grund ihres Wesens eine unerschütterliche Festigkeit, eine energische Selbstständigkeit sich bewahre. — Er hatte sich verheirathet, um eine behäbige und wohlgeordnete Häuslichkeit zu haben, um an seinem

Weibe eine willige und unermüdliche Trägerin seiner Launen zu finden, die stets bereit war seine herrlichen Eigenschaften zu loben und seine Vortrefflichkeit in den Himmel zu erheben. Er hatte sich verheirathet nur aus Bequemlichkeit, um für sich sorgen zu lassen, um einen guten Mittagstisch und einen regelmäßigen Haushalt zu haben, um nicht von den Dienstboten betrogen und von den Miethlingen übertheuert zu werden, und er hatte sich ein hübsches und junges Weib gewählt, damit ihre Nähe ihm auch Reiz und Anlockung gewähre, und er in ihrer Nähe immer auf einige glückliche Stunden seiner gottseligen Erhabenheit und seiner Verachtung der irdischen Freuden vergessen könne. Amalie war Gotthold von ihrer frommen Tante Auguste als ein ganz passendes, sanftes und gefügiges Weib vorgeschlagen, und er hatte sie gewählt, weil er sie schön und reizend fand, weil sie nicht ganz unbemittelt war, und endlich, weil es ihm schmeichelte, daß Amalie so bereitwillig seiner Bewerbung entgegenkam. Wir wissen aber schon, durch welche Mittel die fromme Tante Auguste ihre Nichte Amalie vermocht hatte, die Hand Gotthold's anzunehmen, und wie Amalie bis zum letzten Momente noch in schmerzlichen Kämpfen gerungen, ihrem Bruder das Opfer zu bringen, dessen Nothwendigkeit ihr die Tante fälschlich vorgespiegelt.

Aber seit nun dieses Opfer gebracht worden, seit Amalie Gotthold's Gattin geworden, seit diesem Momente fühlte sie eine nie zu überwindende, eine stets wachsende Abneigung gegen den Mann, dessen Weib sie war, und der nur zu bald vor ihr die Maske abgeworfen, mit der er sich der Welt gegenüber zu drapiren pflegte.

Ich werde mich doch in meinem Hause und vor meinem Weibe nicht geniren sollen! dachte er, und überließ sich in schonungslosester Ungebundenheit allen

seinen Neigungen und Launen, vor deren Gewalt und Stärke Amalie oft erschreckend zurückbebte. — Zu Hause, da verwandelte sich der sanfte, demüthige Priester in einen strengen, jähzornigen Tyrannen, dessen leiseste Winke Befehle waren, und der in wildem Zorn aufbrauste, zu Hause, da ward der Ascet, der Verächter aller irdischen Freuden zu einem leckern Gourmand, der den Freuden der Tafel und des Weins in freudigstem Genusse sich hingab, zu Hause, da verwandelte sich der ehrbare fromme Priester in einen Liebhaber, vor dessen glühenden Umarmungen und Zuflüsterungen Amalie schaudernd entfloh.

Und fort und fort ertönten vor ihrem Ohre die Worte, die Eduard an ihrem Hochzeitstage gesprochen, diese Worte: „ich hasse diesen Gotthold, er ist ein Heuchler, eine niedrige, gemeine Seele!“ — Mit jedem Tage bohrten sich diese Worte tiefer in ihr Herz ein, bis sie endlich zu ihrem eigenen Fleisch und Blut, zu ihrer innigsten, tiefsten Ueberzeugung geworden waren, bis sie schaudernd und erbebend sagte: und dieser Mann, welchen Eduard haßt und den ich verabscheue, er ist mein Gatte!

Aber Amalie besaß Energie und jene Kraft des Gefühls, welche bei dem Weibe sich oft zur Willensstärke erhebt und das schüchterne Mädchen zu einer Heldin macht. — Sie war sich nicht sobald ihrer trostlosen Verlassenheit und ihres Unglücks bewußt geworden, als sie auch, mit ruhigem festem Blick ihre Lage überschauend, den energischen Entschluß faßte, dieses Unglück zu bekämpfen und dem Kummer keine Gewalt über sich zu geben.

Er ist mein Gatte, sagte sie, und wenn ich ihn auch nicht lieben, ja nicht einmal achten kann, so will ich doch den Schwur ehren, den ich vor Gottes Altar

gethan, und in ihm das heilige Gelübde der Ehe achten, die freilich für mich nur eine Feſſel iſt und eine Bürde. Aber Gotthold würde niemals in eine Scheidung willigen. Wie könnte der fromme ehrwürdige Prieſter den Frommen und Gläubigen ein ſo entſetzliches Beiſpiel geben! Nein, Gotthold würde es vorziehen, mich langſam hinſiechen und ſterben zu laſſen, als mich frei zu geben, obwohl er mich gar nicht liebt und meiner gar nicht bedarf. Ich werde ihm nicht die Freude bereiten, ihm einen Vorſchlag zu machen, den er verweigern und ſich dadurch erſt recht als Herr und Gebieter fühlen würde. Ich will der Welt kein Schauſpiel geben von einem Unglück, das doch Niemand verſtehen und begreifen würde, und was ich übernommen, das will ich getreulich durchführen, — ich bin und bleibe Gotthold's Gattin!

Und dann, mußte es ihr nicht ein Troſt ſein, an Eduard zu denken, an ihren Geliebten, ihren Freund, ihren Bruder? Mußte es ihr nicht eine himmliſche Zuverſicht gewähren, zu wiſſen, daß er da war, ihr Bruder, bereit ſie zu ſchützen vor jeglicher Unbill, bereit auf ihren Ruf herbeizueilen zu ihrer Hülfe und Rettung? Aber er, nein, er durfte nicht ahnen, was ſie litt, ihn durfte ſie nichts merken laſſen von ihren Schmerzen und ihrem Leid, er liebte ſie ja, und darum durfte ſie ihn nicht betrüben durch ihre Betrübniß. Nein, er ſollte nichts ſehen von ihren weinenden Augen und ihrer ringenden Qual! Ihm hatte ſie ſich zum Opfer dargebracht, und was wäre ein Opfer, wenn es nicht freudig gebracht würde!

Sie hatte Eduard verſprechen müſſen, niemals in den ſtillen, ſeligen Morgenſtunden, die ſie bei ihm ſein durfte, Gotthold's zu erwähnen, oder ihrer veränderten Lebensverhältniſſe; wenn ſie da war, wenn ſie ſorgend und waltend an ſeiner Seite ſtand, da

mochte er gern ſich überreden, daß noch Alles ſei, wie ſonſt, daß ſie noch ungetrennt von ihm, noch nicht eines fremden Mannes Weib und kein Gedanke an Gotthold ſollte ihn aus dieſem entzückensvollen Traum erwecken. Sie war ja da, ſie ſorgte für ihn, wie ſonſt, ſie ordnete die Papiere auf ſeinem Schreibtiſch und ſtellte die Bücher an ihre beſtimmte Stelle, ſie bereitete ihm ſein Frühſtück, und ging in die Vorrathskammer, um der Köchin den nöthigen Bedarf für das von Amalien angeordnete Mittagseſſen zu geben. Sie war noch immer die Herrin ſeines Hauſes, wie ſie die Herrin ſeines Herzens war, und ſeit Eduard wußte, daß er die Schweſter jeden Morgen eine ſtille, ſelige Stunde beſitzen durfte, ſeit Amalie den ſüßen Troſt hatte, nicht ganz von Eduard getrennt zu ſein, ihn jeden Morgen in lieber, gewohnter Weiſe, ohne die läſtige Nähe eines Dritten zu ſehen, ſeitdem ſchien es den Geſchwiſtern, als hätten ſie ſich immer noch ein ſtilles, trautes Glück bewahrt, und die Tage und Nächte, ſie waren weiter nichts, als die öden Pauſen zwiſchen den köſtlichen Stunden des Glückes, die ſie jeden Morgen miteinander verlebten.

Aber Gotthold hatte längſt dieſes Verſprechen, welches er ſeiner jungen Gattin gegeben, bereut, es war ihm längſt ſchon läſtig geweſen, ſie jeden Morgen allein zu ihrem Bruder gehen zu ſehen, und er meinte, daß nur die leidenſchaftliche Liebe zu ihrem Bruder es ſei, welche die Schuld trage, daß Amalien's Seele ſich ihm noch nicht ganz unterjocht und untergeordnet habe.

So lange ſie noch dieſe abentheuerlichen Morgenpromenaden macht, ſagte er, wird ſie immer noch ein gewiſſes Gefühl der Unabhängigkeit haben, es wird ihr immer ſein, als gehöre ſie noch halb dem Bruder, und nur halb mir, ihrem Gatten, an, und ſie meint,

mir trotzen zu können, weil sie ihrem Bruder jeden Morgen ihr Leid klagen und ihn zu ihrem Beistand herbeirufen könnte! Dies muß ein Ende nehmen! Zudem ist es wahrhaft lächerlich, daß meine Frau jeden Morgen zu ihrem Bruder rennt und ihm die Wirthschaft besorgt. Und was Alles könnte die Welt nicht davon denken und reden, und was können die Leute nicht Alles darüber sagen! Ich werde mir also diese regelmäßigen Morgenwanderungen verbitten, oder wenigstens werde ich meine Bedingungen daran knüpfen.

Diesem Entschluß gemäß hatte Gotthold heute, als Amalie heimkam, sich vorgenommen, ihr diese regelmäßigen Morgenbesuche bei ihrem Bruder zu untersagen, und deshalb hatte er sogleich mit ihr jenen Streit begonnen, der nur die Einleitung zu seinem Vorhaben sein sollte.

Genug, schloß er endlich seine lange und strenge Strafpredigt gegen den Uebermuth und die Gottlosigkeit der Kinder dieser Welt, genug, ich sehe schon, wer Dein Herz so verhärtet und es immer auf's Neue wieder meinen Ermahnungen und meinem innigen Flehen verschließt. Es ist Dein Bruder, und seinen Einflüsterungen, seinen Verlockungen wird es noch gelingen, mir Dein Herz und Deine Liebe abwendig zu machen. Ich muß Dich also bitten, von nun an *mein* Haus und *meine* Wirthschaft zum Gegenstand der Sorge für Deine Morgenstunden zu machen, und Du selbst wirst dies viel natürlicher und sachgemäßer finden müssen, als daß Du jeden Morgen zuerst zu Deinem Bruder gehst und seinen Haushalt besorgst. Das Band der Ehe zerreißt alle andern Bande, Du bist nicht mehr Eduard's Schwester, sondern meine Gattin, sein Haus ist nicht mehr das Deine, sondern Du bist meine Hausfrau, und die Sorge für mich und mein Haus muß Dir daher das Wichtigste und Nächste sein!

Das ist es auch gewiß, sagte sie zitternd, und Du wirst nicht sagen können, daß ich jemals um meines Bruders willen meine Pflichten als Hausfrau vernachläßigt hätte.

Aber es könnte dahin kommen, und dann, um Dir die Wahrheit zu sagen, es thut mir weh, mit irgend Jemand Deine Liebe und Fürsorge theilen zu müssen; mag Dein Bruder doch heirathen und sich selber eine Hausfrau wählen. Du bist mein, und ich will Dich mit Niemand theilen, selbst mit Deinem Bruder nicht.

Das heißt, sagte sie erbleichend, Du nimmst Dein Wort zurück, Du willst nicht, daß ich zu Eduard gehe?

O, zuweilen, weshalb nicht, aber nur nicht jeden Morgen, nicht regelmäßig. Wir wollen ihn oft besuchen, Abends, wir Beide zusammen, das ist gehörig und schicklich, aber diese Morgengänge, die mußt Du aufgeben!

O, sagte sie flehend und ihre Hände faltend wie zum Gebet, o, das kann Dein Ernst nicht sein. Du kannst es nicht ungehörig finden, daß eine Schwester für ihren Bruder sorgt, für den einzigen Angehörigen, den sie auf der ganzen Welt hat, für den einzigen Freund ihrer Jugend, der sie liebt mit der edlen und uneigennützigen Liebe eines Bruders. Was kann es denn Schöneres, Reineres und Heiligeres geben, als die Liebe eines Bruders oder einer Schwester, und wer wollte so grausam sein, Geschwister zu trennen, die sich lieben. Du gewiß nicht Gotthold, denn Du predigst ja das Gebot der Liebe, und darum wirst Du auch diese Liebe zu meinem Bruder heilig halten, und dieses stille Glück, für ihn sorgen zu können, mir nicht rauben wollen!

Eine Frau hat nur für ihren Mann und ihr Haus zu sorgen, sagte Gotthold streng, und ich will nicht die Lächerlichkeit auf mich laden, daß ich Deinem

Bruder nachstehen muß in Deinem Herzen. Zudem ist diese Liebe zu Deinem Bruder unnatürlich und widrig, und ganz den Gesetzen der Natur zuwider!

Gotthold, rief Amalie, sich höher aufrichtend, und ihr Auge flammte in edlem Zorn, Gotthold, treibe mich nicht auf's Aeußerste, suche nicht mit unedlem Mißtrauen mir eine Liebe zu entweihen, die in ihrer Reinheit und Natürlichkeit mindestens gesichert sein sollte vor entehrendem und niedrigem Verdacht. Du willst nicht, daß ich zu meinem Bruder gehe? Ich sage Dir aber, daß ich es will, daß er ältere und heiligere Rechte auf mich hat, daß er der Einzige ist, der mich wahrhaft und wirklich liebt, und daß ich Alles aufgeben würde, ehe denn ich ihn verlasse und mein Herz von ihm abwende! Ich bin nicht Deine Sclavin, deren Willen Du in Fesseln schlagen, deren Gefühle Du unterjochen kannst, ich bin ein freies Weib, Dir gleich stehend in ihren Rechten und Gefühlen, und als solche fordere ich mein Recht und meine Anerkennung. Kein Gesetz der Erde kann mir gebieten, meinen Bruder nicht zu lieben, und kein Machtspruch soll mich hindern für ihn zu sorgen und ihm das zu sein, was ich geschworen, ihm ewig zu sein, eine treue, liebende Schwester. Weder Deine gleißnerischen Worte, noch Deine heuchlerischen Sentenzen sollen mich hindern zu thun, was mein Herz und mein Gefühl mir gebietet, und ich werde morgen und alle Tage zu meinem Bruder gehen!

Ihre eigene Erregung, die Angst und der Schmerz hatten sie zu weit geführt und ihr die nöthige Besonnenheit, dem Gatten gegenüber geraubt. Als sie ihn jetzt anblickte, erbebte sie vor der entsetzlichen Veränderung, die in seinem Angesicht vorgegangen. Eine dunkle Röthe hatte sein ganzes Antlitz überzogen, seine weit aufgerissenen Augen flammten in wildem Zorn,

und ſeine zitternden Lippen ſtießen einzelne wilde Verwünſchungen aus. — Jetzt ſtürzte er wie eine wilde Tigerkatze zu Amalien hin, und heftig ihren Arm packend, daß ſie laut aufſchrie vor Schmerz, ſagte er grimmig: und ich ſage Dir, Du wirſt nicht hingehen! Wer biſt Du, daß Du es wagſt, mir zu widerſtehen? Du biſt mein Weib, ein Geſchöpf, das mein iſt, das mir gehört, und das mir gehorchen muß, weil ich der Herr bin! Du wirſt nicht zu Deinem Bruder gehen, ſage ich, und ſollte ich Dir dieſe Hände zerbrechen, um Dich feſtzuhalten! Du haſt mich einen Heuchler genannt, nun, vor Dir, ſiehſt Du, heuchle ich nicht, Dir will ich mich beweiſen, als Dein Herr, und Du ſollſt mir gehorchen, oder Du wirſt Deinen Bruder niemals wiederſehen, niemals, ſage ich! Verſuche es nicht, gegen mich Dich aufzulehnen, mir biſt Du nicht gewachſen, und vor mir ſollſt Du lernen Dein Haupt zu beugen in Demuth und Gehorſam. Wenn ich Dir ſage, daß Du nicht zu Deinem Bruder gehſt, ſo wirſt Du mir gehorchen, und ſollte ich die Polizei zu Hülfe rufen.

Eduard, Eduard, zu Hülfe! ſchrie Amalie, außer ſich vor Schmerz und Entſetzen, in einer Art Delirium von Qual. Eduard, ich ſterbe, et tödtet mich!

Dann ſank ſie ohnmächtig zuſammen. — Gotthold hob ſie mit der Kraft eines Athleten vom Boden auf und trug ſie in ihr Schlafzimmer zu ihrem Lager.

Das wird wirken, ſagte er zähneknirſchend, ſie wird es nicht wieder wagen, ſich gegen mich aufzulehnen!

Als Amalie ſich wieder erholte und die Augen aufſchlug, ſtand Gotthold noch neben ihr und er ſagte mit ſeinem ſüßeſten Lächeln und ſeiner ſanfteſten Stimme: ich hoffe, mein Engel, wir verſtehen uns jetzt, und Du haſt eingeſehen, daß es beſſer iſt, wenn Du Morgens nicht mehr zu Deinem Bruder gehſt. Sollteſt Du

dennoch bei dieſem krankhaften Entſchluß beharren, ſo würdeſt Du mich dadurch nur zwingen, Deinem Bruder auf immer mein Haus zu verbieten, was mir in der That recht ſchmerzlich ſein würde, und was ich nur im äußerſten Nothfall thun möchte. Auch hoffe ich, daß es ſolcher ſchmerzlichen Gewaltmittel nicht bedarf. Du wirſt als folgſame und liebende Gattin gewiß meinen Wünſchen entgegenkommen und mich vor der Unannehmlichkeit bewahren, Deinem Bruder die Thür zu zeigen!

Ich werde nicht mehr hingehen, ſagte Amalie tonlos, und zwei Thränen rannen langſam über ihre bleichen Wangen. Nein, gewiß, ich werde nicht mehr hingehen, wenn Du mir nur verſprechen willſt, mindeſtens freundlich und zuvorkommend gegen Eduard zu ſein, wenn er zu uns kommt, und mir die Sorge zu überlaſſen, ihm mein Ausbleiben zu erklären.

Ganz wie Du willſt, meine Taube, Du ſiehſt, welche Gewalt Du über mich haſt, und wie gern ich bereit bin, alle Deine Wünſche zu erfüllen.

Er neigte ſich zu ihr nieder und küßte ſie; ſie ſchauderte zuſammen und wandte mit einem leiſen Aechzen ihr Haupt ab.

Du ſchreckſt fieberhaft zuſammen, ſagte er, gewiß, Du biſt unwohl, und mein Herz zittert in Angſt um Dich. Sage mir, Amalie, mein ſüßes Leben, wie fühlſt Du Dich? Soll ich den Arzt rufen?

Ich bitte Dich, ſchrie ſie laut, nicht mehr im Stande ihre Thränen zu bemeiſtern, Gotthold, ich beſchwöre Dich, nur nicht dieſe zärtlichen Worte, ſie zerreißen mein Ohr, ſie klingen in dieſer Stunde wie Hohngelächter! Schilt mich, grolle mit mir, es iſt immer noch beſſer, als dieſe geheuchelte Zärtlichkeit.

Armes, holdes Kind, rief Gotthold mit frommem Augenaufſchlag, Gott erbarme ſich Deines kranken

Kopfes. Du mußt unendlich leiden, und ich verzeihe Dir dieſe harten Worte, von denen Dein Herz nichts weiß, und welche nur das Fieber aus Dir ſpricht. Ja, ich verzeihe Dir und liebe Dich mit der heißeſten, glühendſten Liebe eines Gatten!

Er wollte ſie in ſeine Arme ſchließen. Sie ſtieß ihn zurück und ſagte heftig: Gotthold, wenn Du mich in dieſer Stunde nicht ſchonſt, ſo ermorde ich mich!

Gotthold ſagte fromm: erbarme Dich ihrer, gütiger Himmel! Ein Dämon iſt in dieſen holden Leib gefahren, und ein hölliſcher Teufel ſpricht von ihren holden Lippen! Ja, ja, der Satan verſucht die Kinder dieſer Welt, er fährt in ihren Leib und ſpricht aus ihnen mit gotteslästerlichen Worten. Aber meiner heiligen Kraft wird es gelingen, dieſen Teufel zu bannen und ihn aus ihrem ſüßen Leibe auszutreiben!

Er kniete nieder neben dem Lager, auf welchem Amalie lag, und mit begeiſterten Blicken und emporgehobenen Armen begann er laute Gebete und Beſchwörungsformeln zu ſprechen, mit denen er den Teufel bannen wollte aus dem Leibe ſeiner Gattin. Immer glühender wurden ſeine Gebete, immer inbrünſtiger ſeine Beſchwörungen, und in einer Art heiliger Extaſe ſchien er ſelber an das Daſein dieſes Teufels und an die Macht ſeiner Beſchwörung zu glauben. — Amalie hatte Anfangs laut gejammert und geweint, ſie hatte ſich vom Lager emporheben wollen, um dieſen entſetzlichen Gebeten, dieſen fanatiſchen Beſchwörungen zu entfliehen, Gotthold aber hatte ſie mit kräftiger Hand in die Kiſſen zurückgedrückt, und ſeine Worte waren nur noch fanatiſcher und wilder geworden. Dann begann Amalie leiſe zu ihm zu flehen um Erbarmen, um Ruhe, um ein wenig Einſamkeit. Er ſchien ihr angſtvolles Flehen gar nicht zu hören, denn

er betete fort und fort, und eine heilige Begeiſterung flammte aus ſeinen Blicken, aus den verklärten Zügen ſeines Angeſichtes. Endlich ergab ſie ſich ſtill und ſchweigend dem Unabwendbaren, ſie auch faltete die Hände und betete, aber es waren Gebete ohne Worte, und ſie hatten nichts gemein mit den blumenreichen, emphatiſchen Gebeten des Predigers, es waren Gebete, die keines Menſchen Ohr vernimmt und keine Zunge nachzuſprechen weiß, aber die emporbringen zu Gottes Thron, und denen er nimmer ſein Ohr und ſein Erbarmen entzieht.

Faſt eine Stunde war ſo vergangen, Amalie war ganz ſtill, ganz ergeben, ſie dachte an Eduard, und daß er gewiß niemals etwas erfahren ſolle von dieſer grauenvollen Stunde, und daß Er niemals etwas ſehen ſolle von ihren Thränen und ihrer Qual, und über dieſem Denken an ihn hörte ſie nicht mehr Gotthelds Gebete, fühlte ſie kaum mehr die eiſerne Hand, mit der er ſie auf dem Lager zurückhielt.

Gotthold unterbrach ſich endlich in ſeinen Gebeten und fragte zärtlich: Nun, mein holdes Kind, wie iſt Dir jetzt? Iſt der Dämon von Dir gewichen? Sind meine Gebete erhört worden? Sprich zu mir, ſüßer Engel, und ſage mir, wie Du Dich fühlſt?

Dieſe Scene muß ein Ende haben, dachte ſie, und wenn ich eingehe auf ſeine Weiſe, wird er mir Ruhe gönnen!

Du antworteſt mir nicht? fragte Gotthold. Es iſt mir alſo nur erſt gelungen, den Dämon zum Schweigen zu bringen, nicht aber ihn auszutreiben. Doch auch dies muß mein Gebet vermögen!

Er wollte abermals ſeine lauten Gebete beginnen, als Amalie leiſe und ſanft ſagte: Ich danke Dir, lieber Gotthold, mir iſt jetzt beſſer, unendlich beſſer und ruhiger und ich glaube, wenn Du mir Deinen Arm leiheſt, werde ich aufſtehen können.

Ach, welch ein Triumph, rief Gotthold, ich habe den Dämon beſiegt. Wer wollte nach ſolchem Beiſpiel noch zweifeln an der heiligen Kraft des Gebetes und der ſegensvollen Macht des göttlichen Wortes!

Er hob Amalie in ſeine Arme, ſie wehrte ihm nicht und ließ ſich ruhig von ihm in das anſtoßende Gemach und zum Divan tragen.

Ach, ſagte er ſtolz, wir Prieſter allein ſind wahre und alleinige Aerzte, und das Gebet iſt das beſte Heilmittel für jegliches Uebel, es bedarf keiner andern Medicamente. Nun, Theuerſte, biſt Du nicht zufrieden mit Deinem Arzt?

O gewiß, außerordentlich, ſagte ſie mühſam, und mir würde gewiß ganz wohl werden, wenn ich ein wenig ruhen könnte.

Schlafe, mein holder Engel, ſagte er zärtlich, ich werde Deinen Schlummer bewachen und bei Dir bleiben.

Aber weshalb willſt Du Dir dieſen Zwang auferlegen, ſagte ſie ſchüchtern, wirklich, es iſt zu viel Güte, daß Du bei mir bleiben willſt, während ich ſchlafe, und ich bitte Dich, doch, wie Du Morgens immer zu thun pflegſt, auf Dein Zimmer zu gehen.

Sie will allein ſein, dachte Gotthold, ich bin ihr läſtig. Aber ich will dieſen Starrſinn brechen, und ſie ſoll ganz die Gewalt meiner Herrſchaft empfinden, damit ſie auf immer ſich mir untergeordnet fühlt. — Laut ſagte er deshalb: Nein, mein liebes Weib, ich opfere Dir gern meine Gewohnheiten und meine Ruhe, und Du wirſt gewiß nicht glauben können, daß ich um meiner perſönlichen Bequemlichkeit willen die Rückſichten, die ich Dir ſchuldig bin, vernachläſſigen könnte. Ich bleibe hier und bewache Deinen Schlummer!

Amalie ſeufzte nur und ſchwieg. Sie lehnte das Haupt zurück und ſchloß die Augen; immer doch war es noch beſſer, ſich ſchlafend zu ſtellen, als ſprechen zu

müſſen und ihn anzublicken, ihn, den Gatten, der neben ihr ſaß, ſeine Blicke mit einem ſpöttiſchen und triumphirenden Ausdruck auf ſie geheftet, und von Zeit zu Zeit die Augen erhebend zu dem Bilde der erſten Gattin, das über dem Divan hing, bleich und gramvoll anzuſehen, wie die lebende zweite Gattin, die zuckend auf dem Divan lag.

Den ganzen Tag über wich Gotthold nicht von der Seite ſeiner Gattin; holde Worte und zärtliche Zuflüſterungen waren auf ſeinen Lippen, und wer ihn ſo aufmerkſam und zuvorkommend, ſo zärtlich und ſorgſam geſehen, der hätte dieſes junge Weib der Undankbarkeit anklagen mögen, weil ſie nur mit einem matten Lächeln ſeine Zärtlichkeit und Freundlichkeit duldete, ſtatt ſie zu erwiedern.

Und Nachmittags fuhr Eduard vorüber, ach, ſie kannte ſchon in der Ferne das Rollen der Räder, und ihr Herz klopfte höher vor Schmerz und Weh. Unwillkührlich war es, daß ſie zum Fenſter eilte. Da hielt ſein Wagen, und Eduard ſah empor, und ſie, Alles vergeſſend, nickte ihm lächelnd und ſelig. Was war es, das plötzlich das Lächeln von ſeiner Lippe verſcheuchte, das ſeine Stirn umwölkte und ihn auf ſeinen Sitz zurückzog, während er doch eben ſich erhoben hatte, um auszuſteigen und hinauf zu eilen zu der Schweſter? — Er hatte neben Amalien das Angeſicht ihres Gatten erblickt, dieſes freundliche, fromme Angeſicht mit dem gleißneriſchen Lächeln und den gottbegeiſterten Blicken.

Mit einer Verwünſchung im Herzen hieb Eduard auf das Pferd ein, daß es, hochaufſpringend, in raſendem Lauf fortſtürmte und ihm den verhaßten Anblick entzog.

Mit finſteren Zügen und grollendem Herzen verließ Eduard den Wagen, um in ſeine einſame und öde Wohnung zu gehen, da ſtand vor ſeiner Thür dieſes alte,

arme Weib, das ihn heute Morgen schon mit Amalien begrüßt und angeredet. O, er erinnerte sich, daß Amalie ihr die Hand gereicht, — konnte er unfreundlich sein gegen dieses arme Weib, die seiner Schwester eine so zarte Aufmerksamkeit erwiesen? — Seine Stirn erheiterte sich, und er grüßte die Alte mit gütigen Worten und nannte sie bei ihrem Namen, und fragte nach ihrem Begehr.

Ach, mein Gott, rief Frau Winkler freudig, Sie haben sich meinen Namen gemerkt, Sie wissen noch, wie ich heiße?

Nun, wär's nicht undankbar den Namen Derer zu vergessen, die uns lieben? fragte er gütig.

Und als er wieder nach ihrem Begehr fragte, sagte Frau Winkler schüchtern, sie bringe ihm nur einen Blumenstrauß, und der sei bestimmt, auf seinem Schreibtisch zu verwelken.

Sie nahm aus einem Körbchen einen köstlichen Strauß von Rosen und Camelien und herrlichen Treibhausblumen und reichte ihn Eduard dar mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glück in ihrem alten, runzlichten Angesicht.

Wirklich, ein wundervoller Strauß, und eine wahre Seltenheit in dieser Jahreszeit, sagte Eduard, von wem kommt er, wer hat Sie beauftragt, ihn mir zu bringen?

Es fiel ihm gar nicht ein, er dachte gar nicht an die Möglichkeit, daß dieses arme, schmutzige, alte Weib ihm einen so kostbaren Strauß bringen könnte, und heimlich meinte er, Amalie sende ihm diese Liebesbotschaft.

Wer mich beauftragt hat, Ihnen diese Blumen zu bringen? fragte Frau Winkler, und ein aufmerksamer Beobachter hätte in ihren Mienen ihre tiefe Traurigkeit und Enttäuschung lesen mögen, aber Eduard dachte nicht an sie, sondern nur an Amalien, und er sagte

faſt ungeduldig: Nun ja, von wem bringen Sie mir dieſe Blumen?

O, ſagte Frau Winkler ſeufzend, ich darf es Ihnen nicht ſagen, es iſt ein Geheimniß.

Es kommt alſo von ihr! rief Eduard, und küßte die Blumen. Nicht wahr eine junge, ſchöne Frau gab es Ihnen?

Ja, eine ſchöne, vornehme Frau! ſagte Frau Winkler tonlos, und ſie hat geſagt, ich ſolle alle Woche Ihnen einen ähnlichen Strauß bringen, aber nur in Ihre eigenen Hände dürfte ich ihn geben. Ich darf alſo wiederkommen, und Sie werden immer dieſe Blumen nehmen?

Gewiß! Und ſagen Sie der ſchönen vornehmen Dame, daß ſie mich ſehr glücklich gemacht hat, und daß ich ihr danke!

Ich werd's ſagen! flüſterte Frau Winkler, und wandte ſich eilig ab, damit er nicht ſehen ſolle, daß ſie weine.

Er glaubt nicht einmal, daß dieſe Blumen von mir ſein könnten, ſeufzte ſie ſchmerzvoll, als ſie die Straße hinabging, und eine ſchöne und vornehme Dame iſt es, die ſie ihm ſandte! Ach Gott, ich habe doch ſo lange arbeiten müſſen, ehe ich ſo viel zuſammenſparen konnte, und nun glaubt er es nicht einmal! Aber, was thut's, ſagte ſie dann heiter, er hat ſich doch gefreut, das iſt die Hauptſache, und was liegt denn daran, ob ich ſeinen Dank habe, wenn er ſich nur einen Augenblick daran freut. Das Andere iſt ja gleich! Nun, und ich werde ſchon fleißig ſein und ſo viel verdienen, daß ich ihm alle Woche ein ſolches Blumenbouquet bringe. Es koſtet ja nur einen halben Thaler, und den werde ich doch zuſammenſchaffen können, und müßte ich hungern und betteln. Ich werde ihn dann doch jede Woche einmal ſprechen und ihm eine Freude machen!

Das Glück der Armuth.

Ja, wenn das Geld, wenn der Reichthum und das äußere Wohlbehagen, wenn der Ueberfluß und die Pracht, wenn dieses allein im Stande wäre, das Glück zu erzeugen und zu fesseln, dann freilich bliebe den Armen nichts weiter übrig als zu verzweifeln und zu sterben. Aber das Glück ist ein stets wechselnder Proteus, es nimmt jede beliebige Gestalt an, und in der wechselnden Form bleibt es doch immer dasselbe, ewig, uranfänglich; dem Einen erscheint es in der Gestalt der Geliebten, dem Andern in dem finstern Gewande des Todes; Diesem lächelt es mit goldenen Schätzen, Jenem zeigt es sich als ein stilles, friedliches Thal mit einer kleinen, von Ulmen beschatteten Hütte; dem Einen naht es sich im leuchtenden Glanze des Ruhms, während es dem Andern süße Mährchen in's Ohr flüstert von stiller Genügsamkeit und treuer Liebe; dem Feldherrn zeigt es sich als Siegesgöttin, und den Bettler begleitet es als seiner Armuth einziger Freund, in der Gestalt des treuen Hundes. Oft ist es nichts als eine leuchtende Traumgestalt, die sich dem Erwachenden in leichten Nebel auflöst, welche aber noch in der Rückerinnerung ihn umstrahlt mit einem milden

Friedensglanze. Dem Reichen zeigt es ſich prunkvoll, dem Armen in unſcheinbarer Form, wer aber will ſagen, daß die leuchtende Tulpe ſchöner duftet, als das ſtille, unſcheinbare Veilchen? Und wer will behaupten, daß in goldenen Paläſten und unter ſeidenen Gewändern die Herzen fröhlicher ſchlagen und das Glück heißer empfinden, als in niederer Hütte, unter dem groben Kleide der Armuth?

Mit ſolchen Worten, mit ſolchen Gedanken tröſtete Louiſe den Freund, wenn er klagte, daß er ihr nicht Reichthum und Glanz zu bieten vermöchte; und wenn ſie ſo vor ihm ſtand, mit leuchtenden Wangen und lieblichem Lächeln, dann fühlte Thomas es wohl, daß ſie Recht habe, und daß Er auf Erden freilich nichts weiter bedürfe, als ſie ſo anſehen und ſtill ihren Worten lauſchen zu können, dieſen Worten voll ſo reiner Begeiſterung, ſo friſchen, jugendkräftigen Muthes. Aber ſie? Konnte ſie zufrieden ſein wollen mit dem ärmlichen Looſe, das er ihr zu bieten vermochte, konnte ſie ſich glücklich fühlen in einer Lage, die ihr tägliche Entbehrungen, tägliche Sorge und nie raſtende Thätigkeit auferlegte? Louiſe, die einſt allen Glanz des Reichthums, alle Behaglichkeit des Ueberfluſſes gekannt, ſollte die jetzt im Stande ſein, auf immerdar ſich in die rauhen Gewande, in die unſchönen Formen der Armuth zu ſchmiegen? Er hatte ihr nichts zu bieten, nichts als ſein treues, liebendes Herz, nichts als ſeine Hand, die aber bereit war für ſie zu arbeiten, ſie zu ſchützen und über alle rauhen Pfade des Lebens ſie hinweg zu geleiten mit nimmer ermüdender Sorgfalt. Und dieſes Nichts, das er nicht anzubieten wagte, ihr war es Alles, und ſie ſagte; ich kann nicht ärmer werden, als ich bin, darum alſo bin ich reich, wer nichts mehr zu verlieren hat, der erſt hat Alles gewonnen. Weil wir ſo arm ſind, daß wir gar nichts

entbehren, so sind wir reicher, wie die Könige, denen in der schimmernden Krone vielleicht nur ein Brillant fehlt, um dessen Nichtbesitz sie sich härmen. Wer gar nichts hat, für den ist jeder Sonnenstrahl schon eine Lust und eine Gottesgabe und jedes Unkrautsblümchen eine volle Purpurrose. Wenn aber einem solchen Armen das Höchste, was die Erde zu bieten vermag, wenn ein edles großes Herz sich ihm zu Eigen giebt, wird er im Besitz eines solchen unermeßlichen Schatzes sich nicht reicher fühlen und seliger, als alle Könige der Welt? Ach die reichen Leute, die haben so vieles, was sie in ihrem Herzen beherbergen müssen, so viele Wünsche, so vielerlei Neigungen, daß da kaum noch Raum bleibt für die Liebe, und daß sie sich ganz scheu und klein in einem Winkel zusammenducken muß, um nicht von all diesen andern Bewohnern des Herzens zertreten zu werden. Aber der Arme, dessen Herz ist so groß und so frei, so göttlich öde und leer, daß da die Liebe Raum hat als hellglänzender Genius seine Schwingen auszubreiten und das ganze Dasein zu durchleuchten mit seiner göttlichen Pracht.

Und wenn Louise solche lächelnde, selige Worte sprach, dann zog die Baronin sie an ihr Herz in seligem Mutterglück, und ihr Kuß ward zu einem stillen Gebete, zu einem heißen Segenswunsche für die Tochter.

Daß er sie liebe, hatte Thomas ihr lange schon nicht mehr verschweigen können, aber niemals hatte er den Muth gefunden, sie zu fragen, ob sie sein Weib sein wolle, ach, es fehlte ihm sogar der Muth, dies nur zu denken, und er sagte oft zu sich selber: ich möchte sterben; schweigend und glücklich mich zu ihren Füßen niederlegen und sterben, ehe dieser köstliche Traum vorüberrauscht und das Leben mich wieder aufrüttelt zu grausamem Erwachen. Zuweilen ist es

mir, als wäre mein Glück nichts weiter als ein Opiumsrausch, dem die tödtlichste Enttäuschung folgen werde, und dennoch fühle ich es so wahr und rein, so dauernd und ewig in meinem Herzen glühen.

Du bist heute traurig, Thomas? fragte ihn einst Louise, als er Abends neben ihr saß und ihr und der Mutter Shakespeare's Sturm vorgelesen hatte. Deine Stimme zitterte, während Du lasest, und Dein Auge ist trübe und schwermuthsvoll.

Thomas küßte ihr schweigend die Hand.

Nun, wirst Du nicht beichten, Thomas, fragte die Baronin mit einem gütigen, ermuthigenden Lächeln.

Ja, ich will's, sagte er heftig, und Sie sollen es wissen, liebe Frau Hermfeld, daß ich leide, weil ich so glücklich bin, und daß ich mich ängstige, weil mein Herz so voll Seligkeit ist. Es kann nicht so bleiben, das weiß ich, und ich zittere vor jeder kommenden Stunde, weil ich meine, sie werde mein Glück zerstören und mich wieder zurückschleudern in die Abgründe, aus denen Sie und Louise mich erretteten.

Und weshalb solche Befürchtungen, Thomas? fragte die Baronin, während Louise dem Freunde mit theilnehmenden Blicken die Hand darreichte.

Weshalb? rief er stürmisch. Weil ich dieses Glückes nicht werth bin, weil Louise unerreichbar hoch über mir steht, und weil ich mich ganz zerbrochen, ganz klein ihr gegenüber fühle, weil ich mich vor ihr meiner Unwissenheit schäme und meines beschränkten Sinnes. Alles was ich kann und weiß, sie hat es mich gelehrt, ihr verdanke ich Alles, was ich bin, und so bin ich weiter nichts, als ein kleiner Theil ihres eigenen Wesens, als eine matte Ausstrahlung ihres eigenen Geistes. Dieses Bewußtsein vernichtet mich, — ich habe ihr nichts zu bieten, als das, was sie mir zuvor gegeben, Alles, was ich bin, ja, meine Sprache selbst,

iſt ihr Werk, ich habe nichts Eigenes, nichts, was mir gehört, nichts, von dem ich ſagen könnte, daß es Mein ſei, und nicht von ihr mir nur gegeben, nur geborgt, als ein kleiner Theil von ihren Schätzen. So troſtlos arm bin ich, daß ſelbſt meine Gedanken nicht mein Eigenthum ſind, ſondern nur von ihr entlehnt, von ihr entnommen. Ach, und wie bald wird nun die Zeit kommen, wo ſie meiner Armuth überdrüſſig iſt und meiner Unwiſſenheit ſich ſchämt. O, dieſe äußere Armuth, die iſt es nicht, die mich ſorgenvoll macht, gegen die kann ich kämpfen, mit der kann ich ringen und ſie auch beſiegen, was aber ſoll ich Louiſen ſagen, wenn ſie einſt klagt über die Armuth meines Geiſtes, was ſoll ich ihr entgegnen, wenn ſie an meiner Seite hungert und darbt nach einem Strahl des geiſtigen Lichtes, um an ihm ſich neu zu beleben, neu zu erwärmen? Wird ſie dann ſich nicht verachtungsvoll abwenden, und wird dann nicht eine unermeßliche Kluft zwiſchen ihr und mir ſich auseinander ſpalten? In ſolchem Momente und bei der erſten Regung ſolchen Gefühls würde ich ſterben, mich ſelber verfluchend, mich ſelber verachtend, wär's da nun nicht beſſer zu ſterben, während ich noch glücklich ſein darf, während ſie mich noch nicht verachtet?

Er bedeckte ſein Geſicht mit ſeinen Händen und ſchluchzte laut, da fühlte er ſich von zwei Armen umſchlungen, da fühlte er heiße Thränen auf ſeine Stirn herniederträufeln, und als er aufſchaute, ſah er in Louiſens ſelig lächelndes Angeſicht. Die Baronin aber hatte leiſe das Zimmer verlaſſen.

Böſer, geliebter Freund, flüſterte ſie leiſe und legte ihm beide Hände auf die Schultern, um ihm feſt und glücklich in die Augen zu ſehen, willſt Du mich ſo betrüben, daß Du Dich von mir wendeſt? So ſtolz alſo biſt Du, daß ſogar mein bischen Wiſſen Dich

bedrückt, weil Du's vielleicht nicht theilst und dafür viel beſſere Dinge weißt? So ſtolz biſt Du, daß Du mich nicht einmal fragſt, ob ich Dein Weib ſein will, ſo ſtolz, daß ich in aller Demuth kommen muß, mich ſelbſt Dir anzubieten und Dich zu bitten, mich anzunehmen als Dein Weib?

Louiſe! ſchrie Thomas außer ſich und ſtürzte zu ihren Füßen nieder. Louiſe, iſt dies kein Traum, iſt es Wahrheit, Wirklichkeit? Du willſt —

Dein Weib will ich ſein, unterbrach ſie ihn, und zog ihn mit einem ſeligen Lächeln an ihre Bruſt empor. Ja, Thomas, Dein treues Weib will ich ſein, und lieben will ich Dich als meinen theuerſten, edelſten Freund, und gehorchen will ich Dir als meinem Herrn und Meiſter, und lernen will ich von Dir, als von einem weiſen Lehrer, der mich unterrichten ſoll in der Kunſt des Lebens, der Genügſamkeit, der Freudigkeit im Entbehren und der Geduld im Leiden.

Sie ſchwieg und lehnte ihr erröthendes Angeſicht an ſeine Schulter.

Er ſagte ganz berauſcht, ganz betäubt: ſprich noch einmal, meine ſüße Blume, laß es mich wieder hören, dieſes köſtliche Wort, daß Du mein ſein willſt, mein Weib, Mein, vor Gott und Menſchen, daß Du Dich nicht ſchämen willſt, meinen Namen zu tragen und die Gattin zu ſein des armen Webers, der Dir nichts zu bieten hat, als ſeine Armuth?

Und iſt nicht die Armuth der größte Reichthum, wenn wir ſie auffaſſen im rechten Sinn? fragte Louiſe. Ach, mein Geliebter, laß uns nicht dieſe Reichen beneiden um ihres Reichthums willen, ſie ſind ärmer als wir, denn immer noch giebt es Etwas, das ſie entbehren, das ihnen unerreichbar iſt. Wer ſich aber mit Freudigkeit und unverhüllt der Armuth ergeben hat, ſiehſt Du, dem gehört Alles, weil ihm nichts ge-

hört, und der ist zufrieden, weil er nichts zu entbehren hat. In dieser heiligen, gottseligen Armuth, welche sich nicht verbirgt und nicht schamvoll bei Seite geht, in dieser Armuth wollen wir leben und selig sein und Gott preisen, daß er uns nicht abhängig gemacht hat von diesem Flitterstaat des Daseins, daß wir frei sind von all diesem nichtigen Tand des Lebens, frei, wie der Vogel in der Luft, dem jeder Zweig zum heimathlichen Dache wird, und jeder Platz genügt, um sich sein Nest zu bauen. Ach, mein Geliebter, es giebt Viele, welche die Armuth ein Unglück nennen, mir aber ist sie zum Glück geworden, und ich preise Gott, daß er mich arm gemacht, denn die Armuth war es, die uns hieher geführt, durch sie lernte ich Dich kennen, und so ist die Armuth die heilige Vermittlerin unserer Herzen geworden, die wir hochachten und preisen wollen, als die Mutter unserer Liebe!

Und Du willst mich lieben und meiner Dich nicht schämen, weil ich unwissend bin und arm an Geist? fragte er mit überströmenden Augen.

Du lästerst und verleumdest Dich selber! sagte sie zärtlich. Weil einige dieser Dinge, mit deren Kenntniß die Cultur uns überpfropft, ohne uns zu nützen, Dir fremd sind, deshalb bist Du noch nicht unwissend, und weil Du nicht Alles das weißt, was man nur zu lernen pflegt, um es bald wieder zu vergessen, deshalb bist Du nicht arm an Geist! Dein Geist ist reich, und Gott ist es, der ihn reich gemacht, und die Fähigkeit alles Wissens in Dich gelegt hat, und diese Fähigkeit, sie steht höher als das Wissen selber. Mit dieser Fähigkeit rauschen alle Quellen des Wissens Dir entgegen, und aus allen kannst Du Dir den Labetrank schöpfen. Mit dieser Fähigkeit wirst Du die Dichter verstehen und Dich berauschen lassen mit ihren süßen Worten, mit ihr wirst Du die Kraft haben zu

lernen, was Du lernen willſt, und Das ganz zu erfaſſen und Dir zu Eigen zu machen, was Deiner werth iſt. Ach, mein Freund, es giebt ſo viele Gelehrte, die ihren Geiſt vollgepfropft haben mit Kenntniſſen und dennoch geiſtlos ſind und unwiſſend, und wiederum giebt es Andere, die wenig gelernt haben und doch viel wiſſen, die keine Sprache kennen, aber die edle Sprache des Herzens reiner und deutlicher ſprechen, als all dieſe grundgelehrten Herren, Andere, die dieſes matte Dämmerlicht, welches das Erlernte über den Geiſt ausgießt, erſetzen durch dieſe elektriſchen Blitze des urſprünglichen Geiſtes und der inſtinctmäßigen Erkenntniß. Wo dieſe Blitze zünden, da lobert ein heiliges Feuer gen Himmel, an welchem man ſich dauernder erwärmt und durchglüht, als an der mühſamen Flamme, welche allein das erlernte Wiſſen zu erzeugen vermag.

O, rief Thomas mit funkelnden Augen, o, ich verſtehe Dich jetzt, meine Louiſe, und ich werde nicht mehr klein von mir denken, weil Gott und die Natur bisher meine einzigen Lehrmeiſter geweſen. Es ſoll ein Tag kommen, wo mein ſüßes ſchönes Weib mit Stolz auf den Mann blicken kann, den ſie ſich erwählt hat, und wo er nicht im Gefühl ſeiner Unwiſſenheit ſchweigen muß, wenn kluge Männer reden. Alles läßt ſich erlernen, wenn man ernſthaft will, und nichts wird ſo ſchwer ſein, daß ich es nicht lernen könnte, wenn ich an Dich denke! Und nun hinweg mit dieſem knabenhaften Zagen, von dieſer Stunde an biſt Du mein, und ich will mich berauſchen in dieſem Glück, und Du ſollſt mein Weib ſein, und ich will Dich lieben mit der vollen überwältigenden Liebe eines echten Mannes!

Er drückte ſie ſtürmiſch an ſein Herz und ſeine Küſſe erſtickten ihre Worte.

Selige Tage des Glückes folgten, und wenn ſie Arm in Arm, Herz an Herzen in dieſem dunklen kleinen Zimmer ſaßen, wenn ihre Mutter zu ihnen hinblickte mit einem zufriedenen Lächeln, und die Kinder fröhlich umherſprangen und ſich lachende Mährchen erzählten, wenn man dieſe zufriedenen glücklichen Geſichter ſah inmitten dieſes elenden kleinen Gemaches, das nichts enthielt, als das wenige Hausgeräth und einige alte Meubles, wer hätte da noch ſagen mögen, daß die Armuth ein Unglück ſei und ein beklagenswerthes Mißgeſchick? Waren ſie nicht freier, zufriedener, als alle dieſe vielen vornehmen, angeſehenen Leute, welche an ihr Arbeitszimmer und an ihren Beruf gefeſſelt ſind, und in nie raſtender Arbeit, ſtets ihre Geiſteskräfte anſpannend, ihre Tage hinbringen müſſen, um ſo viel zu erwerben, als ihnen nothwendig iſt, damit ihr Haus in ſeinem gewohnten Glanz ſich erhalte und ſie mit all dieſen Gegenſtänden des Luxus und Comforts ſich umgeben können, welche die Mode uns zum Bedürfniß gemacht hat? — Es gehört ſehr viel Muth und ſehr viel moraliſche Kraft dazu, ſich der Armuth frei und offen in die Arme zu werfen und die Decke der Verſchämtheit, mit welcher man gemeinhin ſeine Lumpen zu verbergen trachtet, ſtolzen und heitern Blickes hinweg zu ziehen, damit alle Welt ſehe, daß wir nichts zu entbehren und nichts zu verlieren haben, daß wir arm ſind und daher feſſellos. Wer aber in Wahrheit dieſen Muth und dieſe Kraft beſitzt, der iſt glücklich zu preiſen vor all dieſen Tauſenden, welche heimlich darben, um öffentlich glänzen zu können, welche entbehren und ſorgen, und arbeiten und ſich mühen, um, wie die kalte Welt es nennt, um anſtändig vor der Welt leben zu können, das heißt, um nach der Mode gekleidet, nach der Mode eingerichtet zu ſein, ein gaſtliches Haus und die nöthige

Dienerschaft zu haben. Der Reichen und Begüterten giebt es so wenige, die Mehrzahl der Angesehenen und Vornehmen selbst muß arbeiten, um das zu erwerben, was man bedarf, muß im Schweiß ihres Angesichtes sich mühen, um so viel zu verdienen, als nöthig ist, um „mit Anstand“ leben zu können. Das ist die große Wunde unserer Zeit, daß die Armuth für unanständig gilt, daß der Anstand es verbietet, einen geflickten Rock zu tragen und ein unmodisches Kleid, daß der Anstand es verbietet, in schlechten Zimmern und auf hölzernen Schemeln zu sitzen, daß es unanständig ist, nicht nach der Mode gekleidet und eingerichtet zu sein, unanständig, mit trockenem Brod und geringer Kost zufrieden zu sein, und ohne Erröthen seinen Freunden das kärgliche Mahl vorzusetzen, das uns selber jeden Tag doch satt macht und genügt. Gewiß, so lange es noch unanständig ist, arm zu sein, so lange die Armuth noch nicht salonfähig ist und ebenbürtig, so lange die Armuth noch nicht emancipirt worden von der Schande und Erniedrigung, die auf ihr haftet, so lange ist auch diese große Wunde, an welcher die Welt leidet und sich verblutet in ihren edelsten Säften, nicht zu heilen.

Die Baronin Hermfeld und ihre Tochter, sie hatten den Muth, arm zu sein, und die freudige Kraft, das Nichtbesitzen nicht für ein Entbehren zu halten und für ein niederdrückendes Leiden. Weil sie wenig bedurften, war es ihnen so leicht, dieses Wenige zu erwerben, und wenn sie es verdient hatten, waren sie frei und ohne Sorgen, und hatten diese selige Muße, sich ungestört ihres Glückes zu erfreuen, ihres stillen, genügsamen Glückes, das der Welt so wenig bedurfte, weil es so wenig mit ihr zu theilen hatte. — Louise gab noch immer Unterricht an die Berlinerinnen, die sich zu französischen Bonnen ausbilden wollten, und

die übrige Zeit des Tages brachte sie damit hin, Stickereien für ein bedeutendes Ladengeschäft anzufertigen, während die Baronin Strümpfe strickte und Handschuhe nähte, ein Geschäft, in welchem auch die jüngern Kinder thätig und hülfreich sein konnten. Bei dieser geregelten Thätigkeit, bei ihren wenigen Bedürfnissen und Ansprüchen reichte ihr Verdienst vollkommen hin, um ihnen ein sorgenfreies Leben zu sichern und sie vor Mangel zu bewahren, und während dieses stille, geräuschlose Leben ohne allen materiellen Genuß, ohne allen Comfort, dem oberflächlich Beobachtenden als eine Kette von Entbehrungen und Noth erscheinen mochte, war es ihnen reich an köstlichen Freuden und edlen Genüssen. Und in der That, konnte es eine größere Freude geben, als diese köstlichen Abende, wo sich diese glückliche Familie um den weißgescheuerten Tisch gruppirte, um in traulichem Gespräch auszuruhen von der Arbeit, und sich des Lebens, des glücklichen Beisammenseins zu freuen? Da saß die Baronin in ihrer ernsten stolzen Würde und lachte wie ein Kind mit ihren fröhlichen Kindern, da flüsterte Thomas seiner Louise zärtliche Worte in's Ohr, und sie lauschte in andächtigem Glücke den köstlichen Mährchen, die er erzählte von seiner Liebe und seinem Glück. Dann wieder erzählten sie sich von der Arbeit des heutigen Tages, und gingen hinüber, das künstliche Gewebe zu betrachten, das Thomas begonnen, und der zierlichen und schön geordneten Blumen sich zu freuen, die er in das Leinen einwebte. Dann wieder lasen sie sich vor, oder plauderten mitsammen von der Zukunft und ihren süßen und glücklichen Hoffnungen. — Und dann die Sonntage, diese heiligen, stillen Sonntage, wo alle Arbeit ruhte und die glücklichen Müßiggänger den ganzen Tag für sich hatten, und mit jedem Wort, mit jedem Blick die köstlichste Sonntagsfeier

begingen und Gott dankten mit ihrem Lächeln und ihrer Zufriedenheit, und zu ihm beteten mit ihrem Händedruck und ihrem Kuß.

Solch eine Sonntagsfreudigkeit, sagte die Baronin mit leuchtenden Augen, als sie im Kreise ihrer fröhlichen Kinder saß, ja gewiß, solche Sonntagsfreudigkeit das ist die beste Sonntagsfeier, und der liebe Gott hat weit mehr davon als vom Kirchgang und Pfaffengebet. Der Sonntag ist ein Tag der Ruhe, ein Festtag der Arbeitenden, und die Arbeiter, welche die ganze Woche über sich gequält und gemüht haben, das sind die rechten und echten Sonntagskinder, und Gott hat seine Freude dran, wenn sie lachen und guter Dinge sind. Darum seid fröhlich, Kinder, und weil die Sonne scheint und der Schnee so fröhlich glitzert, so geht hinaus in den Dom Gottes, wo die Vögel Halleluja singen und ein fröhliches Lachen ein Gebet ist, das Gott gern hört und das freudig wiederhallt in dem großen Dom der Natur!

Die Rückkehr.

Fröhlich plaudernd und von der Zukunft träumend saß die Baronin eines Sonntags Nachmittags mit ihren Kindern in dem stillen, traulichen Stübchen. Louise arbeitete an einer kunstvollen Stickerei, und Thomas, dicht neben ihr sitzend, las ihnen vor. Ein heftiges Klopfen an der Thür störte sie, und ehe noch die Baronin Zeit hatte, Herein zu rufen, ward die Thür hastig aufgerissen und ein Mann erschien auf der Schwelle. Er war groß und schlank gewachsen, und sein Gesicht mochte einst schön gewesen sein, jetzt war es verfallen und welk, die Züge schlaff und abgespannt, während ein gewisser wüster, lockerer Ausdruck dem Ganzen etwas Widerliches, Abschreckendes gab. Mit diesem Ausdruck seines Gesichtes harmonirte auch seine Kleidung, die ursprünglich elegant und modisch gewesen sein mochte, aber offenbar einer andern Zeit angehörte, einer Zeit, wo ihr Eigenthümer noch vollere, rundere Formen und ein wohlgenährteres Aussehen gehabt. Jetzt schlotterten diese Kleider lose um die hagern Glieder, die gelben Metallknöpfe des Rockes waren angelaufen und trübe, und das feine Tuch voll Staub und Schmutzflecke.

Einen Moment ſtand der Mann ſchweigend in der Thür und ließ ſeine großen, trüben Augen forſchend und mit einem ſeltſamen, halb ironiſchen und halb trüben Blicke im Zimmer herumgleiten. Niemand ſprach ein Wort, Louiſe hatte zitternd und gleichſam, als wolle ſie dort Schutz ſuchen, ihr Haupt an Thomas Schulter gelehnt, die Kinder bargen ſich ſcheu und ängſtlich hinter der Baronin, die aufgeſtanden war und mit bleichem, erregtem Antlitz dem Fremden in's Auge ſah.

Nun, ſagte dieſer endlich, und trat näher, nun, wird mich immer noch Niemand willkommen heißen?

Alles war ſtill, Niemand antwortete.

Das iſt in der That eine ſeltſame Art des Empfanges für einen Gemahl, den man vier Jahre lang hat entbehren müſſen, ſagte der Fremde ironiſch und ließ ſich lachend auf einen Stuhl gleiten. Immer noch Alles ſtumm, fuhr er dann fort, wahrhaftig, ich glaube, die Freude, mich endlich wieder zu ſehen, hat Euch Allen die Sprache geraubt.

Geht hinaus, Kinder, ſagte die Baronin, ſich zu den beiden kleinen, zitternden Mädchen wendend, geht und ſpielt auf dem Hofe, bis ich Euch rufe; und als die Kleinen eiligſt, und den Fremden mit ſcheuem Blick von der Seite betrachtend, das Zimmer verlaſſen hatten, wandte die Baronin ſich wieder zu ihm hin und ſagte ernſt: jetzt rede, was Du willſt, aber die Kinder durften nicht Zeuge ſein!

Da iſt noch ein überläſtiger Zeuge, ſagte der Mann, auf Thomas deutend, ſo viel ich weiß, gehört er nicht zur Familie. Oder, fuhr er laut lachend fort, ſollteſt Du mir etwa in meiner Abweſenheit dieſen Sohn geboren haben?

Er wird Dein Sohn ſein, wenn Du Dich würdig gemacht haſt, wieder der Vater Deiner Kinder zu hei-

ßen, ſagte die Baronin ernſt. Verlaßt auch Ihr uns, geht hinüber in Thomas Zimmer und laßt uns Beide allein.

Das wird ja eine enorm feierliche Scene werden, ſagte der Mann laut lachend, während Thomas und Louiſe ſich entfernten. Nun, Frau, jetzt ſind wir allein, nun komm' her und umarme mich, und freue Dich, den Gemahl wieder zu haben.

Ich werde mich freuen, Georg, ſagte die Baronin weich, und Thränen traten in ihre Augen, ja, Georg, was immer auch vorgefallen, was trennend zwiſchen uns getreten iſt, ich werde mich dennoch freuen, Dich wieder zu ſehen, wenn dieſe verfloſſenen Jahre der Strafe wirklich auch Jahre der Reue geweſen ſind, wenn Du Deine Schuld abgebüßt haſt und reinen Herzens zu mir zurückkehrſt.

Laß dieſes pfäffiſche Gewinſel, ſagte der Baron rauh, ich bin nicht gekommen, um Deine moraliſchen Predigten anzuhören, ſondern um von Dir Rechenſchaft zu fordern über Deine Handlungen, während der Zeit meiner Abweſenheit, während dieſer köſtlichen, heitern Jahre, die ich auf der hohen Schule der ſogenannten Verbrecher im Zuchthauſe zugebracht habe. Ja, mein Kind, über dieſe Jahre ſollſt Du mir Rechenſchaft ablegen, und wehe Dir, wenn ich nicht zufrieden bin!

Ich fürchte Deine Drohungen nicht, Georg, ſagte die Baronin ſtolz, aber ich werde Dir auf Deine Fragen antworten, und Du weißt, daß ich den Muth habe, immerdar nur die Wahrheit zu ſagen!

Nun alſo, antworte. Was iſt das für eine wahnſinnige Idee, daß Du hier in den Familienhäuſern wohnſt und wie armes Bettlervolk lebſt? Wo ſind die Gelder, wo iſt der ganze große Haushalt, den ich

Dir verſchrieben? Das reiche Silberzeug, die koſtbaren Meubles, wo iſt das Alles hin?

Mit dieſer Einen Frage erſparſt Du Dir alle übrigen, ſagte die Baronin, denn die Antwort wird der Inhalt aller dieſer traurigen und troſtloſen Jahre ſein, die ich ſeit jener ſchrecklichen Cataſtrophe durchlebt habe.

O, das nennſt Du eine Cataſtrophe, rief der Baron lachend. Nun, es war eine höchſt unangenehme Cataſtrophe; die falſchen Wechſel aufgegriffen, ich auf der That ertappt, während das Geld, das ich auf die Wechſel gezogen, doch ſchon verausgabt war, und nachdem ich in der Nacht zuvor mein Haus und Alles, was ich beſaß, verſpielt hatte!

Ja, dieſe Eine Nacht führte uns aus dem Wohlſtande in's troſtloſeſte Elend, ſeufzte die Baronin, denn es war nicht allein nur irdiſches Gut, was wir verloren, ſondern das höhere Beſitzthum der Ehre auch mußten wir einbüßen.

Nun, im Ganzen kam meine Verhaftung noch ziemlich gelegen, ſagte der Baron, denn ſie verhinderte mich, dieſe Spielſchuld abzutragen und dieſen Räubern mein Eigenthum hinzuwerfen.

Aber Du hatteſt ihnen in einem eigenhändigen Dokument Dein Haus und Deinen Hausſtand verſchrieben!

Bah, das Dokument hat keine Gültigkeit vor dem Geſetz, ſie konnten es nicht benutzen! Dieſer Gedanke iſt mein Troſt geweſen dieſe ganzen vier Jahre, an ihm habe ich mich gehalten, mit ihm habe ich mich geſtärkt, wenn ich dachte, erliegen zu müſſen unter dieſer Laſt der Langeweile, und wenn ich mich erinnerte, daß ich, ſobald ich erſt das Zuchthaus verlaſſen, wieder wohlhabend genug ſein würde, um ein fideles Leben zu führen und mich an Denen zu rächen, die mich in's Verderben geführt, dann ſchien es mir, als wäre ich ganz zufrieden, ganz glücklich, und als ſei die Gegen-

wart nur ein schlechter Traum, der mich bedrückt! Nun also, was hast Du mit diesem Hause angefangen. Ich hatte es Dir verschrieben und es war Dein, Niemand also konnte es Dir nehmen!

Ich werde Dir antworten, sagte die Baronin sanft, aber Du mußt Geduld haben, denn meine Antwort wird lang sein!

Es wird eine gute Predigt werden, murrte der Baron und setzte sich nieder, wie ein Mann, der sich widerstrebend in das Unvermeidliche fügt.

Ich muß weit ausholen, um verstanden zu werden, sagte die Baronin hochaufathmend, und an jene Zeit muß ich Dich erinnern, Georg, als ich Deine Gattin ward; damals war mein Bruder noch unverheirathet, man hielt mich für die Erbin seiner reichen Güter, und Viele warben um meine Hand. Ich wählte unter Allen Dich, Georg, denn ich liebte Dich, und in den Entzückungen dieser meiner ersten Liebe kam mir auch nicht ein einziges Mal der Gedanke, es könne Dich etwas Anderes vermocht haben, um mich zu werben, etwas Anderes, als nur die Liebe, dieselbe Liebe, welche ich empfand, und welche mein ganzes Wesen wie mit neuem Leben durchgeistigt hatte. Im Bewußtsein dieser Liebe bat ich meinen Bruder mich ganz ohne Heirathsgut, ohne Vermögen und Aussteuer Dir zu übergeben. Es war mein Stolz, Alles von Dir zu empfangen, Dir danken zu müssen selbst für die nothwendigsten und unentbehrlichsten Dinge, um dereinst es Dir reichlich ersetzen zu können, denn mein Bruder hatte mir versprochen nach dem verflossenen ersten Jahr meiner Ehe mir das ansehnliche Heirathsgut auszuzahlen, das er mir bestimmt hatte, und ich dachte, wenn Georg mir erst alles gegeben, dann wird er auch nicht zu stolz sein, von mir etwas anzunehmen!

Und die Strafe für diese Narrheit war, daß wir

gar nichts bekamen, rief der Baron ärgerlich, Deine lächerliche Empfindsamkeit kostete uns dreißig tausend Thaler, weiter nichts! Dein Bruder verheirathete sich in diesem Jahr, und hielt es in seinem Geize für zweckmäßig, das Versprechen, das er Dir gemacht, und welches er Dir nicht schriftlich gegeben, unerfüllt zu lassen.

Du glaubst also auch, daß schriftliche Versprechen bindend sind? fragte die Baronin mit einem eigenthümlichen Ausdrucke und fuhr dann fort: es ist wahr, dieses Heirathsgut ging uns verloren, und meine kluge Schwägerin wußte ihren schwachen Gemahl zu einem Testament zu verleiten, das ihr für den Augenblick mindestens das ganze Vermögen sicherte und mich von der Erbschaft ausschloß. Ich blieb also arm und mittellos, und Alles, was ich besaß, dankte ich Dir. Aber ich war glücklich und zufrieden in dieser Abhängigkeit von Dir, denn, Georg, Du weißt es wohl, daß ich Dich sehr geliebt habe. — Wie Du mir meine Liebe lohntest, wie Du mein Herz verrathen und in den Staub getreten, davon laß mich jetzt schweigen. Nur an jenen Tag muß ich jetzt Dich erinnern, an jenen entsetzlichen Tag, als das Unglück über uns hereinbrach und dieses ganze mühsam noch aufrecht gehaltene Gebäude unseres Glückes wie mit einem einzigen Blitzstrahl zu Asche verbrannte. Weil ich Alles von Dir empfangen, nichts Dir gegeben, hatte ich deshalb auch niemals den Muth gehabt, Dich um Deine Vermögensverhältnisse zu befragen; Du sagtest mir, Du seiest reich, und ich glaubte Dir! Und nun auf Einen Schlag mußte ich erfahren, daß Dein Vermögen zerrüttet, Gläubigern und Wucherern verschrieben, und daß Du, Du Georg, der Vater meiner Kinder, daß Du zu einem Verbrecher geworden, der durch Betrug und List sich Geld verschafft hatte.

Thränen erſtickten ihre Stimme, und wie zerbrochen ſenkte ſie matt ihr Haupt auf ihre Bruſt.

Der Baron ſagte lachend: Du rührſt da einen Brei zuſammen, den ich lange ausgegeſſen und im Zuchthaus verdaut habe!

Ja, im Zuchthaus, rief die Baronin heftig, mein Gatte ward entehrt und zur Strafe gemeiner Verbrecher verdammt, und, das war das Troſtloſeſte, er hatte dieſe Strafe verdient! — Nun, Georg, ich will Dich nicht mit meinen Klagen beläſtigen, ich will Dir nichts ſagen von allen den Qualen, die ich erduldet, von den Demüthigungen und Beſchimpfungen, die ich erlitten habe. Ich haßte die Sonne, welche den Tag brachte, weil ich nicht wagte, im Tageslicht über die Straße zu gehen, weil es mir ſchien, als ob die Steine ſelber meine Schande ſehen könnten, als ob alle Menſchen hohnlächelnd an mir vorübergingen und die Kinder mit Fingern auf das ehrloſe Weib zeigten. Nur wenn der Abend kam, wenn das Dunkel der Nacht mich vor den Blicken der Menſchen ſchützte, nur erſt dann wagte ich es, mit meinen Kindern die Straße zu betreten, um ein wenig Luft zu athmen, ein wenig Himmel zu ſehen. Scheu, wie Verbrecher, ſchlüpften wir durch die Straßen, und wir waren doch unſchuldig; alle dieſe Freunde, die wir im Glück gehabt, alle hatten uns verlaſſen, und wir waren doch unſchuldig!

Ja, die guten Freunde, ſagte der Baron hohnlachend, es lohnt ſich der Mühe, denen zu vertrauen!

Wir waren ganz allein, ganz verlaſſen, fuhr die Baronin fort, Keiner von Allen, die uns ſonſt mit Theilnahme und Liebe umgaben, Keiner von ihnen mochte uns jetzt mehr kennen, denn wir waren arm, und unſer Name war mit Schande behaftet. Da machte mir unſer Anwalt den Vorſchlag, auf gerichtliche Scheidung von Dir anzutragen.

Und Du nahmst diesen Vorschlag natürlich an, sagte der Baron, und wir sind also geschiedene Leute?

Ich nahm ihn nicht an, sagte die Baronin, denn ich dachte an alle die Jahre, die wir miteinander verlebt, an die schönen und glücklichen Jahre; alle diese süßen Erinnerungen der Vergangenheit, sie erhoben sich und schienen mir zu drohen. Ich blickte auf Deine Kinder, Georg, auf diese Kinder, die ich Dir geboren, und ich fühlte, daß diese ein Band seien, welches mich auf ewig an Dich fesselte. Und hatte ich Dir nicht vor Gottes Altar den feierlichen Eid geleistet, treu bei Dir auszuharren in Noth und Leid, und verklagte ich nicht in meinem Herzen alle diese Freunde, die sich von mir gewandt in meinem Unglück? Konnte ich also jetzt, gleich diesen treulosen Freunden, Dich verlassen, Dich, den Vater meiner Kinder? Und dann, Georg, ich dachte an die Zeit, wo Du wiederkehren würdest, ich dachte, daß es Dir ein Trost sein müsse, mindestens dann Ein Herz zu finden, das Dich nicht verdammt und sich nicht von Dir gewandt hatte, ich dachte, daß dieses Gefühl Dich vielleicht zum Guten zurückführen könnte, und daß es Dein Herz erweichen müßte, wenn Dein Auge auf Deine Kinder fiel, die von Dir einen von aller Schuld befreiten Vater und einen unbefleckten Namen forderten. Dieses Alles dachte ich, und lehnte die Scheidung ab.

Und dieses Alles war sehr edel gedacht, sagte der Baron pathetisch, aber dieses Alles ist keine Antwort auf meine Frage. Ich verlangte zu wissen, wie Du unser Vermögen, unser Hab' und Gut gerettet und gesichert hast, und weshalb Du hier in den Familienhäusern wohnst?

Jetzt komme ich zur Beantwortung dieser Frage, erwiederte die Baronin sanft. Nachdem ich den Entschluß gefaßt, mich nicht von Dir zu trennen und

Deinen Namen weiter zu tragen, mußte ich nun daran denken, diesen Namen, so viel in meiner Macht stand, von jedem Flecken zu reinigen, um ihn dereinst Dir und Deinen Kindern geläutert und gereinigt überantworten zu können. Ich wollte nicht mehr scheu und angstvoll über die Straße gehen und das Auge niederschlagen müssen, wenn mir irgend Jemand begegnete, dem Du Geld schuldetest, dem Du Dein Ehrenwort schriftlich gegeben, Deine Schuld zu bezahlen. Ich wollte nicht mehr zittern, so oft es an meine Thür klopfte und ich sie irgend einem der Gläubiger öffnen mußte, welche kamen, um mich mit Vorwürfen zu überhäufen wegen Deiner Schuld, um mich anzuklagen, daß Du mir listig Dein Vermögen verschrieben, und sie dadurch um ihre gerechten Ansprüche betrogen hättest. Ich wollte nicht mehr jedem Bekannten scheu ausweichen und vor den treulosen Freunden dennoch beschämt mein Auge niederschlagen müssen. Es gab ein Mittel, mich von jeder Schande zu befreien, den Fluch, welcher auf unsern Häuptern lastete, hinwegzuwerfen, und uns ein Recht zu geben, freien Angesichts und stolzen Blickes einherzugehen und diesen treulosen Freunden verächtlich zu begegnen, statt ihnen auszuweichen. — Ich ließ Sachverständige kommen, und Alles, was wir besaßen, schätzen, und das Resultat war, daß, wenn ich Alles zusammenraffte, was Mein war, es gerade hinreichen konnte, um Deine Schulden zu decken.

Ich will nicht fürchten, schrie der Baron, heftig vom Stuhle aufspringend, beim Himmel, ich will nicht fürchten, daß Du Närrin genug warst, um in alberner Empfindsamkeit mein Vermögen zu verschleudern. Sage nicht, daß es so ist, oder, so wahr ein Gott ist, ich trete Dich unter die Füße, ja, ich ermorde Dich! Mein Vermögen, Alles, worauf ich gehofft habe, was mich

getröſtet hat in dieſen grauſamen Jahren. Es iſt unmöglich, unmöglich!

Laut ächzend ſank er auf ſeinen Stuhl zurück und bedeckte ſich das Geſicht mit ſeinen Händen.

Es war nicht mehr Dein Vermögen, ſondern es war das Meine, ſagte die Baronin ſanft, Du hatteſt es mir verſchrieben. Einſt hatteſt Du mir Alles gegeben, jetzt konnte ich vergelten und Dir Alles opfern. Aber ehe ich es that, prüfte ich meine Kräfte, und ich fand in mir den Muth, der Armuth mein Haupt frei entgegen zu tragen und mich ihrer nicht zu ſchämen, ſondern ſie wie eine rettende Freundin zu betrachten, die mir ihre Arme öffnete, um mich bei ihr Schutz finden zu laſſen gegen alle die Schlechtigkeit und Niedrigkeit der Welt, und mich dieſer ewigen Qual des Verhüllens und Bemäntelns zu entheben. Ich fand, daß viele Tauſende ſterben und hinſiechen, weil ſie aus ihrem ganzen Leben eine einzige große Lüge machen und ihrer Armuth ſich ſchämen, und weil ich in mir den Muth fühlte, wahr zu ſein, und meine Armuth aller Welt zu zeigen, konnte die Armuth alſo für mich keine Schande ſein und keine Erniedrigung, ſondern ſie war da, um mir meine Selbſtachtung und meinen Stolz zurückzugeben und mich in meinen eigenen Augen zu entſündigen. — Ich verkaufte Alles und bezahlte Deine Schulden, und die wenigen Thaler, welche übrig blieben, reichten gerade hin, um uns dieſe ärmlichen Kleider und dieſen Hausrath anzuſchaffen!

Sie hat Alles verkauft, ſchrie der Baron zähneknirſchend, ich bin ein Bettler, ſie hat mich betrogen um mein Geld, um Alles, was Mein war. Nun aber will ich Rechnung mit Dir halten, und es ſoll eine blutige Rechnung werden!

Zitternd vor Zorn, mit funkelnden Augen und hochgeröthetem Antlitz ſtürzte er auf die Baronin hin, mit

einem einzigen Faustschlage hieb er sie zu Boden, und unter lauten Verwünschungen, kaum noch wissend, was er that, schlug er auf sie ein. Die Baronin vertheidigte sich nicht, sie war wie gelähmt, und selbst in diesem Augenblick der höchsten Gefahr und der Schmerzen dachte sie nicht an sich, sondern an die, welche sie liebte, und sie fragte nur angstvoll sich selber: Was soll aus meinen Kindern werden, wenn er mich tödtet?

Aber sie hatten draußen den Lärm und das laute Schelten des Barons gehört, und Thomas und Louise stürzten jetzt herein; Er, um den Arm des Wüthenden festzuhalten, sie, um neben ihrer Mutter niederzustürzen und mit Thränen und Liebkosungen sie aus diesem Halbschlummer der Betäubung zu wecken.

Laßt mich, wer wagt es, mich zu halten, schrie der Baron, mit den Füßen stampfend, und mit wilden Flüchen bemüht, sich von Thomas Händen zu befreien. Sie hat mich betrogen, sie hat mich zum Bettler gemacht, ich will sie ermorden, sie soll es mir bezahlen, daß sie mich bestohlen hat, um mein Geld. Ich will Geld, ich muß Geld haben! Geld, um mich anständig zu kleiden, Geld, um leben zu können. Gieb mir mein Geld heraus, oder ich erwürge Dich!

Vater, schrie Louise, zu ihm hinstürzend und auf ihre Kniee sinkend, Vater, erbarme Dich und schone meine Mutter, meine edle, hochherzige Mutter. Ach, Du weißt nicht, welch ein Engel sie ist!

Ein Satan ist sie! schrie der Baron. O, sie hat darauf gerechnet, daß das Elend und das Unglück mich mürbe gemacht hätte und sie ungestraft einen Narren aus mir machen könnte. Aber, beim Teufel, sie soll sich geirrt haben! Ich habe im Zuchthause gelernt, wie ein rechter Mann mit einem ungehorsamen Weibe umzugehen hat. Laß das Heulen und das Winseln,

Louise, und denke dran, Dich selber zu vertheidigen, wenn ich Dich frage, wer dieser Mensch ist, der es wagt mich zu halten? Laß mich los, ich muß zu ihr hin, sie soll mir mein Geld geben, ich muß Geld haben!

Nimm Alles, Alles, was wir haben, flehte Louise weinend, nur schone meine Mutter, raube Deinen armen Kindern, welche Du geschändet hast, raube ihnen nicht noch den letzten Trost, die einzigste Zuflucht auf dieser Erde. Du hast uns Alles genommen, laß uns unsere Mutter!

Louise! rief jetzt eine vorwurfsvolle drohende Stimme. Es war die Baronin, die, aus ihrer Betäubung erwacht, sich mit blutendem Angesicht halb von der Erde aufgerichtet hatte.

Louise brach bei ihrem Anblick in lautes Schluchzen aus und stürzte zu ihrer Mutter hin, um mit ihrem Tuch das Blut aus dem geliebten Antlitz hinwegzuwaschen.

Louise, es ist Dein Vater! sagte die Baronin vorwurfsvoll, Du darfst ihm keine Vorwürfe machen.

Aber der tobende Zorn des Barons hatte sich inzwischen besänftigt und der Ueberlegung Platz gemacht.

Für den Augenblick ist sie doch nun meine einzige Zuflucht, dachte er, und ich muß sehen, ob es mir nicht gelingt, etwas Geld von ihr zu bekommen.

Demzufolge ward er freundlicher und milder, und dankte Thomas mit gütigen Worten dafür, daß durch seine glückliche Dazwischenkunft er ihn vor einem Verbrechen bewahrt habe, zu welchem die Verzweiflung, sich nun ganz ohne Mittel und Hülfsquellen zu sehen, ihn gebracht haben könnte.

Ich würde schon zufrieden sein, sagte er, wenn ich nur so viel Geld hätte, um mir einen neuen Anzug zu kaufen, damit ich nicht fürchten brauche, als ein

Landstreicher und Bettler von jeder Thür gewiesen zu werden. Hätte ich nur wenigstens dreißig Thaler, dann solltet Ihr an mir einen sanften und freundlichen Vater finden, der gewiß auch Euren Wünschen nicht hinderlich sein würde.

O, sagte Louise hochaufathmend, wenn Du meine arme Mutter schonen und ihr freundlich sein willst. dann sollst Du Alles haben, was mein ist, und was ich mir erspart habe von meiner Hände Arbeit.

Sie eilte zu ihrer Kommode und nahm hastig aus derselben eine kleine gefüllte Börse.

Da, sagte sie, das Geld ihrem Vater hinreichend, da, nimm, es ist mein ganzes Vermögen, sechsundzwanzig Thaler.

Louise, was thust Du? rief die Baronin, sich aufrichtend.

Was sie thun muß, sagte Thomas und drückte die Hand der Baronin zärtlich an sein Herz. Und wenn wir wüßten, daß wir morgen verhungern müßten, wir würden heute dennoch freudig den letzten Bissen Brod für Sie hingeben und willig für Sie in den Tod gehen!

Der Baron hatte das Geld ruhig angenommen und sagte: Ich gehe jetzt in die Stadt, um mir Kleider und Wäsche zu kaufen. Sorgt dafür, daß ein gutes Mittagsessen bereit steht, wenn ich wiederkomme, denn mich hungert sehr.

Mit einem leichten Kopfnicken nahm er seinen Hut und verließ das Zimmer.

In athemlosem Schweigen horchten die Drei auf seine verhallenden Schritte, und dann, als sie gewiß waren, daß er wirklich gegangen, daß sie wieder allein waren und sich unbehindert ihrem Schmerz und ihren Thränen überlassen durften, sanken sich die beiden Frauen in die Arme und weinten laut.

Und wollt Ihr mich ganz vergeſſen, fragte Thomas ſchmerzlich, ſoll ich nicht meinen Theil haben an Euren Thränen und Eurem Schmerz?

Die Baronin öffnete ihm ihre Arme und rief: Komm an mein Herz, mein Sohn! Laßt uns einander nur recht herzlich lieben, dann werden wir auch Kraft haben, jedem Unglück zu trotzen und freudig zu ſein ſelbſt in dem größten Leid!

Ach, ſagte Thomas, Ihr ſeid ja der Inbegriff meines ganzen Glückes, und ſo lange Ihr mich liebt, beneide ich den König auf ſeinem Throne nicht. Und Du, Louiſe, Du liebſt mich doch?

Sie ſah ihm klar und lächelnd in die Augen und ſagte faſt heiter: Du Zweifler, habe ich Dich nicht bitten müſſen, daß Du mir erlaubſt, Dein Weib zu werden?

Und jetzt hat ſie all ihre Erſparniſſe fortgegeben, Alles, was wir beſtimmt hatten, um dafür ihr Hochzeitskleid zu kaufen und die Trauung zu bezahlen, ſeufzte die Baronin.

Es iſt ſchön, daß ſie das gethan hat, rief Thomas freudig. Sie bedarf keines Hochzeitskleides, ihre Schönheit iſt ihr beſtes Feſtgewand, und ſollten wir, die wir Kinder der Armuth ſind, ſollten wir an unſerm Ehrentage unſere Mutter verleugnen und mit äußerm Glanz prunken? Nein, es iſt gut, daß ſie kein Hochzeitskleid hat, und was die Trauung anbetrifft, ſo denke ich, ein Diener des Herrn wird die Armuth nicht beſteuern wollen. Laß uns alſo freudigen Herzens ſein, theuerſte Mutter, die Liebe iſt und bleibt doch immer die einzige Quelle des Glückes, und wir lieben uns ja, wie ſollte da das Unglück noch Raum haben in unſeren Herzen!

Du haſt Recht, mein Sohn, ſagte die Baronin, wollen wir doch alles Andere vergeſſen und nur daran denken, daß wir uns lieben!

Die Trauungsweigerung.

Aber mit der Rückkehr des Barons war dennoch die Heiterkeit und Zufriedenheit aus dem Kreise seiner Angehörigen in den Familienhäusern entflohen. Die Liebe, welche einst ihr Glück gewesen, konnte ihnen jetzt nur noch ein Trost sein, ein süßer, beschwichtigender Trost zwar, der aber nicht mehr ihr ganzes Dasein mit hellem Sonnenschein überstrahlte, weil auch gegen diese Liebe schon finstere Wolken sich aufzuthürmen begannen.

Die Baronin hatte so Vieles gehofft, so Vieles erwartet von der Zukunft, sie hatte geträumt von Tagen, in denen ihr Gatte, gebessert durch langjährige Gefangenschaft, reuevoll nnd flehend zu ihr zurückkehren würde, um in stiller Abgeschiedenheit und Verborgenheit friedliche und arbeitsvolle Tage mit ihr zu verleben.

Er wird zur Besinnung gekommen sein, hatte sie sich oft gesagt, er wird erwacht sein zu dem Bewußtsein seines Leichtsinns und seiner Schuld, die Liebe zu mir und zu seinen Kindern wird als heiliges Feuer in seinem Herzen aufflammen und es läutern von all' diesen Schlacken und diesem Schmutz, mit welchem die Welt es besudelt hat. O, ich weiß, sein Herz ist

edel und gut, und nur die verführeriſche Welt iſt es geweſen, die ihn verlockt hat. Er wird ſie verachten, nun, da er gelernt hat, wie nichtig ihre Freuden, wie verderblich ihre Reize ſind, und glücklich wird er ſein, in meinen Armen, in der Mitte ſeiner Kinder ein Aſyl zu finden gegen eine Welt, die ihn verlockte, und den Gefallenen verſtieß.

Aber die Baronin hatte in dieſen Zukunftsträumen nur Eins vergeſſen, — den verderblichen Einfluß nämlich, den die Gefangenſchaft, das ſtete Beiſammenſein mit Verbrechern auf den leichtſinnigen Charakter ihres Gemahls üben mußte. — Wie ſollte er, der vor der Welt Geächtete, zur Reue und Beſinnung kommen inmitten dieſer Gefährten, welche, gleich ihm, geſchändet und ausgeſtoßen, dieſe Strafe der irdiſchen Gerechtigkeit mit bitterer Verhöhnung und Geringſchätzung erwiderten? Wie ſollten in ſeinem Herzen dieſe ſanften und heiligen Gefühle der Gatten- und Vaterliebe erwachen können, wenn die verderbte Phantaſie ſeiner laſterhaften Genoſſen ihm doch ſtets die üppigen Bilder luſtiger Gelage und wilder Orgien zurückriefen, wenn er täglich und zu jeder Stunde die wilde Verhöhnung der Tugend und die jubelnde Verherrlichung des Laſters hören mußte?

Er hatte das Gefängniß als ein vom Leichtſinn Mißleiteter, im Freudentaumel des Vergnügens Gefallener betreten, er verließ es als ein verhärteter, trotziger Böſewicht, der in ſich alle die zarten Blüthen des Gemüthes zerknickt und zertreten hatte, und dem nichts mehr geblieben war, als eine wilde Verachtung der Welt und ihrer Geſetze, und der glühende Wunſch, ſich an ihr zu rächen für die Strafe, welcher ſie ihn unterworfen, ſich zu rächen, indem er ihren Geſetzen Hohn ſprach, ihre Gebräuche verachtete, und jede Sitte in den Staub tretend, nur überall ſein Vergnügen

ſuchte, und die Befriedigung ſeiner Lüſte zum Ziel ſeines Daſeins erhob. Was auch ſollte ihm noch heilig ſein, ihm, der es gelernt hatte, die Liebe zu ſeinem Weib und zu ſeinen Kindern als eine lächerliche Schwäche zu verachten, deren man ſich ſchämen müſſe? Wovor ſollte er noch zurückſchrecken, er, der gegen die Welt nicht einmal ein Aſyl fand in ſeiner Selbſtachtung? — Er war verloren, weil er wußte, daß der entlaſſene Sträfling auf ewig gebrandmarkt iſt vor der Welt, und daß ſelbſt die thatkräftigſte Reue ihn nicht wieder zu erheben vermöchte. Er war verloren, weil er wußte, daß, ob auch die Thüren des Gefängniſſes ſich vor dem Befreiten geöffnet, er doch die Thüren ſeiner früheren Freunde und Bekannten auf immer verſchloſſen finden würde, daß er ſich vor der Verachtung der Welt und der Geſellſchaft nur retten könne zu Denen, welche die Geſellſchaft ausgeſtoßen, gleich ihm ſelber. Da die Tugend ihn aufgegeben, wollte er wenigſtens das Laſter ſich geneigt machen; da die Guten ihn mißachteten, ſollten die Verbrecher und Ausgeſtoßenen ihn achten und lieben lernen. — So ward er der Genoſſe und Freund der Verbrecher, ihr Bruder in Geſinnung und That, ihr Meiſter, wenn es darauf ankam, liſtige Streiche zu erſinnen und Pläne zu entwerfen für die Zeit ihrer Befreiung. Bald fühlte er ſich gewiſſermaßen gehoben von der Achtung der Verbrecher, es ſchmeichelte ihm, von dieſen wilden Naturen ſich anerkannt zu fühlen als ein überlegener Geiſt, ſie mit Aufmerkſamkeit ſeinen Worten lauſchen zu ſehen, und gewiß zu ſein, für ſeine Vorſchläge ſtets Beifall und Anerkennung zu finden. Viele von ſeinen Genoſſen hatten vor ihm das Gefängniß verlaſſen, er kannte ihre Namen und Wohnungen, und hatte mit feierlichem Handſchlag gelobt, ſie aufzuſuchen, um dann gemeinſchaftlich mit ihnen Unternehmungen zu machen, vor

deren verbrecherischem Charakter Niemand von ihnen mehr zurückschauderte. Mehrere seiner Freunde aber auch hatten noch eine längere Strafzeit abzubüßen, und diesen hatte der Baron versprochen, ihnen, sobald sie frei seien, bei sich eine Zuflucht zu gewähren, und mit Rath ihnen beizustehen.

Es war also natürlich, daß es dem Freunde und Verbündeten roher und tollkühner Verbrecher nicht behagen konnte in dem stillen friedlichen Kreise seiner Familie, daß er sich unbehaglich fühlte in der Nähe einer Gattin, der er es nimmer verzeihen mochte, daß sie in strengem Rechtlichkeitsgefühl ihn um seine letzte Stütze, um sein Geld gebracht, und vor deren reinem Blick er doch unwillkürlich und beschämt die Augen niederschlagen mußte. — So konnte ihm denn die Wohnung seiner Gattin nur gewissermaßen als ein Absteigequartier dienen, von dem er nur Gebrauch machte, so oft es ihm bequem war und seinen Bedürfnissen entsprach. Er hatte daher der Baronin angekündigt, daß er vorläufig nichts dawider habe, wenn sie in den Familienhäusern wohne, mindestens so lange, als bis es ihm gelungen sei, Mittel und Wege ausfindig zu machen, ihre Verhältnisse zu verbessern, und sich ein bequemes und annehmliches Leben zu sichern. Er hatte ihr ferner gesagt, daß er sich eine Wohnung in der Stadt suchen werde, und daß Louise bei ihm wohnen solle, um ihm seinen Haushalt zu führen, dann aber hatte er in strengem und drohendem Tone hinzugefügt, daß er sich von nun an jeden Verkehr mit diesem Menschen verbitte, welcher nichts weiter sei, als ein gemeiner Webergeselle, und daß er gerade hoffe, wenn Louise bei ihm wohne, durch sie Männer anzulocken, deren Bekanntschaft und Umgang ihm von Nutzen sein könne.

Die Baronin erbebte, und jetzt bereute sie es, sich

nicht von dem Gatten gerichtlich geschieden zu haben, von dem Gatten, der es nun nicht mehr würdig war, der Vater ihrer Kinder zu sein, und den sie, mit wie immer widerstrebendem Herzen es auch sein mochte, den sie dennoch aufgeben und verachten mußte. Jetzt erbebte sie vor der Gewalt, welche er über ihre Kinder ausüben konnte, eine Gewalt, gegen welche sie wohl in einzelnen Fällen die Hülfe der Gesetze in Anspruch nehmen konnte, die aber dennoch schon so vielfache Gelegenheit geben konnte, ihre Ruhe zu trüben, und den Frieden zu zerstören, den sie so mühsam sich aufgerichtet.

Aber Frau Hermfeld besaß Energie und Thatkraft genug, vor diesen Gefahren, welche sie und ihre Kinder bedrohten, nicht muthlos zurückzuschrecken, sondern sich handelnd gegen sie aufzulehnen. Sie hatte dem gefangenen, dem bestraften und leidenden Gatten, ihre mitleidsvolle Theilnahme, ihre gläubige und Alles hoffende Zuneigung bewahrt, und dem Gebesserten, dem Reuemüthigen würde sie eine theilnehmende und liebende Gattin gewesen sein, Alles verzeihend, Alles vergessend. Aber nicht sobald hatte sie erkannt, daß alle ihre Hoffnungen trügerisch, und daß ihr Gatte unerweicht von seiner Strafe und ihrem Unglück, nicht als bereuender, sondern als verhärteter Bösewicht zu ihr zurückkehre, nicht sobald hatte sie sich gestehen müssen, daß er ihr auf immer verloren, daß hinfort eine unermeßliche, eine unausfüllbare Kluft zwischen ihnen sei, als sie auch schon aus ihrem augenblicklichen Schmerz, ihrer momentanen Betäubung sich aufrichtete, um als eine unversöhnliche Feindin zu kämpfen gegen den Mann, den sie durch lange und bittere Jahre hindurch als verzeihende und hoffende Freundin erwartet hatte. Jetzt machte ihre Geduld der Erbitterung, ihre Milde der Strenge Platz, und der Mann, welcher mit

ihr um ihre Kinder kämpfen wollte, ward ihr ein Feind, gegen den sie sich erhob mit dem Zorn einer Tigerin, die mit ihrem Leben bereit ist, ihr Junges zu vertheidigen. Nicht ohne bittre Schmerzen, nicht ohne lange Nächte der schlummerlosen Pein und der entkräftenden Qual war sie endlich zu dieser Wandelung ihrer Gesinnung gelangt, und als es ihr gelungen, die Liebe zu ihrem Gatten bis zur Wurzel aus ihrem Herzen auszureißen, fühlte auch ihr Herz sich zerrissen und wund in seinem tiefsten Lebensgrund. Aber sie überwand auch dieses Wehegefühl und richtete sich wieder empor zu der Energie und Exaltation der Kraft, die ihr eigen, und welche sie in ihrem edlen, zugleich schwärmerischen und stolzen Wesen, zu einer Fanatikerin der Armuth gemacht hatte.

Das steht fest, sagte sie in ihrer edlen und bestimmten Weise zu Louise, das steht fest, daß ich niemals wieder diese Familienhäuser verlasse. Die Armuth ist mir eine Mutter geworden, die mir gestattet hat, an ihrem Busen auszuruhen von all' diesen Stürmen und diesem Wehegeschrei der Welt, und es soll nicht gesagt werden, daß ich, gleich dem verlornen Sohn, meine Mutter verlassen habe, welche mich beschützt und aufgerichtet hat in den Tagen der Schmerzen. Erst seit wir uns der Armuth überantwortet, seit wir den Muth gefaßt haben, uns frei und offen als ihre Kinder zu bekennen, erst seitdem ist es uns gelungen, die tiefen Quellen des Glückes zu erspähen, welche so verborgen und geheimnißvoll auf dem stillsten Grunde des Lebens sprudeln, und deren melodisches Rauschen man so leicht überhört im Geräusch der lauten tobenden und drängenden Welt! Dieses Glück aber ist: die völlige Ablösung von allen Bedürfnissen, freudige Genügsamkeit und heitere Zufriedenheit in der begreuz-

ten und friedlichen Welt der Armuth und der Befreiung von allem Ueberfluß!

Aber als eines Tages der Baron kam, um triumphirend seiner Gattin zu sagen, daß er gestern einen bedeutenden Gewinnst gehabt im Hazardspiel, daß er sich jetzt eine Wohnung gemiethet und Louise in einigen Tagen abholen würde in diese Wohnung, da empfand sie fast eine Art energischer Freude, und mit flammenden Augen sagte sie, nachdem der Baron, verwundert über ihr ergebungsvolles Schweigen, sie verlassen, zu Louisen: das ist das Aufgebot gewesen, welches Deiner Ehe vorangehen mußte. Du bedarfst jetzt eines muthigen Freundes und Beschützers, ich will ihn Dir geben. Komut, laßt uns zum Prediger gehen, daß er Eure Ehe segne, und Dich zur Gattin Deines redlichen und treuen Freundes mache!

Thomas küßte mit einem lauten Freudengeschrei die Hand der Baronin, während Louise sich mit verschämtem Erröthen in ihre Arme warf und flüsterte: aber doch nicht jetzt? Nicht so unvorbereitet?

Zu dem Rechten und Guten muß man immer vorbereitet sein, sagte die Baronin. Und was bedarf es denn hier der Vorbereitung? Wir gehen zum Prediger und bestellen das Aufgebot, das ist Alles. Und wenn diese Formalitäten beseitigt sind, schwört Ihr in der Kirche vor dem Priester Euch die Treue, die Ihr schon lange vor dem Angesichte Gottes Euch gelobt habt! Und weiter wird dadurch in Eurem Leben und Eurer Gesinnung nichts geändert, als daß Ihr dann gesetzlich vor der Welt ein Recht habt, Eure Liebe und Zugehörigkeit zu bekennen, und ungetrennt mit einander zu leben!

Sie gingen mitsammen zu dem Prediger ihres Bezirkes; er war krank, und Gotthold hatte dessen amtliche Functionen zu verrichten. — Das ist übel, sagte

die Baronin sinnend, als sie sich zu diesem hinbegaben. Dieser Pfarrer Gotthold ist der Freund meiner Schwägerin, der Baronin Elsleben, und es kann sein, daß er Schwierigkeiten gegen Eure Ehe erhebt.

Aber wie wäre dies möglich? fragte Thomas heftig. Ist er doch gesetzlich verpflichtet, denen, welche sich verbinden wollen, und deren Ehe kein Hinderniß im Wege steht, den Segen der Kirche zu ertheilen.

Gotthold war zu Hause, und er empfing die Baronin mit ihren Kindern mit dem feierlichen Stolz und der majestätischen Würde eines Berufenen und Auserlesenen, und während er die Baronin mit milden Blicken begrüßte, dachte er triumphirend in seinem Herzen: Die Armuth hat also endlich doch dieses stolze Weib bezwungen, und sie kommt zu mir, damit ich den Vermittler mache zwischen ihr und ihrer reichen Schwägerin. Nun, wir wollen sie lange flehen lassen, ehe sie Erhörung findet.

Demzufolge deutete er schweigend und stolz auf einen Sessel, und setzte sich der Baronin stumm gegenüber, während Thomas und Louise sich leise in die Fensternische zurückzogen.

Herr Prediger, sagte die Baronin endlich, nachdem sie lange auf eine Anrede Gottholds gewartet, wir kommen, Sie um Etwas zu bitten!

Und es ist unnöthig, daß Sie mir den Inhalt dieser Bitte sagen, rief jetzt Gotthold, der nun überzeugt war, daß er sich nicht getäuscht, und die Ursache dieses Besuchs errathen habe.

Sie wissen also schon? —

Ich weiß Alles, sagte er stolz; ich weiß, daß Gott endlich Ihr verhärtetes Herz erweichte, daß er endlich Ihren hochmüthigen Sinn beugte und Sie durch Kummer und Sorgen zur Demuth zwang. Dem ächten und berufenen Diener des Herrn bleibt nichts verbor-

gen, ihm ist es vergönnt, auf dem Antlitz der Sünder ihre tiefgeheimsten Gedanken zu lesen, damit er durch sein gottbegeistertes Wort alsdann die Gedanken des Sünders bekämpfe, und ihn zur Tugend zurückführe. Das ist der heilige Geist, welcher der eigentliche Schutzgott der Diener des Herrn ist, und kraft dieses heiligen Geistes habe ich auch in Ihrem Antlitz gelesen, und weiß den Grund Ihres Kommens, den Inhalt Ihrer Bitte.

Und was haben Sie in meinem Antlitz gelesen? fragte die Baronin nicht ohne leise Ironie.

Daß Sie es müde sind, in Ihrer Ohnmacht anzukämpfen gegen die Schläge des Schicksals, daß Hunger und Entbehrung Ihr verhärtetes Gemüth erweicht und Sie zur Reue über Ihr Vergehen gebracht haben. Ja, Sie bereuen es jetzt, Ihre edle, erhabene und tugendreiche Schwägerin mit sündigem Hochmuth abgewiesen zu haben, als sie kam, Ihnen ihre Wohlthaten anzubieten, Sie bereuen es jetzt, die Unterstützung abgelehnt zu haben, die sie Ihnen darreichen wollte, und damit die Baronin in ihrem engelgleichen Gemüthe Ihnen verzeihe, kommen Sie zu mir, auf daß ich die Vermittelung übernehme, und Ihnen die Baronin Elsleben wieder geneigt mache. Das ist der Inhalt Ihrer Bitte, und so straft Gott Sie, daß Sie gerade vor mir sich demüthigen müssen, vor mir, welchen Sie jüngst mit stolzen und hochmüthigen Worten aus den Familienhäusern vertrieben haben!

Er maaß die Baronin mit flammenden, triumphirenden Blicken, sie aber sah ihm fest und lächelnd in die Augen und sagte ruhig: Diesmal, Herr Prediger, hat der heilige Geist Sie getäuscht, und Sie haben falsch gelesen. Nein, nein, es steht in meinem Gesicht nichts von dieser kriechenden Heuchelei, deren es bedürfte, wenn ich zu Ihnen käme, um durch Sie mit meiner

Schwägerin versöhnt zu werden, es steht darin nichts von dieser zerknirschten Demuth, die mich antreiben sollte, mich vor einer Heuchlerin im Staube zu winden, und bettelnd mein Haupt zu neigen, während ich es frei und stolz erheben kann in meiner Armuth. Und wenn von diesem Allen etwas in meinem Antlitz zu lesen wäre, so würde ich mein eigenes Gesicht zerfleischen, um diese Schrift zu vernichten!

Sie sind also nicht deshalb gekommen, rief Gotthold, Sie sind also immer noch die verstockte Sünderin, und der Herr hat Sie noch nicht genug gestraft mit seinem Zorn, Sie sind noch nicht genug gebeugt von Ihrer Schande?

Meine Armuth ist mir keine Schande, sondern sie ist meine Ehre, sagte die Baronin stolz, und dieses Bettlerkleid ist der einzige Purpurmantel, welchen ich begehre. Aber zur Sache, Herr Prediger! Lassen wir die Sentenzen, und kommen wir zu dem Geschäft, welches uns hergeführt. Meine Tochter Louise dort wünscht sich mit meiner Einwilligung zu verheirathen, und da der Prediger unsers Bezirks, wie Sie wissen, erkrankt ist, so sind wir an Sie gewiesen, um von Ihnen die Trauung vollziehen zu lassen?

Also ein glückliches Familienereigniß, sagte Gotthold mit heimlichem Aerger. Und wer ist der glückliche Bräutigam?

Ich bin es, Herr Prediger! sagte Thomas, ruhig näher tretend.

Ihr Name?

Thomas Schmidt!

Ihr Stand?

Weber!

Ja, Weber ist er, sagte die Baronin lächelnd, als Gotthold erschrocken einen Schritt zurückwich.

Aber das ist ja unmöglich! rief Gotthold. Das ist ja gegen jede Sitte und jedes Gesetz.

Und warum, Herr Prediger? fragte Thomas ernst. Wo ist das Gesetz, das mir verbietet, ein Mädchen zu heirathen, das ich liebe, und welches ist die Sitte, die diesem Mädchen befiehlt, sich mir zu versagen, wenn sie mich wieder liebt?

Das Gesetz des Anstandes verbietet eine solche Ehe, rief Gotthold heftig, und es ist gegen die Sitte, daß eine geborene Baroneß einen Webergesellen heirathet.

Webermeister, wenn ich bitten darf, sagte Thomas lächelnd. Ordentlicher, zünftiger Meister. Ich habe mein Meisterstück eingeliefert, und bin von der Zunft als Meister anerkannt. Degradiren Sie mich also nicht, Herr Prediger!

Und was die Sitte anbelangt, die mir verbieten soll, meinen Geliebten zu heirathen, weil er ein Weber ist, sagte Louise, so ist es freilich häufiger und von der Sitte sanctionirt, daß eine arme Baroneß sich irgend einem jüdischen Banquier verkauft, und in dem blinkenden Gold und äußerem Prunk Ersatz findet für die Schmach, sich ohne Liebe verkauft zu haben. Ich aber danke Gott, daß ich nicht zu solcher Erniedrigung verdammt bin, sondern daß es mir vergönnt ist, mich dem zu verbinden, welchen ich liebe.

Aber was wird die Baronin Elsleben sagen! rief Gotthold unwillkürlich.

Sie glauben also, daß meine fromme Schwägerin ein Aergerniß daran haben wird? fragte die Baronin mit funkelnden Augen. Ach, dann wird meine Freude über diese Ehe vollständig sein, und ihr Aergerniß ist unser schönstes Hochzeitslied! Nun also, Herr Prediger, da wir den Muth haben, dem Anstand und der Sitte, von welcher Sie sprachen, zu trotzen, so bitte

ich Sie, meine Tochter Louise mit ihrem Bräutigam ehelich zu verbinden, und das Aufgebot am nächsten Sonntag beginnen zu lassen. Hier sind die Papiere, vollständig und in Ordnung!

Sie reichte ihm die Papiere dar, er nahm sie nicht an, sondern ging schweigend einige Male hastig im Zimmer auf und ab. Dann stellte er sich stolz und hoch aufgerichtet der Baronin gegenüber und sagte triumphirend: ich werde diese Ehe nicht einsegnen!

Sie werden es, sagte sie stolz, denn Sie, gleich uns, stehen unter dem Gesetz, und das Gesetz gebietet Ihnen diese Ehe einzusegnen, gegen welche sich kein Hinderniß erhebt.

Es hat sich dennoch ein Hinderniß erhoben, und ich werde diese Ehe nicht einsegnen.

Welches Hinderniß? fragten alle Drei in athemloser Spannung.

Mein Gewissen verbietet mir, diese Ehe zu segnen!

Pah, Ihr Gewissen, rief die Baronin spöttisch; Und weshalb verbietet Ihr Gewissen diese Ehe? —

Ich bin nicht gehalten, irgend Jemand meine Gewissensscrupel zu sagen, erwiederte Gotthold feierlich. Mein Gewissen verbietet mir, diese Ehe der Baroneß Louise von Hermfeld mit dem Weber Thomas Schmidt einzusegnen, das genügt! Diese Ehe wird nicht stattfinden.

Sie wird stattfinden, rief Thomas erglühend, diese Weigerung ist ungesetzlich, und so weit ist es noch nicht gekommen, daß ein Prediger ungestraft sich weigern kann, die Pflichten zu erfüllen, welche sein Amt ihm auferlegt, und für welche er bezahlt wird von seiner Gemeinde.

Der Priester des Herrn steht über dem weltlichen Gesetz, und was der heilige Geist ihm gebietet, soll nicht bekrittelt werden vom kleinlichen, beschränkten

Menſchengeiſte, ſagte Gotthold ſtolz. Der heilige Geiſt aber hat zu mir geſprochen, daß dieſe Ehe nicht ſtatthaft iſt, und folglich wäre es gegen mein Gewiſſen, ſie zu vollziehen.

„Sie müßten mir ſehr viel Geld geben, dachte Gotthold, während er ſo ſprach, ja wahrhaftig, ſehr viel Geld, wenn ich es wagen ſollte, den Zorn der Baronin Elsleben zu reizen und dieſe Mesalliance zu ſegnen.“

Aber freilich, die Armen hatten kein Geld, das Gewiſſen Gottholds zu beſchwichtigen, ſie hatten kein Geld, um ihn zur Erfüllung ſeiner amtlichen Pflichten zu bewegen, und der Prediger war in ſeinem Recht, denn, einer neuen Verordnung zufolge, war kein Prediger verpflichtet, eine Ehe einzuſegnen, die gegen ſein Gewiſſen iſt. Und ſo war die Einſegnung einer Ehe gewiſſermaßen eine Gnadenbezeugung, nicht mehr eine Pflicht des beamteten, angeſtellten Predigers geworden, und er konnte ſie verweigern, wenn es ihm beliebte, und wenn irgend ein goldener Schimmer, oder ein fanatiſcher Eifer ſeinem Gewiſſen verbot, zwei Menſchen zu verbinden, wie glühend auch immer ihre Liebe, wie hochherzig ihre Geſinnung ſein mag.

Alſo dies iſt unwiderruflich? fragte die Baronin, nachdem ihr Gotthold mit ſtolzem Blick die Verordnung gezeigt. Ihr Gewiſſen verbietet Ihnen, meine Tochter mit ihrem Bräutigam zu trauen, und alſo kann ihre Ehe nicht eingeſegnet werden?

Nein! Doch es bleibt Ihnen noch ein Mittel, ſagte Gotthold ironiſch, Sie dürfen verſuchen, ob irgend ein anderer Prediger einwilligen wird, dieſe Ehe zu vollziehen. Das Geſetz giebt Ihnen das Recht, dieſes Auskunftsmittel zu verſuchen, und erlaubt in dieſem Falle den Predigern, auch Paare zu trauen, welche ſonſt nicht zu ihrer Gemeinde gehören.

So wollen wir von dieſem mildthätigen Geſetz Gebrauch machen, und ſehen, ob irgend ein anderer Diener des Herrn vielleicht ſo gewiſſenhaft iſt, in ſeinem Gewiſſen keine Zweifel zu entdecken gegen dieſe Ehe, ſagte die Baronin.

Ja, rief Thomas, Louiſens Hand ergreifend und ſie ſanft aus dem Zimmer geleitend, ja, laßt uns ſehen, ob es nicht einen Prieſter giebt, der zugleich ein edler Menſch iſt und ſeine Pflicht erfüllt auch ohne irdiſchen Gewinnſt.

Gotthold blickte ihnen mit einem triumphirenden Lächeln nach, und, ſich vergnügt die Hände reibend, ſagte er: mögen ſie ſuchen! Aber da ſie, wie ich glaube, keinen Groſchen haben, und nicht einmal im Stande ſein werden, die allergewöhnlichſte Taxe für eine Trauung zu bezahlen, ſo fürchte ich, werden ſie nicht leicht Jemand finden, der umſonſt und ohne Geld die Trauung übernimmt.

O, Gotthold war ein kluger Mann, und diesmal wenigſtens ſollte ſeine Prophezeihung in Erfüllung gehen; auf dem Angeſichte der Prieſter hatte er beſſer und richtiger leſen können, als auf dem Angeſichte anderer Menſchen! — Er hatte ſich nicht getäuſcht, ſie waren zu mehreren Predigern gegangen, die Baronin hatte mit offenem Freimuth den Grund der Weigerung Gotthold's angegeben; ſie hatte auch geſagt, daß ſie arm ſeien und Gotthold nicht durch Geld zur Erfüllung ſeiner Prieſterpflicht hätten bewegen können, aber Niemand wollte ſich finden, die Trauung des armen Paares zu übernehmen, Alle fanden ſie auf dem Grunde ihres Herzens Zweifel, welche ihrem Gewiſſen verboten, dieſe Ehe einzuſegnen, welche ſie verfeinden möchte mit dem angeſehenen und würdigen Prediger Gotthold und der frommen und tugendhaften Baronin Elsleben.

Traurig und niedergeſchlagen kam die Baronin mit ihren Kindern heim, ſchweigend begaben ſie ſich wieder an ihre Arbeit, und obwohl keiner von ihnen klagte, wußte doch Jeder, welche tiefe und herbe Betrübniß an dem Herzen des Andern nage, und ſuchte durch freundliches Anlächeln, durch milde Worte des Troſtes ihn zu beruhigen und ſeinen Gram zu ſänftigen.

O Louiſe, flüſterte Thomas, als er an dieſem Abend von ihr Abſchied nahm, Louiſe, wie unglücklich ſind wir, und welch ein entſetzliches Geſchick iſt es doch, arm zu ſein. Während ich mein Herzblut hinſtrömen möchte für Dich, während ich freudig Jahre meines Lebens verkaufen möchte, um ſie auszumünzen in blinkendes Gold, während wir die Kraft und den heiligen Willen, glücklich zu ſein, in uns empfinden, verdammt unſre Armuth uns zum Unglück und zur Entſagung.

Du läſterſt die Armuth, wenn Du ſo ſprichſt, mein Sohn, ſagte die Baronin ernſt; nicht ſie iſt es, welche uns zum Unglück verdammt, ſondern die Kleinlichkeit und der niedere Geiz der Menſchen. Aber noch haben wir die Kraft, gegen dieſe zu kämpfen, und wo ſie mit ihrer niedrigen Abſicht uns Schranken ziehen möchten, da wollen wir uns über ſie erheben im Bewußtſein unſers Rechtes und unſers edlen Zweckes! Und nun gute Nacht, Kinder, und bittet Gott, daß er unſre Gedanken und Entſchlüſſe ſegne!

Als Louiſe am andern Morgen erwachte, fand ſie ihre Mutter ſchon wach und aufgeſtanden. Die Baronin nickte ihr lächelnd den Morgengruß und ſagte: ſieh nur, Louiſe, wie heiter die Sonne ſchon ſcheint, und wie froh der Morgen iſt. Darum ſei auch Du nun frohen Herzens und freudigen Sinnes und glaube mir, keine Macht der Erde ſoll Dich von Deinem Freunde trennen!

Louiſe küßte ihre Mutter, erhob ſich raſch von

ihrem Lager und ſchickte ſich an, mit freudigem Muth die Arbeiten des Tages wieder zu beginnen. Aber wenn ſie ihre Mutter anblickte, ſo erſtaunte ſie über die ſtrahlende Heiterkeit, welche auf dem Angeſicht der Baronin erglänzte, und heimlich fragte ſie ſich, was wohl die Urſache derſelben ſein möge. Aber die Baronin war heute, trotz ihrer heiteren Mienen, ungewöhnlich ſchweigſam und feierlich, und Louiſe ſah mit Erſtaunen, daß ſie ihr beſtes Kleid anlegte, und auch ihrer Tochter beſte Gewänder aus dem Schranke hervorholte und ſie prüfend betrachtete. Dann verließ die Baronin ſogar mehrmals ihre Arbeit und ging aus dem Zimmer, lange ausbleibend, und wenn ſie wiederkam, Louiſen nicht einmal ſagend, wohin ſie gegangen. Und auch Thomas war bei Tiſche ſo ungewöhnlich heiter, und keine Spur ſeiner geſtrigen Betrübniß war mehr auf ſeinem ſchönen Antlitz zu leſen, und auch er eilte heute viel früher fort, als er ſonſt zu thun pflegte, und die Baronin folgte ihm mit bedeutſamem Lächeln, und Louiſe hörte ganz deutlich, daß ſie draußen auf dem Gange mit einander flüſterten. — Was bedeutete das Alles? Louiſe wußte es ſich nicht zu erklären, und während ſie emſig weiter ſtickte an ihrer kunſtvollen Stickerei, ſann und ſann ſie vergeblich nach dem Grunde dieſer ſeltſamen Bewegung.

Der Abend dämmerte endlich herauf, und Louiſe ſchob den Stickrahmen fort, um ihren Augen Ruhe zu gönnen und einen Augenblick ihren ſtillen und ſinnenden Gedanken nachzuhängen, als Thomas kam und ſie mit freudeſtrahlendem Antlitz in ſeine Arme ſchloß und ſie ſeine ſüße Braut, ſein liebes ſchönes Weib nannte.

Sie wollte ihn fragen, ſie wollte Auskunft haben, als auch die Baronin hereintrat, in ihrer Hand einen Myrthenkranz, den ſie Louiſen darreichte, indem ſie lächelnd

ſagte: Das iſt der einzige Schmuck, den eine Braut bedarf an ihrem Hochzeitstage, darum befeſtige ihn raſch in Deinem Haar, denn es iſt heute Dein Hochzeitstag.

Als Louiſe fragen wollte, ſchloß ihr Thomas mit Küſſen die fragenden Lippen, und die Baronin bat ſie, ſich ſchnell anzukleiden, und dann hinüber zu kommen in das Zimmer des alten Webers Schmidt, der nicht zu ihr kommen könne, weil er krank ſei und nicht zu gehen vermöchte.

Es iſt alſo wirklich mein Hochzeitstag, und ich ſoll nicht von Thomas getrennt werden, und mit meinem Vater gehen müſſen? fragte Louiſe mit ſeligen Thränen.

Von heute an wirſt Du Mein ſein für alle Ewigkeit, ſagte Thomas ganz glückestrunken, und die Baronin drückte ihr Kind an ihre Bruſt, und küßte ſie mit heißen Segenswünſchen.

Dann verließen ſie Beide, und Louiſe kleidete ſich an, zitternd vor tiefer Bewegung und freudiger Ungeduld. Sie nahm den grünen Myrthenkranz und drückte ihn an ihre Lippen, ehe ſie ihn um ihre Stirn legte, und ſagte leiſe: In dieſer Stunde empfange ich Dich, um Dich zu verlieren, und Du biſt der letzte Abendgruß, welchen mir meine Mädchenjahre ſenden, der letzte Scheidekuß meiner Vergangenheit. Möge denn die Zukunft mir willkommen ſein, ſie wird mir vielleicht viele Kämpfe bringen und manch bitteres Leid, aber mein inneres heiliges Glück will ich mir rein und ungetrübt bewahren, und was auch kommen möge, immer wird die Liebe mich zu tröſten wiſſen, und immer wird Thomas an meiner Seite ſein.

Jetzt klopfte es an ihre Thür. Es war Thomas, der ſie abzuholen kam.

Sie reichte ihm mit einem ſeligen Lächeln die Hand.

Louiſe, ſagte er tiefbewegt, jetzt, wo ich im Begriff ſtehe, das Geſchenk Deines ganzen Lebens anzunehmen, und Dich zu meinem ſchönſten und heiligſten Beſitzthum zu machen, jetzt bangt mein Herz, und ich frage mich zitternd, ob ich auch ein Recht habe, dieſes große Glück anzunehmen. Ja, es ſcheint mir, als wäre es meine Pflicht, Dich abzuhalten, einen Schritt zu thun, der vielleicht Dir nur Unglück und Kummer, gewiß aber viel Entbehrung und ein dunkles, unſcheinbares Leben bereiten wird. Ach Louiſe, ich habe Dir ja nichts zu bieten, als meine Armuth, ich bin ja nichts, als ein armer, unwiſſender Weber, ich weiß es ja, daß ich Deiner nicht würdig bin und Deiner edlen Liebe.

Läſtere mir nicht den Mann, welchen ich liebe! ſagte Louiſe mit leiſem Vorwurf, und beleidige nicht mein Herz, indem Du ſagſt, daß es ſeine Liebe einem Unwürdigen geweiht habe. Die Liebe iſt erhaben über dieſe kleinlichen Rückſichten, ſie fragt nicht nach Rang und Titeln, und mit dieſen kalten Berechnungen der Welt hat ſie nichts gemein. Und möge denn die Sorge kommen, mein Freund, es ſoll ihr doch nicht gelingen, unſer Glück mit ihrem Giftzahn zu benagen, denn die Liebe iſt ein Talisman, vor welchem alle finſtern Dämonen entfliehen, daß ſie keine Gewalt mehr über uns haben!

Kann Gott ſolchem frommen Glauben ſeine heilige Gewährung verſagen wollen? fragte Thomas mit gen Himmel gewandten Blicken und drückte die Geliebte feſt an ſein Herz.

Hand in Hand, mit ſeligen Blicken und glücklichem Lächeln gingen ſie dann hinüber in das Zimmer des alten Webers. — Es iſt wahr, ihnen fehlte das Hochzeitsgepränge und die geleitenden Freunde. Keine Neugierigen ſtanden am Wege, das Paar vorübergehen

zu ſehen, keine Blumen waren auf ihren Pfad geſtreut und keine gallonnirten Bedienten empfingen ſie an der Thür. Es war nur ein Feſt der Armuth und Liebe, und der äußere Prunk hatte nichts zu ſchaffen mit dieſem glücklichen Paar. Sie entbehrten ihn nicht, freundliche Geſichter und liebliche Zukunftsträume geleiteten ſie, und die Liebe ſchwebte ihnen voran, um ihnen Blumen zu ſtreuen, und mit einem zauberhaften Lächeln dieſes düſtere, ärmliche Zimmer des alten Webers in eine leuchtende, glänzende Halle zu verwandeln, in deren Mitte ein Altar ſtand, vor dem das glückliche Paar ſeine Gelübde austauſchen und den Segen des Herrn empfangen wollte.

Und fehlte es ihnen denn an Freunden? War nicht die Baronin da mit ſtrahlendem Angeſicht und glücklichem Mutterlächeln, war nicht der alte Weber da mit ſeinen milden liebevollen Blicken, und Frau Winkler mit ihrer freundlichen ernſten Würde, und Lude, der arme Lude, der trotz ſeines innern Kummers dennoch lachen und mit den Fingern knacken mußte vor Wonne über das Glück ſeines Bruders? Und endlich, kamen da nicht Louiſens kleine Schweſtern mit Blumenſträußen und langwallenden Locken, wie ſelige Engel anzuſchauen? Auch an einem Altar fehlte es nicht. Es war zwar nur ein einfacher Holztiſch, über den man ein weißes Leinentuch gebreitet, es brannten auf niedrigen Leuchtern nur kleine ärmliche Lichter, aber Thomas glänzten ſie dennoch entgegen, wie die Morgenſterne ſeines aufgehenden Glückes, und er blickte auf ſeine Braut, die ihm im Glanze dieſer Kerzen unendlich reizend erſchien in ihrer holden Verſchämtheit, mit der roſigen, bräutlichen Verwirrung.

Aber wo iſt der Prieſter, daß er den Bund der Liebenden ſegne? Wo iſt der Mann mit dem ſchwarzen Gewande und den heiligen Blicken, warum kommt

er nicht, das Brautpaar zu verbinden, das seiner harrt an diesem kleinen kerzenstrahlenden Altar?

Eine Pause trat ein, eine lange athemlose Pause. Der alte Weber hatte nach dem Priester gefragt, das Brautpaar hatte bebend diese Frage wiederholt. Niemand hatte ihnen Antwort gegeben. — Endlich trat die Baronin vor. Ein feierlicher, hoher Ernst, eine heilige Würde war über ihr ganzes Wesen ausgebreitet, und mit fester Stimme sagte sie: Ihr sucht einen Priester? Ich weiß keinen andern als mich selber!

Und als Alle staunten, als der alte Vater sinnend das Haupt schüttelte, da erzählte die Baronin in ihrer energischen und kühnen Weise ihnen ihre vergeblichen Anstrengungen, einen Prediger zu finden, welcher das Brautpaar verbinden wollte, da sprach sie von der Hoffnungslosigkeit fernerer Bemühungen, von der Gefahr, welche Louisen durch ihren Vater bedrohe, wenn sie nicht ihr einen Freund gebe, der das Recht habe, sie zu beschützen.

Wir wollten den Gesetzen dieser Welt genügen, sagte sie, aber die Welt stellte sich uns feindlich entgegen, und die Priester haben mit ihren weltlichen Rücksichten und ihren unheiligen Berechnungen die letzte Spur der Ehrfurcht vor ihnen in meinem Herzen verlöscht. Wer will sagen, daß die Schwüre, welche Ihr ausgetauscht vor dem Angesichte Gottes, daß diese Schwüre erst geheiligt werden, wenn Ihr sie wiederholt vor den Ohren eines Mannes, der nur durch sein priesterliches Kleid und sein äußeres Amt das Recht hat, sie zu vernehmen? Wer will behaupten, daß die Liebe zweier reiner, naturvoller Herzen erst dann seine Weihe und seine Berechtigung erhält, wenn der irdische Priester sie gesegnet mit seinen irdischen Lippen und mit Worten, welche er herbetet aus seinem aufgeschlagenen Buche?

Ich will Euch eine Prieſterin ſagen, welche ein heiliges Recht hat, ſolche Schwüre der Liebe zu vernehmen, eine Prieſterin, die von keiner irdiſchen Macht ihres geweiheten Amtes entſetzt, ihrer erhabenen Berechtigung entnommen werden kann. Eine Prieſterin, welche die Liebe ſelber geweihet hat, die Liebe, welche aus Weibern Mütter geſchaffen, und deshalb ſind die Mütter auch die beſten Prieſterinnen der Liebe. Und ſollte nicht der Schwur ewiger Treue, den Ihr Euch vor Gott geleiſtet habt, ſollte er nicht dieſelbe Kraft haben, wenn Ihr ihn wiederholt vor den Ohren Eurer Mutter, im Beiſein Eurer Freunde? Wird dieſes Ja, welches Ihr ſprechen werdet vor Eurer Mutter und Euren Freunden, wird es nicht eben ſo bindend ſein, als wenn Ihr es geſprochen, einem fremden Manne gegenüber, den Ihr nicht kennt, und der für Euch nur Bedeutung hat durch ſeinen Rock und ſein Amt? — Und wenn nun Eure Mutter da iſt, um als Prieſterin Eure Schwüre zu vernehmen, Eure Gelübde zu empfangen, werdet Ihr mit minderer Scheu und Ehrfurcht an dieſe Stunde zurückdenken? Wird Euer Bund nicht durch meinen Segen, durch die Zuſtimmung Eurer Freunde ſeine Weihe erhalten? Wird nicht das ſegnende Wort einer Mutter einen heiligenden Glanz über Eure Ehe ausgießen und Euch in dem Bewußtſein erhalten, daß dieſe Eure Ehe wahrhaft geſegnet iſt vor Gott, da die, welche Dich geboren, als das Fleiſch ihres Fleiſches, als das Blut ihres Blutes, da Deine Mutter ſie geweihet hat?

Als die Baronin ſo mit glühenden Blicken und hochathmender Bruſt geſprochen, warf ſich Louiſe, ſtrahlend vor Begeiſterung, in ihre Arme, und drückte ſich feſt an ihren Buſen und küßte ihr geliebtes Angeſicht.

Ja, rief ſie unter Thränen der heiligſten Rührung,

ja, Du biſt die Prieſterin, deren wir bedürfen, ſegne unſere Ehe, meine Mutter!

Ja, ſegne Du, geweihete Prieſterin des Herrn, ſegne den Bund unſerer Liebe, ſagte Thomas, die Hand der Baronin ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückend.

Segnen Sie Ihre Kinder, ſagte der alte Weber mit frommem Händefalten und gen Himmel gewandten Blicken.

Segnen Sie Ihre Kinder, ſagte Frau Winkler feſt, denn wer könnte ein Recht dazu haben, wenn nicht eine Mutter? In der Stunde, wo ein Weib ein Kind gebiert und Gott ſie begnadigt, indem er ſie zur Mutter erhebt, in der Stunde ernennt er ſie zu der Prieſterin, welche wachen ſoll über das geiſtige Leben ihres Kindes, und giebt ihr ein geheiligtes Recht über dies aus ihr emporblühende Leben. Eine Mutter iſt eine Prieſterin, und darum, Mutter Hermfeld, ſegnen Sie Ihre Kinder!

Und ick ſehe nicht ein, warum der Segen nicht viel beſſer is, als wenn ihn der Prediger giebt, ſagte Lude, ſo'n Prediger, der mir ganz unchriſtlich ausſchimpft, blos weil ick ihm die Droſchke ufmache und ihn denn um meinen Groſchen bitte!

Komm, Louiſe, ſagten die kleinen Mädchen mit lieblichem Lächeln, komm!

Sie zogen Louiſe und Thomas zu dem Altar hin, und das Brautpaar knieete nieder, den Segen zu empfangen.

Heilige Gebete und keuſche Gelübde waren in ihren Herzen, und als die Baronin mit einfachen, tiefempfundenen Worten ihren Bund ſegnete, als ſie mit feierlichem Ja ihre Fragen beantworteten, da wußten ſie, daß Gott ihren Treuſchwur vernahm und ihren Ehebund heiligte mit ſeiner allgegenwärtigen Nähe.

Und neben ihnen ſtanden die beiden ehrwürdigen Alten, der Vater des Bräutigams und die treue Frau

Winkler mit gefalteten Händen, ein Gebet murmelnd, während Lude hinter ihnen kniete, neben ihm die Kinder, weinend, — sie wußten nicht weshalb! —

Aber nach der feierlichen Handlung kam die Hochzeitsfreude. Hätte diese wohl fehlen dürfen bei so glücklichen Leuten? Nein, nein, es gab eine Hochzeitsfreude, ein Hochzeitsfest, so schön und so prächtig, als nur selten eines veranstaltet wird in den prunkenden Palläſten und den schimmernden Sälen der Reichen und Großen. Das Glück war der Hofmarschall des Festes, die Freude schmückte das Zimmer mit goldenem Prunk und diamantenem Geschimmer, und die Unschuld und Genügsamkeit wand den Liebenden duftende Kränze!

O gewiß, es war ein köstliches Hochzeitsfest! Frau Winklers wohlbekannte, braune Kaffeekanne spielte eine große Rolle dabei, aber diesmal war sie mit Chocolade, nicht etwa mit Chocolade, aus gebranntem Mehl bereitet, nein, mit reiner, unverfälschter Chocolade gefüllt, und dazu gab es eine Prätzel, so lieblich duftend und so lecker anzuschauen, wie nur jemals eine Prätzel sein konnte, und dann, o Wunder und Staunen, kam eine ganze Flasche Wein, und man trank aus zierlichen kleinen Spitzgläsern lautjubelnde Gesundheiten, während man dazu sehr üppig belegte Butterschnitte aß! Ja, ja, Frau Hermfeld hatte wirklich ein überraschend schönes Fest bereitet, sie konnte wirklich zuweilen verschwenderisch sein, wenn sie wollte!

Und dann diese hübschen Späße und freundlichen Neckereien der Frau Winkler, die heute ungewöhnlich heiter war, weil sie den Doctor Eduard gesehen, und Lude's wieherndes Lachen und furchtbares Fingerknacken bei jedem Spaß der Frau Winkler, und die niedlichen kleinen Lieder, welche die Kinder sangen, und deren Refrain die Alten im Chor wiederholten, und dazwi-

ſchen das ſüße Geflüſter des Brautpaars und das Nüſſeknacken und Lachen der Kinder, o, wer vermöchte alle die Wunder dieſes Hochzeitsfeſtes zu berichten?

Und Ihr glaubt doch nicht, daß es an Hochzeitsgeſchenken fehlte? O nein, gewiß nicht! Jeder hatte etwas darzureichen, und ſo klein es immer ſein mochte, es ward doch mit Freuden gegeben und mit Freude und Dankbarkeit entgegengenommen.

Zuletzt, — ja, wie wunderlich und kindiſch macht doch die Freude und das Glück, — zuletzt erinnerten ſich noch die Alten, daß es in ihren Tagen immer Sitte geweſen, das Hochzeitsfeſt mit einem Kehraus zu ſchließen. O, Frau Winkler wußte noch die Melodie und ſang ſie luſtig vor, und der alte Weber vergaß ganz ſeine großen körperlichen Schmerzen und ſtimmte ein, und Frau Hermfeld durfte doch nun auch nicht ſchweigen. Und wie Lude erſt krähte und die Kinder drein ſchlugen mit ihrem Lerchengezwitſcher, da war's, als wenn alle die Füße von ſelbſt in Bewegung geriethen, als wenn eine unſichtbare Hand ſie Alle zwang ſich zu drehen und herumzuwirbeln, und, — ja wahrhaftig, ſie tanzten einen Großvatertanz! — Aber, wunderbar, ſo wie der Tanz begann, verſtummte Lude's fröhliches Krähen und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. Sie hatten's Alle geſehen, ſeine Freunde, aber Niemand fragte ihn, weshalb er weine, denn Jeder wußte ſchon, daß er an Amintha dachte, an das ſüße blonde Kind mit dem Engelslächeln und den blauen Augen!

Ein alter Geliebter.

Die fromme Baronin Elsleben fühlte sich sehr beglückt, denn sie hatte durch das Bundesmitglied Paulowitsch erfahren, daß Fürst Pomowsky seine Geliebte, die Gräfin Marsilla, verlassen habe, und das war schon ein Schritt näher dem erwünschten Ziele, das die fromme Baronin sich selber gesteckt. Sie sagte: Mit Gottes Beistand wird es mir schon gelingen, die heißen Wünsche meines Herzens erfüllt zu sehen, und ich weiß, ich fühle es, Gott wird mir seinen Beistand nicht versagen. Er ist es ja, der mich bis hierher glücklich führte, er wird mich auch ferner geleiten. Und es ist ja auch zunächst nur zu Gottes eigener Ehre, daß ich den Fürsten mir gewinnen und ihn so den lockenden Verführungen dieser Welt entziehen will. Es geschieht ja, um den edlen und begabten Mann dem Heile zuzuführen, daß ich mich bemühe, ihn allem Andern abwendig und mir geneigt zu machen. Deshalb auch kann ich gewiß sein, daß Gott mich unterstützen wird in meinem heiligen Vorhaben!

Mit solchen Worten suchte die fromme Baronin Gott gewissermaßen zu überreden und zu hintergehen, indem sie ihn glauben lassen wollte, daß sie für ihn

handle, während sie selber sehr gut wußte, daß sie lediglich ihr eigenes Interesse im Auge hatte. — In diesem täglichen Verkehr, welchen sie mit Gott hatte, in seiner steten Nähe, in dem seligen Gefühl, daß er speciell über ihr wache, jeden ihrer Schritte lenke, ja, daß er ihren Haushalt beschirme, und sorge, daß Alles ihr zum Besten gereiche, in diesem ganz irdischen und prosaischen Verkehr war ihr Gott gewissermaßen gleichstehend, menschlich fühlend, menschlich empfindend geworden, sie, sein Ebenbild, und folglich er auch das ihre. Es war eine gewisse Gegenseitigkeit zwischen Gott und ihr, und das erhob sie, während es ihn zu ihr herniederzog. Das ist überhaupt der Grund dieses maßlosen Hochmuthes der Frommen, daß sie, gewohnt das Nächste, Gewöhnlichste mit Gott in Verbindung zu setzen, überall für sich die unmittelbare Einwirkung Gottes sehen, und daher wähnen, ihnen verkündige er sich vorzugsweise, ihnen offenbare er sich in besonderer Gnade, und sie also ständen ihm näher, als andere, gewöhnliche Menschenkinder.

Wenn einem Pietisten der Finger weh thut, so meint er darin Gottes Strafe für irgend ein von ihm begangenes Versehen zu entdecken, wenn die Köchin die Suppe versalzt, so ist es Gott, der ihn dadurch vor der Hingabe an fleischliche Genüsse warnen will, wenn eine ungeschickte Magd irgend ein Lieblingsglas zerbricht, so will Gott dadurch an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern, und wenn der Schneider ein Kleid verdorben, so will Gott dadurch mahnen, sich nicht zu versenken in irdische Eitelkeit. So, in allen kleinlichen Beziehungen des Lebens, zeigt sich Gott den Frommen, und so wird er ihnen allgemach zu einem strengen Hausvater, der von seiner Sternenhöhe herniedergestiegen ist, um gewissermaßen eine Art Hausverwalter und Wirthschaftsinspector des Frommen zu

werden. Gott miſcht ſich für ihn in Alles, in das Größte, wie in das Kleinſte, überall iſt er gegenwärtig, überall hat er ſeine Hand im Spiel, und man fürchtet ihn, wie man etwa den ſtrengen Aufſeher fürchtet, man ſucht ihn mit Schmeichelworten zu beſtechen, wie man es etwa den irdiſchen Richtern thun würde. Durch ſeinen ſteten unmittelbaren Verkehr mit den Frommen iſt er ihnen eine Art Halbmenſch geworden, und was ſie ihm an Göttlichkeit genommen, das haben ſie ſich hinzugethan, und dadurch ſind ſie gewiſſermaßen wiederum Halbgötter geworden und ganz erhaben über der gewöhnlichen Menſchheit, um die ſich Gott nur ſo im Bauſch und Bogen, und durchaus nicht ſo ſpeciell, wie um die Frommen, bekümmert. Dies iſt der Grund jenes ſtolzen Hochmuthes, jenes Ueberhebens über Andersdenkende, durch welches ſich dieſe Frommen auszeichnen. Es geht ihnen wie etwa dem vertrauten Kammerdiener eines Königs, der, all' die menſchlichen Gebrechen und Schwächen ſeines Königs kennend, nicht mehr an ſeine übermenſchliche Majeſtät glaubt und ſich ihm gleich fühlt, während er doch andererſeits, den gewöhnlichen Menſchen gegenüber, ſehr ſtolz ſich fühlt, wegen dieſes unmittelbaren und ſehr vertrauten Verkehrs mit dem Könige. So alſo haben die Frommen Gott viel zu häufig in Schlafrock und Pantoffel, als waltenden Hausvater, geſehen, als daß ſie ſich ſelber ihm nicht näher und verwandter fühlen ſollten.

War's nicht alſo natürlich, daß die Baronin Elsleben Gott dankte, als er nun ihr zu Gefallen des Fürſten Herz der ſchönen Gräfin entzogen hatte? Der erſte Schritt war gethan, und die Baronin zweifelte gar nicht, daß Gott nun auch für ſie den zweiten Schritt thun und ihr das Herz des Fürſten zuwenden werde.

Mit ſolchen Gedanken und glücklichen Zukunftsträumen war die Baronin Elsleben beſchäftigt, als ihr ein Fremder gemeldet ward, der ſie durchaus zu ſprechen begehre, ohne aber ſeinen Namen nennen zu wollen.

Iſt es vielleicht einer unſeres Vereins? fragte die Baronin den meldenden Diener. Vielleicht ein grünes Lilienblatt?

Ich fragte ihn auch darnach, antwortete der Diener, er lachte mich aber aus und meinte, er habe mit Lilien gar nichts gemein.

Alſo keiner von den Unſern! ſagte die Baronin. Einen Fremden aber, deſſen Namen ich nicht kenne, werde ich natürlich nicht annehmen!

Und doch, meine Gnädige, Sie werden es! ſagte eine Stimme, vor deren Ton die Baronin zuſammenſchrak. O, ich kenne noch ganz gut, wie Sie ſehen, die Wege, auf welchen man zu Ihnen gelangt, und ich bin dem Diener auf dem Fuße gefolgt, vor freudiger Ungeduld, Sie zu ſehen.

Die Baronin winkte ſchweigend dem Diener, ſich zu entfernen, und als dieſer das Zimmer verlaſſen, ging ſie mit ſtolzem majeſtätiſchem Blick dem Fremden entgegen und ſagte ſtreng: Und jetzt, da wir allein ſind, werden Sie die Güte haben, mir zu ſagen, was Sie zu mir führt, und mit welchem Rechte Sie es wagen, Sich bei mir einzudrängen?

Ganz ſo wie ich mir unſer Wiederſehen gedacht hatte, rief der Fremde, welcher Niemand anders war, als der Baron Hermfeld, aber nicht der Baron, wie wir ihn geſehen haben in den Familienhäuſern, mit beſchmutztem, abgeſchabtem Rock, mit alten, abgetragenen, ſchlotternden Kleidern, ſondern der Baron Hermfeld, der Mann von vornehmer Familie und leichtem ungezwungenem Benehmen, in eleganter, paſſender Kleidung, nicht der entlaſſene Sträfling, ſondern der

Mann von Welt. Aber jener Ausdruck des Verbrechens, der lauernden Heimtücke war seinem Antlitz dennoch geblieben, und der stechende, finstere und grollende Blick seiner kleinen tiefliegenden Augen hatte Etwas, wovor die kühne Baronin Elsleben sogar erschrak.

Ja, ganz so, wie ich mir unser Wiedersehen gedacht hatte! wiederholte der Baron und warf sich lachend auf einen Stuhl. Ich sage zu mir: wenn ich jetzt zu meiner schönen und liebreizenden Schwägerin, der frommen und heiligen Baronin Elsleben komme, so wird sie sich nur erinnern, daß ich ein bestrafter Verbrecher bin, daß ich falsche Wechsel gemacht und falsch gespielt habe, und dafür einige nicht beneidenswerthe Jahre im Zuchthause zugebracht habe. Indignirt von diesen Erinnerungen und voll heiligen Abscheues vor meinen Verbrechen wird sie sich weigern mich zu sehen. Ich aber werde mit Gewalt zu ihr mich drängen, und dann werde ich sie erinnern an all die schönen und entzückensreichen Stunden, die wir miteinander verlebten, an die süßverschwiegenen Tage des Glückes, an den Reiz unserer geheimen Zusammenkünfte, an unsere verstohlenen Freuden, welche für uns nur dadurch an Reiz gewannen, weil wir sie heimlich uns rauben mußten. Ja, an Alles dieses will ich sie erinnern, sagte ich zu mir. Ich will sie fragen, ob sie noch daran denkt, wie sie mit leuchtenden Augen und voll seliger Begeisterung mir ewige Liebe geschworen?

Und wenn sie diese Frage mit Nein beantwortet? unterbrach ihn die Baronin. Wenn sie zu Ihnen sagt, daß von dem Geschändeten, von dem Verbrecher, ihr empörtes Herz sich mit Abscheu fortgewandt, und daß sie den Mann verachtet, der ihre edle Liebe in den Staub trat, indem er sich eines ganz gemeinen, verabscheuungswürdigen Verbrechens schuldig machte? Wenn Ihre Schwägerin, im vollen Gefühl ihrer weiblichen

Ehre, im ſtolzen Bewußtſein ihrer unantaſtbaren Unſchuld Ihnen ſagt, daß ihr graut vor Ihrem Anblick, daß ſie mit dem Sünder nichts gemein haben kann, und daß von dem Sträfling ſie ihr Antlitz für immerdar abwendet, wenn Ihre Schwägerin Ihnen das ſagt, werden Sie dann auf dem Grunde Ihres Herzens nicht vielleicht noch einen Funken von Ehre entdecken und ſchweigend und freiwillig ein Haus verlaſſen, in welchem nur der Abſcheu und die tiefſte Verachtung Sie willkommen heißt?

Nein, ich werde dennoch bleiben, ſagte der Baron gelaſſen, und lehnte ſich gemächlich in den Fauteuil zurück.

So werde ich meine Leute rufen müſſen, Sie mit Gewalt hinauszubringen, rief die Baronin erglühend, und hob die Hand nach der Klingelſchnur.

Der Baron hielt ihre Hand feſt, und auf einen Augenblick blitzte ein finſterer, gehäſſiger Ausdruck in ſeinen Augen auf: Compromittiren Sie Sich nicht, Theuerſte, ſagte er mit ſcharfem, ſchneidendem Ton. Ich würde vor der ganzen Dienerſchaft Sie an unſer ſchönes Liebesglück erinnern. Ich würde vor den ſtaunenden Dienern ein Bild ihrer frommen Herrin entwerfen, vor dem ſelbſt der blaſirteſte Wüſtling ſein Haupt, verſchämt erröthend, abwenden ſollte.

Ich würde Sie der Polizei als einen Wahnſinnigen überantworten, rief die Baronin bebend.

Und ich werde der Polizei zeigen, daß ich mich einer ſehr geſunden Vernunft erfreue, ich werde ihr Beweiſe geben von der Wahrheit meiner Ausſage.

Beweiſe, und welche?

Ihre Briefe! ſagte der Baron. Ich habe ſie nicht verbrannt!

Und dennoch hatten Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben, es zu thun! rief die Baronin zornig.

O, Sie erkennen also doch an, daß ich der glückliche Besitzer Ihrer Briefe war, rief der Baron lachend. Jetzt, theuerste Baronin, haben Sie Sich verrathen, und nach solchem Wort können Sie nicht mehr, wie weiland der Verräther Petrus sprechen: „ich kenne diesen Menschen nicht!“ Der Hahn würde krähen und die Treulose verrathen! Sie sehen, ich bin auch bibelfest und weiß mich vortrefflich Ihren frommen Gewohnheiten anzuschmiegen! Es wird daher ganz in Ihrem Vortheil liegen, mich wieder in Ihre Gnade und Liebe aufzunehmen.

Die Baronin schwieg und ging nachdenkend im Zimmer auf und ab. Sie mußte sich gestehen, daß sie den Baron nicht so leichten Kaufes los werden könnte, wie sie gehofft, und daß es besser sein möchte, den Hartnäckigen durch Milde zu gewinnen, statt ihn durch stolzes Verweigern zu erbittern. Und da ich seiner also nicht los werden kann, dachte sie, so will ich versuchen, ihn zu meinen heiligen Zwecken zu benutzen. Wer weiß, ob Gott in seiner Gnade mir nicht diesen Mann sandte, damit ich ihn als Werkzeug meiner Pläne benutze! Er ist schlau und gewandt, und kann mir beim Fürsten vielleicht von Nutzen sein!

Diesem Gedanken zufolge änderte sich plötzlich der Ausdruck ihres Angesichts, ihre Züge nahmen einen weichern, mildern Ausdruck an, und mit einem sanften Lächeln näherte sie sich dem Baron.

Dieser hatte den forschenden, lauernden Blick keinen Moment von ihr abgewandt, er hatte alle ihre Gedanken auf ihrem Antlitz gelesen, denn die Liebe hatte ihn einst gelehrt, den wechselnden Ausdruck ihrer Züge richtig zu deuten, und er wußte es wohl, daß dieses Lächeln und dieser freundliche Blick ihm jetzt sagten, daß die Baronin den Entschluß gefaßt, ihren Zorn

und ihre Verachtung zu unterdrücken und ihren Haß gegen ihn in der Maske der Liebe einzukleiden.

Er küßte ihre ihm dargereichte Hand und flüsterte zärtliche und entzückte Worte.

Mag sie sie glauben oder nicht, dachte er, das gilt gleich, wenn sie sich nur den Anschein giebt; denn sobald sie auf meine Zärtlichkeit eingeht, wird sie sich nicht weigern mir Geld zu geben. Und Geld ist das Einzige, worauf es mir ankommt!

Und die Baronin erwiederte seinen Kuß mit einem zärtlichen Händedruck, und auf seine glühenden Worte antwortete sie mit innigem, schmelzendem Ton.

Er wird nicht so dumm sein, meine Worte für Wahrheit zu nehmen, dachte sie, aber es ist so viel leichter und bequemer, sich mit Liebesworten zu hintergehen, als im offenen Kampf zu siegen. Da ich ihn nicht besiegen kann, so will ich ihn zu meinem Verbündeten machen, das ist das Bequemste und also auch das Beste!

Und mit solchen Gedanken und solchem gleißnerischen, liebeheuchelnden Haß sanken sie jetzt einander in die Arme und duldete die Baronin seinen Kuß, während sie mit grollendem Zorn in ihrem Herzen ihn verwünschte, und Er kaum ein lautes höhnisches Lachen zu unterdrücken vermochte.

Dann machte die Baronin mit zärtlichem Ton ihm Vorwürfe, daß er seiner Gattin ihre Briefe gegeben, und mit schnell sich erneuerndem Zorn erzählte sie ihm, mit welcher schmähenden, verachtungsvollen Geringschätzung die Baronin Hermfeld sie zurückgewiesen. Und dann schwur die fromme Frau sich zu rächen für die ihr widerfahrene Beleidigung, und die Baronin zu zwingen, die Familienhäuser zu verlassen, in welchen sie nur wohne, ihr, der Baronin Elsleben, zur Kränkung und Schande.

Der Baron hörte ihr mit ſtillem Entzücken und heimlicher Schadenfreude zu, aber auf ſeinen Lippen waren Worte des Bedauerns und zornige Verwünſchungen ſeiner eigenen Gattin, die er zu ſtrafen ſchwur, für die, ſeiner Geliebten angethane Unbill.

Und nicht wahr, ſagte die Baronin mit ſchmeichelndem Ton, meine Briefe fordern Sie von Ihrer Frau zurück und bringen Sie mir, als einen Beweis Ihrer Liebe, die mir gern jede Befürchtung und jedes Zittern erſparen möchte?

Es wird meine erſte und heiligſte Pflicht ſein, Sie von dieſer Sorge zu befreien, erwiederte der Baron, und heute noch werde ich meine Frau zwingen, die Briefe, welche ſie mir heimlich entwandt hat, mir wieder auszuliefern!

Aber heimlich dachte er: wenn ich ein ſolcher Narr wäre, ihr die Briefe wiederzugeben, würde mir ihre Thür wie ihre Börſe für immer verſchloſſen ſein, denn alsdann hätte ſie mich nicht mehr zu fürchten. Ich müßte alſo wahnſinnig ſein, wenn ich ihr dieſen Wunſch erfüllte.

Er bat ſie mit ſchwärmeriſchen Liebesworten um Geld, und ſie ſagte lächelnd: es kommt darauf an, ob Sie mein Verbündeter ſein wollen, und ob ich bei meinen Unternehmungen auf Sie zählen kann.

Wie auf Ihr eigenes Herz, ſagte er zweideutig.

Ach mein Herz! ſeufzte ſie leiſe, und verſuchte zu erröthen.

Es liebt? fragte er lauernd.

Nein, ſagte ſie entſchloſſen, aber es bangt um einen theuern Freund, deſſen Seele in Gefahr iſt verloren zu gehen an die nichtigen Freuden und Zerſtreuungen dieſer Welt, und den ich erretten möchte und müßte ich ſelbſt meine eigene ganze Zukunft dieſem heiligen Zwecke weihen!

Dann erzählte sie dem Baron von dem Vereine, den sie zum Wohle der Menschheit gestiftet, von den grünen Lilienblättern und von den weißen, und es störte sie gar nicht, als der Baron bei der Erwähnung des hohen Grades der Staubfäden in lautes Lachen ausbrach. Sie ließ sich nicht irre machen, und nun, da sie sich einmal in den gewohnten, bequemen Formen bewegen und ihre innersten Gedanken in heiligen Floskeln und frommen Redensarten enthüllen konnte, ward sie beredt und sprach mit hinreißendem Feuer. Sie schilderte ihm den edlen Sinn des Fürsten, und die Gefahr, in welcher sein edleres Selbst schwebe, sie sagte ihm, daß sie kein anderes Mittel wisse, ihn auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, als indem man suche, den Fürsten in wüste Zerstreuungen und schwelgerische Genüsse hineinzuziehen, um ihn zu übersättigen und ihm Widerwillen einzuflößen gegen alle die tobenden Freuden, deren Becher er bis auf die Hefe geleert, und daß man ihn bis zum Rande des Abgrundes führen müsse, um ihm dann die Augen zu öffnen und ihn die drohende Gefahr sehen zu lassen, in welcher er schwebe.

Und der rettende Engel, welcher alsdann zu seiner Hülfe herbeieilt, werden Sie sein! sagte der Baron.

Die Baronin lächelte, denn sie fühlte, daß sie verstanden ward.

Ist er reich? fragte der Baron.

Nicht so reich, sagte sie bedeutungsvoll, nicht so reich, daß ihn beständiger Verlust im Spiel nicht in augenblickliche Verlegenheit setzen und ihn nöthigen sollte, die Hülfe Anderer in Anspruch zu nehmen.

O, und Sie werden ihm dann diese Hülfe gewähren! sagte er mit schlauem Lächeln. Sie sehen, Theuerste, wir verstehen uns vollkommen, und es ist nur

noch nöthig, mir ein Mittel anzugeben, wie ich zu ihm gelangen kann.

Die Baronin ſann einen Augenblick nach, dann ſagte ſie: ich werde Ihnen eine Empfehlung geben an ein Mitglied unſeres Bundes, an den Kammerdiener des Fürſten.

Sie trat raſch zu ihrem Schreibtiſch und ſchrieb einige Worte auf eine Karte, die ſie dem Baron darreichte.

Der Baron las: „Empfehlen Sie den Ueberbringer dieſes Ihrem Herrn als einen angenehmen Geſellſchafter und heitern Gefährten. Gott wird es Ihnen lohnen!“ — Sehr lakoniſch! ſagte der Baron.

Aber genügend, erwiederte die Baronin. Es wird Paulowitſch ſchon gelingen, Sie bei dem Fürſten einzuführen.

Und als der Baron nun wieder bat, ihm als ihrem Verbündeten die nöthigen Geldmittel nicht vorzuenthalten, nahm die Baronin aus dem geheimen Fach ihres Schreibtiſches eine ſchwere Geldrolle, die ſie mit anmuthiger Verneigung dem Baron darreichte.

Der Baron war mit wachſamer Aufmerkſamkeit jeder ihrer Bewegungen gefolgt, und ſeine Augen blitzten in einem unheimlichen Feuer, als er die vielen Geldrollen ſah, welche das geheime Fach noch bewahrte. — Er ſah mit geſpanntem Aufmerken zu, wie ſie durch den Druck einer geheimen Feder die Schatulle wieder verſchwinden ließ, und die kleine Holzplatte, welche die Oeffnung verdeckte, davorſchob.

Ich will auf ewig verdammt ſein, dachte er, wenn ich nicht dieſe Schatulle da noch einmal benutzen werde ohne ihre Einwilligung, und vielleicht wär's am Beſten, wenn ich jetzt gleich —

Er trat raſch einen Schritt näher, und als ſie ſich

zu ihm umwandte, erſchrak ſie vor dem wilden und entſchloſſenen Ausdruck ſeines Geſichtes.

Er bezwang aber ſchnell ſein wildes verbrecheriſches Gelüſte, und dachte nur: jetzt wär's unſinnig! Es iſt heller Tag, und man weiß, daß ich hier bin. Auch bedarf ich dazu der Hülfe. Ich werde Chriſtian aufſuchen müſſen!

Als der Baron nach dieſem langen und bedeutungsvollen Beſuch die Baronin Elsleben verließ, ſagte er lachend zu ſich ſelber: es iſt doch ungeheuer bequem, eine frühere Geliebte zu haben, welche die Dummheit gehabt, Liebesbriefe zu ſchreiben, die ſie compromittiren könnten. O, mit ſolchen Liebesbriefen kann man Tauſende erpreſſen! Welch ein Eſel alſo müßte ich ſein, wenn ich ſie herausgäbe.

Die Baronin Elsleben aber ſagte ingrimmig, als ſie allein war: nichts iſt entſetzlicher, als ein früherer Liebhaber, deſſen man überdrüſſig geworden, und den man dennoch ſchonen muß. O, ich habe mich zwingen müſſen, ihm zu lächeln, während ich ihn unter meinen Füßen hätte zerſtampfen mögen! Und Alles um dieſer Briefe willen, die, wie ein geheimes Schreckbild, mich immerdar verfolgen. Niemals, niemals werde ich es mir verzeihen können, daß ich dieſe Briefe geſchrieben. O mein Gott, man iſt ſo albern, wenn man verliebt iſt! Ich muß und will dieſe Briefe wieder haben, es koſte was es wolle! Nun, fuhr ſie dann mit demüthigem Tone fort, Gott wird mir auch hierzu ſeinen Segen verleihen! Er verläßt den Frommen nicht, wenn er ſich demüthig vor ihm beugt, und wenn ich flehend meine Arme zu ihm erhebe, wird er mich erhören, denn er iſt mit mir, und was ich thue, geſchieht zu ſeiner Ehre!

Sie warf ſich nieder vor dem kleinen Betpulte und betete lange und inbrünſtig.

Die Flucht.

Wechselnd wie die Tage und das Leben sind auch die Gefühle des Herzens. Seufzer treten auf Lippen, welche sonst sich nur zu heiterm Lächeln und frohen Worten geöffnet, Wangen erbleichen, die sonst wie Rosen geleuchtet, und Augen ermatten, die sonst gestrahlt im Feuer des Glücks. Aber das ist ein Trost, daß auch umgekehrt der Schmerz seine Grenze hat und dem Wechsel unterworfen ist, daß die Seufzer verwehen und das Lächeln wieder auf die Lippen tritt, daß die erbleichten Wangen sich wieder röthen in Jugendgluth und die ermatteten Augen wieder aufflammen können im Feuer der Hoffnung und des Glückes!

Julia hatte an sich die Wohlthat solchen Wechsels und solcher Wandelung erfahren. Sie fühlte sich wieder erstarken in Hoffnung, wieder aufathmen in erneuertem Lebensmuth. Ihr schönes Antlitz, das sonst bleich war und ernst wie Mondenlicht, es erhellte sich manchmal wie zu junger Morgenröthe, mit leisem Flügelschlag hob sich wieder ihre ermattete Seele, und längst verklungene Melodieen tauchten wieder auf in ihr. Aber Julia erschrak nur vor diesem Wechsel

ihres Wesens, und mitten in ihr Lächeln hinein stahl sich oft ein vorüberfliegender Zug der tiefsten Schwermuth, der verzweiflungsvollsten Trostlosigkeit. Sie zermarterte ihr Herz mit den Folterqualen ihrer Erinnerungen, um auf dem Grunde desselben die Schmerzen wach zu rufen, mit denen sie das junge, kaum aufathmende Glück wieder vertrieb, sie zwang ihre Gedanken, sich abzuwenden von der beglückenden Gegenwart und hinabzusteigen in den Jammer und die Grabhöhlen der Vergangenheit.

Aber dennoch, dennoch! Was waren alle diese Erinnerungen gegen das süße Dämmerglück der Gegenwart! Wie schnell zerrannen alle diese trostlosen, grausigen Bilder, wenn Er an ihrer Seite war, Er, ihr Beschützer, den sie lange ihren Freund genannt, und den mit leisem Zagen ihr Herz ganz heimlich mit einem noch süßeren Namen rief. Vielleicht wußte sie selber nicht, daß es so war, vielleicht scheute sie sich, auf dem Grunde ihres Herzens zu lesen.

Das wußte sie, daß Alfred nur glücklich war in ihrer Nähe, daß es ihn entzückte, sie lächeln zu sehen, oder von ihr heitere Worte zu hören. Und mußte sie ihm nicht also dieses Glück gewähren, nicht ihm diese Befriedigung bereiten, daß er nicht allein sie von irdischer Gefahr, sondern auch von geistiger Qual und Bedrängniß erlöst hätte?

Das Unglück wird schon kommen, diesen Sonnenschein zu vertreiben, sagte sie zu sich selber, und möge es so sein! Wenn es nur mich allein trifft, nur mich zu Boden schlägt, mag es kommen, ich bin zu jeder Stunde bereit, es über mich hereinbrechen zu sehen, nur von Ihm muß es fern bleiben, nur Ihn darf es nicht unter seine rauhen Füße treten.

Aber nur Eines hatte Julia vergessen, wenn sie so flehete, nur das Eine, daß Alfred sie liebte, und daß

das Unglück des geliebten Gegenstandes immer auch zu unserm eigenen Unglück wird.

Ja, Alfred von Wülfingen, der Verlobte Emmy's, er liebte dieses bleiche, räthselhafte Weib, das vor ihm stand wie eine Zauberblume, geheimnißvoll und lockend, wunderbar und drohend zugleich. Alles an ihr war ihm theuer und heilig. Er liebte ihr Lächeln nicht allein, sondern auch ihr verzweiflungsvolles Aufathmen und Erbeben, er jauchzte auf in Wonne, wenn sie heiter war, und er betete sie an, wie eine Heilige, wenn ihr Auge von Trauer umdüstert war. Und ob sie ihn willkommen hieß mit freundlichem Liebesgruß, oder ihn zurückschreckte durch ihr tieftrauriges, schmerzvolles Angesicht, immer doch war er glücklich an ihrer Seite, immer stand sie vor ihm wie seines Lebens köstlichstes Besitzthum, wie seines Daseins schönste Erfüllung. Schön war es, wenn er Tags an ihrer Seite saß, malend an demselben Bilde, welches sie malte, theilend ihre Beschäftigung und ihr Streben, schöner noch war es, wenn der Abend da war, wenn sie in stillverschwiegener Zweisamkeit ausruhten von der Arbeit und dem Geräusch des Tages, und in süßem Geplauder der ganzen Welt vergaßen und ihrer Ansprüche und Bedingnisse! — Sie hatte endlich seinem Flehen nachgegeben und ihm gestattet, ihr eine Harfe zu bringen, denn er hatte ihr gesagt, daß er es um seinetwillen wünsche, nur aus dem ganz egoistischen Verlangen, sie alle Tage zu hören und vor seinem lauschenden Ohr erklingen zu lassen diese wehmüthigen und doch so energischen, diese klagenden und jauchzenden Klänge, die kein anderes Instrument so besitzt, als die Harfe.

Bei dem ersten Ton einer Harfe fühle ich mich wie in eine andere Welt versetzt, sagte er zu ihr. Ossian's erhabene Gestalten tauchen empor vor meinen Blicken, ich höre das Rauschen der heiligen Eichen, und über

das Schlachtfeld hin ziehen die erhabenen Geſtalten der wieder erſtandenen Krieger. Oſſian verſtehe ich nur bei Harfenklängen, und auch vieles Andere läßt ſich nur begreifen und erfaſſen bei den Schwingungen dieſer Saiten, deren Klänge wie ein Gruß aus der Geiſterwelt, wie die Viſion eines Verzückten ſind. Auch einige Bilder giebt es, die ſich nur bei ſolchen Tönen begreifen laſſen. Kaulbach's großartige Hunnenſchlacht zum Beiſpiel ſollte man immer nur betrachten bei den leiſen, nur gleichſam hingehauchten Klängen einer ungeſehenen Harfe, dann würde es uns ſein, als wenn dieſe ſchwebenden Geſtalten leiſe emporflatterten bei dieſen geiſterhaften Tönen, und dieſes ganze phantaſtiſche, zwiſchen Sein und Schein ſchwebende Gebilde, es würde uns zur Wahrheit und Wirklichkeit werden, wir würden es erleben in uns! Die Harfe iſt ganz ein Inſtrument der Viſionen und des inneren Schauens, und niemals fühle ich mich glücklicher, als wenn es mir vergönnt iſt, in unbehinderter Ruhe und Stille während der ziehenden und ſchwebenden Harfenklänge meinen Träumen nachzuhängen und meinen berauſchenden Phantaſieen.

Konnte ſie ſich länger noch ſträuben, da es in ihrer Macht ſtand, ihm dieſes Glück zu gewähren?

Sie nahm das Geſchenk an, und jeden Abend ſpielte ſie ihm vor auf dieſer ſchönen Erard'ſchen Harfe, welche er für ſie ausgewählt. Für ihn war es ein wunderbares Bild, die edle Geſtalt zu ſehen mit der Harfe in den weißen vollen Armen, ihre ſchmalen Hände leiſe über die Taſten hingleitend, ihr ſchönes Antlitz aufflammend in Begeiſterung und ſeligem Schauen, und in den Klängen und Melodieen ſich mit ihr zu verſenken in entzückensvolle Träume und Geſichte. Sie ſpielte ihm niemals erlernte und angeeignete Muſik, nichts von dieſen brillanten, fingerzerbrechenden Pa-

radeſtücken der Virtuoſen, denn ſie war zu ſtolz, zu ſolchem Flitterglanz ihre Zuflucht zu nehmen, um zu glänzen und zu imponiren. Sie hatte alle die großen, materiellen Schwierigkeiten, welche das Spiel der Harfe bietet, überwunden, und ſie tändelte mit ihnen, nicht um ihre Geſchicklichkeit zu zeigen, ſondern weil ſie gar nicht daran dachte, daß dies Schwierigkeiten ſeien. Was ſie ſpielte, war ſtets ihr Eigen, Phantaſieen, wie ſie der Moment ihr eingab, vorüberrauſchende Spiegelbilder ihrer Seele; wenn der Gram ihr Herz zuſammenkrampfte, ſchrie und ächzte all ihr verhaltener Kummer in dieſen Harfenklängen, und die Thränen, welche ſie Alfred verborgen hatte, welchen ſie wehrte, daß ſie in ihre Augen traten, er hörte ſie in ihrem Harfenſpiel, in dem grellen Aufſchrei der Saiten, die ächzend zerriſſen und zerſprangen unter dem wilden Zorn ihrer Hände. — Sie ſelber fühlte ſich ganz verwandelt, ganz aller Welt entrückt, wenn ſie an ihrem Lieblingsinſtrumente ſaß, ja die Nähe des Freundes ſelbſt konnte ſie dann vergeſſen, ſie war allein mit ſich und Gott, und oft brachen, wo der Klang ihr nicht genügte, ganz unwillkührlich auch die Worte hervor aus ihren ſonſt immer ſchweigenden Lippen, und ihre geheimen Gedanken hüllten ſich in das Gewand der Sprache, um Leben zu athmen und nicht mehr gefangen zu ſein in ihrer belaſteten Bruſt.

Es war eine ſtille, leis ruhende Mondnacht. Das Geräuſch des Lebens war ſchon erſtorben auf den öder werdenden Straßen, der Wächter hatte ſchon mit ſchrillem Gepfeife die elfte Stunde verkündet, die Welt war in Schlummer geſunken, nur dieſe Beiden waren noch wach, nur Julia ſaß noch an ihrer Harfe und Alfred hörte ihr zu mit verhaltenem Athem, mit hochklopfender Bruſt. Der Mond war anfangs von Wolken umhüllt geweſen, jetzt trat er hervor in leuchtendem Glanze,

groß und voll schien er hinein in dieses stille Gemach und beleuchtete Juliens Angesicht, daß es wie mit einer Glorie umflossen war, und in seiner bleichen, todesähnlichen Schönheit Alfred fast schauerlich ergriff und durchbebte. Er löschte leise die Lampe, damit der Mond allein mit mattem Glanze das Gemach erleuchte, und dann lehnte er sich schweigend zurück in den Divan, um Julia anzusehen, wie sie mit begeisterungstrahlendem Angesicht in die Saiten griff und wunderbare Melodieen erklingen ließ.

Seine ganze Seele lag in dem Blicke, den er auf sie heftete, er wußte es jetzt, daß er sie grenzenlos liebe, daß auf Erden nichts mehr für ihn Werth habe, als sie allein, daß er nichts mehr begehre und wolle, als sie allein.

Und während er das dachte und zitternd sich selber gestand, spielte Julia fort und fort; ihr ganzes Wesen war in Erregung, ihre Seele erzitterte, wie vor einem unbekannten Schreckniß, namenlose Qualen, unendlicher Jammer zerriß ihr Herz, und eine finstere, unheilsvolle Stimme flüsterte in ihrem Herzen: das Glück ist zu Ende, Deine Stunde ist abgelaufen! Wappne Dein Herz, denn das Unglück ist da, und wie ein brausendes Ungewitter wird es über Dich hereinbrechen! — Langsam rannen ein paar Thränen aus ihren Augen über ihre Wangen hin, Julia wehrte ihnen nicht, sie fühlte sie kaum, sie fühlte nur die vorahnenden Schauer vor dem kommenden Unglück, aber sie war nicht muthlos und zerbrochen, sondern mit festem Auge schaute sie der Zukunft entgegen. Julia war kein schwaches, zitterndes Weib, welches vor dem Unglück zusammensinkt zu jammervollem Zerbrochensein, sie war eine Heldin des Unglücks, und mit stolzem Schritte und emporgerichtetem Haupte ging sie einher, bereit zum Tode, aber dem drohenden Schwerte, welches über

ihr hing, das Haupt darreichend, freiwillig, um nicht gefesselt, zum Tode gezwungen zu werden.

Die Begeisterung des Unglücks und der Todesgewißheit kam über sie, und unbewußt ihr selber sagte sie laut, gewissermaßen als Begleitung ihrer Harfenmusik:

Es sagen die Menschen: schön sei die Welt, im Glanze strahlend und herrlich, doch schwebt über ihnen das Schwert des Damokles, das dreischneidig scharfe; sie sehen es fallen wohl hierhin und dorthin, sie flüchten von dannen, sie neigen das Haupt fort, und wo sie entronnen dem schneidenden Schwerte, da jubeln sie laut: wie schön ist die Welt!

Ihr thörichten Menschen, auf Blumen hinwandelnd, im Glück Euch berauschend, aufjauchzend in Lust! Stoßt fort mit dem Fuße die Blumen des Pfades, und Abgründe werden entgegen Euch gähnen, und im Kelche des Glückes, der purpurnen Rose, da sitzt der Wurm, der grausame, nagende, und von dem Wurm des Todes zerstört, muß welkend zerfallen die herrlichste Blüthe!

Und Alles vergehet, und Alles zerstäubet, das Glück und die Liebe, die Schönheit und die Freude! Es wanket als Greis dahin an dem Stabe der Jüngling, der einst wollte Welten erstürmen, es zerschlägt sich die Brust die verlassene Jungfrau, die gestern noch selig der Liebe Gelübde empfangen von Lippen, die heute sie verriethen! Und an der Stätte, wo jüngst noch erklangen der himmelanstürmenden Freude Gesänge, hallt Todesgeläut und hochjammernder Schmerz!

Was ist denn unsterblich, was bleibt uns denn ewig? Der Tod ist unsterblich, das Unglück ist ewig! Es hat noch nimmer die Menschheit verlassen der helfende Freund, der erbarmende Tod, es ist noch nimmer den Menschen entschwunden, das ewig gewisse, unsterbliche Unglück! Wohl verläßt uns die Freund-

ſchaft, der Tod iſt uns treu nur, und überall muß das Glück auch erliegen dem mächtigen Unglück!

Und weil denn das Unglück die Gottheit der Erde, der einzig gebietende Herrſcher der Welt, ſo will ich mich vor ihm in Demuth neigen, des Unglücks Geweihte, die Sclavin der Qual. Zerreiße die Bruſt mir, zerfleiſche mein Herz, nicht werde ich murren, nicht jammern vor Qual. Dem Unglück gehorchen, das ſei meine Loſung!

Und weil denn der Tod der einzig Getreue, der nimmer verrathende Freund dieſer Welt, ſo will ich ihn grüßen mit freudigem Winken, will flehend vor ihm, dem Erlöſer, mich beugen, und rufen mit Inbrunſt: Erbarmen, Meſſias, erlöſe mich, Tod!

Sie neigte langſam ihr Haupt, und ihre zitternden Hände glitten hernieder von den Saiten der Harfe. Es war ihr, als ſolle ſie in dieſer Stunde jetzt ſterben, ſie hatte ein Gefühl, als ob ihre Seele langſam emporſtiege aus ihrem zuſammenſinkenden Körper. Aber eine geliebte Stimme kam, ſie wieder zurückzurufen in das Leben, ſie fühlte eine warme Hand die ihre erfaſſen, und zuſammenſchreckend ſagte ſie: o, ich vergaß, ich bin nicht allein!

Nein, ſagte Alfred, nein, Julia, Du biſt nicht allein, und Du ſollſt es niemals wieder ſein! Ueberall wo Du biſt, werde ich bei Dir ſein, und wohin Du auch gehſt, ich werde Dir folgen. Du kannſt mich verſtoßen und gehen heißen, ich aber werde Dir nicht mehr gehorchen, und was Du auch reden magſt von Pflichten und Geſetzen, ich werde Dich nicht mehr hören! Die Liebe hat auch ihre Berechtigung, dem Herzen zu folgen iſt auch eine heilige Pflicht! O Julia, ſage mir nichts mehr, heiß mich auch nicht ſchweigen. Laß endlich meine Lippen ſich zu dem ſüßen Geſtändniß öffnen, daß ich Dich liebe, ewig, unausſprechlich liebe! Und

mit dieſem Wort habe ich mich auf immer Dir verbunden, bin ich Dein für alle Ewigkeit. Rede mir nicht von vergangenen Gelübden, mein Herz hat geirrt, als es jenes ſchüchterne junge Kind, welches ſie meine Braut nennen, zu lieben glaubte, ſoll ich es um eines Irrthums willen zu ewigem Entbehren und Leiden verdammen? Nein, nein, Julia, die Welt iſt keine Strafanſtalt, und nur indem wir die Irrthümer von uns abſchütteln, werden wir ihrer ledig! Und frei will ich ſein dieſer läſtigen Bande, ja, frei bin ich ſchon in dieſer Stunde, frei, Dir zu ſagen, daß ich Dich liebe!

O mein Gott, mein Gott, ächzte Julia leiſe mit gerungenen Händen.

Erſchrickſt Du vor dieſem Wort, fuhr Alfred ſtürmiſch fort, macht es Dich erbeben, dies Geſtändniß meiner Liebe? Nein, Julia, zitt're nicht, meine Liebe ſoll Dich glücklich machen, ſie ſoll alle dieſe finſtern Wolken, welche Deine reine Stirn beſchatten, vertreiben, und dieſem edlen ſchönen Herzen wieder Lebensmuth und Lebenshoffnung geben!

Und jetzt ſchilderte er ihr mit begeiſterten Farben das Glück der kommenden Tage, wenn ſie ihm geſtatten wolle an ihrer Seite zu ſein, jetzt flehete er ſie an um ein einziges, gewährendes Wort, um eine Hoffnung für die Zukunft.

Sie ſaß lange ſchweigend und unbeweglich da, ſie hatte kaum gehört, was er ſprach, denn ſie lauſchte den ernſten Stimmen, welche in ihrem eigenen Buſen flüſterten und mit ihren unheimlichen Worten ihr Herz zerfleiſchten. Sie empfand es deutlich, daß dieſe Stunde entſcheidend ſein müſſe für ihr ganzes Leben, und eine ahnende Stimme ſagte ihr, daß auch der letzte Schimmer des Glückes nun für ſie auf ewig erloſchen ſei. Einen Moment, einen kurzen, flüchtigen Moment ſträubte ſich ihre Seele, auf's Neue ſich zu beugen unter die

Laſt des Unglücks, einen Moment flüſterte in ihrem Herzen eine ſüße Stimme der Hoffnung: Du kannſt noch glücklich werden! Wirf Deine Vergangenheit hinter Dich mit all' ihren Erinnerungen, und über den verſunkenen Gräbern richte eine neue Welt Dir auf! Er liebt Dich, was kümmert, was geweſen iſt! Was vergangen iſt, laß es vergangen ſein! Beginne ein neues Leben, als eine Wiedergeborne tritt wieder ein in die Welt! —

Aber es war nur ein Moment, und andere Stimmen machten dieſe ſüß verlockende verſtummen, und Bilder zogen an ihrer Seele vorüber, bei denen ihre Lippe erbleichte und ihr Auge ſich mit Entſetzen abwandte. Aber dieſe Bilder mahnten ſie an ihre Pflicht, und Julia fand in ihrem Herzen die Kraft, dieſer Mahnung zu folgen.

Sie entzog Alfred leiſe ihre Hand und erhob ſich von ihrem Seſſel. Schweigend trat ſie zum Tiſche und ſchrob die Lampe wieder auf, es war ihr, als müſſe das Licht und die Helle ſie ſtark und kräftig machen, als habe nur die Dämmerung ſie ſo weich nnd träumeriſch gemacht.

Du antworteſt mir nicht? rief Alfred verzweiflungsvoll. Du verachteſt mich alſo, weil ich Dich liebe, und nicht die Kraft habe, mein Herz zu bezwingen?

Nein, ſagte ſie tonlos, ich verachte Sie nicht, aber ich kann Ihre Liebe nicht erwidern, und deshalb muß ich Ihnen Lebewohl ſagen und weiter gehen!

Du willſt mich verlaſſen? ſchrie Alfred erbebend und ſtürzte zu ihr hin, um ihre beiden Hände zu erfaſſen und ihr mit dem Ausdruck unendlichen Schmerzes in's Antlitz zu ſchauen. Aber vielleicht mochte er auch in ihrem bleichen Angeſicht die Qualen geleſen haben, welche ihr Inneres durchwühlten, denn er ſagte faſt freudig: nein, Julia, Deine Augen ſind nicht ſo grau-

ſam, wie Deine Worte! Schlage ſie nicht nieder, Julia, laß mich in ihnen leſen, daß Du nicht zürnſt, daß Du mich immer noch Deinen Freund, Deinen Bruder nennſt, und daß, wenn ich Deiner Liebe auch nicht werth bin, Du mindeſtens mich nicht tödten willſt, indem Du mich verläſſeſt!

O, Sie ſind grauſam, ſeufzte ſie leiſe, Ihre Klagen zerreißen mein Herz und machen mir die ſchwere Pflicht noch ſchwerer!

Alſo Dein Herz leidet auch? fragte er athemlos, Dir würde es auch ſchwer werden, zu gehen? Nun denn, ſo darfſt Du mich nicht verlaſſen, und ich ſchwöre Dir beim allmächtigen Gott, daß ich mich tödte, wenn Du es thuſt!

Sie las in ſeinen Mienen, daß er die Wahrheit ſprach, und mit verſagender Stimme flüſterte ſie: gut denn, ich werde bleiben, aber unter einer Bedingung!

Und dieſe iſt? fragte er athemlos.

Sie hören mir morgen früh ſchweigend zu, wenn ich Ihnen erzähle von meiner Vergangenheit!

O, endlich alſo wird meine geheimſte Hoffnung Wahrheit werden, rief er freudig, endlich wird Julia mir vertrauen und mir ihre Seele enthüllen, damit kein Geheimniß mehr iſt zwiſchen ihr und mir. O Du wunderbares, räthſelhaftes Weib, Du ſollſt mich Deiner würdig finden, und welches auch die Bekenntniſſe ſind, die ich von Dir vernehmen ſoll, ſie werden mein Vertrauen zu Dir nicht erſchüttern und meine Liebe nicht wankend machen, das ſchwöre ich beim —

Schwören Sie nicht, unterbrach ihn Julia ernſt und feierlich, ſchwören Sie nicht, damit Sie nicht zum Verräther werden an Ihrem eigenen Wort. Wenn ich Ihnen meine Vergangenheit erzähle, ſo thue ich es, um Sie von Ihrer Liebe zu heilen!

Dann will ich sie nicht hören, rief er leidenschaftlich aus.

Sie werden mich hören, sagte sie fest, denn Sie haben mir Ihr Wort gegeben! Morgen früh also! Jetzt aber lassen Sie mich allein, gönnen Sie mir Ruhe mich zu sammeln, Ruhe, um alle diese Erinnerungen zu ordnen, damit Sie die verworrenen Bilder meiner Vergangenheit verstehen und begreifen mögen!

Und kein Wort der Hoffnung? fragte er bittend.

Warten wir bis morgen, und wenn Sie mich angehört, dann sollen Sie selbst über meine Zukunft entscheiden!

Sie reichte ihm mit einem unaussprechlich traurigen Blick die Hand dar. Er drückte sie stumm an seine Lippen und verließ dann schweigend, sie nur noch mit den Augen grüßend, das Gemach.

Jetzt war sie allein, allein mit ihrem Jammer und ihrer Qual, und sie sank nieder auf ihre Kniee und betete Gebete der Verzweiflung und des rathlosen Jammers, sie rang die Hände sich wund vor unermeßlichem Schmerz und Ströme von Thränen überflutheten ihr bleiches Angesicht.

Aber als dieser Krampf des Schmerzes und der Verzweiflung vorüber war, erhob sie sich von ihren Knieen und ging mit festem Schritt und aufgerichtetem Haupte im Gemach auf und ab, und wer sie so sah mit strahlenden Augen und hochathmender Brust, wer sie so sah mit dieser stolzen Gestalt, mit kühnem und festem Schritte einherwandelnd, der mochte sie für eine Heldin halten, die in begeisterter Siegesgewißheit bereit war in den heiligen Kampf zu ziehen.

Und war sie es nicht? Hatte sie das Kreuz nicht auf ihre Brust gelegt, und ging sie nicht einher unter dem Gewicht dieses Kreuzes, um auszuziehen nach dem Jerusalem ihrer Schmerzen und ein heiliges Grab sich

zu erkämpfen, aus welchem der Tod ihr als Erlöser aufsteigen sollte?

Er soll frei sein, flüsterte sie mit fliegendem Athem, und eine erhabene Begeisterung strahlte aus ihrem Angesicht. Ja, er soll frei sein, und die Ketten einer unwürdigen Liebe, sie sollen abfallen von seinem edlen großen Herzen. Ich aber, ich bin die Leibeigene des Unglücks, und mir allein gebühren die Ketten, mit welchen ich an die Qual und das Weh dieses Lebens gefesselt bin!

Lange noch ging sie sinnend und kämpfend mit ihrem eigenen Herzen im Gemach auf und ab, bis die körperliche Erschöpfung sie zur Ruhe zwang, und sie, betäubt und todesmatt, unausgekleidet auf ihr Lager sank.

Todesstille herrschte ringsum. Das ferne Pfeifen des Wächters verkündete die dritte Stunde nach Mitternacht, auch dies verstummte. Alles war still.

Um diese Zeit ließ sich an dem Fenster von Juliens Gemach ein leises Geräusch vernehmen. Es war, als ob mehrere Stimmen leise miteinander flüsterten, als ob man behutsam eine Leiter gegen das Fenster lehne.

Julia vernahm nichts, sie war fest eingeschlafen vor Traurigkeit und Erschöpfung. Ein leises Rascheln an der Glasscheibe ward vernehmbar, es wiederholte sich in einzelnen Pausen, — jetzt ein leises Geklirr, dann fuhr eine Hand durch die in dem Fenster angebrachte Oeffnung und drehte die Haken auf. Auch dies gelang, der Fensterflügel öffnete sich und in demselben erschien eine dunkle Gestalt, die sich unhörbar in das Gemach hineinschwang. Wieder stand sie still und schien zu lauschen. Alles blieb still. Julia schlief. Man hörte ihre lauten Athemzüge, und wie sie dann und wann einzelne abgebrochene Worte murmelte im Schlaf.

Biſt Du drin, Chriſtian? fragte eine Stimme von außen.

Der Mann neigte ſich aus dem Fenſter und flüſterte: ja! Ruhig jetzt, Baron! Es iſt richtig! Es iſt das Zimmer des Knaben. Er ſchläft. Reich mir die Laterne, damit ich den Weg finde in's andere Zimmer.

Dann noch ein leiſes Geflüſter, und der Mann trat vom Fenſter zurück, eine Blendlaterne in der Hand, deren geſchloſſene Flügel nur einen ſchmalen Lichtſtreifen in das Gemach dringen ließen.

Der ſchläft wie 'ne Ratte, ſagte der Mann, nachdem er noch einmal gelauſcht. Er wird's nicht merken, wenn ich's hier ein bischen helle mache.

Mit einem Druck öffnete er die Laterne, der helle Schimmer fiel auf ſein Geſicht — und deutlich konnte man das wilde Angeſicht, das rothe ſtruppige Haar, und die herkuliſche Geſtalt Chriſtian's erkennen, des Bruders von Lude und Thomas, für den ſein Vater ſich lebend ſchon verkauft, um ihn zu erretten von neuem Verbrechen und neuer Schuld. Armer Vater! In einer einzigen Nacht war dieſer Erlös Deiner opfernden Liebe verpraßt und verſpielt worden, und der finſtere Dämon des Verbrechens hatte wieder Gewalt über Chriſtian!

Mit ſpähenden Blicken ſchaute Chriſtian im Gemach umher und murmelte dann leiſe: 's iſt Alles richtig berechnet. Hier ſchläft der Junge, und nebenan in der Stube, wo Niemand ſchläft, ſteht der Schreibtiſch, wo's Geld vom jungen Baron drin iſt!

Leis auf den Zehen ſchlich er zu der Thür, welche in's anſtoßende Gemach führte, ſie war verſchloſſen und verriegelt.

Der Teufel, murmelte Chriſtian, wenn jetzt der Riegel knarrt, wird der Bengel aufwachen, und Alles iſt verloren.

Aber horch, was war das für ein Ton, der jetzt von dem Bette des Schlummernden erschallte? War's nicht, als ob sie im Schlafe ihn rief, als ob sie mit ängstlichem Ton den Namen „Christian" flüsterte.

Er stand lauschend still. O, es war gewiß nur eine Täuschung, der Knabe schlief ja, man hörte es an den langen, lauten Athemzügen, und wenn er wachte, würde er ihn ja auch nicht kennen.

Ich bin wahrhaftig ängstlich geworden, wie'n altes Weib, flüsterte Christian unwillig, das macht, ich bin ganz außer Uebung gekommen.

Mit einem einzigen Ruck schob er den Riegel zurück, nun war nur noch der Schlüssel umzudrehen.

Mein Gott, aber was sprach die Schlummernde jetzt für einen Namen? Nein, sie sprach ihn nicht, sie stieß ihn hervor mit einem Schreck des Grauens und der Verzweiflung. — Christian kannte diesen Namen, es war noch nicht lange, daß er ihn gehört, es war freilich ein ganz gewöhnlicher Name, aber wie kam's, daß der Knabe gerade diese beiden Namen gesprochen im Traum.

Noch einmal rief sie jetzt: Christian, und dann, aufgeschreckt von ihren angstvollen Träumen, richtete sie erwachend sich im Bette empor.

Mit einem einzigen Satz stand Christian neben ihr, und sie am Arme ergreifend und mit der andern Hand ihr den Mund verschließend, flüsterte er grimmig: ein einziger Schrei, ein einziges Wort, und's Messer sitzt in Deiner Brust, Junge.

Er fühlte unter seinem Druck die ganze Gestalt erbeben, und — mein Gott, war's nicht, als ob der Knabe wieder Christian's Namen stammelte, diesmal mit dem Ausdruck des Entsetzens, der furchtbaren Angst.

Kannte er ihn denn?

Er beleuchtete mit der Blendlaterne sein Gesicht.

Beim Himmel, der Knabe hatte ja ein seidenes Frauenkleid an. Warum verhüllte er denn sein Gesicht mit seinen Händen? — Christian riß ihr die Hände weg und beleuchtete ihr Gesicht, ihr entsetztes, todesbleiches Gesicht. Ein wildes triumphirendes Lachen tönte von seinen Lippen, und mit grausamer Freude sagte er: na, das nenn' ich 'n hübsches Wiederfinden! Und anstatt 'n schlafenden Jungen muß ich 'ne gute Freundin finden! 'S ist merkwürdig! Aber Sie freuen Sich ja gar nicht? Wissen Sie, das könnte mir traurig machen, und ich würde mit Ihnen zanken, wenn ich nicht was Anderes zu thun hätte. Na, 's ist recht gut, daß Sie kein fremder Junge nicht sind, sondern meine gute Freundin. Ich brauche mich nun gar nicht zu ängstigen und kann ganz gemächlich in die andere Stube gehen.

Was wollen Sie thun? fragte Julia, vom Bette aufspringend und zu der Thür eilend, welche Christian eben zu öffnen im Begriff war.

Ich will thun was meines Gewerbes ist! Stehlen will ich, blos stehlen, weiter nichts nicht, als stehlen, und für Sie wird's also nichts zu thun geben, allerschönste Jungfrau, es soll gar kein Blut fließen.

Er wollte sie von der Thür fortdrängen, sie stieß ihn zurück und sagte entschlossen: sobald Sie diese Thür öffnen, schrei ich laut um Hülfe!

Er packte grimmig ihren Arm und flüsterte: und wenn Sie das thun, Gott verdamm' mich, wenn ich's nicht abwarte, daß Leute kommen, und ich will ihnen denn so'n bisken erzählen, wer sie seind, und wo ich Sie kennen lernte. — Na, schreien Sie doch jetzt um Hülfe, rufen Sie doch —

Draußen vor dem Fenster ließ sich ein leises, schrilles Pfeifen vernehmen, Christian unterbrach sich mitten in seiner Rede und horchte, — noch einmal pfiff es, diesmal lauter, angstvoller.

Die Leute im Hauſe ſind erwacht, ſagte Chriſtian, und er will mich rufen, weil Gefahr iſt!

O, Sie werden alſo nicht dieſes Zimmer betreten, ſagte Julia triumphirend.

Blos heute nicht, erwiderte er ruhig. Aber ich komme wieder, und denn ſo werden Sie ſelbſt ſie mir aufmachen und ſorgen, daß ick nicht geſtört werde, oder, ich will verdammt ſein, wenn —

Wieder ließ ſich, raſch aufeinander folgend, dreimaliges Pfeifen vernehmen.

Es iſt die höchſte Zeit! ſagte Chriſtian, und ſprang zum Fenſter. Morgen früh um zehn Uhr komme ich her, ſagte er, und verdammt ſollen Sie ſein, wenn ich Sie nicht finde!

Er ſchwang ſich hinaus auf die Leiter und verſchwand. Wenige Secunden und Julia hörte den raſchen Lauf enteilender Männerſchritte, gleich darauf den Ruf des Nachtwächters: Diebe! Diebe! Dann das laute, ſchrille Gekreiſche der Nothpfeife, dem bald hier und dort ein antwortendes Echo folgte. — Sie ſtürzte zum Fenſter hin, athemlos lauſchend, — das Geräuſch entfernte ſich mehr und mehr, hier und da noch hörte man das raſche Pfeifen der Wächter, dann ward Alles wieder ſtill! —

Ich bin verloren! Ganz verloren! wimmerte Julia leiſe. Schande und Schmach über mich, die Ehrloſe, die — ihre Lippen ſtockten, ſie wagte das Wort nicht zu nennen, welches ſie gedacht.

Morgen früh will er kommen, ſagte ſie dann weiter, und von dem elenden Verbrecher werde ich Bedingungen annehmen müſſen, damit er mich nicht verräth! O, war's denn nicht genug an dieſen Qualen, an dieſen entſetzlichen Martern, welche mein Herz fort und fort zerreißen und mir ſelbſt im Schlummer keine Ruhe gönnen? Mußte das Verhängniß auch aus dieſer letzten

Stätte des Friedens mich vertreiben, um mich der Schmach und Schande wieder auszuliefern?

Wie zerbrochen ſank ſie zuſammen, und lange hörte man nichts als ihr leiſes Aechzen und Weinen und die Jammertöne ihrer zermarterten Bruſt.

Und inmitten ihres Schmerzes und ihrer Pein durchzuckte der Gedanke ihre Seele: wie, wenn Gott ſelber Dir dieſen Mann geſandt, dieſe finſtere Mahnung an Deine Vergangenheit? Wie, wenn er Dich erinnern wollte, daß es für Dich auf Erden keine Ruhe geben kann und keinen Frieden, und daß Du nimmer eine Stätte Dir wählen und ein Glück Dir anbauen könnteſt! —

Und hatte ich nicht Alfred verſprochen, ihm morgen meine Geſchichte zu erzählen, dachte ſie, und hat er mir nicht geſagt, daß er mich liebt? Ach, um ihn zu erretten, ſendet mir Gott dieſen Mann, welcher mich aufſtacheln ſoll, daß ich entfliehe, es iſt ein Zeichen Gottes! Ich habe es verſtanden, ich werde gehorchen!

In der Aufregung und Exaltation ihrer Qual begeiſterte ſie ſich mehr und mehr für dieſen Gedanken, ſchien es ihr bald, als fordere Gott von ihr dieſes Opfer, ſchweigend von hinnen zu gehen und weiter zu wandeln auf der Straße des Leidens.

O, es war ſo ſchön, dieſes ſtille Leben des Friedens und der Liebe, ſagte ſie mit gerungenen Händen, erbebend vor Schmerz. Und inmitten dieſer ſeligen Ruhe begann ſchon die grauſenvolle Vergangenheit vor meinen Augen zu erblaſſen. Mein Gott, mein Gott, darf ich denn niemals Ruhe finden, wird meine Strafe nimmer enden, und der Kelch dieſes Leidens niemals geleert ſein? Bin ich, ich allein von meiner Wiege an denn ausgeſchloſſen von jedem Glück?

Und in wilder Verzweiflung zerſchlug ſie ſich die Brüſte, rang ſie die Hände ſich wund in unermeßlicher

Qual. — Stunde nach Stunde verging, der Morgen dämmerte empor, ein heller kalter Märzmorgen. Bleich, wie eine Leiche, aber gefaßt und ruhig erhob sich Julia von ihren Knieen. — Sie hatte sich selbst überwunden, sie war ganz entschlossen, ganz gefaßt, sie fühlte kaum noch, daß sie litt.

Ich muß fliehen, und das sogleich, sagte sie athemlos. Ich muß fliehen, weil Alfred mich liebt, und weil Christian mich morgen verrathen wird. Es soll nicht gesagt werden, daß man bei Alfred mich entdeckte und fand. Sein reiner edler Name soll nicht geschändet werden durch mich! Die Sonne steigt schon herauf, sie mahnt mich an meine Pflicht! Fort denn, fort, bevor er an meine Thür kommt, mich zu wecken. Niemals wieder darf ich seine Stimme hören, wenn ich den Muth haben soll, ihn zu fliehen!

Mit zitternden Händen raffte sie einige Sachen zusammen, einige Kleidungsstücke und die geringe Baarschaft, die ihr noch geblieben. Dann nahm sie ihren Hut und hüllte sich in den Mantel.

Sie war jetzt fertig, sie hatte nichts mehr zu thun, dennoch stockte ihr Fuß, und ihr trostloser, thränenumschleierter Blick irrte wie suchend im Gemach umher. Dann trat sie zur Harfe und küßte sie zum Abschied. Auf den Staffeleien standen die beiden Zeichnungen, an denen sie gestern noch mitsammen gearbeitet. Das war Alfred's Zeichnung. Sie neigte sich über sie und küßte das Papier, auf welchem seine Hand geruht, und eine Thräne fiel auf das Papier; sie trocknete sich aber rasch die Augen, nahm den Bleistift und schrieb an den Rand der Zeichnung einige flüchtige Abschiedsworte! — Aber sie fühlte, daß ihre Kraft sie verlassen wollte, vielleicht noch wenige Minuten und ihr schwaches Herz wird den Sieg davon tragen, sie wird bleiben, bleiben, der Gefahr, ja selbst der göttlichen Mahnung

zum Trotz. — Nein, rief sie fast laut, ich will, ich muß fort, denn ich liebe ihn, und ich will ihn nicht unglücklich machen!

Und gleichsam fliehend vor der Schwäche ihres eigenen Herzens stürzte sie aus dem Zimmer. — O, dort hinter jener Thür, da war Er, den sie niemals wieder sehen, dessen Stimme sie niemals wieder vernehmen sollte. O, könnte sie doch mindestens ihm Lebewohl sagen, Lebewohl für dieses ganze trostlose Leben!

Nein, nein, vorüber an dieser Thür, hinter welcher ihr Glück weilt und ihre Liebe! Sie muß fort, dem Unglück zu folgen, welches sie ruft, sie, die Leibeigene, die Sclavin des Unglücks!

Schon ist sie die Stiege hinab, — ein Druck und die Hausthür ist auf. — Es ist geschehen! Der kalte Morgenwind schneidet ihr in's Gesicht, sie fühlt es nicht mehr, wie betäubt tritt sie hinaus auf die Straße. Hinter ihr fällt die Thür ins Schloß. Sie ist wieder hinausgestoßen in die Welt!

Die Briefe.

Sie hatte viel gelitten, die arme Gräfin Marsilla, sie hatte doppelt gelitten, weil sie ihr Leiden unter lächelnder Lippe und heiterem Erscheinen hatte verbergen müssen, weil sie Niemanden ihre Schmerzen durfte ahnen lassen, für das Seelenleid sich keinen Trost, für den Körperschmerz sich keinen Helfer suchen konnte, weil sie in der Tiefe ihrer eigenen Brust alle die Qualen verbergen mußte, welche Tag und Nacht ihre Seele folterten. Aber nein, Einen gab es doch, welcher Theil nehmen mußte an ihrem Leid, Einen, vor dem sie das weinende Auge nicht verbergen, den jammernden Aufschrei ihres Herzens nicht zurückhalten brauchte, der auf ihrer bleichen Stirn ihre sorgenvollen Nächte, auf ihren bebenden Lippen das Zucken der Angst sehen durfte. War dieser Eine ihr Gemahl, war es der Gatte, welcher sie liebte und ihr in edler Zuversicht seine Ehre anvertraut und den alten ehrwürdigen Namen der Grafen Marsilla, war es der Mann, der einst ihre Mutter von Schande und Noth errettet, und ihr, der Armen, der Hülflosen, die rettende Hand dargereicht, der sie zu seines Lebens köstlichstem Kleinod erhoben und sie geliebt mit der Liebe

eines Jünglings und der Ehrfurcht und Treue eines Greises zugleich?

Nein, nein, fort mit den Erinnerungen an diesen edlen, großmüthigen Mann, sie zerreißen ihre Seele, sie füllen ihr Herz mit Jammer und Selbstvorwürfen. Nein, dieser Eine, welcher allein rückhaltslos in ihre Seele schauen durfte, es war nicht ihr Gemahl, nicht der Mann, welchem sie vor Gottes Altar ewige Treue geschworen, es war ihr Geliebter, dem sich ihr Herz ergeben, und der ihrer nicht mehr begehrte und ihrer glühenden Liebe. O, wie oft, wie oft, in den längst verklungenen Mädchentagen hatte ihr heißes Herz sich gesehnt nach Liebe, nach diesem großen, entzückensvollen Traum der Jugend, wie oft dann hatte später das junge Weib, dem es versagt gewesen, in dem Gemahl zugleich auch den Geliebten zu umarmen, wie oft hatte sie als Ersatz für das versagte Liebesglück sich ein Kind gewünscht, ein Kind, um auf dies alle die heißen Ströme ihres glühenden Herzens zu ergießen und in dem Mutterglück das Entbehren ihres Herzens untergehen zu lassen! Und jetzt hatte sie Beides, jetzt hatte sie den Mann gefunden, welchen sie liebte, und unter ihrem Herzen ruhte das Pfand dieser Liebe, das Kind, welches bald sie mit dem heiligen Mutternamen verklären sollte. Aber es war Alles, Alles zu spät, ein grausames Geschick hatte den Segen ihr zum Fluch, das Glück ihr zum Verbrechen gewandelt. Eine Meineidige war sie geworden, weil sie liebte, eine Ehrlose, weil sie sich Mutter fühlte! Und dennoch, dennoch, was wäre ihr alles dies gewesen, wenn Er mindestens sie nur noch liebte! Mochte ihr Gewissen sie foltern, ihre Ehre verloren sein, wenn Er mindestens ihr treu blieb in heißer Liebe, und durch die Gluthen seiner Leidenschaft sie entschädigte für alle die Qualen, welche ihr Inneres zerrissen!

Ihm gegenüber hatte ſie gar keinen Stolz mehr, nicht einmal den Stolz, ihm ihren Kummer zu verbergen über ſein Erkalten und ihr Verlaſſenſein, ſie ließ ihn alle ihre Thränen ſehen, ihren Jammer hören, ſie hoffte ihn durch ihre Klagen rühren, durch ihre Liebe die ſeine wieder neu anfachen zu können.

In wilder Verzweiflung hatte ſie den Fürſten Alexiew damals verlaſſen, als ſie Roſa bei ihm gefunden, der Sturm ihrer Leidenſchaft hatte ſie zu Boden geſchleudert und ſie krank gemacht vor Gram und unendlichem Weh. Aber die Liebe hatte ſie wieder emporgetrieben; als eine Zürnende hatte ſie den Fürſten verlaſſen, und als eine Flehende, Bittende kam ſie nach wenigen Tagen wieder zu ihm, nichts mehr erflehend, als daß er ihr ihren Zorn vergebe, nichts mehr erbittend, als daß er ſie wieder aufnehme an ſeinem Herzen und in ſeiner Liebe! — Aurelia war ein Weib, und dem Manne gegenüber, welchen ſie liebte, fühlte ſie ſich ganz nur als wahres, naturvolles Weib, ſie konnte nicht heucheln, nicht verhüllen, und da ſie ihm einmal ihren Stolz geopfert und ihre Ehre, war die letzte Schanze niedergeworfen, hinter welche ſie ſich hätte flüchten können mit ihrer zertretenen Liebe. Sie lag vor ihm auf den Knieen und mit Thränen und Schluchzen flehte ſie ihn an um das Wiedererwachen ſeiner Liebe. Und gerade das Verbrecheriſche ihrer Verbindung mit dem Fürſten, es war ein unzerreißbares Band, das ſie an ihn kettete und unauflöslich ſie ihm zu eigen gab. Er war ihre Ehre, in ihm ruhte ihr Stolz und ihre Tugend, ſie hatte ihres ganzen Daſeins heiligſte Beſitzthümer ihm anvertraut, was Wunder, daß ſie auf ewig ſich an ihn gefeſſelt, ſich ihm ganz ergeben, ganz demuthsvoll fühlte. In einer legitimen Liebe kann das Weib ſich ſeinen Stolz bewahren und ſeine weibliche Würde, es iſt dies ge-

wissermaßen der Purpurmantel, den sie um ihre königlichen Schultern legt, aber in der illegitimen Liebe, in der Liebe, welche sie zu einer Meineidigen und Verbrecherin macht, bleibt ihr nichts als grenzenlose Hingebung und sclavische Demuth, der Königin sowohl, wie der Bettlerin; das Verbrechen, es ist gewissermaßen ein Zauber, der die Kette, welche sie an ihn fesselt, unauflöslich macht, ihn, den Geliebten, kann diese Kette in einen ewig gefesselten Galeerensclaven verwandeln, sie aber, sie wird die Fessel nur als eine Lust, die Sclaverei nur als eine Wonne empfinden. Gerade das Verbrecherische solcher Liebe hat einen verlockenden, zauberischen Reiz, und doppelt liebt das entartete Weib den Mann, um den sie grenzenlos gelitten, grenzenlos geweint hat.

Fürst Alexiew von Pomowsky war zu schwach, solcher Liebe einen festen, energischen Widerstand entgegen zu setzen, er duldete sie, er hörte ihre Liebesschwüre an und erwiderte sie, aus Instinct, aus Gewohnheit, nur um Ruhe zu haben und nicht ewig diese Stürme und Aufregungen toben zu hören. Aurelia aber empfand seine Kälte mit dem feinen Instinct eines liebenden Weibes, und dann flammte ihr Zorn empor, drohte er zu einer Brandfackel zu werden, die *sein* Glück und das ihrige auf immer zu Asche verbrennen möchte. *Sein* Glück auch! Fürst Alexiew war egoistisch genug, hieran zuerst zu denken, dies vor allen Dingen zu scheuen! — Sie hatte ihm in der zornigen Verzweiflung ihres Herzens einen Brief voll wilder Klagen und Anschuldigungen geschrieben, sie hatte ihm gedroht, der ganzen Welt seinen Verrath und Treubruch zu verkünden, ihrem Gemahl seine Briefe zu geben und ihn zu ihrem Vertheidiger und Rächer aufzurufen. — Fürst Alexiew kannte die Weiber hinlänglich, um zu wissen, daß sie,

wenn sie sich verrathen und verlassen sehen, sich leicht zu einem Heroismus aufschwingen, der sie jauchzend in den Tod gehen und aller Schande trotzen läßt, vorausgesetzt nur, daß Der, welchen sie lieben und welcher sie verrieth, mit ihnen leidet, mit ihnen stirbt und geschändet ist! — Aber Fürst Alexiew hatte vor nichts einen stärkern Widerwillen, als vor öffentlichem Scandal, er haßte nichts mehr, als die Romane seines Herzens zu einer Stadtgeschichte werden zu sehen, an denen man sich ergötzen möchte in den Salons und Boudoirs. Die Männer haben zumeist diese Scheu vor den On dit's des Tages; sie mögen leichtsinnig den größten Frevel begehen, vorausgesetzt nur, daß die Welt es nicht erfährt, sie haben keine Furcht vor dem Verbrechen, aber vor dem Bekanntwerden desselben, das Laster schreckt sie nicht, sondern nur, daß es gewußt und enthüllt werden könnte. Anders ist es bei dem Weibe. Das Weib kämpft lange mit sich selber, ehe denn es seine Tugend aufgiebt, es ringt und streitet lange, ehe denn es sich dem Verbrechen ergiebt und dem Laster sich in die Arme wirft. Wenn die Leidenschaft aber einmal sie bis zu diesem Aeußersten getrieben, dann hat sie auch den Muth, die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen und der ganzen Welt gegenüber zu erscheinen mit ihrer Schmach und ihrer zertretenen Würde.

Fürst Alexiew von Pomowsky wußte das, und er fürchtete bei Aurelien die Exaltation ihrer Verzweiflung. Er zerriß mit zorniger Miene ihren drohenden Brief und sagte zähneknirschend: Ich muß eine Ende machen und auf immer mit ihr brechen. Mein Gott, es ist sehr langweilig, immer dieses Klagen und Jammern, dieses didonische Seufzen zu hören; aber ich hätte es dennoch ruhig erlitten und geduldet, um mich nur zu schützen vor diesen vulkanischen Stürmen und Ausbrüchen, um nur zuweilen mindestens Ruhe zu

haben! Aber jetzt ist meine Langmuth erschöpft, meine Geduld zu Ende! Sie droht mir, sie selber ist es, die mir den Fehdehandschuh hinwirft. Nun wohl, ich werde gegen sie kämpfen, aber nur, um sie auf immer zu besiegen!

Er befahl vorzufahren und begab sich zur Gräfin Marsilla. Aber auch jetzt hatte er den Muth nicht, ihr als Feind gegenüber zu treten, — nicht als ob er ihre Macht über ihn fürchtete und an die Möglichkeit glaubte, von ihr besiegt zu werden. Nein, es war nur viel bequemer, sie hinterrücks zu überfallen, statt ihr offen die Stirn zu bieten, viel bequemer, sie in einer Umarmung zu erwürgen, sie mit einem Kusse zu ersticken, statt mit ihr zu kämpfen um Tod und Leben, und Gefahr zu laufen, selber verwundet zu werden; es war viel bequemer, unter Schmeichelworten und zärtlichen Betheuerungen ihr den Dolch in's Herz zu stoßen, statt Auge gegen Auge ihr gegenüber zu treten im ehrlichen Zweikampf.

Niemals daher war Fürst Alexiew zärtlicher gewesen und leidenschaftlicher. Er lag zu ihren Füßen und flehte sie an um Vergebung, er nannte sich selber einen Verbrecher, weil einen Augenblick lang sein Herz erkaltet gewesen und ermattet, er flehte sie an um Verzeihung und erneuerte Liebe, und schwur ihr auf's Neue grenzenlose Liebe und ewige Treue. Und sie? — Sie war nur ein Weib, und deshalb glaubte sie seinen Schwüren und mißtraute nicht seinen heißen Gelübden.

Wie schön war's, wieder in süßem, gewohntem Glück an seiner Seite zu sitzen, das Haupt an seine Schulter gelehnt, träumend von seliger Zukunft, ausruhend in genußvoller Gegenwart! Wie schön, seinen köstlichen Worten zu lauschen, diesen Himmelsmelodieen seiner Liebe! O, alle ihre Schmerzen waren endlich

jetzt in Schlummer gewiegt, all ihr Gram, er war hinabgesenkt in dieses süße Meer des Glücks, er hatte keine Spur zurückgelassen auf dieser spiegelglatten Fläche, auf welcher sie in seinem Arm sich schaukelte und einwiegte zu seligem Vergessen und heiterem Genießen!

Zuletzt, ganz zuletzt, nach langen Stunden der Freude, nach tausend Versicherungen ewiger Liebe, erinnerte er sie mit zärtlichem Vorwurf an den Brief, den sie ihm geschrieben, und in welchem sie ihm gedroht, seine Briefe ihrem Gemahl zu geben! Mein Gott, war's nicht ein Sacrilegium, diese heiligen Reliquien dem Spott, der Verachtung Preis geben, diese Pfänder glücklicher Tage in den Staub treten zu wollen?

Weißt Du, sagte er, und zog die Geliebte an sich, um sie unter zärtlichen Scheltworten zu küssen, weißt Du, Du böses, zauberisches Weib, daß ich bitterlich geweint habe, als ich das las, daß es mir schien, als ob Deine eigenen Briefe sogar, diese köstlichen und heiligen Kleinodien, mir entweiht worden durch solche Drohung? O mein Gott, die Liebe ist eine so zarte Blüthe, so leicht verletzbar, vor jeder rauhen Berührung bebt sie zurück, einer zarten Sensitive gleich! Konntest Du, Aurelia, so grausam sein, diese heiligen Vermächtnisse einer himmlischen Vergangenheit so entweihen zu wollen, daß Du aus ihnen eine Waffe machtest, mit welcher Du gegen mich kämpfen willst?

Aurelia stand vor ihm mit niedergeschlagenen Augen und erröthenden Wangen, sie schämte sich ihrer Drohung, und sie meinte entschuldigend, daß sie nimmer dieselbe würde ausgeführt und so ihr köstlichstes Besitzthum würde hingeopfert haben.

Er meinte seufzend, daß er zweifeln müsse, ob sie überhaupt Werth gelegt auf seine Briefe, ja, ob sie

dieſelben aufbewahrt, oder nicht lieber ſie verbrannt habe, aus Furcht, ſie möchten einmal gegen ſie zeugen und ſie verrathen an den Gemahl.

O, ſagte ſie mit glühenden Wangen, ſeit ich Dich liebe, Alexiew, kenne ich keine Furcht, und ich bin nicht ſo feig, dieſe herrlichen Briefe zu vernichten. Nein, ſie ſind mein Troſt und meine Wonne, wenn Du ſelber nicht bei mir biſt, und wenn ich in ihnen leſe, iſt es mir, als ob Du unſichtbar neben mir wäreſt, als ob Deine Seele mir zur Seite und nur Dein Körper fern von mir ſei.

Er drohte ihr lächelnd und zweifelnd mit dem Finger, und meinte, ob er ihren Worten auch trauen dürfe?

Sie eilte ſchnell zu ihrem Schreibtiſch und nahm aus demſelben ein köſtliches, mit Edelſteinen verziertes Käſtchen, das ihr der Fürſt einſt geſchenkt, und das nur von dem geöffnet werden konnte, der die geheime Feder kannte, welche machte, daß es ſich aufthat.

Als er an der Feder drückte, flog der Deckel auf, und in dem Kaſten lagen, wohlverwahrt und nach dem Datum geordnet, alle ſeine Briefe an ſie.

Der Fürſt nahm ſie heraus und durchflog ſie prüfend mit den Augen. Dann ſagte er mit faſt ſchwermüthigem Ton und jenem melancholiſchen Ausdruck, der ſeinem ſchönen Geſichte ſo gut ſtand: es grauet mir immer vor ſolchen Briefen, die weiter nichts ſind, als abgefallene, verwelkte Blätter von dem vollen, lebensfriſchen Baume der Liebe, und die dennoch ſtark genug ſein mögen, dieſen Baum zu überdauern und die Blüthe unſeres Glückes zu überleben! Solche Briefe, ſie ſind mir immer, wie der Ruf und die Mahnung einer andern Welt, und, wie ſeltſam es auch Dir vorkommen mag, ſie erſcheinen mir immer wie jene un-

heimlichen Vögel, welche mit ihrem heiſern Geſchrei den nahen Tod uns verkünden!

Schwärmer! ſagte ſie lächelnd und küßte ſeine edle Stirn.

Er fuhr ſchwermüthig fort: Entſinnſt Du Dich wohl dieſes Gelübdes, welches Hernani dem Gemahl ſeiner Geliebten gethan, dieſes grauſamen Todesgelübdes, das mit dem Rufe des Waldhorns über ihn hereinbrechen ſoll? Solche Liebesbriefe ſind wie das Waldhorn Hernani's in den Händen ſeines Feindes. Wollen wir ihnen denn auch dieſelbe Bedeutung geben und ſie zu unheimlichen Todesboten ſtempeln!

Wie meinſt Du das? fragte ſie, ſich an ihn ſchmiegend und voll Bewunderung in ſein ſchönes Angeſicht ſehend, das bleich und ſchwermuthsvoll geworden war. — Wir ſagten es ſchon, Alexiew beſaß dieſe bewunderungswürdige und gefährliche Leichtigkeit, ſich dem Eindrucke jedes Momentes mit ſeinem ganzen Weſen, ſeiner ganzen Seele hinzugeben, und mit der Genialität eines Schauſpielers ſich ſo in die Rolle, welche er gerade ſpielte, zu verlieren, daß er damit aufhörte, an die Wahrheit und Wirklichkeit ſeiner Rolle zu glauben und ſich leicht ſelber als den tragiſchen Helden fühlte, welchen er nur darſtellte. Deshalb auch ſchien er immer wahr zu ſein, ja, war er es ſogar, weil er nicht blos die große Kunſt beſaß, Andere zu täuſchen, ſondern weil er ſogar ſich ſelber täuſchte, und, ganz an den Moment hingegeben, dem Momente Macht gab über ſich ſelber.

Auch jetzt wieder hatte er ſich ganz verloren, ganz hingegeben an ſeine Rolle, er glaubte ihr, er glaubte ſich ſelber, er empfand in Wirklichkeit dieſe wehmuthsvolle Trauer, dieſe vorahnenden Schauer, und mit ſchwermuthsvollem Tone fuhr er fort: dieſe Briefe, ſie ſollen in Deinen Händen ſein, wie das Waldhorn

Hernani's in den Händen des Don Gomez, und wenn einſt Deine Liebe zu mir erkaltet und Deine Zärtlichkeit erſtorben iſt, dann ſende mir ſchweigend meine Briefe zurück, ich werde dann wiſſen, daß mein Glück für immer erſtorben iſt, und mir nichts weiter übrig bleibt, als ſelbſt zu ſterben. Willſt Du mir das geloben? Willſt Du mir ſchwören, ſo zu thun, mich nicht mit harten, grauſamen Worten von Dir zu weiſen, ſondern nur ſchweigend mir meine Briefe zurückzuſenden?

Ich gelobe es Dir, ſagte ſie, ganz überwältigt von ſeinem feierlichen Ton, ja ich gelobe es Dir, wenn Du mir ſchwörſt, daß Du es auch ſo machen willſt, daß Du mich nicht ſo langſam hinmorden willſt mit kalten, liebloſen Worten, ſondern nur ſchweigend mir meine Briefe ſendeſt als finſtere Todesvögel.

O, ein überflüſſiger Schwur, ſagte er, denn ich werde niemals aufhören Dich zu lieben!

Aber Du mußt ihn leiſten, wenn ich den meinen erfüllen ſoll!

Wohl, ſo ſchwöre ich es Dir, ſchwöre Dir das Unmögliche! Die Rückſendung Deiner Briefe bedeute Dir den Tod meiner Liebe! O, ein Sacrilegium, Aurelia, meine Liebe zu Dir kann niemals ſterben!

Auch die meine nicht, ſagte ſie vorwurfsvoll, und doch forderteſt Du dieſen Schwur!

Und noch einen andern Schwur will ich Dir leiſten, rief er, nämlich dieſen, daß Du, wenn Du mir meine Briefe geſandt, niemals ein Wort der Klage oder des Vorwurfs von mir hören ſollſt.

Ich ſchwöre Dir daſſelbe, ſagte ſie.

Ich ſchwöre es beim Geiſte meines Vaters!

Und ich ſchwöre es Dir beim Geiſte meiner Mutter!

O, ſind wir nicht Kinder, rief der Fürſt jetzt laut lachend, Kinder, uns ſo mit Geſpenſtern zu ängſtigen und aus den hellen Mondſtrahlen unſeres Glückes uns

grauſenvolle Leichenbilder zu ſchaffen? Komm, Aurelia, laß uns lachen und heiter ſein! Wir lieben uns ja, was hat denn der Tod zu ſchaffen mit unſerm lebensvollen Glücke!

Er umarmte die Gräfin und küßte ſie, und mit heiterm Scherzwort vertrieb er die leichten Wolken von ihrer Stirn. Sie war ganz glücklich, ganz ſelig! Das Käſtchen mit den Briefen ſtand immer noch vor ihnen. Dann bat der Fürſt um ein Buch, das ſie beſaß und ihm mitzutheilen verſprochen. Sie ging in den nahen Salon, es zu holen. — Jetzt war er allein im Boudoir, einen kurzen Moment nur, aber er war allein! — Raſch zog er aus ſeinem Buſen ein kleines Paket, raſch drückte er an der Feder, daß der Kaſten aufflog, — nun nahm er ſeine Briefe heraus und verbarg ſie in ſeinem Buſen. Schnell jetzt das andere Paket hinein, — den Kaſten wieder zugedrückt, — ah, da kommt Aurelia, die liebe, die engelgleiche Aurelia, und mit zärtlichen Dankesworten empfängt er aus ihren Händen das Buch.

Und nun noch dieſer zärtliche Abſchied, dieſe ſtets ſich erneuernden Umarmungen, dieſes Trennen, um ſich immer wieder zu umſchlingen, dieſes Anblicken und Seufzen, dieſe zärtlichen, hingehauchten Worte, dieſe Seufzer und Küſſe!

Endlich geht er. Sie ſieht ihm lächelnd nach, ſelig und voll unendlichen Glückes!

An der Treppe ſteht der Kammerdiener der Gräfin.

Ach, ich vergaß, ſagte der Fürſt, leiſe zuſammenſchreckend, ich vergaß, der Gräfin dieſes Briefchen zu geben. Bringen Sie es hinein zu ihr, Lieber!

Mit ruhigem Lächeln ſteigt er die Treppe hinab.

Ehe er noch die Stiegen hinunter iſt, hat die Gräfin ſchon das Briefchen erhalten.

Mein Gott, was bedeutet dies, das ist ja seine Handschrift!

Sie öffnet es mit zitternden Händen. Es enthält nichts, als die Worte: Gedenke Deines Schwurs und öffne das Kästchen!

Sie fliegt zu dem Tische, ein Druck öffnet den Kasten, mit fliegenden Händen nimmt sie die Briefe.

Ein einziger gellender Schrei tönt von ihren Lippen, aber Niemand hört ihn, das Rollen des Wagens, welcher den Fürsten von dannen trägt, übertönt ihn!

Ach, es sind ihre eigenen Briefe, die sie in dem Kästchen findet, ihre Briefe, die sie ihm geschrieben, er hat sie ihr zurückgegeben und erinnert sie an ihren Schwur!

Bewußtlos sinkt sie zusammen!

Leben oder Tod.

Ja, wenn das Bewußtsein niemals wiederkehrte, wenn mit dem Aufhören des Glückes auch die Erinnerungen daran aufhörten und die Gedanken erlöschen könnten! Aber dieses Erwachen aus der Bewußtlosigkeit, dieses Emportauchen aus dem Meere des Jammers, dieses Erinnern und Bewußtwerden, dieses Händeringen und Aufjammern! Mein Gott, wie sich vor den wiedererwachenden Blicken plötzlich die ganze Welt verändert hat, wie schwer die Luft drückt auf der wiederaufathmenden Brust, wie langsam, giftigen Spinnen gleich die Gedanken über das Herz hinschleichen und überall Wunden aufreißen, Flammen emporlodern machen! Arme, arme Aurelia! Du mußtest wieder erwachen aus Deiner Bewußtlosigkeit, einen Moment nur breitete der Engel des Todes schützend seine Flügel über Dir aus, einen Moment nur konnte er Dich bewahren vor diesen wilden Geißelungen des Lebens, dann gewann es wieder Macht über Dich, um Dich auf's Neue zu martern, auf's Neue Dich zu verwunden!

Sie schlug die Augen wieder auf, sie athmete wieder. Mit irren, bewußtlosen Blicken schaute sie umher. Vor ihr stand das geöffnete Kästchen. Ach, sie wußte

jetzt Alles, Alles, ſie wußte, daß ſie verrathen, verſtoßen und betrogen war. Sie wußte, daß Alexiew ihr Liebe geſchworen, während er ſie verrieth, daß er ſie noch an ſein Herz gedrückt, als er ſie ſchon verrathen hatte! Er war alſo nur gekommen, um ſie zu verſtoßen, er war nur zärtlich geweſen, weil er zu feig war, mit offenem Antlitz ihr gegenüber zu treten, Alles war überlegt, Alles war berechnet geweſen! Er hatte ihre Briefe ſchon mitgebracht, um ſie ihr zu geben, er hatte den Schwur nur gethan, damit ſie ihm nachahme und durch einen gleichen Schwur ſich verpflichte! Nichts als feiger, hämiſcher Verrath, tückiſche Falſchheit.

Auch diesmal hatte er doch, ohne es zu wollen, ihr wohlgethan; ſtatt ſie niederzudrücken, hatte er ſie aufgerichtet, die Liebe hatte ſie in den Staub getreten, der Stolz richtete ſie wieder empor; ach, er hätte ſie langſam, Tag für Tag, morden können, nach und nach hätte ihr Herz verbluten können, — jetzt blutete es gar nicht mehr, jetzt, wie durch Zauberwort, fühlte ſie ſich geheilt von ihrer Liebe und von ihrem Leid, empfand ſie nichts mehr als grenzenloſe Verachtung und den glühendſten Durſt nach Rache!

O, ſagte ſie, mit raſchen Schritten im Gemache auf und ab gehend, o, ich werde mich rächen an dieſem Verräther, der gleich dem Judas mich küßte, indem er mich verrieth, ja, ich werde mich rächen, und müßte ich Jahre, lange troſtloſe Jahre warten auf dieſen Moment der befriedigten Rache. Es iſt nichts mit der Vergebung und dem friedlichen Dulden, Gott ſendet ſeine Rache für jedes menſchliche Fehlen und Irren; ich will Gott gleich ſein, und den Verbrecher will ich ſtrafen, wie Gott mich ſtrafte für das Verbrechen des Meineides.

Und von dem Feuer des Haſſes fühlte ſie ſich jetzt durchglüht, wie kurz zuvor noch von dem Feuer der

Liebe. Ihre Augen flammten, ihre Lippen bebten, Purpurröthe brannte auf ihren Wangen! Sie fühlte sich ganz glücklich, ganz erleichtert, nun sie den Entschluß gefaßt, sich zu rächen. Ihre ganze Energie war mit diesem Entschluß ihr zurückgekehrt, es schien ihr, als sei sie wieder jung, wieder glücklich geworden. Doch auch dieser Moment des Berauschtseins ging vorüber, die Indignation hatte sie erglühen gemacht, die Rache hatte sie begeistert, aber plötzlich erblaßte dies Alles vor dem Gedanken an ihren Gemahl, an die eigene Schande! — Wie sollte sie ihm gegenüber treten, ihm, dem edlen, dem vertrauenden Gemahl, wie sollte sie es wagen, ihm ihre Schuld und ihr Verbrechen zu bekennen, jetzt, da sie für das Kind, das unter ihrem Herzen ruhte, nicht einmal mehr ihm den Vater nennen konnte, der es lieben und hochachten wollte, wie er sie geliebt und hochgeachtet? Woher sollte sie den Muth nehmen, ihm ihren Treubruch zu gestehen, jetzt, da Alexiew ihr gezeigt, wie unwerth er des Verraths gewesen, welchen sie an dem Gatten begangen! Ach, sie hatte Alles verloren, sogar das Recht, um den Geliebten weinen zu können, sogar den Muth, sich schuldig zu bekennen!

Sie schrie laut auf vor unendlicher Pein, sie rang sich die Hände wund in namenlosem Weh, dann ward sie still, und mit starren Blicken, mit athemloser Brust saß sie da, lauschend auf die wunderbare Stimme, die sie in ihrer Brust wach gerufen, und von der sie nicht wußte, ob sie eines Engels oder eines Dämons Stimme sei.

Das Leben erdrückt Dich mit seinen Qualen, sagte diese leise flüsternde, lockende Stimme, wirf es von Dir, dieses ekle, wüste Leben. Der Geliebte hat Dich verlassen, ich aber, ich öffne Dir die Arme, um Dich süß zu umfangen, um an meiner Brust Dich einzu-

lullen zu ewigem Vergeſſen, zu traumloſem Schlummer! Es gehört viel Muth dazu, geſchändet und entehrt auf Erden zu wandeln, haſt Du dieſen Muth des frechen Verbrechers? Nein, Du haſt ihn nicht, darum komm in meine Arme, ich will Dein Haupt bergen unter meinen Fittigen, und Niemand wird Dein Geheimniß erfahren und Deine Schande. Komm ſchnell, ehe denn die Welt hohnlächelnd mit den Fingern auf Dich zeigt, auf Dich, die Geſchändete, die Verrathene! Komm ſchnell, ehe Dein Gemahl zurückkehrt und auf Deiner entweihten Stirn Dein Verbrechen und Deine Schande lieſt. Komm, ich will Dich ſchützen gegen dieſe unendliche Demüthigung, und wenn Du mir folgſt, wird der Gemahl nimmer aufhören Dich zu lieben, denn er wird nichts wiſſen von Deiner Schuld, kann die Welt Dich nicht verhöhnen, denn ſie wird nichts ahnen von Deiner Schande. Komm in meine geöffneten Arme, dann wirſt Du als Racheengel Dem erſcheinen, welcher Dich verrieth! In jeden Becher ſeiner Freuden wirſt Du den Wermuthstropfen ihm ſchütten, vor jedem Glücke wirſt Du warnend Dich aufſtellen und ihn zurückſcheuchen mit Deiner drohenden Geſtalt. Folge mir und ſein Leben wird fortan nichts ſein, als eine fortlaufende Kette von Qualen, denn die Erinnerung an Dich wird alle ſeine Freuden vergiften, wird ſeinen Schlummer ruhelos machen und ſeine Träume ſelbſt erfüllen mit Jammer, Du wirſt ſein böſes Gewiſſen ſein und namenloſe Qual ihm ſchaffen, während Du in meinen Armen liegſt, allem Jammer entrückt, in traumloſer, ſeliger Ruhe!

Aurelia fühlte ſich wie bezaubert von dieſer verlockenden Stimme, ſie hatte keine Gewalt mehr, ihr zu widerſtehen, ſie fühlte ſich ganz hingegeben, ganz überwältigt!

Welch eine geheime Gewalt war's, die ſie zu ihrem

Schreibtisch zog, die den scharfen, spitzen Dolch in ihre Hand legte? — O mein Gott, was soll die Waffe des Todes in der zarten Frauenhand? — Sie zückt sie gegen ihre eigene Brust, ihr glanzloses, thränenleeres Auge starrt gen Himmel, ihre Wange ist farblos und bleich, da — was stockt sie plötzlich, was sinkt ihre Hand, die sich eben noch so kühn erhoben?

Ist sie verstummt diese süß verlockende Stimme, welche sie gerufen mit köstlichem Trostesworte, ist sie verstummt? Nein, aber sie ist übertönt worden von einer lautern, mächtigern Stimme, von einem Klange, welcher wie heiliges Orgelgetön in ihrem Herzen erbraust ist! Der Tod konnte sie verlocken, aber mächtiger noch war die Stimme der Natur, welche dem Tode sie aus den Armen riß mit dem heiligen Zuruf:

Du mußt leben, denn Du bist Mutter! Richte Dich auf und wandle weiter, denn Dein Kind bedarf Deines Lebens! Willst Du zur Mörderin werden an Deinem Kinde, willst Du das Leben tödten, welches als heilige Blüthe in Deinem Herzen emporblüht? Ertrage das Leben um Deines Kindes willen, sei groß, sei stark, leide Alles, vergiß Alles, und denke nur daran, daß Du Mutter bist. Mutter! Noch gehörst Du nicht zu den Verdammten und Verworfenen, denn die heilige Natur hat Dich geweihet mit ihrem heiligsten Priesterthum, sie hat aus dem Weibe eine Mutter gemacht, und um deswillen sollst Du vergessen, daß Du ein Weib warst, und Dich nur erinnern, daß Du Mutter bist!

Und Aurelia senkte ihr Haupt auf ihre Brust und flüsterte leise, aber ergebungsvoll: Ich werde leben!

Der Dolch entsank ihrer Hand und bohrte mit seiner Spitze sich in den Fußboden ein, aufrecht stehend, wie ein Kreuz anzusehen, wie das Kreuz eines Grabhügels.

Aurelia kniete nieder neben diesem Kreuze, sie legte ihre Rechte auf dasselbe, und ihre zuckenden Lippen sprachen leise Gebete und feierliche Schwüre. Es war ein schauerlich schönes Bild, dieses todesbleiche schöne Weib knieend vor dem aufgerichteten Dolche, das große flammende Auge gen Himmel gewandt, Racheschwüre und Angstgebete zugleich auf den bebenden Lippen. Wie Medea und Magdalena in Einer Person war sie anzuschauen, und die Qualen Beider fühlte sie in ihrer Brust!

Der Dolch fiel ächzend nun, jetzt war er kein Kreuz mehr, nur ein Werkzeug des Todes, — die Gebete verstummten auf Aureliens Lippen, sie hatte nur noch glühende Eide der Rache. — Dann hob sie den Dolch auf und legte ihn mit kalter, ruhiger Resignation in das Kästchen zu den Briefen, und ein grausames Lächeln spielte um ihren Mund, als sie sagte: Er sandte mir Hernani's Waldhorn! Nun wohl, ich lege meinen Dolch dazu! Das soll ein guter Klang werden, wenn die Beiden einst gegen einander schlagen!

Dann drückte sie den Deckel zu, mit fester Miene, ganz entschlossen, ganz stark in ihren gefaßten Entschlüssen. Und jetzt, sagte sie, jetzt will ich leben und die Zukunft erwarten! Möge sie mir Unheil und Schande bringen!

Druck von Otto Janke in Berlin.

Berlin

vor funfzehn Jahren.

Roman

von

L. Mühlbach.

Dritter Theil.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Die Geschwister.

Vergebens hatte Eduard seit acht Tagen jeden Morgen seine Schwester erwartet, daß sie in gewohnter Weise komme, ihm seinen Haushalt zu bestellen und eine schöne und erquickliche Stunde an seiner Seite zu verplaudern. Amalie war nicht gekommen, und diese acht Tage, in welchen er sie nicht gesehen, dünkten Eduard eine Ewigkeit, eine unerträgliche Leere! Was konnte es sein, das sie verhinderte, ihm ihr Wort zu halten, war es möglich, daß ihr Herz wirklich ihm erkaltet und ihrem Gatten in alleiniger Liebe sich zugewandt habe? Drei lange, trostlose Tage quälte sich Eduard mit dieser Frage, die ihn rasend machte vor Zorn und unendlicher Liebe, aber am vierten Tage kam Frau Winkler und reichte ihm mit freudestrahlendem Angesicht einen Blumenstrauß dar.

Eduard riß ihn mit einem Ausruf des Entzückens aus ihrer Hand und drückte ihn mit einem Gefühl des unaussprechlichsten Glückes an seine Lippen. Ja, er fühlte es an der Seligkeit, die seine Brust erfüllte, an dem stürmischen Klopfen seines Herzens, an der

Gluth, welche ſein ganzes Weſen erfaßte, dieſe Blumen kamen von ihr, ſie hatte mit ihren Händen ſie berührt, ihre Augen hatten darauf geruht, vielleicht dieſe Roſe betrachtet, welche er jetzt an ſeine Lippen preßte, um auf ihren duftenden Blättern den Blick zu küſſen, den ſie darauf geheftet. Er fragte gar nicht, wer ihm dieſen Blumenſtrauß geſendet, er wußte es ja, und kein Zweifel war in ſeinem Herzen, daß Amalie ihm, als holdes Troſteswort, dieſe Blumen geſchickt. Sie liebte ihn alſo noch, ſie dachte an ihn, ſie hatte ihn nicht vergeſſen, und es war gewiß nur Gotthold's tyranniſcher Wille, daß ſie nicht mehr zu ihm kommen durfte!

Und ganz an die Thür gedrückt, demüthig und beſcheiden, ſtand Frau Winkler und ſchaute mit leuchtenden Augen auf Eduard, ganz glücklich, ganz erfüllt von der Freude, die aus ſeinen Augen ſtrahlte. Es war ihr alſo vergönnt geweſen, ihm eine Freude zu machen, ſie alſo hatte dieſes ſchöne geliebte Angeſicht mit einem Schimmer des Glückes verklären können! Ach, dies war ja unendlich mehr, als ſie jemals zu hoffen gewagt, und ſie ſagte ganz ſtill zu ſich ſelber: ich ſegne die Blumen, welche mir Eingang verſchafften bei ihm! Ach, nun liebe ich die Natur und die Schöpfung erſt recht dankbarlich und innig, weil ſie Blumen wachſen läßt, welche er liebt, und die gewiſſermaßen für mich der Portier ſind, ohne deſſen Hülfe ich nicht in ſein Zimmer gelangen könnte!

Aber Eduard entſann ſich jetzt, daß er nicht allein ſei mit ſeinen Blumen, und ſich an Frau Winkler wendend und ihr lächelnd zunickend, ſagte er: und jetzt, gute Frau, ſagen Sie mir, war ſie heiter, lächelte ſie, als ſie Ihnen dieſe Blumen gab?

Wer? fragte die Alte, aus ihrer Freude erwachend.

Nun, die Dame, die Ihnen dieſe Blumen gab! rief er ungeduldig.

Frau Winkler ſenkte ſeufzend ihr Haupt auf ihre Bruſt. Ach, er dachte alſo nicht einmal an die Möglichkeit, daß dieſe Blumen von ihr kämen, nicht der leiſeſte Gedanke ſtieg in ihm auf, daß ſie ſelber die Geberin dieſes Straußes ſei, ſie, die ſo tief unter ihm ſtand, daß ſie zu ihm in gar keiner menſchlichen Beziehung ſtehen, daß ſie nichts weiter ſein konnte, als ein dienſtbares Weſen, ohne Theilnahme und menſchliche Regung!

Mein Gott, Sie antworten mir nicht, rief er ängſtlich. Sie war alſo nicht heiter? Sie ſah bleich und leidend aus?

Der Blick, den er auf die Alte heftete, war ſo voll Angſt und Schrecken, daß ſie Mitleid empfand mit ſeiner Sorge, und ſich zu jedem Opfer, zu jeder Entſagung bereit fühlte.

O nein, ſagte ſie mit mattem Lächeln, ſie war heiter und ihre Wangen glühten purpurroth, als ſie mir dieſe Blumen gab.

Ach, ich danke Ihnen, rief Eduard aufathmend. Und ſagte ſie Ihnen nichts, gar nichts, nicht die kleinſte Beſtellung?

Doch, ſie läßt Ihnen tauſend Grüße ſagen, flüſterte Frau Winkler mit niedergeſchlagenen Augen, denn ſie ſchämte ſich ihrer Lüge, und mochte es nicht wagen, Eduard's Blicken zu begegnen.

Dank, tauſend Dank, rief Eduard innig und reichte ihr die Hand dar. Sie drückte ſie heftig, aber als er ſeine Hand zurückzog, ließ er ein Geldſtück in die ihre gleiten.

O, ſagte ſie ſchmerzvoll und erbebend, nicht einmal der Händedruck galt mir! Sie reichten mir nur die Hand, um mir Geld zu geben!

Und Sie dürfen mir das nicht verargen, rief Eduard herzlich, Sie haben mir eine so große Freude gemacht, daß ich Ihnen gern vergelten möchte. Da ich aber Ihre Neigungen und Wünsche nicht kenne, so bleibt mir ja nichts anderes übrig, als Ihnen Geld zu geben, damit Sie es nach Ihrem Gefallen anwenden und sich ein Vergnügen machen.

Ich soll mir mit dem Gelde eine Freude machen, seufzte Frau Winkler, als sie Eduard verlassen und langsam die Stiegen hinunterschlich. Nun ja, ich werde es thun! Ich werde Blumen kaufen und sie ihm bringen! Mag er dann auch immerhin denken, daß ich nur die Botin einer jungen, schönen Dame bin! Was thut das! Ich thue es ja nicht, um Dank davon zu haben, sondern nur um ihn zu sehen!

Und wieder vergingen für Eduard mehrere Tage in Erwartung und Sehnsucht, und Amalie kam noch immer nicht. Freilich, er hätte zu ihr gehen, er hätte in ihrem Hause sie aufsuchen dürfen! Aber er fürchtete das Begegnen mit Gotthold, weil er fühlte, daß es ihm, diesem heuchlerischen Priester gegenüber, an der nothwendigen Ruhe und Gelassenheit fehlen, und er, in rückhaltloser Heftigkeit, Alles verderben möchte.

Auch würde Amalie, wenn sie meine Gegenwart wünschte, sicherlich mich zu sich rufen, sagte er, sie weiß es ja, daß es nur eines Winkes von ihr bedarf, um mich an ihre Seite zu rufen!

Acht Tage waren so vergangen. Traurig und mißgestimmt saß Eduard in seinem Zimmer. Es war Morgen, ein stiller, lautloser Morgen, und Eduard dachte, wie schön diese Morgenstunde ihm sein würde, wenn Amalie da wäre, und wie langweilig und unerquicklich sie sei, ohne sie. Er sah mit wehmüthigen Blicken im Zimmer umher, jeder Gegenstand in demselben erinnerte ihn an Amalie, dort in der Fenster-

niſche auf dem geſtickten Seſſel pflegte ſie zu ſitzen, noch lag das aufgeſchlagene Buch da, aus welchem ſie ihm zuletzt vorgeleſen. Dort auf dem Sopharande lag noch das kleine Häubchen, das ſie am letzten Morgen hier vergeſſen. Er küßte das roſa Band, das unter ihrem Kinn geſeſſen, die Spitzen, welche an ihrer Wange gelegen, und er ſagte: die Liebe macht uns zu Träumern und Kindern! Iſt es mir doch, als ſähe ich ihr liebes Angeſicht, wie es aus dieſem Häubchen hervorſchaut und lächelnd mich anſieht, und ſo ſpiele ich, wie ein Kind, mit dem Kleinlichen und Nichtigen, was mir doch Großes und Schönes bedeutet und iſt!

Aber horch, welch' ein Ton war dies! Ein leiſer, kaum vernehmbarer Ton, — war's nicht, als ob man leichte Schritte im Vorzimmer vernähme, knarrte nicht die Thür, o mein Himmel —

Amalie!

Eduard!

Sie lag in ſeinen Armen, freudejauchzend, glückestrunken, weinend vor Luſt und Entzücken, und er küßte die Thränen aus ihren Augen und ſah ſie lange und innig an mit dem Ausdruck der unausſprechlichſten Liebe, des reinſten, göttlichſten Glückes! Du biſt alſo wieder da! ſagte er aufathmend und zog ſie zu ſich nieder auf den Divan. Sie lehnte ihr Haupt an ſeine Schulter und blickte ihn an und lächelte, und ſagte halb ſcherzend: ich muß wohl zu Dir kommen, da Du ſo ſtolz biſt und Deine arme Schweſter nicht aufſuchſt, Du Böſer! Du weißt es wohl, daß ich Dich immer meinen Herrn und König genannt, und darum verſchmähſt Du's nun, in das niedrige Haus Deiner Dienerin und Vaſallin zu kommen.

Du ſpotteſt meiner! rief er umdüſtert, denn jetzt erinnerte er ſich wieder Gotthold's, des verhaßten Ge-

mahls seiner Schwester, der wahrscheinlich die Veranlassung dieser langen Trennung war.

Nicht wahr, fragte er heftig, Gotthold wollte nicht daß Du zu mir gingest?

O nicht doch! sagte sie und barg ihr Gesicht an seiner Brust, um nicht seinen forschenden Blicken zu begegnen. Nicht doch, Eduard! Ich wollte nur sehen, ob Deine Liebe oder Deine Abneigung mächtiger sei! Gotthold ist Dir zuwider, aber Du sagst, daß Du mich liebst, und da wollte ich Dich prüfen, ob Deine Liebe so mächtig sei, daß sie die Abneigung besiegte und Du zu mir kämest, obwohl Du wußtest, bei mir den Mann zu finden, den Du hassest! Und siehst Du, wie sehr ich gedemüthigt worden! Dein Haß ist stärker als Deine Liebe, Du konntest die Trennung ertragen, ich nicht, und weil ich denn sah, daß Du nicht zu mir kamst, mußte ich wohl zu Dir kommen!

Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Er wehrte sie sanft ab und sagte fast unwillig: also um einer Laune willen alle diese Schmerzen und dieses tiefe Weh, um einer Caprice willen so viel Unruhe und Trauer! Nein, ich mag's nicht glauben, daß Du ein Weib bist, wie alle Weiber, und daß Du spielen könntest mit einem Herzen, das Dich liebt! Sieh' mich an, Amalie, ist's wahr, ist's wirklich wahr, daß Du deshalb nicht gekommen?

Er hob ihr Haupt von seiner Brust und sah lange und prüfend ihr in's Angesicht.

Ist's wahr? wiederholte er lächelnd, denn er hatte schon in ihren Mienen die Antwort gelesen.

Nein, sagte sie. Ich kann und will Dir keine Unwahrheit sagen, mein Bruder! Es war keine elende Laune, die mich fern hielt, Gotthold wollte nicht, daß ich zu Dir ginge!

Gotthold! rief Eduard auffahrend. Und weshalb konnte er der Schweſter verbieten, zu ihrem Bruder zu gehen?

Er weiß es wohl, daß ich den Bruder mehr liebe, als ihn, und doch iſt er mein Gatte, und ihn ſollte ich lieben über Alles auf Erden!

Ach, er iſt alſo eiferſüchtig, eiferſüchtig auf den Bruder! Aber freilich, die Eiferſucht fragt nicht nach Verwandtſchaftsgraden. Jeder, der die Geliebte liebt, iſt ein Nebenbuhler, und ſei es ſelbſt ein Vater oder Bruder! O ich kenne das, denn, Amalie, ſiehſt Du, ich bin auch eiferſüchtig, und nicht, weil er ein Heuchler iſt und ein ſcheinheiliger Prieſter, nicht deshalb haſſe ich Gotthold, ſondern weil er Dein Gatte iſt, weil er es wagen darf, Dich in ſeine Arme zu ſchließen, Deine Lippen zu küſſen! O mein Gott, dieſer Gedanke ſchon könnte mich raſend machen, und müßte ich es jemals ſehen, ich glaube, ich würde ihn ermorden in Deinen Armen!

Und Du, Eduard, haſt doch keinen Grund, eiferſüchtig zu ſein! ſagte ſie lächelnd.

Er küßte ſie und fragte dann, wie es komme, daß Gotthold nun doch darein gewilligt, daß Amalie zu ihm komme.

Wir haben eine Art Tauſch gemacht, ſagte ſie, unwillkürlich ſeufzend. Er läßt mir die Freiheit, Morgens zu Dir zu gehen, wenn ich dafür Abends ihm in die frommen Verſammlungen folge! Jede glückliche Stunde bei Dir bezahle ich, indem ich mit ihm in ſeine Conventikel gehe!

Und das iſt die Frömmigkeit dieſer Heuchler, rief Eduard. Sie ſchachern und feilſchen mit dem Himmliſchen, es iſt ihnen nicht um die Wahrheit und Wirklichkeit zu thun, ſondern nur um den äußern Schein, nicht um die Frömmigkeit des Herzens, ſondern nur

um dieſes gleißneriſche äußere Gebahren, mit dem ſie Gott und Menſchen zu täuſchen hoffen!

O, ſagte Amalie ſchaudernd, wenn Du wüßteſt, wie mir graut in den Verſammlungen dieſer Frommen. Wenn ihre Gebete ertönen, ſo iſt es mir, als läſterten ſie Gott mit ihren frommen Worten und dieſen gleißneriſchen, himmelſuchenden Blicken, die doch heimlich voll ſo viel irdiſchen Gelüſtes ſind! Ach, wenn ich inmitten dieſer Frommen bin, ſo muß ich immer denken, wie das ſein möchte, wenn nun Gott plötzlich unter ſie träte, und vor der Glorie ſeiner Erſcheinung alle dieſe frommen Larven und Masken von dieſen Betenden abfielen, und der göttliche Zauber ſie zwänge, ihres Herzens innerſtes Denken und Fühlen auf ihrem Antlitz leſen zu laſſen! Wie viel Egoismus und Heuchelei, wie viel Habſucht und Ehrgeiz, wie viel Geldgier und Tücke würde da zur Erſcheinung kommen in den Mienen dieſer Frommen. Glaube mir, Eduard, ich habe Furcht vor dieſen Frommen! Sie ſagen, es gäbe einen wirklichen und perſönlichen Teufel, und ſie haben Recht, er iſt immer unter ihnen, und oft iſt er es, der ſie beten lehrt! O gewiß, ich auch liebe Gott, und ich bete zu ihm, aber nicht mit Zerknirſchung und Selbſtverachtung, ſondern freudigen Herzens und des ſeligen Glaubens voll, daß Gott uns zum Glück berufen und zur Freude geboren hat!

Und dieſer Glaube iſt das Evangelium der guten und edlen Menſchen, ſagte Eduard. Nur wer viel geſündigt hat, denkt an Buße und Kaſteiung, und nur wer ſich in Laſter und Sünde umhergetrieben, wird endlich mit überſättigten Sinnen dahin kommen, die ganze Welt für einen Pfuhl des Verbrechens und Laſters zu halten, weil er freilich nichts Anderes darin geſucht und gefunden hat! Aber laſſen wir die Frommen und die Heuchler, unſere Liebe iſt ächt und wahr,

Amalie, und nie soll es ihnen gelingen, unsere Herzen zu trennen!

Niemals, Eduard!

Laß uns immer gegen einander offen sein und wahr, dann allein dürfen wir unserer für alle Zeiten gewiß sein, und im herrlichen Gefühl dieser geistigen Zugehörigkeit wird es für uns niemals eine Trennung und Entfremdung geben! O Amalie, wenn Du wüßtest, welch eine tiefe Trauer zuweilen mein Herz beschleicht, wenn ich an Dich denke, an Dich, die ich mehr liebe, als alles Andere auf der Welt, mehr, tausendmal mehr, als mein Leben!

Und weshalb diese Trauer? fragte sie bebend.

Es ist ein Punkt in deinem Leben, welcher mir dunkel ist, wo ich Dich nicht verstehe, wo Dein Bild, welches sonst so klar und hell wie die Sonne vor mir steht, sich mit Nebeln umhüllt und mir für einen Augenblick in ungewisse Formen sich auflöst. Willst Du mir Aufschluß geben darüber, willst Du mir dieses Räthsel lösen, an welchem ich verzweifle, weil ich es nicht ergrübeln kann?

Er sah sie so flehend und angstvoll an, daß sie ihm nicht zu widerstehen vermochte.

Ich will es, sagte sie ernst, denn ich ahne schon, daß man mich täuschte, und ich um einer Lüge willen mich opferte. Du aber hast Recht, die Wahrheit allein kann uns unser Glück und unsere Liebe erhalten! Frage mich denn, ich werde Dir antworten!

Eine Pause trat ein, und so still war es, daß sie Beide das Klopfen ihrer Herzen vernahmen, und das leise, angstvolle Athmen ihrer beklommenen Brust.

Eduard zog die Schwester näher an sein Herz und flüsterte: liebtest Du Gotthold, als Du ihm Deine Hand gabst?

Nein!

Nein! Und doch ſagteſt Du es mir an Deinem Hochzeitstage, als ich flehend, hier auf dieſer ſelben Stelle, zu Deinen Füßen lag. Warum denn thateſt Du das?

Höre mich an! Ich will es Dir ſagen!

Und mit hochathmender Bruſt, mit ſtockender Lippe, oft unterbrochen von ſeinen Ausrufungen und Schmerzensworten, erzählte Amalie ihrem Bruder, durch welche Ränke und liſtige Vorſpiegelungen Tante Auguſte ſie zu dieſer Heirath überredet habe, und wie ſie endlich darein gewilligt, Gotthold zu heirathen, weil Tante Auguſte ihr geſagt, daß Eduard ein reiches, ſchönes Mädchen liebe, deren Eltern aber ihm ihre Tochter nicht geben wollten, bevor nicht Amalie verheirathet ſei.

Und für mich, für mich haſt Du Dich geopfert! rief Eduard ganz überwältigt, ganz außer ſich, und ſank vor ihr nieder, um ihre Kniee zu umklammern, ihre Füße zu küſſen und ſie mit tauſend zärtlichen Namen zu nennen!

O hätteſt Du doch Vertrauen zu mir gehabt, ſagte er dann vorwurfsvoll, hätteſt Du nur an die Wahrheit meiner Liebe geglaubt, dann wäre alles dieſes nicht gekommen!

Und wann hätte ich an Deiner Liebe gezweifelt, Eduard! Aber die Liebe zu einer Schweſter ſchließt ja eine andere Liebe nicht aus.

Doch, doch, rief er leidenſchaftlich. Du, Amalie, biſt der Inbegriff aller meiner Liebe, und wenn ich an Dich denke, ſo ſcheint es mir, als ſei keine Liebe ſo rein, ſo himmliſch, ſo frei von allem Irdiſchen und Vergänglichen, wie die Liebe eines Bruders zu ſeiner Schweſter. In Dir umfaſſe ich Alles; meine ganze Welt, meine Jugend, meine Vergangenheit, meine Mutter, meine Heimath, dies Alles umſchlinge ich in Dir, und Du konnteſt denken, ich hätte in meinem Herzen Raum, noch ein anderes Weib zu lieben!

Aber dies darf nicht ſein, Eduard. Du mußt ein Weib ſuchen, welches Du lieben könnteſt, die Dir eine Häuslichkeit bereiten, die Dir Kinder geben ſoll, deren Vater Du biſt! O, Eduard, ſage nicht, daß unſere Zukunft freudenleer ſein ſoll. Gieb meinem armen getäuſchten Herzen den Troſt, daß Du mindeſtens glücklich biſt. Und bin ich denn gegangen, um Deinem Weibe zu weichen, nun wohl, fülle den leeren Platz aus, führe ein Weib in Dein Haus, und ich will ſie lieben und niemals mich unglücklich nennen!

Nein, nein, rief er heftig, Du allein ſollſt wieder Herrin ſein in meinem Hauſe! Dieſe Ehe, zu welcher Täuſchung und Lüge Dich gezwungen, ſie muß gelöſt werden, Du wirſt wieder mein werden, meine Schweſter, und nicht mehr die Gattin dieſes Mannes, welchen ich haſſe, und den Du niemals lieben darfſt und kannſt!

Soll ich eine Meineidige werden? Soll ich ein Gelübde brechen, das ich freiwillig geleiſtet?

So willſt Du um einer Chimäre willen Dein Glück opfern?

Iſt es denn ſeine Schuld, daß ich ihn nicht lieben kann? Und dann, wenn ich ſelbſt ſchwach genug wäre, dieſe Bande abwerfen zu wollen, Gotthold wird niemals darein willigen?

So werden wir ihn zwingen! rief Eduard ſtürmiſch.

Mit welchen Mitteln? fragte ſie ſchmerzlich. Meine Abneigung genügt dazu nicht, und wenn er mich auch nicht zwingen kann, ihn zu lieben, ſo kann er mich doch zwingen, bei ihm zu bleiben, mit ihm zu leben! Ich muß mein Geſchick tragen, weil ich mich ihm unterworfen habe, und weil ich vor Gottes Altar geſchworen, ſein Weib zu ſein, ſo muß ich mein Wort löſen und meine Pflicht erfüllen. Kein Geſetz der Welt aber kann ja die Schweſter zwingen, ihren Bru-

der nicht zu lieben, das ist mein Trost und meine Lebenshoffnung; keine Gewalt kann uns trennen, wir sind ewig, unauflöslich verbunden, und dieses Band, es ist mächtiger und heiliger, als jedes andere Band, denn die Natur selber war es, welche uns vereinte, die Natur, welche machte, daß dasselbe Blut in unsern Adern flösse, daß dieselbe Mutter uns unter ihrem Herzen getragen!

Ein Seufzer rang sich aus Eduard's Brust hervor, und leise, wie zu sich selber, sagte er: es ist wahr, die Natur hat uns so fest vereint, daß wir auf ewig getrennt sind, sie hat uns so eng verbunden, daß die ganze Welt zwischen uns liegt! Eins nur versprich mir, sagte er dann laut, dies Eine nur, daß Du mir niemals etwas verbergen willst, daß Du offen und wahr gegen mich sein und niemals mich täuschen willst über Dein Verhältniß zu Gotthold.

Ich verspreche es Dir!

Ich traue ihm nicht, fuhr Eduard fort, denn ich habe ihn beobachtet, und ich habe zuweilen in seinen Mienen das Antlitz eines Verbrechers und Bösewichts zu erkennen geglaubt. Du sagst, Dein Mangel an Liebe sei kein Grund zur Scheidung, und seine Schuld nicht sei es, wenn Du ihn nicht liebst. Aber wenn mein Blick mich nicht täuscht, wenn ich einst Dir beweisen kann, daß Dein Gatte ein Verbrecher ist, wirst Du auch dann noch sein Weib sein wollen?

Nein, sagte sie feierlich, das Verbrechen hebt alle Eide auf. Dich, Eduard, würde ich lieben, von Dir würde ich nimmer lassen, selbst wenn Du eines Verbrechens Dich schuldig machtest, von ihm aber würde ich mit Abscheu mich abwenden, denn ich liebe ihn nicht!

Nun wohl, sagte Eduard, von heute an wird er mich immer auf seinem Wege finden, als einen nie zu täuschenden, nie einzuschläfernden Spion, der seine ge-

heimſten Handlungen erſpähen, ſeine verborgenſten Thaten an das Licht ziehen will, und wehe ihm, wenn ich darunter einigen begegne, die lichtſcheu ſich zu verbergen haben! Von heute an iſt Alles anders! Ich haſſe dieſen Mann nicht mehr, nun, da ich weiß, daß Du ihn nicht liebſt, und weil Du denn um meinetwillen ſein Weib geworden, ſo iſt mein heiliges Recht und meine natürliche Pflicht, über Dir zu wachen und Dich vor Unglück und Elend zu behüten! Von heute an werde ich Deinen Gatten nicht mehr fliehen, ſondern alle Tage werde ich bei ihm ſein, und wie ſehr er mich auch haßt, wird er doch nicht den Muth haben, dem Bruder ſeines Weibes ſeine Thür zu verſchließen.

Draußen knarrte leiſe die Thür, und heimliche, ſchleichende Schritte näherten ſich. Diesmal hörte ſie Eduard nicht, Amalie war ja bei ihm, er hatte kein Glück mehr zu erwarten, und keine Freude, denn ſie war ſchon da, und er hörte nichts, als Amaliens holde Worte, mit denen ſie ſich jetzt in ſeine Arme ſchmiegte und ihn ihren Freund und Beſchützer, ihren Vater und Gebieter nannte!

Ja, ich werde täglich zu Dir kommen, ſagte Eduard ſeufzend, obwohl ich weiß, daß ich unendlichen Qualen und Martern entgegen gehe! Ich werde es ſehen müſſen, wie Dein Gatte ſich Dir vertraulich nähert, Dich ſein Weib nennt, vielleicht gar Dich umarmt. Ach, nur zu denken, daß er Deine Lippen berührt, könnte mich raſend machen vor Zorn! Vermeide es, Amalie, daß er Dich in meiner Gegenwart umarmt und küßt, ich kann es nicht ertragen!

Und denkſt Du, daß mein Herz nicht dabei blutet? fragte ſie erglühend. Denkſt Du, daß ich es nicht als eine Schmach empfinde, die Zärtlichkeiten eines Mannes zu dulden, den ich nicht liebe?

Stoße ihn von Dir, leide es nicht, daß er Dich beſudelt mit ſeinen Küſſen! rief Eduard heftig.

Draußen an der Thür, das Ohr dicht an dieſelbe geneigt, ſtand Gotthold. Keine Sylbe von dem Schluß ihrer Unterredung war ihm entgangen, und mit einem heimtückiſchen Lächeln ſich die Hände reibend, flüſterte er: ſieh, ſieh, die lieben Geſchwiſter ſcheinen wirklich eine glühende Zärtlichkeit für mich zu empfinden, die ich vollkommen theile. Ach, es ärgert dieſen Herrn Eduard, wenn ich mein Weib küſſe, ſie fühlt ſich gedemüthigt von meiner Zärtlichkeit! Ach, da wird es ja eine Wolluſt ſein, ſie zu küſſen, denn ich genüge damit zugleich meiner Neigung und meiner Rache!

Dann legte er ſein Geſicht in die gewohnten frommen Falten und öffnete leiſe die Thür.

Die Geſchwiſter ſtanden Hand in Hand und blickten einander lächelnd an, ſie ſchraken aber Beide zuſammen, als ſie Gotthold gewahrten, und wandten, gleich ertappten Miſſethätern, den Blick zur Erde.

Gotthold ſchien ihre Verwirrung nicht zu bemerken, ſondern ſagte mit ſeiner gewohnten gleißneriſchen Freundlichkeit: der Herr gebe Ihnen Glück und Segen, mein theurer Schwager! Ich habe Sie ſo lange nicht geſehen, daß ich wirklich Verlangen nach Ihnen hatte, und nur ſelbſt kommen mußte, Sie aufzuſuchen!

Er reichte Eduard die Hand und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß Eduard den Druck der ſeinen nicht erwiederte.

Ach, und da biſt Du ja, mein holdes, mein liebes Weibchen, fuhr Gotthold fort und drückte Amalie in ſeine Arme. Ach, lieber Schwager, ſieht ſie nicht ſchön aus, meine kleine Frau? Ja, wir leben auch mit einander wie die Turteltauben, immer ein Herz und eine Seele!

Gotthold! ſagte Amalie verweiſend, und ſuchte ſich ſeinen Armen zu entwinden.

Nun, warum ſchämſt Du Dich denn, Deinen Bruder unſere Zärtlichkeit ſehen zu laſſen, fuhr Gotthold fort und küßte Amalie. Kein Weib kann ſo glühend küſſen, wie Du, und nie habe ich geglaubt, daß ein Weib ſolcher Zärtlichkeit fähig wäre, wie ſie mir Amalie täglich beweiſt.

Eduard war ſchweigend an das Fenſter getreten und trommelte mit den Fingern an der Scheibe, daß ſie klirrend zerſprang.

Ach, ſagte Gotthold lachend, wie leicht zerbrechlich iſt doch das Glas; es hält nicht einmal Stand, wenn ein Bruder einen Freudenmarſch trommelt über das eheliche Glück ſeiner Schweſter.

Das Glück zerbricht oft ſo ſchnell, wie das Glas! rief Eduard zornig.

Unſer Glück nicht! ſagte Gotthold begeiſtert, denn Gott ſelber iſt es, der unſere Liebe ſegnet und ſie ſo tief und rein uns in's Herz gelegt hat. Nein, nein, unſer Glück iſt unvergänglich, Amalie wird an mir ſtets den treueſten und zärtlichſten Ehemann finden, und daß ſie mich liebt, davon habe ich ja täglich die glühendſten und leidenſchaftlichſten Beweiſe!

Aber weshalb alle dieſe Verſicherungen, dieſe Lobpreiſungen? rief Amalie erglühend.

Weshalb? ſagte er anſcheinend ganz erſtaunt. Wäre es nicht undankbar gegen Gott, von einem Glück nicht preiſend zu ſprechen, das wir ihm allein doch danken? Eine Zärtlichkeit nicht zu bekennen, die uns Beide doch ſo glücklich und ſelig macht?

Wirklich, Sie ſind beneidenswerth mit Ihrer überſchwänglichen Seligkeit, ſagte Eduard ſarkaſtiſch und ſpielte gedankenlos mit dem koſtbaren Pokale von Rubinglas, der auf ſeinem Schreibtiſch ſtand.

Ja, beneidenswerth in der That, sagte Gotthold, während Amalie umsonst versuchte, sich seinen Armen zu entwinden. Und wenn Sie erst den ganzen Umfang unserer Wonne kennten! Aber wozu Ihnen ein Geheimniß daraus machen, da Sie, als der nächste Verwandte, ein Recht haben, es zu erfahren! Wissen Sie denn, daß der Herr gnädiglich unsere eheliche Zärtlichkeit gesegnet hat, und Amalie ein Pfand unserer heißen Liebe unter ihrem Herzen trägt.

Der Pokal entfiel Eduard's Händen und zerbrach. Er zerstampfte das Glas mit seinen Füßen und sagte wild: Sie sehen, ich bin ganz außer mir vor Entzücken. Das war ein Salutschuß meiner Freude!

Amalie stieß Gotthold wild zurück und sagte weinend vor Zorn und Scham: es ist nicht wahr, Eduard, er sagt es nur, um zu scherzen, aber es ist eine Unwahrheit, eine Unmöglichkeit.

Unmöglichkeit! rief Gotthold verwundert. Bei zärtlichen Ehegatten ist so etwas nie unmöglich. Gerade Dein Leugnen bestätigt meine freudige Vermuthung. Sie sollten meine kleine Frau einmal beobachten, und Sie werden finden, daß ich Recht habe!

Ich ertrage dies nicht! Ich sterbe! rief Amalie außer sich und rannte aus dem Zimmer, während Eduard, bleich und zitternd, auf einen Sessel sank.

Gotthold eilte lachend Amalien nach und machte ihr zärtliche Vorwürfe über ihre Heftigkeit, die er aber sehr wohl mit ihrer krankhaften Reizbarkeit zu entschuldigen wisse.

Laß uns nach Hause gehen! sagte sie bebend.

Digitized by Google

Ja, laß uns gehen! ſagte Gotthold und gab ihr dienſtfertig und zärtlich ihren Hut.

Nun, dachte Gotthold, als er mit einem tückiſchen Lächeln hinter Amalien die Treppe hinabging, nun, ich denke, dieſe erſte Lection war ſtark genug. O, ich will ſie Beide zu Tode hetzen mit meiner Zärtlichkeit. Mag Herr Eduard immerhin daran ſterben, das iſt mir gerade recht!

Die Flüchtige.

Das Opfer war also gebracht, die Thür war hinter ihr in's Schloß gefallen, und auf's Neue verwaist, schutzlos und ohne Obdach, war Julia hinausgetreten auf die Straße. Mit einem trostlosen Blick schaute sie zum Himmel empor, er war mit schwarzen, finstern Wolken behangen, und Julia dachte ganz träumerisch: meine Sonne ist für immer hinabgegangen, der letzte Schimmer meines Glückes ist unter diesen Wolken begraben.

Sie weinte nicht, ihr Antlitz war ruhig und leuchtend in heldenmüthiger Entschlossenheit. Sie blickte nur forschend und fragend umher, wie Jemand, der sich verirrt auf seinem Wege und spähend umhersieht nach der rechten Straße.

Nun, jeder Weg ist gleich und führt zum Ziel, flüsterte sie, was liegt daran, wohin ich komme, nur daß ich überhaupt fortgehe, ist nothwendig.

Sie wandte sich entschlossen nach der Straße zu und ging die Allee hinab, welche die Potsdamerstraße entlang nach Schöneberg führt.

Hinter mir liegt die Stadt, dachte sie, also werde

ich hier wohl in's Freie kommen und endlich in irgend einem Dorfe ein unbemerktes Asyl finden.

Aber sie hatte sich kaum einige Schritte entfernt, als hinter dem Gitter, welches das kleine Gärtchen vor Alfred's Hause umgab, ein Mann emporsprang und mit eiligen leisen Schritten Julien folgte, immer so viel Raum zwischen ihnen Beiden lassend, daß er nicht den Anschein hatte, sie zu verfolgen, sondern nur harmlos dieselbe Straße zu gehen schien.

Ohne sich umzusehen, nichts denkend, nichts wollend, als Flucht, eilige rasche Flucht, ging Julia weiter. Die Straße ward immer einsamer, rechts nichts mehr als unvollendete, im Bau begriffene Häuser, an denen in der frühen Morgenstunde noch kein Arbeiter beschäftigt war, links das weite, freie Feld, drüben begränzt von dem Kreuzberg mit dem eisernen Denkmal, das aussieht, wie die abgefallene Thurmspitze einer gothischen Kirche.

Die Einsamkeit und Menschenöde that Julien wohl, sie fühlte sich freier und leichter in dieser Stille, und muthig fortschreitend ging sie jetzt neben der langen Mauer hin, welche den botanischen Garten begränzt. Hier beschleunigte der Mann, der ihr folgte, seine Schritte, jetzt war er ihr ganz nahe, und nun, wie mit einem Tigersprung, war er ihr zur Seite, packte er ihren Arm und sah ihr mit einem lauten, grimmigen Lachen in's Gesicht.

Christian! ächzte sie zusammensinkend,

Ja, Christian, sagte er grinsend. Christian ist nicht so'n dummer Junge, daß er'n Taubenschlag unbewacht ließe, wenn er weiß, daß die Taube sich vor'm Habicht fürchtet. Dacht' mir's wohl, daß die schöne, vornehme Dame gar nichts darnach fragen würde, meine Visite heut' Vormittag zu empfangen, und daß sie lieber wieder ausreißen würde, wie da-

mals, als wir unſern Einzug in Berlin hielten! Darum habe ich ſchon ſeit 'n paar Stunden hinter'm Gartenzaun gelauert und aufgepaßt, und richtig, der Vogel wollte ausfliegen! Ha, ha, ha!

Und was verlangt Ihr jetzt von mir? fragte Julia ſtolz und ruhig. Warum verfolgt Ihr mich und drängt Euch in meinen Weg? Ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen! Laßt meinen Arm los, oder ich rufe um Hülfe!

Niemand wird's hören, und Sie würden's auch nicht wagen, ſchönes Fräulein, denn Sie haben die Leute noch mehr zu fürchten, als ich ſelber. Mich können ſie höchſtens einſperren, aber Sie —

Julia mußte wohl die Pantomime verſtehen, mit der er ſeine Rede ergänzte, denn ſie wandte ſich ſchaudernd ab und ächzte laut.

Ja, ja, 's wäre ſchrecklich, ſagte Chriſtian lachend, und das würd' gewiß geſchehen, wenn Leute Sie finden und erkennen würden!

Niemand kennt mich hier! ſagte Julia.

Hoho, dafür hat die liebe Polizei geſorgt, lachte Chriſtian, die iſt 'n ſehr geſchickter Maler, und weiß immer ſehr ähnliche Portraits zu zeichnen.

Was wollt Ihr damit ſagen?

Sie ſollen gleich ſehen! rief Chriſtian mit ſeinem grinſenden Lachen, und zog aus ſeiner Jacke eine alte zerriſſene Brieftaſche hervor, indem er ſie öffnete, und zwiſchen den ſchmutzigen und zerfetzten Papieren, die ſie enthielt, lange ſuchte.

Das iſt's nicht! ſagte er, ein Papier betrachtend, das iſt 'ne Warnungsanzeige von Polizeiwegen, darüber, daß ſie meinen Freund, den lieben Peter, geköpft haben! Das hier iſt'n Baron ſein Papier, 's iſt die Anzeige, daß er ſeines Adels verluſtig iſt und 'n infamer Bürgerlicher wird, weil er 'n Be-

trüger iſt. Da, jetzt kommt's. Hier, die Voſſiſche Zeitung.

Er reichte Julien ein halb zerriſſenes Zeitungsblatt hin und weidete ſich ſtumm an dem Entſetzen, das ſich auf ihren Zügen ausprägte, während ſie las.

Nun, hatte ich nicht Recht? ſagte er triumphirend, als ihm Julia bleich und zitternd das Blatt hinreichte. Wär's nicht dumm geweſen, wenn Sie ſich 'raus gewagt hätten unter die Menſchen? Na, diesmal komme ich recht als 'n Freund in der Noth, der Sie beſchützen und retten will.

Er wollte Juliens Hand wieder ergreifen, ſie wehrte ihn heftig zurück und rief ſtolz: ich verlange weder Euren Schutz, noch Eure Freundſchaft. Laſſen Sie mich gehen, ſage ich! Ich will nichts gemein haben mit Euch. Möge Gott ſich meiner erbarmen, aber lieber will ich in den Tod gehen, als Euch folgen!

Sie ſpielen noch immer die ſtolze Prinzeſſin, rief Chriſtian grollend, nehmen Sie Sich in Acht, ſage ich Ihnen, und reizen Sie mich nicht! Ich könnte ſonſt was thun, was Sie gereuen ſoll. Das Kammergericht iſt nicht ſehr weit, und ich brauche Geld!

Thut, was Ihr wollt, rief ſie energiſch, ich folge Euch nicht!

Nu, das wird 'ne hübſche Geſchichte werden! ſagte Chriſtian. 'S wird immer bunter, und der vornehme Herr, bei dem Sie jetzt wohnten, wird 'ne Freude haben, Sie vor Gericht wieder zu finden!

Ein Schauder durchzitterte Juliens Geſtalt, und Todtenbläſſe bedeckte ihre Wangen. Er auch ſollte hineingezogen werden in ihr finſteres und unheilvolles Geſchick, ſein Name auch ſollte genannt werden vor den Schranken des Gerichtes, und alle Welt

ſollte es erfahren, daß er ſie aufgenommen, die Flüchtige, die Verfolgte? War das der Lohn für alle ſeine Wohlthaten, der Lohn für ſein großmuthsvolles Vertrauen und ſeine gläubige Liebe? Nein, nein, war ſie einmal entſchloſſen, ihm ein Opfer zu bringen, ſo mußte es ganz gebracht, ganz zu Ende geführt werden! Das Schwerſte war ſchon geſchehen, ſie hatte ſchon den Muth gehabt ihn zu fliehen, ſollte ſie jetzt zurückbeben vor dem Leichtern? Süß wäre es geweſen für ihn zu ſterben, aber auch ein qualvolles, marterreiches Leben mußte ſie muthig erdulden können um ſeinetwillen, und ſollte ſie mit ihrem Herzblute das Schweigen Chriſtian's erkaufen müſſen, der Preis wäre nicht zu hoch geweſen, um ſeinen Namen rein zu erhalten vor der Welt! — Sie war ganz entſchloſſen, ganz muthig. Stolz richtete ſie ihr Haupt empor und ſchüttelte die Locken von ihrer bleichen, hohen Stirn zurück.

Und wenn ich Euch folge, werdet Ihr ſchweigen? fragte ſie, Chriſtian durchdringend anſehend.

Das werde ich! Denn 's thut mir leid um Sie, weil Sie ſo jung und ſchön ſind, und weil Sie, wenn Sie vernünftig ſind, mir ſehr nützlich ſein können.

Was verlangt Ihr von mir?

Das weiß ich jetzt noch nicht zu ſagen, aber's wird mancherlei zu thun geben. Sie ſind klug und gelehrt, Sie können ſchreiben und hübſch ſprechen, das iſt viel werth und kann uns ſehr nützlich ſein!

Und Ihr ſchwört mir zu ſchweigen, mich Niemanden zu verrathen? fragte Julia feierlich.

Haben Sie Vertrauen zu dem Schwur eines Diebes? fragte Chriſtian ironiſch.

Schwört mir, und ich werde Euch glauben!

Nun, das iſt etwas ſo Seltenes, daß ich ſchon

um der Rarität willen mein Wort halten und Ihrem Glauben Ehre machen will, ſagte Chriſtian düſter. Gut denn, ich ſchwöre Ihnen bei Gott und beim Teufel, daß ich keinem Menſchen auf der ganzen Welt ſagen will, wer Sie ſind, wie Sie heißen, und woher ich Sie kenne, ich ſchwöre es Ihnen, wenn Sie mir dafür geloben, mir gutwillig zu folgen und zu thun, was ich von Ihnen fordere.

Ihr wollt mich keinem Manne verkaufen, Keinem, es ſei, wer es ſei?

Nein, gewiß nicht! Vielmehr ſollen Sie uns Dienſte von 'ner ganz andern Art leiſten!

Nun, was es auch ſei, ich werde den Muth haben, es zu thun, wenn ich mir damit Ihr Schweigen erkaufen kann.

Ich hab's geſchworen, ſagte Chriſtian energiſch, und ich werde mein Wort halten, ſo wahr ich Chriſtian Schmidt heiße. Ein Dieb hält auch ſein Wort, das ſollen Sie ſehen! Und 'ne Perrücke wollen wir Ihnen aufſetzen, daß, ſo wahr Gott lebt, Niemand Sie erkennen ſoll! Na, jetzt kommen Sie!

Schweigend wandelten ſie beide in die Stadt zurück durch die noch nächtlich dunklen Straßen dahin. Chriſtian hatte ihr Anfangs den Arm geboten, weil ſie, wie er ſagte, des Weges nicht kundig ſei. Sie aber hatte ſeinen Beiſtand abgelehnt und wanderte ſtumm neben ihm her. Sie gingen ſo raſch, daß ſie ſich endlich erſchöpft fühlte und etwas zögerte, etwas hinter ihm zurückblieb. Chriſtian achtete anſcheinend nicht darauf, denn er ging eben ſo raſch weiter. Sie aber ging langſamer, ſchon waren einige Schritte Entfernung zwiſchen ihnen, und jetzt ſprang Julie mit einer ſchnellen, haſtigen Bewegung ſeitwärts, und begann im eiligen Lauf zu entfliehen. Aber ſchon nach wenigen

Schritten fühlte sie sich gehemmt und Christian's eiserne Faust packte ungestüm ihren Arm.

Ich dachte mir so was, sagte er ingrimmig, und darum paßte ich auf, und that, als merkt' ich's nicht, daß Sie langsamer gingen. Jetzt, Mamsell, werden Sie sich von mir führen lassen, oder, beim Teufel, ich rufe den Nachtwächter, und dann wird die Polizei schon Mittel finden, Sie festzuhalten.

Julie erwiderte nichts, sie suchte auch nicht ihren Arm aus seiner umklammernden Hand zu befreien, willenlos und ergeben folgte sie ihm. Nach langem Wandern machte Christian endlich Halt vor einem düstern hohen Hause in der Jakobsstraße und öffnete die Thür. Das arme, stumme Weib sträubte sich nicht. Schweigend folgte sie ihm die steilen, hohen Treppen hinauf, und erst nachdem sie vier derselben erklettert hatten, waren sie zu der ärmlichen Dachkammer gelangt, welche Christian als „das Hôtel des gnädigen Fräuleins" bezeichnete.

Ausreißen werden Sie nicht können, sagte er ironisch, nachdem er Licht angezündet, aus 'nem Fenster springen, das geht nicht, weil Sie nur als 'n Leichnam auf dem Straßenpflaster ankommen würden, und die Thür hier, die schließ' ich zu und nehm' den Schlüssel mit. Und jetzt, gute Nacht und angenehme Ruh'! Ich wünsch' Ihnen 'nen recht schönen Traum von 'ner Flucht, die Ihnen besser glückt, als die von heute Abend!

Mit einem lauten spöttischen Lachen verließ er die Kammer und warf die Thür hinter sich zu. Athemlos, unbeweglich horchte das Weib. Ja, richtig, er schloß die Thür zu, er zog den Schlüssel ab und ging fort. Sie hörte unter seinen schweren Tritten die Stiegen knarren, — er war fort und sie war jetzt allein, aber eine Gefangene!

Mit einem Schrei des Zorns, der Verzweiflung richtete ſie ſich empor, warf den Shawl und Hut fort und riß mit einer Geberde des Abſcheues die blonde Perrücke ab, daß ihr langes, ſchwarzes Haar herabfiel und wie ein Trauerſchleier ſie umhüllte.

Ach, jetzt erkennen wir ſie wieder, die arme, vom Schickſal und vielleicht von eigener Schuld verfolgte Julia, jetzt ſehen wir ſie wieder vor uns in ihrem großen und doch energiſchen Schmerz. Die Ruhe und Gelaſſenheit iſt von ihr abgefallen mit dem blonden Haar, ſie iſt wieder ganz Julia, ganz das ſchmerzbeladene Weib, die gramerfüllte und doch unverzagte, die duldende und doch mit dem Schickſal noch kämpfende Julia.

Sie lag auf ihren Knieen, ſie rang die Hände in ſtummer, unermeßlicher Qual. Ach, ſie hatte keine Worte, um zu Gott zu flehen um Troſt und Erbarmen, zu groß, zu unausſprechlich war ihr Jammer. Es war alſo nicht genug geweſen, daß ſie ihn fliehen mußte, ihn, den ſie nicht mehr zu nennen wagte, deſſen Name nur ewig, mit ſüß verlockendem Laut, in ihrem Herzen erklang, es war alſo nicht genug an dieſem Opfer aller ihrer Wünſche, aller ihrer Hoffnungen; zu dem niedrigſten, empörendſten Werkzeug von Betrügern und Verbrechern ſollte ſie ſich herabgewürdigt ſehen, elenden Gaunern ſollte ſie als Mittel dienen zu ihren lichtſcheuen, verbrecheriſchen Thaten, der Gemeinheit Gefährtin ſollte ſie werden und untergehen in dieſem Wuſte des Verbrechens und der Sünde!

Ich muß fliehen, und ich werde fliehen, ſagte ſie endlich ganz energiſch und zuverſichtlich. Es wird meinem Kopf ſchon gelingen, ein Mittel zur Flucht zu erſinnen. Und wenn ich auf dieſer Flucht auch nichts weiter finde, als den Tod! O mein Gott,

ich ſuche ja nichts mehr als einen ſtillen, unbemerkten Tod, als einen dunklen Winkel, wo ich ſterben kann, ohne daß die Welt es erfährt, und meine Leiche noch ihn hineinzieht in das Gerede der Menſchen. Ja, ich muß fliehen! Nun, Gott erbarme Dich mein! Ich habe oft zu Dir gefleht mit blutender Bruſt und verzweifelnder Seele, und Du haſt nicht Mitleid gehabt mit meinem Jammer! Jetzt aber, mein Gott, jetzt öffne Dein gnadenreiches Ohr meinem Flehen, jetzt biete Deine hülfreiche Hand mir dar, gieße in mein Gehirn einen Funken Deiner göttlichen Weisheit. Laß den Gedanken mich denken, den Gedanken der Freiheit und Erlöſung! Ich habe auf Alles verzichtet, ich hoffe nicht mehr auf Glück und auf Frieden, ich habe Allem entſagt, weit hinter mir liegt die Freude und Luſt, die Hoffnung und Liebe, ich erflehe nichts mehr, als ſtill zu vergehen, lautlos zu erlöſchen!

Und wie ſie ſo flehete, ſtrahlend in inbrünſtiger Begeiſterung, Arme und Blick gen Himmel erhoben, flammte es plötzlich wie ein göttlicher Glanz in ihrem Angeſichte auf, und ſich von ihren Knieen erhebend, jauchzte ſie laut: mein Gott, ich danke Dir! Du haſt mich alſo noch nicht verlaſſen!

Ein Hochzeitstag.

Die Baronin Elsleben hatte endlich Gotthold's schlauen Beobachtungen Recht geben und es erkennen müssen, daß Emmy's jungfräuliches Herz in unbewußter Neigung dem jungen Pater Joseph gehöre.

Ich hatte mit klugem Bedacht gerade diesen schönen und jungen Priester zu ihrem Beichtvater gewählt, sagte die Baronin, weil ich, wie Sie wissen, der Meinung war, daß es ganz gut sei, wenn sie sie sich ein wenig in den Pater verliebe, und dadurch noch fester an ihre Religion gefesselt werde. Aber da es, wie Sie fürchten, eine ernsthafte Neigung zu werden scheint, so werde ich diesen jungen Pater heute noch verabschieden und meiner schwärmerischen Emmy einen alten Beichtvater wählen.

Das möchte nicht der richtige Weg sein, diese Liebe zu ertödten, sagte Gotthold mit einem feinen Lächeln. Hindernisse sind, wie Sie vielleicht selbst erfahren haben, das sicherste Mittel, das Gefühl der Liebe im Herzen des Weibes zu steigern und das glimmende Fünkchen zur hellen Flamme anzufachen.

Auch Vorstellungen und Ermahnungen möchten nichts fruchten.

Nun so mag sie ihn immerhin lieben, rief die Baronin, aber das darf sie nicht hindern, Alfred von Wülfingen zu heirathen.

Das meine ich auch, sagte Gotthold mit frommem Blick gen Himmel, die heilige, von Gott eingesetzte Ehe allein kann ein Schutz und Damm sein gegen diese verbrecherischen Triebe, mit welchen der Satanas Ihre Tochter zu versuchen trachtet. Eilen Sie also, diesen Versuchungen des Teufels einen Damm zu setzen, indem Sie Ihr Kind unter den Schutz der Ehe geben. Der Herr ist mit Ihnen und wird Ihr Werk, zu welchem die Mutterliebe und die Mutterſorge Sie berufen, segnen mit dem herrlichsten Gelingen!

Und diese Ehe ist um so wünschenswerther, sagte die Baronin, als ich dadurch endlich von diesem widerlichen Zwang befreit werde, der mir jetzt gewissermaßen die Hände bindet. Sie wissen, daß mein alberner seliger Gemahl in seinem närrischen Testament die Bestimmung getroffen, daß erst nach Emmy's Verheirathung ich zum unbeschränkten und unbestrittenen Besitze der mir vererbten Hälfte seines Vermögens gelange, während bis dahin nur die Hälfte der Zinsen mir zur Verfügung steht, das Uebrige aber zum Kapital geschlagen wird.

Und die andere, noch ungünstigere Bestimmung nicht zu vergessen, seufzte Gotthold. Wenn Ihre Tochter vor der Verheirathung ihren Glauben wechselt, so —

Fällt das ganze Vermögen meiner wahnsinnigen Schwägerin, der Baronin Hermfeld, anheim, unterbrach ihn die Baronin.

Eilen Sie also, diese Ehe so rasch als möglich zu

ſchließen, und Gottes Segen ſei mit Ihnen, meine hochverehrte, würdige Freundin!

Und die Baronin ſetzte von dieſer Stunde an Alles in Bewegung, um ſo raſch als möglich ihr Ziel zu erreichen.

Es iſt gar zu läſtig eine heirathsfähige Tochter neben ſich zu haben, wenn man ſelbſt noch jung iſt, dachte ſie. Stehe ich erſt allein da, als unabhängige Beſitzerin eines bedeutenden Vermögens, dann wird man mich nicht mehr für eine Matrone halten, und ich habe nicht mehr nöthig, mich immer nur als Mutter zu betrachten. Fürſt Alexiew iſt jetzt frei, und wenn mein Plan gelingt, ſo, — auch habe ich einen weit edleren Grund, Emmy's Verheirathung zu wünſchen, fuhr ſie fort, und nahm plötzlich einen ernſten frommen Ausdruck an, denn es lag ihr daran, Gott für ihren Plan zu gewinnen, und deshalb wollte ſie ihn glauben machen, daß ſie eigentlich nur um ſeinetwillen Emmy's Verheirathung wünſche.

Ja, ein weit edlerer Grund iſt es, der mich hier zum raſchen Handeln zwingt, ſagte ſie. Denn ſo lange Emmy unverheirathet iſt, muß ich um irdiſcher Vortheile willen das Heil ihrer Seele unberückſichtigt laſſen, und gefährde ſogar mein eigenes, indem ich, wider meine Ueberzeugung, ſie in ihrem irrigen, götzendieneriſchen Glauben erhalten muß. Aber wenn ſie verheirathet und ſomit dieſe irrſinnige Teſtamentsklauſel erfüllt iſt, dann ſoll es mein heiligſtes Beſtreben ſein, Emmy dem wahren und allein ſeligmachenden Glauben unſerer heiligen evangeliſchen Kirche zu gewinnen. Du ſiehſt alſo, mein Gott, daß ich nur für Dich und zu Deiner Verherrlichung handle, gieb mir, Deiner treueſten Dienerin, alſo auch Deinen Segen zu dem frommen Werke, welches ich beginne!

Vielleicht hatte ſich Gott wirklich täuſchen laſſen von der frommen Baronin, denn er unterſtützte ſichtlich ihre Plane. Der nachgeſuchte Dispens um Aufhebung des dreimaligen öffentlichen Aufgebotes ward über Erwarten ſchnell erlangt, alle Papiere raſch in Ordnung gebracht, alle äußern Schwierigkeiten überwunden, nichts ſtand der Heirath mehr im Wege, und es war nur noch nöthig, Emmy und ihren Verlobten davon in Kenntniß zu ſetzen.

Erſteres iſt gar nicht einmal nöthig, ſagte die Baronin, vielmehr ſcheint es mir ſogar beſſer, wenn Emmy erſt am Tage ihrer Hochzeit ſelbſt davon erfährt. Es bleibt ihr dann gar keine Zeit übrig zum Ueberlegen und Unglücklichſein, die Ueberraſchung hilft ihr über alle dieſe Stimmungen hinweg, und gewiß wird ſie es mir danken, ſie ſo ſtill und unbemerkt über dieſe unangenehmen Tage, welche der Vermählung vorangehen, hinweggeführt zu haben. Erſt wenn der vollſtändige Brautanzug bereit liegt, ſoll ſie davon erfahren.

Aber an Alfred von Wülfingen, ihren künftigen Schwiegerſohn, ſchrieb die Baronin ſogleich.

„Sie haben mich früher oft angefleht, den Tag Ihrer Vermählung mit Emmy endlich feſtzuſetzen, ſchrieb ſie ihm, ich thue es heute. Emmy's zarte Geſundheit hat gelitten von dieſem kalten Winter; die Aerzte ſagen, ein milderes Klima, die Veränderung der Luft ſei ihr nothwendig, und ſo ſiegt denn bei mir die zärtliche Sorge für mein Kind über den egoiſtiſchen Wunſch, Emmy noch länger mein Eigen zu nennen. Es war ja längſt beſchloſſen, daß nach Ihrer Vermählung Sie Beide einige Monate reiſen wollten. Nun wohl, reiſen Sie, und deshalb, wenn Sie einverſtanden ſind, ſoll in acht Tagen Hochzeit ſein. Noch Eins! Sagen Sie Emmy

nichts davon! Ihr Gemüth ist so zart besaitet, daß jede leise Berührung sie erschüttert und fieberisch erregt. Sie würde diese acht Tage in der höchsten Aufregung hinbringen. Ersparen wir ihr dies; erst am Hochzeitstage erfahre sie von der heiligen Feier. Schützen Sie lieber eine Reise vor, und zeigen Sie Sich ihr bis dahin nicht, weil Sie in Ihrer Freude sich verrathen möchten. Sagen Sie mir, ob Sie mit mir einverstanden sind, und ob am nächsten Freitag die Vermählung sein soll."

Diesen Brief erhielt Alfred am Tage nach Juliens Flucht. Ach, was kümmerte ihn seine Vermählung, was ging die ganze Welt ihn an, ihn, der mit zerrissenem Herzen jammerte um seines Lebens heiligstes Besitzthum, um seine verlorene Liebe! Wie grenzenlos, wie unaussprechlich hatte er sie nicht geliebt, dieses räthselhafte, bleiche Weib, der er vertraut, ohne sie zu kennen, zu deren Füßen er sein Herz, sein Glück als Morgengabe seiner heiligen Liebe niedergelegt hatte. Und sie, sie verschmähete Alles, was er ihr dargebracht, mit enteilendem Fuß zertrümmerte sie sein ganzes Glück, vor seiner Liebe war sie geflohen; die öde, liebloſe Welt war ihr eine Zuflucht geworden gegen sein Herz und seine Liebe! — Trostlosen, verzweifelnden Herzens ging er in diesem Gemache auf und ab, in dem er gestern noch an ihrer Seite so glücklich gewesen. Da stand noch die Staffelei, an der sie gearbeitet, dort auf jenem Sessel hatte sie geruht. O er glaubte sie vor sich zu sehen in ihrer ernsten, rührenden Schönheit, es war ihm, als fühle er den Blick dieser großen, so traurigen und doch so begeisterten Augen, als sähe er sie lächeln mit diesem so schwermuthsvollen Lächeln, das ihm oft Thränen in die Augen getrieben und ihn mit Jammer und Mitleid erfüllt hatte.

Weshalb hat sie mich verlassen, klagte er leise, wie konnte sie, sonst so mitleidsvoll und gütig, wie konnte sie so grausam sein! Wußte sie denn nicht, daß mit ihr das Glück auf ewig von mir geflohen ist? Weshalb denn hat sie mich verlassen!

Und jetzt fiel sein irrendes Auge auf die Abschiedsworte, welche sie ihm geschrieben. „Leben Sie wohl! Vergessen Sie Julia. Gehen Sie zu Ihrer Braut."

Deshalb also, deshalb ist sie geflohen, sagte er tieferschüttert, und küßte diese Zeilen, welche ihre zitternde Hand geschrieben. Deshalb hat sie Alles hinter sich gelassen, Ruhe und Frieden, und auch das Glück! Denn ich, ich hätte sie glücklich gemacht, die Liebe hat diese himmlische Kraft, alle Wunden zu heilen und das blutende Herz zu erfrischen mit neuem Lebensglanz. Ja, ich hätte sie glücklich gemacht, und nun ist sie geflohen, um meinetwillen; mit diesem starken, eisernen Willen, welcher nicht achtet des gebrochenen Herzens, sondern nur der beschworenen Pflicht, mit diesem Willen ist sie von mir geflohen. Treulos soll ich werden meinem Herzen, um treu zu bleiben meinem Worte! Sie ist für mich gestorben, und als Vermächtniß läßt sie mir die Braut zurück und mein gegebenes Wort! O, das ist gewiß sehr edel und sehr groß, und ob mein Herz darüber bricht, was kümmert das dieses stolze, kalte Weib, welches das Unglück gestählt hat gegen Leid und Schmerzen!

Aber dann warf er sich seine harten Worte vor, dann gedachte er dieses Ausdruckes tiefen Schmerzes, den er oft in ihrem Angesichte gelesen, und als er sich ganz versenkt hatte in diese holden und heiligen Erinnerungen an sie, als er sich ihr ganzes edles und hochherziges Wesen vergegenwärtigt hatte, sagte

er ganz begeiſtert: ach, Julie iſt ein edles, großes Weib, und weil ich ſie liebe, will ich ihrer würdig ſein. Iſt ſie denn geflohen, um mich nicht treulos werden zu laſſen meinem Wort und meiner Braut, wohlan, ſo ſoll ſie mindeſtens erkennen müſſen, daß ich ihrer würdig bin! Der Mann ſoll vor dem Weibe den Blick nicht zu Boden ſenken müſſen. Ich will ein Mann ſein, weil ſie groß genug dachte, ſich hinzugeben für meine Ehre. Julia ſoll mit mir zufrieden ſein!

Ein edles, muthvolles Feuer leuchtete auf ſeinem Angeſicht, und wenn Julia ihn hätte ſehen können mit dieſem flammenden Blick, dieſer energiſchen, ſtolzen Haltung, ſie würde inmitten ihres Jammers ſich glücklich geprieſen haben.

Jetzt las er den Brief der Baronin, er ſchien ihm ein Fingerzeig des Schickſals, Juliens Willen zu thun, er war ganz feſt entſchloſſen, und ſchrieb der Baronin, daß er mit ihr einverſtanden und am nächſten Freitag zur Vermählung bereit ſei.

Und während er ſchrieb, dachte er: wenn ich einmal erſt vermählt bin, dann werde ich ſie ſuchen, überall, in jedem Winkel der Erde, dann muß ſie zu mir zurückkehren, und ſie wird es, wenn ſie ſieht, wie gehorſam ich bin ihrem Willen!

Aber dann fragte er ſchaudernd: wie, wenn ich ſie nun niemals fände? Wenn ſie mir auf ewig verloren wäre? Wenn der, vor dem ſie damals floh, und der ſie zu verfolgen ſchien, wenn der nun jetzt ſie gefunden, ſie fortgeführt hätte? Und kann nicht irgend ein Unglück ſie betreffen? Können nicht Mörder die Einſame, die Schutzloſe überfallen?

Und ich darf nicht einmal die öffentliche Macht zu meiner Hülfe anrufen, ſagte er verzweiflungsvoll,

denn ich weiß es ja, daß ſie der Verborgenheit und des Unbemerktſeins bedarf!

Nach langem Ueberlegen entſchloß er ſich, einen Aufruf in den Tagesblättern ergehen zu laſſen und Dem eine Belohnung zuzuſichern, welcher Nachricht geben könne über ſie. Dieſe Aufforderung, welche Niemand verſtehen konnte außer ihr, oder denjenigen, welche mit ihr zuſammenhingen, ließ er jetzt täglich im Intelligenzblatt wiederholen und immer größere Belohnungen ſetzte er aus für irgend eine Nachricht von ihr.

Aber die Tage vergingen und Niemand kam, ihm Kunde zu geben, der Freitag war da, — noch keine Nachricht, kein einziges Zeichen von ihr, — und doch war dieſer Freitag ſchon ſein Hochzeitstag!

Alfred begrüßte ihn ſeufzend und mit zagendem Herzen. Nichts von dem heiligen Glück, von der überſchwenglichen Seligkeit eines Bräutigams war in ihm. Er dachte nur an Julia, er fühlte nur, daß er für ſie, um ihrem Willen zu genügen, ſich dieſer Ehe unterwerfen wolle, und ſein Herz zürnte faſt dieſer jungen, lieblichen Braut, die ſich zwiſchen ihn und jenes ſchöne bleiche, kummervolle Weib geſtellt. Emmy hätte längſt ſein Erkalten empfinden müſſen, meinte er, und im jungfräulichen Stolz hätte ſie ihn verwerfen müſſen, da ſie fühlen konnte, daß er ſie nicht mehr liebe. — Das ahnte er nicht, daß Emmy leiſe in ihrem Herzen ihm denſelben Vorwurf machte, daß auch ſie meinte, er müſſe es fühlen, daß ſie ihn nicht mehr liebe, daß ſie ihn unedel nannte, weil er, um ſeiner egoiſtiſchen Liebe zu genügen, trotz ihres erkalteten Herzens ſie nicht aufgeben wollte. Keiner von Beiden zweifelte an der Liebe des Andern, Jeder glaubte nur ſein eigenes Herz gewandelt, — die natürliche, unbewußte Eitel-

keit läßt die Menſchen niemals glauben, daß ſie verlaſſen und aufgegeben werden könnten, wenn ſie ſelber auch ſchon längſt verlaſſen und aufgegeben haben. Jeder entſchließt ſich leichter, ſelber treulos zu werden, als unter der Treuloſigkeit des Andern zu leiden, und die eigene Entartung wird man der Demüthigung durch Andere immer vorziehen.

Emmy hätte zurücktreten müſſen, dachte Alfred, ſo wie ſie mein Erkalten fühlte, und gefühlt muß ſie es haben. Daß ich niemals mein Wort zurücknehmen konnte, weil die Ehre es mir verbietet, mußte ſie einſehen, und darum ſtatt meiner handeln.

Doch erinnerte er ſich jetzt ein wenig beſchämt, daß nur Julia es geweſen, die ihn gezwungen, ſeinem Worte treu zu bleiben, und eine unendliche Sehnſucht nach ihr erfüllte jetzt ſein ganzes Gemüth. Nur noch wenige Stunden, und jeder Gedanke an ſie ward ein Meineid, jedes Sehnen nach ihr eine Treuloſigkeit an ſeinem Weibe.

Und ich kann und will doch nimmer aufhören, ſie zu lieben, rief er ganz verzweiflungsvoll, ſie wird mir ſein, wie dem in der Wüſte Irrenden der Morgenſtern, zu dem er hoffend aufblickt, dem er nachzieht, bis er ermattend hinſinkt und ſtirbt. Ja, ſie werde ich ſuchen, ſo lang ich lebe, ſie wird vor mir herſchweben, wie das Glück, und ich werde es doch nimmer erfaſſen und an mein Herz drücken können. Wo biſt Du denn, Du großes, ſtolzes Weib, das ich zuweilen meinen Engel und meinen Dämon nennen möchte! Sei mein Dämon, dann wirſt Du von mir nicht dieſes Opfer fordern, welches nur ein Engel begehren kann. Komm und enthülle Dich mir, gieb mir Kunde, wo Du weilſt, und ich werde Dich finden und zu Deinen Füßen niederſinken, und Alles werde ich freudig zurücklaſſen, Alles werde ich auf-

geben um Deinetwillen, meine Ehre ſelbſt und meinen Namen! Was kümmert mich die Welt, wenn ich Dich in meinen Armen halte, was kümmert mich die Achtung der Menſchen, wenn ich glückestrunken Dir in's Auge ſchaue, und es fühle, und es weiß, daß Du Mein biſt, Mein für alle Ewigkeit! Ach, unaufhaltſam eilt die Zeit vorwärts, und der langſam fortrückende Zeiger der Uhr ſagt mir, daß nur noch eine Stunde Friſt mir vom Schickſal gegönnt iſt. Eine Stunde, Julia, hörſt Du es? Biſt Du ein Dämon, ſo komm und führe mich von hinnen, biſt Du aber ein Engel, ſo ſtille dieſe Schmerzen, welche in meinem Buſen toben, ſo gieb, daß ich freudig das Opfer bringe, welches Du mir auferlegt. Nein, nein, ich will es, ich kann es nicht bringen, dieſes Opfer, ich will nur Dich, nur das Glück an Deinem Buſen, und müßte ich es mit meiner Seligkeit erkaufen. Ach Julia, wo biſt Du, Julia, warum haſt Du mich verlaſſen!

Und wie er unter ſtrömenden Thränen, zitternd in fieberiſcher Aufregung ſo ſprach, klopfte es plötzlich ſtürmiſch an ſeine verſchloſſene Thür, und der Bediente rief ihm zu, daß draußen ein Mann ſei, der ihn dringend zu ſprechen wünſche.

Ich kann jetzt Niemand ſehen, ich will Niemand ſprechen, ſagte Alfred ganz erſchöpft.

Er ſagt, er komme wegen der Anzeige im Intelligenzblatt.

Alfred ſtürzte zur Thür und öffnete ſie mit einem Schrei des Entzückens.

Wo iſt der Mann? Schnell, ſchnell führe ihn zu mir!

Hier iſt er, gnädiger Herr!

Herein trat Chriſtian, Alfred mit ſtummem Kopfnicken begrüßend, und dann mit ſeinen kleinen, ſchielenden Augen im Zimmer forſchend umherſehend.

Richtig, 's ist das Zimmer, murmelte er leise, ich hab' mich nicht geirrt, und 's war also gar nicht nöthig, daß ich mir auf'm Intelligenzcomtoir die Adresse geben ließ. Na, sagte er dann laut, Sie sind also der Baron von Willfingen, und Sie haben die Aufforderung in's Intelligenzblatt gerückt von wegen des verloren gegangenen Jungen, der eigentlich ein Mädchen war? Nicht wahr, Sie sind der Mann? O, sehen Sie, der Christian ist auch nicht dumm. Ich merkt's gleich, was die Anzeige bedeuten that, und bin also gleich hergekommen.

Und Sie bringen mir Nachricht von ihr? Sie können mir sagen, wo sie ist? rief Alfred.

Allens ein nach dem andern, sagte Christian ruhig. Erst lassen Sie uns von der Belohnung sprechen. Wie viel geben Sie mir?

Zwanzig Louisd'or, wenn Sie mich sogleich zu ihr führen.

Und Sie schwören mir bei Ihrer Ehre, mich Niemanden nicht zu verrathen und die Polizei nichts wissen zu lassen?

Ich schwöre es bei meiner Ehre!

Na, denn hören Sie! Ich weiß, wo sie ist! sagte Christian mit seinem grinsenden Lachen.

Wo ist sie? Sagen Sie es mir schnell! rief Alfred athemlos. Mein Gott, warum schweigen Sie denn? Führen Sie mich zu ihr! Gleich!

Wollen Sie mir dreißig Louisd'or geben? fragte Christian.

Ja, dreißig Louisd'or!

Dreißig Louisd'or, so wie Sie sie gesehen haben?

Ja, mein Gott, ja doch.

Na, denn kommen Sie, ich führe Sie hin!

Alfred nahm seinen Hut und stürmte wie ein Rasender von dannen.

Die verlassene Braut.

Schweigend und ohne Widerspruch hatte Emmy die Kunde von ihrer heutigen Vermählung empfangen. Nicht ein Wort der Klage war auf ihren Lippen gewesen, keine Thräne hatte ihre Augen umdüstert, und die Baronin dachte, der allzubesorgte Freund Gotthold habe sich diesmal getäuscht, und Emmy sei ganz zufrieden, ganz glücklich.

Aber wer mit schärferem Auge Emmy beobachtet hätte, den würde diese stumme, demuthsvolle Unterwerfung der jungen klaglosen Braut gerührt haben, der würde in diesen strahlenlosen Blicken eine Ergebung gelesen haben, die sich selbst bis über die Klage erhoben und in sich den Schmerz zu einer Art Freude verklärt hatte. Sie sah unendlich rührend aus in diesem weißen Atlaskleide, das ihre zarte, ätherische Gestalt umhüllte, wie eine Braut des Himmels, so unschuldsvoll und rein, so gottergeben und freudenvoll. Ihre verklärten Blicke waren immer auf das Bild ihres Vaters geheftet, und mit jenem Muthe, welcher nur der Unschuld und Tugend verliehen ist, dachte sie: Du sollst mit mir zufrieden sein, mein Vater! Ich werde den Schwur, welchen ich auf

Deinem Sterbebette Dir gelobte, ich werde ihn erfüllen, und ich werde es freudig thun, denn Dein Segen wird mit mir sein, mein Vater!

Nur als ihre Mutter ihr den Myrthenkranz in's Haar flechten wollte, bebte Emmy und trat abwehrend einen Schritt zurück.

Ich habe einen Wunsch, meine Mutter, flüsterte sie leise, und gewiß wirst Du ihn erfüllen, da es der letzte ist, den ich Dir sagen will.

Nun, und was wünschest Du?

Gestatte, daß mein Lehrer und Beichtvater, der würdige Pater Joseph, mir den Kranz aufsetze, sagte sie mit versagender Stimme.

Nun, jetzt ist keine Gefahr mehr dabei, dachte die Baronin, und befahl, Pater Joseph zu rufen.

Auch weiß er noch nichts von Deiner heutigen Vermählung, sagte die Baronin, denn die Trauung wird, wie ich Dir sagte, in der Kirche vom Probst Brinkmann vollzogen werden. Du selbst magst also den Pater davon in Kenntniß setzen. Ich gehe indessen, meine eigene Toilette zu machen.

Einen Augenblick war Emmy jetzt allein, den ersten Augenblick, seit sie von ihrer heutigen Vermählung erfahren. Aber sie scheuete dies Alleinsein, sie scheuete das heimliche Zwiegespräch mit ihrem Herzen, sie mußte andere Worte, andere Stimmen hören, als die Stimme, welche fort und fort Worte der Klage in ihrem Busen sprach.

Schritte nahten sich. O, Emmy kannte sie nur zu gut, und eine dunkle Röthe überzog plötzlich ihre bleichen Wangen. Die Thür ward geöffnet, ja, er war's, — Pater Joseph. Sie ging ihm entgegen, sie versuchte zu lächeln, dann aber blieb sie mitten im Zimmer stehen, erschreckt ihn anstarrend, ihn, der bleich und ächzend, kaum seiner Sinne mächtig, an

der Thür lehnte. Wie er sie in dem bräutlichen Gewande sah, auf dem Tische den Myrthenkranz und den weißen Brautschleier, da hatte er Alles errathen, da wußte er, daß die Stunde gekommen sei, welche sie auf ewig von ihm trennen sollte, und der Schmerz überwältigte ihn und machte ihn bewegungslos, starr.

Und in diesem Moment durchfuhr es, wie ein heiliger Blitz, Emmy's Gemüth. Was sie niemals geahnt, niemals vermuthet hatte, das errieth sie jetzt in diesem traurigen und doch so glühenden Blicke des Freundes. Ja, sie wußte es jetzt, daß er sie liebe mit der Liebe eines Mannes, mit der Gluth eines Jünglings, und dieses Wissen, es erfüllte sie mit Freude und Seligkeit. In diesem Augenblicke war er nicht der katholische Priester, nicht der Diener der Kirche, sie nicht die Braut eines Andern, nicht durch Gesetz und Pflicht von ihm getrennt, es waren nur zwei Wesen, welche sich liebten mit jener Liebe, die Gott und Natur in das Herz der Menschen gelegt, es war nur ein Mann und ein Weib, die sich gegenüber standen im vollen Bewußtsein ihrer Liebe, nichts weiter denkend, als dieses.

Sie sprachen nicht, was hätten Worte ihnen auch sagen können, sie sahen sich nur an, lange und innig. Ihre Liebe war über alles Begehren, selbst über allen Schmerz erhaben. Heilig war dieser Moment, heilig und groß, und wohl denen, welche solch einen Moment erlebt und in sich erfahren haben, er ist ein Talisman gegen alle Stürme des Lebens, und der thränenumdüsterte Blick wird aufflammen in Glück bei der Erinnerung daran, und in die umnachtete Seele wird er hineinleuchten mit einem Strahle des göttlichen Lichtes, dieser Moment, in welchem zwei Herzen sich finden und erkennen, und ewige, unauslöschliche Liebe einander geloben.

Joſeph! flüſterte ſie ganz leiſe und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

Er ſtürzte zu ihr hin, er lag zu ihren Füßen, er drückte ihre Hand an ſeine Augen, ſeine brennenden Lippen, er dachte nichts, als daß er ſie liebe, ewig, unausſprechlich.

Sie ſprachen noch immer nicht; er kniete noch vor ihr, ihre Hand ruhte in der ſeinen, ihre Blicke begegneten ſich, leuchtend, wonnevoll, ſollten ſie mit Worten dieſe heilige Stunde entweihen?

Da fragte die Baronin aus dem andern Zimmer, ohne die Thür zu öffnen, ob Emmy bereit und der Kranz ſchon befeſtigt ſei.

Ach, dieſe Stimme war ganz geeignet, das glückſelige Paar aus ſeiner Entzückung zur Wirklichkeit zurückzurufen und ſie dem Schmerz und dem Leid wiederzugeben. — Joſeph ſprang empor, todesbleich, laut ächzend vor Angſt und Qual.

Ach, er war wieder der Prieſter geworden, und er wußte es jetzt, daß Emmy ihm verloren, daß er verdammt ſei, zu entſagen, zu leiden um Gotteswillen!

Und Emmy ſenkte ihr Haupt auf ihre Bruſt, und langſam rannen ein paar Thränen über ihre farbloſen Wangen. Sie war wieder die Braut geworden, das ergebungsvolle Kind, welches der Wille eines Sterbenden zu ewigem Entſagen, zu ewigem Leid verdammt hatte.

Sie nahmen Beide ihre Beſtimmung an, ſie unterwarfen ſich ſchweigend, klagelos, denn ſie fühlten es Beide, daß Gott ſie auf immer vereint hatte und nur Menſchen ſie auf immer trennten.

Setzen Sie mir den Kranz auf, bat ſie leiſe.

Das will ich, ſagte er feſt, und ſegnen will ich Sie mit meiner Seele heiligſten Wünſchen. Gott ſei mit Ihnen, und er laſſe Sie jenes Glückes theil-

haftig werden, welches Menschen nicht geben können, weil es nicht von dieser Welt ist, jenes Glückes, das nur Denen wird, welche sich selbst überwunden und die heilige Läuterung der Schmerzen erfahren haben. Mit diesem Glücke segne Sie Gott und gebe Ihnen Frieden!

Frieden! seufzte Emmy und neigte ihr Haupt, um den Myrthenkranz aus Joseph's Händen zu empfangen.

Die Baronin kam jetzt, um Emmy hinunter zu führen in den Salon. Sie war so beschäftigt mit sich und Emmy's Toilette, daß sie des Paters sichtliche Zerstörung gar nicht bemerkte, denn sie wiederholte sich leise in Gedanken die herrliche und tiefergreifende Rede, mit welcher sie im Salon, im Beisein der Gäste, Emmy von ihrem mütterlichen Herzen entlassen und ihrem Verlobten übergeben wollte.

Hier, in diesem einsamen, stillen Zimmer, wo Niemand sie hören und bewundern konnte, hatte sie daher ihrer Tochter nichts zu sagen. Sie nahm schweigend ihren Arm und führte Emmy hinunter in den Salon; schweigend folgte ihnen Pater Joseph.

Im Salon waren die Gäste schon versammelt, eine sehr glänzende und sehr fromme Gesellschaft, unter denen Fürst Alexiew von Pomowsky wie eine Erscheinung aus einer fremden Welt sich ausnahm. Ein Gemurmel der Bewunderung ging durch die Versammlung, als Emmy an der Hand ihrer Mutter erschien, und Fürst Alexiew sagte ganz in Extase zu seinem Nachbar: diese Braut könnte mich weinen machen. Es ist eine rührende Schönheit, ganz Unschuld und Poesie, und deshalb möchte ich weinen, weil sie verdammt sein soll unter Menschen zu leben und täglich den Aetherstaub ihrer Schwingen von rohen Händen abgestreift zu fühlen. Sehen Sie doch, sie sieht aus, wie die Lilie des Erzengels, und vor

ihrem unſchuldsvollen Blicke muß ich unwillkührlich das Auge beſchämt zu Boden ſenken!

Aber wo war denn der Bräutigam, daß er ſeine Braut empfange aus den Händen ihrer Mutter? — Alfred war noch immer nicht da, und doch war die Stunde ſchon gekommen, welche zur Trauung angeſetzt worden? Mein Gott, wo blieb er nur?

Eine gezwungene Unterhaltung, unter welcher man die Befremdung zu verbergen trachtete, füllte die nächſte Zeit aus, — noch eine halbe Stunde verging, — Alfred kam nicht.

Die Gäſte verſtummten, oder flüſterten untereinander, die Baronin konnte nur mühſam noch ihre Aufregung verbergen, nur Emmy war ruhig und unbefangen, ihr Blick war heiter und ergeben, und Fürſt Alexiew, der unverwandten, ſtrahlenden Blickes ſie betrachtete, ſagte zu ſich ſelber: eine Taube iſt ſie, und in dieſe trübe, niedrige Arche der Welt iſt ſie hineingeflattert mit dem heiligen Oelzweig, als Bote aus dem Paradieſe.

Eine Stunde war vergangen, jetzt ſprach man ſchon laut ſeine Bemerkungen und Befürchtungen aus, jetzt flüſterte man ſchon untereinander und verdammte den Bräutigam und beklagte die verlaſſene Braut. Die Boten, welche die Baronin ausgeſandt, kehrten zurück; weder in der Kirche, noch in ſeiner Wohnung hatten ſie den Bräutigam gefunden, er war ausgegangen, aber ohne ſein Hochzeitskleid anzuziehen, ganz im gewöhnlichen Anzug, berichteten ſie.

Nun äußerte ſich die Entrüſtung unbehindert und laut. Dann, nachdem noch eine Stunde vergangen, entfernten ſich leiſe einige der Gäſte; die Baronin, welche fühlte, daß diesmal ihre frommen Worte ſie verlaſſen, hielt es für das Angemeſſenſte, in Ohn-

macht zu fallen. Sie machte daher noch einige ſchwankende Schritte durch das Zimmer und fiel dann in Ohnmacht, gerade an der Stelle, wo der daneben-ſtehende Fürſt Alexiew nothwendig herbeiſpringen und ſie in ſeine Arme nehmen mußte.

Man trug ſie auf ihr Zimmer, die Geſellſchaft entfernte ſich. Emmy war ſchon lange in ihr Gemach zurückgekehrt, dort lag ſie auf ihren Knieen, und unter heißen Thränen dankte ſie Gott für dieſe Erlöſung und Rettung, während die ſchnell erwachte Baroniu die Rache des Himmels herniederbeſchwor auf das Haupt des Frevlers, welcher es gewagt, ſo ihrer zu ſpotten und ihre Tochter ſchmachvoll zu verlaſſen.

In den Familienhäuſern.

Nichts hatte ſich geändert in den Verhältniſſen unſerer Freunde in den Familienhäuſern. Sie wohnten noch Alle mitſammen in friedlicher Gemeinſchaft, in troſtreicher Nähe; ihre Leiden und Entbehrungen waren dieſelben, aber auch ihre Freuden und Genüſſe; nur der Arme kann der Freund des Armen ſein, denn nur Er kennt und verſteht dieſes Heer der Freuden und Genüſſe zu würdigen, an denen der Reiche achtlos und verächtlich vorübergehen würde.

Dem Reichen, ſagte die Baronin, gehören die Roſen und die prachtvollen Lilien, dem Armen die Veilchen und die duftenden Blumen der Wieſe, welche der Reiche als Unkraut zertritt unter ſeinem achtloſen Fuß. Wer aber will ſagen, daß ein Unkrautsblümchen minder ſchön ſei als die ſtolze Roſe, und wer möchte behaupten, daß die Freuden der Armen minder bedeutend und inhaltsreich, nur weil ſie äußerlich kleiner und unſcheinbarer, als die prunkenden Freuden der Reichen? Der Reiche iſt ein Sclave der Verhältniſſe und des Herkommens, der

Arme allein ist frei; ihm gehört die ganze Zeit, die ganze Welt; durch keine Rücksicht gebunden, durch keine Convenienz gefesselt, geht er fesselos und ohne Scheu in seinen Lumpen einher, verachtend das Gepränge der Reichen, unabhängiger und ungebundener, als der Millionair. Der hat für tausend Dinge zu sorgen, für den Prunk seiner Gemächer, für den Glanz seiner Feste, für die Auserlesenheit seiner Tafel, für die Eleganz seiner Equipage und der Livréen seiner Dienerschaft, für die Zusammensetzung seiner Gesellschaften und die Bewirthung seiner Gäste, und über all' diesem Sorgen und Mühen geht ihm das Leben hin, im Trachten nach Glück, aber selten im friedlichen Genusse desselben. Der Arme hat keine Bedürfnisse, ihn kümmert nichts als der Unterhalt des nächsten Tages, ist dieser beschafft, dann ist er frei, Herr seiner Zeit, seines Willens, Herr seines Mißmuthes und seiner Launen, Herr seines Lachens und seiner Freude. Er allein kann sich geben, wie er ist, ihn beherrscht nicht die Gesellschaft mit ihren widersinnigen Gebräuchen, und unabhängig ganz ist er von der Mode, dieser unerbittlichen Tyrannin der Vornehmen und Reichen, welche oft die Unnatur heiligt und das Häßliche zur Schönheit stempelt. Wer es versteht, arm zu sein, der ist glücklich und zufrieden, Neid und Mißgunst, Ehrgeiz und Eitelkeit ist ihm fremd, sich selber hingebend und verlierend an das Weltall, ist Alles sein Eigen, was er sieht, weil er eben Alles nur anschaut mit erfreuten, unbegehrenden Blicken. Wohl uns, meine Kinder, daß wir arm sind, und es verstehen, unserer Armuth uns zu freuen und das Leben zu genießen, unabhängig von den Launen des äußern Glückes!

Luise und Thomas stimmten freudig ein in die

begeiſterten Worte der Baronin, und wenn ſie Hand in Hand neben einander ſaßen mit lächelndem Munde und ſtrahlenden Blicken, dann fragten ſie: was fehlt uns denn, was entbehren wir denn? Sind wir nicht reicher als die Könige der Erde, die allein ſtehen auf ihrer ſtolzen Höhe? Reich, weil wir uns lieben, weil wir glücklich ſind, der ganzen Welt zum Trotz?

Und meiner vornehmen, frommen Schwägerin, der Baronin Elsleben, zum ſteten Aerger und Verdruß, ſagte die Baronin mit einem triumphirenden Lächeln: unſere Armuth, das iſt die Waffe, mit der wir kämpfen gegen dieſes heuchleriſche, ehrgeizige Weib, und mit der wir ſie täglich verwunden, täglich ihr Herz vergiften.

Aber während die Baronin und ihre Kinder ſich glücklich prieſen arm zu ſein, gab es doch unter den Freunden im Familienhauſe Andere, welche mit ſchweren Seufzern ihrer Armuth entbehrungsvolle Qual empfanden, und willig ihr Herzblut hätten hingeben mögen, um den Beſitz dieſes blinkenden Metalles, das alle Thüren öffnet, alle Rangverſchiedenheiten aufhebt, alle Ungleichheiten vermittelt und der Talisman der Welt geworden iſt. Wir meinen nicht die alte Sängerin, Madame Albratti, welche mit Thränen des Zorns und des Aergers den Mann verwünſchte, welcher ihr Amintha entführt und ſtatt der bedungenen Summe ihr nur einen kleinen Theil derſelben und große Verſprechungen für die Zukunft gegeben. Aber die Zeit der zweiten Zahlung war ſchon verſtrichen, und immer noch wartete ſie vergebens auf das Erſcheinen dieſes Fremden, deſſen Namen ſie nicht wußte, der ſie betrogen, überliſtet hatte, und den ſie dennoch nicht wagte, bei der Polizei anzuklagen, weil ſie dann

fürchten mußte, ſelber in Strafe und Unterſuchung zu kommen.

Aber während ſie nur weinte um das verlorene Geld, war ein Anderer da, welcher Jahre ſeines Lebens hätte hingeben mögen um Geld, nicht aber, um es zu beſitzen, ſondern, um damit die Mittel und Wege zu erforſchen, Amintha wiederzufinden. Dieſer Andere, wer konnte es anders ſein, als Lude, als der arme, häßliche, ſchielende Knabe mit dem ungeſchlachten Geſicht und dem warmen Herzen, das in treueſter Liebe und in zarteſtem Verſtändniß ganz dieſem lieblichen, blonden Kinde zugethan war, das er geliebt, wie etwa das Hündchen ſeinen Herrn liebt, ihm willenlos folgend, zu ſeinen Füßen ruhend in demuthsvollſter Treue, nichts weiter begehrend, als ein wenig Duldung, ein wenig Güte für ſo unbegrenzte, hingebende Zärtlichkeit.

Eine große Veränderung war in Lude's Weſen vorgegangen, ſeit Amintha nicht mehr in den Familienhäuſern weilte. Er hatte ſich ſo gewöhnt nur für ſie zu leben, an ſie zu denken, daß er ſich ganz verwaiſt und troſtlos verlaſſen fühlte, ſeit ſie nicht mehr da war. Wem ſollte er ſich nun noch hingeben mit dieſem argloſen, vertrauenden Herzen, das nur ſie verſtanden hatte, wer nahm nun noch Theil an ſeinem Leben, und hatte für ſeine Worte ein williges Ohr? Er war ganz allein, ganz einſam. Wohl liebte er ſeinen Vater, den alten Weber, aber der ſchweigſame, kummervolle Greis achtete wenig ſeiner, weil alle ſeine Gedanken nur mit Chriſtian beſchäftigt waren, mit dem Sohne ſeiner Schmerzen, um deſſentwillen er ſich verkauft, um ihn zu retten, und den er vielleicht nur noch ſchneller dadurch an den Rand des Abgrundes geführt haben mochte. Seit er ſeinem Sohne das Geld gegeben, hatte er ihn nicht wieder

geſehen, keine Nachricht von ihm erhalten. Eine Art von Scham war es, welche Chriſtian verhinderte zu dieſem alten Manne zurückzukehren, deſſen reichliches Geſchenk er in wenigen Tagen verſpielt hatte, um dann wieder zurückzuſinken in Armuth und Schande, und aufs Neue dem Verbrechen ſich zu ergeben. — Auch ſeinen Bruder Thomas ſah Lude jetzt ſeltener, ſeit dieſer verheirathet war, und nur noch Frau Winkler war ihm als treue, theilnehmende Freundin geblieben. Aber auch ſie war ſtiller und trauriger, als ſonſt, und obwohl ſie niemals klagte, ſah doch Lude in ihrem bleichen, traurigen Geſicht den Kummer, den ſie Niemand ſagen mochte, weil es vielleicht keinen Troſt dafür gab. Und deshalb bemühte er ſich, ihr gegenüber heiter zu ſein und nicht durch ſeine eigenen Klagen ihr Herz noch mehr zu beſchweren. — So war Madame Albratti ſeine einzige Zuflucht geworden. Bei ihr war er täglich, denn ihr durfte er nichts verhehlen von ſeinem Kummer, und immer doch war es ein ſüßer Troſt, von Amintha ſprechen und mit ihrer Mutter ſich ihr liebliches Weſen, ihre holde Geſtalt vergegenwärtigen zu können. —

Auch die alte Sängerin war froh irgend Jemand zu finden, der ihren egoiſtiſchen Klagen ein williges Ohr lieh und den Erzählungen ihrer einſtigen Triumphe und Erfolge mit ſtets reger Theilnahme zuhörte. Sie hatte ihm endlich Alles vertraut, und Lude wußte jetzt, daß Amintha nicht, wie die Andern glaubten, zu einer vornehmen Dame gekommen, ſondern daß ihre Mutter ſie verkauft habe, ohne einmal zu wiſſen, bei wem ihr Kind ſei, und wer ſie betrogen habe um den Sündenlohn für die verrathene Tochter.

Aber ſo wahr ick Lude heiße, ick muß erfahren, wo ſie iſt, ſagte der Knabe energiſch. Berlin is

nicht so groß, daß 'n paar gesunde Beine es nicht in 'n paar Tagen durchsuchen könnten, und ick habe gestern in die Vossische Zeitung gelesen, daß wir nur achttausend Häuser in Berlin haben. Na, achttausend Häuser werde ick schon in vier Tagen durchsuchen können, des is gewiß, und denn so werde ick Amintha auch finden!

Und schon jetzt ließ Lude vor Freuden seine Finger das Lieblingslied: „Heil Dir im Siegerkranz," knacken, denn er fühlte sich schon als Sieger und Triumphator, bis Madame Albratti ihn daran erinnerte, daß er vielleicht in die Häuser gelangen könnte, aber niemals in die verschlossenen Thüren der Bewohner dieser Häuser.

Da is was dran, sagte Lude nachdenklich, aber lassen Sie's man gut sind, ich werde mir schonst was ausdenken, womit ich auch zu den Herrschaften rinn gelassen werde. Vor Aminthen thu' ick Allens, und ick würde gleich Bettler werden, weil ick denn zum wenigsten doch an alle Thüren klingeln könnte, und sie mir vielleicht aufmachen thäte, aber 's ist immer nicht so sicher, als wenn ick in die Wohnungen rein kommen kann!

Und wie kannst Du nur glauben, daß meine Tochter Dir selber die Thür aufmachen würde, sagte Madame Albratti stolz. Sie ist bei einem vornehmen Herrn, und da hat man Bedienten und Portiers. Ach, ich kenne das, denn ich war früher umringt von Bedienten, mein Geliebter, der ungarische Fürst, hielt mich wie eine Königin. Ach, Lude, wenn Du mich damals hättest sehen können!

Und während die alte Sängerin ihm jetzt mit begeisterten Farben ihre Vergangenheit schilderte, kramte Lude in dem Spinde, welches die geringen Habseligkeiten Amintha's enthielt, und die für Lude

das köſtlichſte Beſitzthum waren. Ach wie oft hatte er nicht ſchon ganz heimlich und verſtohlen, ſich vor ſich ſelber ſchämend, dieſes weiße Kleidchen geküßt, das ſie einſt getragen, dieſe Schuhe betrachtet, in denen er ſie ſo gern hatte tanzen ſehen. Da lag noch der kleine runde Strohhut, den ſie im verfloſſenen Sommer getragen, und in welchem ſie Lude immer ſo ſchön wie ein Engel erſchienen war, und weil Madame Albratti eben ſo gut im Zug war mit ihrer Erzählung, durfte er hoffen, von ihr nicht bemerkt und verlacht zu werden, wenn er ihn nahm, um ihn recht nahe zu ſehen. Aber als er ihn aufhob, fiel ihm ein dunkles, pelzartiges Packet in die Augen, das ſeine Neugier und Verwunderung erregte. — Ja, wahrhaftig, es war auch Pelzwerk, und wie es Lude ſchien, das ganze Fell eines Thieres, mit Kopf und Schwanz daran.

Na, was is denn das hier? fragte er verwundert, Madame Albratti mitten in der Erzählung ihrer Triumphe unterbrechend.

Das iſt das Fell von einem Affen, ſagte Madame Albratti verlegen.

Herre Je, von'n Affen, ſchrie Lude, und wo haben Sie's denn her?

Als ich das letzte Mal Amintha in die Probe brachte und ſie ſelbſt anzog, fand ich das kleine Fell in der Garderobe, und aus Verſehen hab' ich's mitgenommen. Ob ſie 'nen Affen mehr haben in der Theatergarderobe, iſt ganz gleich, ich aber kann mir einen ſehr ſchönen Muff daraus machen. Und übrigens iſt der Affenbalg auch im Theater ſehr wenig zu gebrauchen, denn ſie werden ſelten ein Kind haben, das klein genug iſt, um da hineinzupaſſen.

Nee, grinſte Lude und nahm das Fell auseinander, das is wahr, höchſtens 'ne ordentliche Katze paßt

da rinner. Aber wie das ſchön gemacht is, ſehen Sie mal, der Kopf is doch ſo natürlich, als wenn's lebt, und wenn man da was Lebendiges dreinſteckt, ſo muß es grade ſind, als wenn's 'n wirklicher Affe wäre.

Wenn's Dir ſo ſehr gefällt, will ich es Dir ſchenken, ſagte Madame Albratti vornehm, und Lude nahm mit Freuden das Geſchenk an.

Die nächſten Tage war er ſtill und ſinnend. Große und ernſte Gedanken ſchienen ihn zu beſchäftigen, denn nie hatte man ihn ſo grauenvoll ſchielen und ſo entſetzliche Geſichter ſchneiden ſehen, auch hatte er nie ſeine Finger ſo langſam und würdig das ſchöne „Heil Dir im Siegerkranz" knacken laſſen.

Dann, an einem ſchönen Morgen, trat er mit freudeſtrahlendem Geſichte in Madame Albratti's Gemach, die eben beſchäftigt war, ſich ihr Haar mit Dinte aufzufärben.

Madame Albratti, ſagte er energiſch, das Mittel is gefunden, ick weiß 'n Mittel, Amintha aufzuſuchen und in die Wohnungen ringelaſſen zu werden.

Na, da bin ich doch neugierig, was das für ein Mittel iſt, ſagte die alte Sängerin ungläubig.

Ick werde Italiener, rief Lude entſchloſſen.

Italiener?

Ja, und als ſo'n Italiener führe ick 'nen Affen rum! Des is jetzt ſehr Mode, und ick kenne drei italieniſche Jungens, die hier nach Berlin gekommen ſind mit ganz miſerable Affen, wofür ihnen keiner 'nen Sechſer geben thäte, wenn ſie nicht Ausländer wären und ganz gebrochen Deutſch ſprechen thäten. Aber darum ſo, weil ſie fremd ſind, giebt ihnen Jeder was und läßt ſie rinnkommen. Und nun ſo werde ick alſo auch Italiener und führe 'nen Affen rum.

Aber wo willſt Du denn 'nen Affen her bekommen? rief Madame Albratti lachend.

Ick habe ihm ſchon! ſagte Lude feierlich. Er is bloß noch nicht ordentlich eingeübt zu ſpringen, ſonſt geht Alles ſchon gut, und er ſpielt ſehr nett mit 'nem Apfel.

So zeig' ihn mir doch!

Nee, noch nicht! Erſt müſſen Sie 'nen Italiener aus mir machen, und mir das Alleus lehren, was ick zu ſprechen habe. Ick muß wiſſen, wie „guten Tag" heißt, denn, ſo wie ick auf Italieniſch ſage: „ſchenken Sie mir 'n Groſchen", denn „kann nicht verſtehen", wenn ſie nämlich Deutſch mit mir ſprechen, und denn ſo noch, „ick danke, mein Herr". Auch muß ick noch zu antworten wiſſen, wenn ſie fragen, wo ick her bin und ick ſage: „ick bin aus Italien, Madam". Wenn ick dieſe fünf Sachen kann, bin ick 'n ſehr guter Italiener und werde gute Geſchäfte machen.

Und Madame Albratti gab ſeinen dringenden Bitten nach und wiederholte ihm die Redensarten ſo lange, bis Lude ſie ganz gut und geläufig zu ſprechen wußte.

Na, nu is der Italiener fertig, ſagte er mit ſeinem allerliebſten Grinſen, und morgen früh, denn ſo paſſen Sie uf, wie ick mit 'nem Affen bei Ihnen ankloppe.

Den ganzen Abend ſaß Lude nachdenklich da und wiederholte ſich ſeine fünf italieniſchen Phraſen, mit denen er ſich die verſchloſſenen Pforten zu öffnen und Amintha zu finden hoffte.

Uebrigens, ſagte er kopfſchüttelnd, übrigens begreife ick gar nicht, warum denn die Italiener ſo dumm ſeind und ſich Alleus erſt in 'ne fremde Sprache überſetzen und ſich's Leben ſo ſchwer machen, ſtatt daß ſie Deutſch ſprechen könnten, wie jeder andere

Menſch. Aber das ſoll nu ſo recht was vorſtellen thun, und ſe wollen gewiß ſo recht was Apartes ſind. Aber wenn ſie mit'n lieben Gott ſprechen, denn ſo hilft es ihnen Allens nicht, und ſie müſſen doch Deutſch beten, denn, Gott ſei Dank, der liebe Gott verſteht Deutſch, und er wird nich de Italiener zu Gefallen ſich Enen halten, der ihm 's Deutſche in's Italieniſche überſetzt.

Früh am nächſten Morgen klopfte es an die Thür der alten Sängerin, die ſich heute wirklich ſchon eine Stunde früher erhoben hatte, voll Ungeduld, Lude als Italiener mit dem Affen zu ſehen.

Ja, er war es wirklich, und er trat ein mit einem feierlichen und deutlichen: Buon giorno! und auf ſeinem Arme ſaß wirklich ein kleiner Affe in einem ſehr zierlichen dunkelrothen Röckchen.

Buon giorno! Na, wat ſagen Sie nu? fragte Lude, vor Freude mit den Füßen ſtampfend und ſo fürchterlich ſchielend, daß die Augäpfel ganz aus ſeinem würdigen Antlitz verſchwanden und nichts als eine weiße Fläche ſichtbar blieb.

Madame Albratti war auf ihren Stuhl zurückgefallen und lachte ſo unmäßig, daß ſie keines Wortes mächtig war, und Lude konnte nicht widerſtehen, er mußte mitlachen, es half Alles nichts. Und immer wieder auf's Neue ſteckte Einer den Andern an mit ſeinem Lachen, und Lude ließ den Affen fahren und warf ſich auf die Erde, laut kreiſchend vor Lachen. Der Affe fuhr in großen Sätzen im Zimmer umher, ehe man ſich's verſah, war er auf den Ofen geklettert, und von dort ließ er ein höchſt eigenthümliches, ſeltſames Geräuſch vernehmen.

Madame Albratti verſtummte mitten in ihrem Lachen und ſah Lude erſtaunt an. War das der Affe? fragte ſie.

Lude nickte mit dem Kopfe und ſchnitt ſcheußliche Geſichter vor Wonne.

Ich dachte, es wäre ein Hund drin! ſagte die alte Sängerin.

Nee, es is meine Katze, rief Lude mit einer neuen Exploſion des Gelächters.

Aber wahrhaftig, wenn ich's nicht wüßte, daß es mein Affenfell iſt, ſagte Madame Albratti, ſo würde ich es für einen wirklichen Affen halten.

Nicht wahr? Und man ſieht gar nicht, daß 'n Loch drin is, wo ick die Mietze rinn geſteckt habe, ſagte Lude ſtolz, denn 's ſitzt unter de Jacke, und grade darum habe ick ihm die Jacke gemacht. Aber na nu, adje! 's geht los! Und jetzt bin ick Italiener.

Er nahm ſeinen Affen, dem am Fuß eine kleine Kette befeſtigt wurde, auf den Arm, grüßte gravitätiſch mit einem buon giorno und verließ ſtolz und wohlgemuth die Familienhäuſer, um ſich der Stadt zuzuwenden.

Die einſamern Straßen durchſchritt er, ohne anzuhalten, denn er hatte beſchloſſen, zuerſt die ſtattlichen Häuſer unter den Linden und in den angrenzenden Straßen aufzuſuchen, weil Amintha ja bei einem vornehmen Herrn wohnte und die vornehmen Leute, wie er wußte, gemeinhin in dieſer Gegend wohnten.

Und ſo glückte es ihm ziemlich gut. Die Thüren wurden dem italieniſchen Knaben, welcher mit einem buon giorno kam, viel leichter geöffnet, als einem deutſchen Bettler, der zu ſeiner Empfehlung nichts hatte, als ſeine Armuth und ſein Elend. Den Italiener mit dem Affen ließ man ein, und der Affe machte ſeine Capriolen, und wenn er miaute, lachten die Zuſchauer fürchterlich und meinten, er mache es ſehr natürlich, gerade wie eine Katze, und die Affen ſeien doch höchſt drollige Geſchöpfe, die Alles nachzu-

machen verſtänden. Zuweilen auch kam irgend eine ſchöne Tochter vom Hauſe, um vor der Dienerſchaft zu glänzen mit ihrer Gelehrſamkeit, und ſie redete Italieniſch zu dem italieniſchen Knaben, der dann mit großer Geläufigkeit ſeine fünf Redensarten hintereinander herſagte. Wenn dann aber das Fragen noch nicht zu Ende war, ſprach er allerlei Worte, wie ſie ihm eben in den Mund kamen, und die weder er, noch der liebe Gott verſtanden, ſondern nur die Fräulein, zu welchen er ſprach, denn ſie gaben ihm dann Geld und verſicherten höchſt zufrieden, ſie hätten jedes Wort verſtanden, und ſie hätten wirklich ſelbſt nicht geglaubt, daß ihnen das Italieniſche ſo geläufig ſei. Gewiß, es war ein Glück, daß Lude gerade ein Italiener geworden war, denn die italieniſche Sprache iſt in Berlin ſehr unbekannt mit ihrer weichen und lieblichen Muſik, und nur ſehr Wenige giebt es, die ſie verſtehen und ſich in ihr verſtändlich zu machen wiſſen.

Endlich kam Lude in ein großes Hôtel, und da der Portier gerade nicht in ſeiner Loge war, konnte Lude ungehindert die breite, glänzende Treppe hinaufgehen und an dem Klingelgriff von dunkelrothem Glaſe ziehen, worauf ſogleich die Thür geöffnet ward und ein Diener in glänzender Livrée erſchien. Er wollte, als er den Knaben mit dem Affen ſah, ſofort die Thür wieder verſchließen, aber Lude hatte ſchon gelernt, wie man es machen müſſe, um eingelaſſen zu werden. Er klemmte ſich zwiſchen die Thür, immerfort flehend: ah signor, per l'amore di Dio un Silbergroſchen! Endlich ſchlüpfte er durch die Thür und ſtand im Zimmer, er ließ ſeinen Affen los, daß dieſer im Zimmer umherfuhr und den Diener lachen machte durch ſein künſtliches und doch ſo ſehr natürliches Katzenmiauen. Da öffnete ſich die Thür und

ein Herr trat herein. — Lude fuhr erſtaunt und mit weit aufgeriſſenen Augen zurück, — ja, wahrhaftig, das war derſelbe Herr, der damals bei Madame Albratti geweſen, derſelbe, der Amintha aus dem Opernhauſe abgeholt und von dort mitgenommen hatte. Er war es, er war es ganz gewiß.

Was bedeutet dieſer Lärm? fragte der Herr barſch. Wie kommt dieſer Junge hier herein?

Der Livréediener antwortete demüthig: der Portier muß ihn heraufgelaſſen haben, Herr Paulowitſch, und er hat ſich mit Gewalt hier eingedrängt.

So hätteſt Du ihn mit Gewalt wieder hinauswerfen ſollen, ſagte Paulowitſch ſtreng. Geh' jetzt und rufe Fräulein Amintha. Der franzöſiſche Lehrer iſt da!

Lude hätte laut aufſchreien mögen vor Freude und Ueberraſchung, aber er fühlte, daß es ſeinen ganzen Plan verderben müſſe, wenn Paulowitſch errieth, daß er Amintha kenne.

Aber nicht eher gehe ich fort, bis ich ſie geſehen habe, ſchwur er ſich ſelber, und trotzdem, daß Paulowitſch ſchalt und drohte, ſchien nun der italieniſche Knabe durchaus ſeinen Affen nicht wieder einfangen zu können und verfolgte ihn vergeblich durch das ganze Zimmer.

Da bewegte ſich eine Thür, athemlos ſtand Lude ſtill, er hatte Alles vergeſſen, Alles, er wußte nur, daß er Amintha ſehen müſſe, ſehen wolle, und koſte es ſein Leben!

Die Thür ging auf, — o mein Gott, es war Amintha, ſie, ſie war es, das holde Kind mit den langen blonden Locken, mit den tiefblauen Augen und dem ſanften Engelslächeln. O wie ſchön, wie prächtig ſah ſie aus in dem himmelblauen, ſeidenen Gewande, wie eine Prinzeſſin ſo glänzend und köſtlich!

Aber in diesem Augenblick hatte Paulowitsch schon die Thür geöffnet, den Knaben mit Gewalt hinausdrängend, und dieser, ganz betäubt, ganz überwältigt von Amintha's Anblick, hatte keine Kraft zu widerstehen. Die Thür war schon hinter ihm geschlossen, und noch immer glaubte er sie vor sich zu sehen in ihrer lieblichen Engelsschönheit. Ganz bewußtlos, ganz überwältigt starrte er die Thür an, es war ihm immer, als müsse ein Wunder geschehen, als werde diese Thür auseinanderfallen und Amintha mit Engelsflügeln ihm entgegenschweben.

Amintha hatte sein Gesicht nicht gesehen, sie fragte nur, wen Paulowitsch denn da so böse hinauswerfe?

Einen Bettlerknaben, der sich durchaus nicht abweisen lassen wollte, sagte der Diener.

Einen Knaben? rief Amintha lebhaft, und sofort trat ein glühendes Roth auf ihre Wangen. Wie sah er aus? Häßlich, nicht wahr? Er schielte und schnitt Gesichter, nicht?

Ja, so ist es!

Ach, er ist es! jauchzte das Kind. Was sagte er? Was wollte er? Fragte er nicht nach mir?

Nach Ihnen? fragte der Diener verwundert. Nein, Fräulein. Es war ein italienischer Knabe mit einem Affen, und was er sprach, weiß ich nicht, denn er konnte kein Wort Deutsch und sprach nur Italienisch.

Amintha senkte seufzend ihr Haupt auf ihre Brust. Also nicht Er! dachte sie. Jeden Tag hoffe ich auf ihn und immer ist es vergebens! Er hat mich also vergessen, das ist gewiß!

Traurig und hoffnungslos ging sie in das andere Zimmer, wo der französische Sprachlehrer ihrer harrte, und während sie schon beschäftigt war, die Regeln

aus der französischen Grammatik zu lesen, waren ihre Augen noch umflort von heimlichen Thränen. Lude aber, nachdem er sich von seinem Entzücken und Staunen erholt, stürzte die Treppe hinunter zur Loge des Portiers, und ganz sein Italienerthum vergessend, fragte er in sehr geläufigem Berlinisch nach dem Namen des Herrn, der eine Treppe hoch wohne.

Mein Herr, der Fürst Alexiew von Pomowsky, antwortete der Portier stolz und öffnete dem Knaben die Hausthür.

Lude stürzte auf die Straße. Fürst Alexiew von Pomowsky, wiederholte er immerfort und flog wie ein Pfeil die Straße hinunter; hinter ihm her schallten die Scheltworte der Aepfelweiber, deren Körbe er umgestoßen, und das Schimpfen und Schreien der Kinder, die er bei Seite gedrängt. Aber was kümmerte ihn alles dies, ihn, der dahinstürmte mit dem köstlichen Geheimniß, ihn, der Amintha gesehen!

Blaß, athemlos, kaum der Worte mächtig, stürzte er endlich in Madame Albratti's Gemach.

Ich habe sie gesehen, ich weiß, wo sie ist!

Wo ist sie? Schnell, schnell, wo ist sie? schrie die alte Sängerin.

Lude war keuchend, athemlos zur Erde gesunken.

Ach, wie sie aussah, stammelte er matt. Wie die Fee, von der sie mir erzählt hat. Ach, Madame Albratti, wenn Sie sie hätten sehen können!

Ich werde also zu meinem Gelde kommen, schrie die alte Sängerin. Schnell, schnell sage mir, wie heißt der Herr, bei dem sie ist?

Er wohnt unter den Linden, sagte Lude aufathmend, und er heißt: Fürst Alexiew von Pomowsky!

Pomowsky! kreischte die alte Sängerin und taumelte zurück. Pomowsky! wiederholte sie zusammen-

sinkend, und ihre Wangen erbleichten trotz der schönen Schminke von Ziegelstein und Kreide.

Ja, Fürst Alexiew von Pomowsky, sagte Lude. Aber mein Gott, was ist Ihnen denn? Herr Je, sie stirbt vor Freude!

Wirklich, Madame Albratti war ohnmächtig geworden, und es war keine Theater-Ohnmacht, sondern eine wirkliche, natürliche Ohnmacht.

Eine Mutter!

Ein neuer Lebenszweck, ein neues Lebensziel war der alten Frau Winkler aufgegangen, ihre Arbeit hatte jetzt einen doppelten Werth, einen neuen Reiz für sie, denn es war nicht blos für sich, daß sie arbeitete, nicht bloß um ihr eigenes armes und einsames Dasein zu fristen, sondern sie arbeitete, um einem Andern eine Freude zu machen, um Eduard, ihrem jungen, geliebten Arzte, Blumen zu bringen, Blumen, die er so sehr liebte, und die ihr gewissermaßen ein Freipaß wurden, welcher ihr allwöchentlich zweimal sein sonst ihr verschlossenes Zimmer öffnete.

Eduard wußte es jetzt, daß nicht Amalie es war, welche ihm diese Blumen sandte, und oft hatte er deshalb die alte Frau mit Fragen bestürmt nach der unbekannten Geberin.

Sie ist schön, nicht wahr? fragte er sie mit der stets regen Eitelkeit eines Mannes. Schön und jung, ist es nicht so?

Ja, so ist es! sagte die alte Frau seufzend.

Ach, ich dachte es, sagte Eduard leise, es wird die

Gräfin Ottilie ſein, die ich kürzlich vom Tode gerettet. Sie iſt immer ſo voll Dank und Freundlichkeit. Aber ſeltſam iſt es, daß ſie niemals ihren Bedienten ſendet, ſondern immer dieſes alte, ſchmuzzige Weib!

Er war an's Fenſter getreten und ſtarrte auf die Straße hinunter, während er ſo ſprach. Er dachte nicht, daß Frau Winkler ihn hören könnte, er erinnerte ſich kaum ihrer Gegenwart. Was kümmerte ihn dieſes arme, alte Weib, ihn, der dem reizenden und zarten Geheimniß dieſer Blumenhuldigung nachſpürte, und deſſen männliche Eitelkeit ihn Vergnügen finden ließ an dieſer geheimnißvollen Gabe, obwohl ſie nicht von Amalien kam, nicht von ihr, die doch das einzige Weib war, das er liebte. Jawohl, was kümmerte ihn dieſes alte, verſchrumpfte Angeſicht, dieſes gebeugte Mütterchen, deſſen Herzen er eben gebrochen hatte, ohne es zu wiſſen, ohne es zu wollen? Denn ſie, ſie hatte Alles gehört, und ſie wußte es jetzt, daß er in ihr nichts ſah, als dieſes alte, ſchmutzige Weib, die unwürdige Botin jener jungen, ſchönen und liebreizenden Gräfin, welche ihm die Blumen ſandte. Das alſo war ihr Dank für dieſe Geſchenke, welche ſie mit tagelanger Arbeit, mit Entbehrungen aller Art bezahlte, das der Lohn für die Freude, mit welcher ſie entbehrte und arbeitete, nur eben um Eduard eine Freude zu machen? Und hatte ſie es denn um Dank und Lohn gethan? Und war's nicht des Lohnes genug, daß ſie ihn ſehen, zu ihm ſprechen konnte, daß ſie in ſeinem Zimmer ſein durfte und ſeine liebe Stimme hörte? Und hatte er nicht Recht gehabt, ſie ein „altes, ſchmutziges Weib“ zu nennen?

Frau Winkler trocknete raſch ihre Thränen und verſuchte zu lächeln, weil Eduard ſich eben nach ihr

umwandte, und weil es ihr ſchien, ihre Thränen möchten ihn anſchuldigen, während er doch ganz ſchuldlos ſei. Aber er, er ſah es nicht einmal, daß ſie geweint hatte, er dankte ihr nur, daß ſie immer unverdroſſen komme, und wollte ihr wieder ein Geldſtück geben.

Diesmal nahm ſie es nicht an, diesmal hatte ſie den Muth, ſelbſt ihm eine Bitte zu verweigern.

Das wenigſtens ſollen Sie nicht denken, lieber Herr, ſagte ſie erglühend, das nicht, daß das alte, ſchmutzige Weib immer wieder ſo freudig zu Ihnen läuft, bloß um von Ihnen ein Trinkgeld zu haben. Es iſt wahr, die ſchöne Dame, welche Ihnen die Blumen ſchickt, hätte einen vornehmern und beſſer gekleideten Boten haben können, aber ich, ſehen Sie, ich thue es aus Vergnügen, und ſo oft ich zu Ihnen komme, denke ich immer an Ihren Vater, der mir das Leben gerettet, und es ſcheint mir, als wenn ich ihm danke, indem ich dazu beitragen kann, Sie zu erfreuen. Darum, mein lieber Herr Doctor, wehren Sie es einer alten Frau nicht, dankbar zu ſein, ich habe auf der Welt nichts, was ich lieben könnte, als den Sohn meines Wohlthäters, und wenn ich auch nichts bin, als ein altes, ſchmutziges Weib, ſo iſt doch mein Herz jung und rein, und die Liebe der Armen, mein lieber Herr Doctor, iſt auch etwas werth, und ſie läßt ſich vielleicht weniger mit Geld belohnen, als die Liebe der reichen Leute!

Sie wandte ſich zur Thür, um fortzugehen, aber Eduard hielt ſie zurück, und ihre Hand faſſend und ſie innig in der ſeinen drückend, ſagte er: Sie beſchämen mich, ich that Unrecht und bitte Sie von Herzen um Verzeihung. Man iſt es in der Welt ſo gewohnt, nur dem Eigennutz zu begegnen, daß man ihn ſogar mit der Liebe verwechſeln kann. Darum,

ſein Sie nur nicht böſe, liebe Frau, und zum Zeichen Ihrer Verſöhnung müſſen Sie mir eine Bitte erfüllen!

Sie wollen mich etwas bitten? fragte die alte Frau mit ſtrahlenden Augen.

Sehen Sie dieſes Glas! Schon im Sterben hat mein Vater noch aus ihm den letzten Labetrunk genommen, ſeine zitternden, ſchon erkaltenden Lippen haben es berührt. Nehmen Sie es von mir zum Andenken an den Verſtorbenen.

Frau Winkler verſtand ganz die zarte Weiſe, mit welcher Eduard ihr dieſes Geſchenk bot, und ihre Augen ſtrömten über vor freudiger Rührung, als ſie das Glas nahm.

Ich danke Ihnen, tauſendmal danke ich Ihnen, ſagte ſie innig. Das iſt ein Geſchenk, das ich hochachten will mein ganzes Leben hindurch, und ſo oft ich es anſehe, werde ich an Ihren Vater und an Sie denken!

Nun, und Sie kommen doch wieder und bringen mir Blumen? fragte Eduard lächelnd, und Frau Winkler dachte, als ſie ihn lächeln ſah, daß kein Menſch auf Erden ſo ſchön ſein könne, als Er!

Gewiß, ich komme! ſagte ſie ganz glücklich und freudenvoll, und niemals hatte man Frau Winkler ſo heiter geſehen, nie hatten ihre alten Hände raſcher gearbeitet, und hatte ſie ſo unvergleichliche und für Lude unwiderſtehliche Scherze gemacht als an dieſem Tage.

Und regelmäßig jede Woche zweimal ging Frau Winkler zu dem jungen Arzte, aber ihre eigene Freudigkeit erblaßte ſchnell wieder an dem Trübſinn und der ſichtbaren Schwermuth Eduards.

Er leidet, er hat heimlichen Kummer, dachte ſie, mein Gott, und ich, die ich mein Leben hingeben

möchte für ihn, ich weiß nicht einmal, weshalb er leidet und ſich betrübt!

Aber als ſie einmal ſeine Schweſter Amalie bei ihm traf, als ſie ſah, wie Eduards Antlitz leuchtete wie ſeine Augen ſtrahlten, wenn er Amalie anſah, und welch eigenthümliches freudiges Leben in ſeiner Stimme war, wenn er zu ihr ſprach, da fing ſie an, ſeine Schwermuth zu begreifen, und gedankenvoll ſagte ſie zu ſich ſelbſt: ſollte ſein Herz errathen, was er ſelber doch nicht ahnen kann?

Was ſollte denn ſein Herz errathen? Daß er ſie liebe, ſeine Amalie, ſeine Schweſter, daß getrennt von ihr, ihm die Welt trübe und einſam ſchien, freudenlos und leer, das fühlte er, das wußte er, das wiederholte er ſich täglich, wenn er getrennt von ihr war, das ſagte er, ſie umſchlingend oder zu ihren Füßen liegend, wenn er bei ihr war. Und wenn ſie ſo nebeneinander waren, wenn ſie mit lächelndem Munde und leuchtenden Augen Hand in Hand daſtanden in dieſem Zimmer, das ihnen der heilige Tempel ihrer Jugend und ihrer Vergangenheit war, dann ſchien es ihnen Beiden, als ſei nichts geändert, nichts gewandelt, weil ihre Herzen unverändert waren, und ihre Liebe ungewandelt, dann vergaßen ſie Beide, daß ein Dritter zwiſchen ihnen ſtand, welcher ein Recht hatte, die Schweſter dem Bruder zu entziehen. Ein Recht, dieſe Lippen zu küſſen, welche Eduard ſo rein und heilig dünkten, dieſe Geſtalt zu umfangen, die Eduard oft die Geſtalt eines Engels nannte, und daß Eduard es nicht hindern, und mit Wuth und Zorn im Herzen, den Frevler dennoch nicht ſtrafen konnte, weil dieſer Dritte Amaliens Gatte war! Seit Gotthold wußte, daß Amalie ſeine Zärtlichkeit verabſcheuete, daß Eduard Todesqualen litt, wenn er die Schweſter küßte, ſeitdem war es

ihm eine unendliche Luſt, ſich ſeinem armen jungen Weibe zärtlich und liebevoll zu zeigen. Immer nur hatte er für ſie Worte der Liebe und des Entzückens, immer nur Küſſe und Umarmungen, und wenn Amalie in ſeinen Armen ächzend zuſammenzuckte, wenn Thränen, die ſie vergeblich bemüht war, zurückzuhalten, ihre Augen füllten, dann zuckte ein Ausdruck des Triumphes und grimmigen Hohnes um Gotthold's Lippen, und ſeine Worte wurden glühender, ſeine Küſſe zärtlicher. Sonſt war es ihm unbequem geweſen, den Bruder ſeines Weibes ſo oft und viel in ſeinem Hauſe zu ſehen, jetzt war's ihm eine Luſt, ihn täglich zum Zeugen ſeiner Zärtlichkeit zu machen, ihm zu erzählen von ſeinem Glück und von Amaliens leidenſchaftlicher Liebe und ſeiner eigenen Zärtlichkeit, und zu ſehen, wie die Beiden heimlich litten und doch ihren Zorn und ihre Qual nicht äußern durften.

Ich muß der Welt das Beiſpiel einer guten und zärtlichen Ehe geben, ſagte Gotthold mit heimlichem Lachen zu ſich ſelber, meine Feinde, welche zugleich die Feinde Gottes ſind, und immer trachten, wie ſie einen Flecken möchten finden an dem geheiligten Diener des Herrn, ſie ſollen es erkennen müſſen, daß es niemals einen treuern und zärtlichern Ehegatten gab, als mich! Ja, ja, alle Welt ſoll es wiſſen und ſehen, wie innig ich mein Weib liebe! Kann ich dafür, daß Amalie ein kaltes Herz hat und Niemand liebt, außer ihrem Bruder? Und wird ſie ſich über mich beklagen können, bloß weil ich ihr zu zärtlich und liebevoll bin? Bah, man würde ſie auslachen und verhöhnen mit einer ſolchen wahnſinnigen Klage! Es iſt aber auch in der That originell, daß ich, um mein kaltes und dem Herrn abgewandtes Weib zu ſtrafen, nichts weiter nöthig

habe, als ſie zu lieben! So finde ich denn in ihren Armen ein gedoppeltes Glück, die Liebe und die Rache! Und wer will behaupten, daß die Rache eine verdammenswürdige Leidenſchaft ſei? Rächt ſich doch Gott ſelber für jeden Frevel der Menſchen, und wenn er zu Gericht ſitzt über der Welt und ihr das Urtheil ſpricht, ſo iſt er als Gerechter immer auch ein Gerächter. Und ſo in den Händen der Berufenen und Auserwählten iſt die Rache eine geheiligte Nothwendigkeit, nur in den Händen des von Gott abgefallenen Sünders iſt ſie ein Verbrechen! O, mein Gott, wie danke ich Dir, daß ich nicht zu dieſen Verworfenen gehöre, ſondern ein auserwähltes Rüſtzeug bin in Deiner Hand!

Und Gotthold fand täglich Gelegenheit ſein junges, zitterndes Weib zu martern mit ſeinen Liebesverſicherungen, von denen ſie nur zu gut wußte, daß ſie nichts waren, als hohle Schwüre ſeiner Lippen. Aber die Menſchen prieſen ſie glücklich, dieſe arme Amalie, ſie hörten nur Gotthold's zärtliche Worte, ſie ſahen nur ſein freundliches Lächeln und ſeine nachgebende Güte. Niemand war dabei, Niemand hatte es gehört, als Gotthold mit zornerötheten Antlitz und flammenden Augen zu Amalien ſagte: Mein holder Engel, merke, was ich Dir ſagen werde: Daß Dein Bruder mich haßt, iſt in der Ordnung, denn wie könnte der Gottloſe der Freund ſein des Gerechten, aber daß er es wagt, meinem Weibe gegenüber dieſen Haß zu äußern, iſt eine Frechheit, für welche Gott ihn ſtrafen wird!

Auch hat er dies niemals gethan, ſagte Amalie mit zitternder Stimme und niedergeſchlagenen Augen.

Gotthold lachte laut auf, und dann Amaliens Arm packend und ſie drückend, daß ſie ächzte vor Qual, flüſterte er: Er hat es nicht gethan, ſagſt

Du? Wiſſe denn, ich hörte es, als er Dich bat, mich, Deinen Gatten, von ſich zu ſtoßen, als er zu Dir flehte, in ſeiner Gegenwart meine Umarmungen, meine Zärtlichkeit nicht zu dulden!

Du horchteſt alſo? fragte Amalie mit leiſem Spott.

Ja, ich that es, denn Gott wollte es ſo, damit ich ganz Dich kennen und die Tücke Deines Bruders durchſchauen lernte! Ich weiß alſo jetzt, daß Dein Bruder bebt vor Zorn, wenn er Zeuge meiner Zärtlichkeit, welche Dir eine unerträgliche Qual iſt.

Kein Wort, antworte mir nichts, rief er heftig, als Amalie ſprechen wollte. Denke nicht, daß dieſes Wiſſen mich unglücklich macht! Aber nur das ſollſt Du nicht denken, daß ich getäuſcht werden könnte von Euch Beiden, und daß ich Narr genug wäre, aus bloßer Leidenſchaft und Zärtlichkeit Dir ſtets ein ſo liebevoller, zärtlicher Gatte zu ſein! Pah, ich weiß ja, daß Eduard bebt vor Zorn, wenn ich Dich küſſe, und daß jeder meiner Küſſe Dir eine Qual iſt!

Und ſo biſt Du nur zärtlich, um uns Qualen zu bereiten? fragte Amalie entſetzt. So iſt Dir die Liebe nichts als eine entſetzliche Heuchelei, als eine Folter, mit welcher Du mich langſam tödten willſt?

Wenn Du nicht glücklich ſein willſt durch meine Zärtlichkeit, ſo ſtirb an ihr, ſagte er rauh, Gott will es ſo, daß was Dir zum Glücke ſein könnte, Dir eine Strafe iſt und eine Marter. Wohl denn, ſo dulde, zucke vor Qual in meinen Armen, ſchreie vor Schmerz unter meinen Küſſen, ich werde es nicht hören, ich werde Dich nur glühender lieben, nur heißer umfangen, ich werde Dich ſtrafen, indem ich Dich zu lieben ſcheine!

Aber Du biſt ein Ungeheuer! ſchrie Amalie.

Pah, wann hätte der Verbrecher den Richter,

welcher ihn straft, Anders genannt? fragte Gotthold höhnisch. Ich bin Dein Richter und Du bist die Verbrecherin, und so lange Du lebst, will ich Dich strafen mit Liebe, und meine Küsse sollen die Geißel sein, welche Dein Herz zerfleischen.

Gotthold, flehte sie händeringend, habe Erbarmen, gieb mich frei! Du weißt es, daß ich Dich nicht liebe, Du selber, Du hassest mich, und so ist denn unsere Ehe eine Entweihung des göttlichen Sakramentes, eine sündhafte Gemeinschaft, welche außer Gott ist!

Ha, rief er laut lachend, Du hast viel gelernt von mir. Deine Worte schmecken ganz nach der Würze der Frömmigkeit. Aber laß diese hohlen Redensarten, die ganz zwecklos sind, da Niemand hier ist, der uns hört. In eine Scheidung willige ich niemals, und wenn es Dir gefallen sollte, mich ohne diese zu verlassen, so werde ich die weltlichen Gesetze zu Hülfe rufen und Dich mit Gewalt in mein Haus zurückführen, denn das Recht ist auf meiner Seite, und mein heiliger Stand verbietet mir, in einer unglücklichen Ehe zu leben. Wir werden daher sehr glücklich sein, mein Kind, sehr glücklich und sehr liebevoll. Uebrigens, mein holder Engel, wirst Du klug genug sein, Deinen Bruder nichts merken zu lassen von unserer heutigen Unterredung. Denn sollte es ihm gefallen, Dich fernerhin gegen mich aufzureizen, so werde ich ihn aus meinem Hause werfen, und müßte ich die Polizei zu Hülfe rufen. Es wäre mir ganz willkommen, wenn diese Sache öffentlich würde, denn die Welt würde mir Recht geben! Jedermann weiß und sieht, wie sehr ich Dich liebe, und man wird es deshalb ganz natürlich finden, wenn ich Den aus meinem gottseligen Hause entferne, der Unfriede säen wollte in unsere reine, gottgefällige Ehe. Und jetzt, meine süße Taube, komm und laß uns zur An-

dachtsſtunde gehen. Ich werde heute eine ſehr ſchöne Rede halten, denn ich fühle mich ganz erregt und entflammt, und mit wahrer Begeiſterung werde ich heute ſprechen über die Heiligkeit der Ehe und über den Segen, welchen der Herr uns gegeben, wenn er uns ein treues Weib geſchenkt!

Ich werde ſterben an dieſer Qual, der Tod wird mich befreien von dieſer Sclaverei, dachte Amalie. Aber ſo lange ich lebe, darf Eduard nichts ahnen von dieſer Marter. Er liebt mich, mein Gott, und man leidet ſo ſehr um das, was man liebt!

Gewiß, Eduard litt ſehr; er litt an der Trennung von ſeiner Schweſter, an der Liſt, durch welche dieſe Ehe geſchloſſen worden, an der Unmöglichkeit, ſie zu löſen. Die Menſchen fliehend, abwendend ſich jeder Zerſtreuung und Erheiterung, lebte er nur ſeinem Schmerz und ſeiner Wiſſenſchaft. Der leidenden Menſchheit zu helfen, das Schmerzensgeſchrei des Gequälten zu lindern, alle Kräfte ſeines Geiſtes anzuwenden, um den Kranken vom Tode zu erretten, das war ihm das einzige, erſtrebenswerthe Ziel, und wenn er Abends, erſchöpft und todesmatt von ſeinen Beſuchen, heimkehrte in ſeine einſame Wohnung, wenn er daran dachte, wie viel Leiden, wie viel Jammer er heute geſehen, und wie unter Leiden und Qualen die Menſchen dennoch gerungen nach dem Leben, wie ſie die Hände flehend erhoben zu Gott um eine Fortdauer dieſer Schmerzen und dieſes Jammers, welches man Leben nennt, dann ſagte er ganz matt: die Menſchen ſind geſchaffen zum Schmerz; die Qual iſt ihr eigentliches Element, dem ſie nicht entrinnen können und es auch nicht wollen. Jetzt verſtehe ich erſt, warum ich noch leben kann! Ich bin zu dem Urelement der Menſchenbeſtimmung gelangt, ich lebe von meiner Qual.

Drei Tage hatte er jetzt Amalie nicht gesehen, drei lange, schmerzvolle Tage! Immer, wenn er kam, sie zu sehen, ward ihm der Bescheid, sie sei mit ihrem Gatten ausgefahren oder in Gesellschaft gegangen mit ihm. Daß Gotthold seiner Dienerschaft befohlen, Eduard immer abzuweisen in der nächsten Zeit, weil er seine Gattin für ihren Starrsinn strafen wollte, das ahnte er nicht, und während er Amalien zürnte, daß sie niemals sich die Mühe gäbe, ihn zu erwarten, lag sie krank, zum Tode erschöpft, auf ihrem Lager, und schrie nach ihm mit allem Jammer und aller Sehnsucht der Liebe.

Nun, da ich nicht mit ihr sprechen, sie nicht sehen kann, so will ich mich doch mindestens mit ihr beschäftigen, sagte er, als er am Abend wiederum vergeblich an ihrer Thür gewesen war und trostlosen Herzens in seine Wohnung zurückkehrte. Ich werde die Briefe lesen, die sie mir damals geschrieben, als ich in Heidelberg war; ach, damals, als ich sie mit so viel Freude empfing, damals ahnte ich nicht, daß sie dereinst mir ein schmerzlich süßer Trost sein würden. Gewiß, wir waren damals weniger getrennt, wo ich in Heidelberg, sie in Berlin war, als jetzt, wo wenige Straßen zwischen uns liegen.

Und sich ganz hingebend an die schönen freudenvollen Erinnerungen einer holden Vergangenheit, las er die Briefe seiner Schwester.

Ach, sagte er, innehaltend in seiner Lectüre, hier schreibt sie mir, daß unser Vater sie portraitiren ließ, und daß das kleine Miniaturbild sehr ähnlich geworden. Merkwürdig, ich entsinne mich nicht, es jemals gesehen zu haben; freilich bedurfte ich früher des Bildes nicht. Aber wo mag es sein? Sicher hat unser guter verstorbener Vater es sorgsam aufbewahrt,

dieſes Bild ſeines Lieblings. Ich will einmal nachſuchen, ob ich es nicht finden kann.

Er eilte zu dem Bureau, an welchem ſein Vater immer gearbeitet und welches Eduard als ein theures Vermächtniß unberührt ſich aufbewahrt. Da lagen noch alle Papiere, wie er ſie verlaſſen, da war noch die Feder, mit welcher er geſchrieben, das aufgeſchlagene Buch, in welchem er zuletzt geleſen, in den Schatullen und Fächern war Alles unberührt. Amaliens ſinnige Liebe hatte es ſo gewünſcht, konnte Eduard ihr widerſtreben wollen?

Jetzt aber öffnete er dieſe Schatullen, jetzt rüttelte er an dieſen Fächern und Thüren, denn es galt, Amaliens Bild zu ſuchen, das er doch nirgends finden konnte.

Umſonſt hatte er Alles durchſucht, nirgends war eine Spur von dieſem Bilde.

Gewiß ſind noch geheime Fächer da, ſagte Eduard eifrig und prüfte jede Wand, jeden Boden dieſer vielen Schatullen. Richtig, in dieſem kleinen Fachwerk da iſt ein ſchwarzer Punkt ganz abſichtlich angedeutet. Er drückt daran, — ein neues Fach öffnet ſich, eine kleine Schatulle ſpringt hervor, — aber was iſt darin? Nicht Amaliens Bild, Papiere, nur einige wenige Papiere, weiter nichts! Mein Gott, was ſollen ihm dieſe, ihm, der nur Amaliens Bild ſucht?

Doch lieſt er ſie! Aber was iſt das? Ein Todtenſchein? Wie, ein Begräbnißſchein für einen kleinen, nur wenige Wochen alten Knaben, der Eduard Karl geheißen? Und dann ein Taufſchein, ja, wahrlich, ſein eigener Taufſchein, die Beſtätigung, daß er, Eduard Linz, geboren an dem und dem Tage und in der Kirche getauft ſei. Und weiter nichts in dieſer Schatulle, als dieſe beiden Papiere, nichts als der Taufſchein und der Todtenſchein! Wie ſeltſam, wie

räthſelhaft. Welche Verbindung zwiſchen dieſen beiden Papieren? Was hatte der Todtenſchein eines fremden Knaben zu ſchaffen mit ſeinem eigenen Taufſchein, warum waren dieſe beiden bedeutungsloſen Blätter ſo ſorgſam und geheimnißvoll aufbewahrt worden?

Vergebens ſtrengte Eduard ſich an dies zu ergrübeln, vergebens rief er alle ſeine Erinnerungen wach, dies zu ermitteln, niemals hatte er den Namen Eduard Karl nennen hören, und doch mußte, ſo ſchien es ihm, ein geheimnißvolles, räthſelhaftes Band zwiſchen ihm und dieſem Knaben obwalten, von welchem nichts mehr übrig als ſein Todtenſchein, dem man das Zeugniß ſeiner Geburt und Taufe beigeſellt. Warum war dies geſchehen, oder war es nichts als ein Zufall, das neckiſche Spiel des Ungefährs?

Vergebens ſpähete Eduard nach anderen Papieren, vergebens forſchte er nach anderen geheimnißvollen Fächern. Nichts weiter war zu finden, nichts, das ihm Auskunft gegeben hätte über dieſe ſeltſamen Papiere, Alles ſtumm und öde, wie das Grab, nirgends eine Antwort auf ſeine Fragen, eine Sänftigung für das laute und bange Klopfen ſeines Herzens! —

Aber beſſer als er dieſe Papiere zu deuten vermochte, beſſer hatte Frau Winkler es verſtanden, ſein trübes Antlitz zu deuten und in den Furchen zu leſen, welche ſeine Stirn beſchatteten. Sie, die arme alte Frau, ſie ſah ihn nur immer mit dem reichen, ewig jungen Auge der Liebe, und deshalb verſtand ſie ihn und fühlte jeden ſeiner Schmerzen, litt mit ihm jede ſeiner Qualen.

Er liebt ſeine Schweſter Amalie, ſagte ſie nachdenklich zu ſich ſelber, und ſie ſcheint ſehr unglücklich an der Seite ihres Gatten, dieſes heuchleriſchen frommen Predigers. Und warum trennt ſie ſich nicht von

ihm und kehrt zu ihrem Bruder zurück. O mein Gott, wie glücklich würde der sein, wenn er wüßte — Und steht es nicht in meiner Hand, ihn glücklich zu machen? fragte sie plötzlich aufflammend, und ihr Gesicht ward jugendlich schön vor freudiger Erregung, o mein Gott, wenn ich ihn glücklich machen kann, dann ist es mir gleich, ob ich zu einer Meineidigen werde und den Eid breche, den ich auf die heilige Bibel geschworen! Ach, meine Seligkeit gebe ich gern hin für ihn! Mögen die Menschen es eine Sünde nennen, einen heiligen Eid zu brechen, Gott wird Mitleid haben mit mir!

Lange saß Frau Winkler da, in tiefe Gedanken, in ernstes Ueberlegen versunken, dann sagte sie ganz freudig: Das ist das rechte Mittel und die beste Art, ihn vorzubereiten, und ich werde Frau Hermfeld bitten, daß sie mir die paar Worte aufschreibt. Die werden ihn vorbereiten, und wenn er da forscht und fragt, dann werde ich ihm Alles sagen, Alles!

Mit schnellen, rüstigen Schritten ging Frau Winkler am andern Morgen mit ihrem Bouquet zu Eduard. — Es war der Morgen des andern Tages, an welchem er die beiden Papiere gefunden. Er sah bleich und erschöpft aus von dieser ruhelosen Nacht, die er in Nachdenken und Grübeln hingebracht, und Frau Winkler's Herz klopfte hoch vor Freude, als sie ihn so sah und dachte, daß sie im Stande sei, ihn glücklich zu machen.

Mit einem köstlichen Lächeln reichte sie ihm die Blumen dar. Er nahm sie mit freundlichem Nicken, — jetzt fühlte er das knisternde Papier, das darin verborgen, jetzt zog er es hervor, und erbleichend, zitternd las er: „Amalie ist nicht Deine Schwester. Du hast eine andere Mutter und hattest einen andern Vater.“

Nicht meine Schweſter! ſchrie er mit einem Jauchzen der Freude, das der alten Frau wie Sphärenmuſik klang. O mein Gott, Amalie iſt nicht meine Schweſter! Ich hatte einen andern Vater und habe eine andere Mutter? Wo iſt ſie, meine Mutter, denn ſie lebt noch, ſie iſt es, die mir dieſe Nachricht giebt! Wo iſt ſie, meine Mutter?

Und jetzt fiel ſein Auge auf die alte Frau, die zitternd, todesbleich, das Antlitz überfluthet von Thränen, an der Thür lehnte. Er ſah weder ihre tiefe Bewegung, noch ihre Thränen, weil er ſo erregt und ſo ganz mit ſich ſelber beſchäftigt war.

Sie müſſen es wiſſen, rief er lebhaft, ja, Sie, die treue Botin dieſer meiner unbekannten Mutter, Sie müſſen mir ſagen, wo ich ſie finden kann! Ach, jetzt begreife ich, woher dieſe Blumen kamen, meine Mutter war es, die mich mit ihnen grüßte! Ich habe eine Mutter, und gelobt ſei Gott, ſie iſt nicht auch Amaliens Mutter. Aber mein Gott, Sie antworten mir nicht? Sie ſagen mir nicht, wo ich meine Mutter finde, dieſe ſchöne, vornehme Dame, welche mir immer die Blumen ſandte. Sie iſt alſo ſehr vornehm, dieſe Mutter? Ach, ſagen Sie ihr, daß ich ſie liebe und daß ſie ſich meiner nicht ſchämen ſoll! Oder wie, ſollte ſie mich nicht anerkennen wollen für ihren Sohn, nicht öffentlich mich ihr Kind nennen? Steht ſie ſo hoch über mir, daß ſie mich verachtet? Nein, nein, das kann nicht ſein! Ich begreife, daß ſie ſich meiner ſchämen würde, wenn ich ein unwiſſender, roher Bettler, ich begreife das an der Freude, die ich empfinde, weil ſie eine vornehme Frau iſt und kein Bettlerweib, aber die Bildung macht alle Stände gleich, und der Mann der Wiſſenſchaft iſt jedem Fürſten ebenbürtig. Oder wäre meine Geburt ein Fehltritt ihrer Jugend, deren ſich ihre Tugend zu ſchämen

hat? Wie, und ſollte nicht ein Zuſammenhang ſein zwiſchen dieſen Papieren und meiner Mutter? Dieſer lakoniſche Name, Eduard Karl, nur Vornamen, wie ſie einem Fürſtenſohne gebühren, gar kein Vatername! Mein Vater war früher Leibarzt an einem kleinen Hofe, Leibarzt der jungen verwittweten Fürſtin, deren Geliebter, der Graf Ranzow, ſo plötzlich ſtarb. Wie, ſollte vielleicht, — aber das Alles will ich von ihr ſelber erfahren! Sie ſoll mir dieſe Geheimniſſe, in denen ich wie in einem Labyrinth umhertaumele, ſie ſoll ſie mir löſen, zu ihren Füßen liegend, will ich von ihr erfahren, warum ſie mir andere Eltern gegeben, Eltern, welche auch Amaliens Eltern waren! O mein Gott, Amalie iſt nicht meine Schweſter, und alle dieſe Gluth und dieſes Entzücken darf ich jetzt ausſtrömen, denn ſie iſt nicht meine Schweſter!

Er hatte das Alles in leidenſchaftlicher Erregung, in heftiger, fieberhafter Wallung, ganz unbewußt eines Zeugen, ganz nur zu ſich ſelber geſprochen, jetzt fiel ſein umherirrender Blick wieder auf Frau Winkler, auf dieſes alte, arme Weib, die todesbleich auf einen Seſſel geſunken war und wie vernichtet und zerbrochen das Haupt auf ihre Bruſt ſenkte.

Aber jetzt, gute Frau, jetzt reden Sie! ſagte er freudig. Jetzt erzählen Sie mir von meiner Mutter; ach, Sie haben mir ſo oft geſagt, daß dieſe Dame, welche mir die Blumen ſandte, ſchön ſei und vornehm, und dieſe Dame iſt meine Mutter, nicht wahr? Ach, wie herrlich iſt es, eine ſchöne und vornehme Mutter zu haben! Aber Sie antworten mir nicht? Mein Gott, Sie hören mich nicht einmal?

O doch, ich habe Alles gehört, Alles, ſagte die Alte mühſam und rang nach Athem. Ich hörte einen Sohn, der ſich freut, eine ſchöne und vornehme Mut-

ter zu haben, und der ſich erniedrigt fühlen würde, wenn ſeine Mutter ein Bettlerweib! Sehen Sie, ich hörte Alles und verſtand Alles, und ich werde Alles Ihrer Mutter ſagen! Ach, wie froh wird ſie ſein, daß Sie Sich ihrer nicht zu ſchämen haben, daß ſie kein altes, ſchmutziges Weib iſt, wie ich es bin! Wie froh wird ſie ſein, daß Sie Sich ihrer freuen und ſtolz auf ſie ſind!

Und jetzt, gute Frau, wie heißt ſie? Wann werde ich ſie ſehen? fragte Eduard ungeduldig. Wann wird ſie mir dies Geheimniß enthüllen, wann wird ſie mir erklären, weshalb ſie bis jetzt ſchwieg und warum ſie jetzt redet?

Das hat ſie mir aufgetragen, Ihnen zu erklären. Sie ſchwieg bis jetzt, weil ihre Verhältniſſe es forderten, ſie redet nun, weil ſie weiß, daß Sie Ihre Schweſter lieben, und weil eine Verwandtſchaft Sie an Ihrem Glück nicht hindern ſoll!

O mein Gott, und Amalie iſt eines Andern Weib! rief Eduard.

Eben können getrennt werden!

Dieſe niemals! Niemals wird Gotthold in eine Scheidung willigen. Ich weiß es, niemals!

Alſo umſonſt! fragte Frau Winkler erſchöpft.

Nein, nicht umſonſt! rief Eduard glühend. Der Beſitz einer Mutter ſoll mich tröſten über Amaliens Verluſt. O mein Gott, es muß ſchön ſein an den Buſen einer Mutter zu flüchten, von einer Mutter verſtanden und getröſtet zu werden. O, führen Sie mich zu meiner Mutter!

Nein, jetzt nicht! ſagte Frau Winkler feierlich. Jetzt iſt's unmöglich. Geduld, junger Mann, zürnen Sie nicht Ihrer Mutter, welche Sie liebt und welche Ihnen durch mich ihre Grüße ſendet. Weil Sie Amalie lieben, wollte Sie Ihnen offenbaren, daß ſie

nicht Ihre Schweſter iſt, damit Ihre Liebe frei von Vorwürfen ſei, da aber Ihre Schweſter nicht Ihre Gattin werden kann, iſt es unnöthig, daß ſie Ihnen mehr ſagt!

So ſoll ich meine Mutter niemals ſehen?

Doch, Sie werden ſie öfter ſehen, ohne es zu wiſſen, und Sie werden von ihr geſehen!

Ach, ſo begegnen wir uns in der Geſellſchaft?

Oft und viel, denn ſie iſt ſtets in der beſten Geſellſchaft, weil ſie eine vornehme Frau iſt!

Und wird ſie mich niemals ihren Sohn nennen?

Einmal gewiß! Auf ihrem Sterbebette! Ehe ſie ſtirbt, wird ſie nach Ihnen ſenden, um Ihnen ihren Segen zu geben, denn der Segen einer Mutter hat eine heilige Kraft, es ſei die Mutter eine Gräfin oder eine Bettlerin. Und jetzt leben Sie wohl, auf Wiederſehen!

Ehe Eduard Zeit hatte etwas zu erwiedern, hatte die alte Frau ſchon ſein Zimmer verlaſſen und eilte haſtigen Schrittes und mit faſt jugendlicher Kraft die Treppe hinunter.

Erſt als ſie in die Familienhäuſer gekommen, als ſie in ihr Zimmer gelangt, in dieſes düſtere, ſchweigende, todeseinſame kleine Zimmer, erſt da ſank ſie erſchöpft zuſammen, und die Hände gen Himmel erhebend, ſchrie ſie laut und verzweiflungsvoll: O mein Gott, warum bin ich nichts als ein armes Bettlerweib! Wo finde ich für ihn eine reiche und vornehme Mutter!

Der katholiſche Prieſter.

Manches hatte ſich verändert in dem Hauſe der Baronin, ſeit Alfred, durch ſeine ungeſtüme Leidenſchaft verleitet, den Bruch an jenem Hochzeitstage herbeigeführt. Zitternd vor Freude und Erwartung war er Chriſtian gefolgt zu dem Hauſe, in welches dieſer in der Nacht zuvor Julia geführt, um ſie in dem kleinen niedrigen Zimmer dicht unter dem Dache einzuſchließen, während er ſelbſt bei einem Freunde übernachtete und dort eben früh am andern Morgen Alfred's Annonce geleſen. Sogleich war er zu ihm geeilt, und wir wiſſen, wie dieſer, Alles vergeſſend, ihm folgte. — Jetzt ſtanden ſie horchend vor dieſer kleinen Thür, — drinnen war Alles ſtill.

Sie ſchläft alſo noch, ſagte Chriſtian und zog den Schlüſſel aus ſeiner Taſche, um aufzuſchließen. — Aber, mein Himmel, was iſt das? Der Schlüſſel geht nicht in's Schloß, die Thür iſt nur angelehnt.

Mit einem wilden Fluche ſtürzte Chriſtian in das Zimmer. Ein einziger, wuthentbrannter Blick verrieth ihm Alles.

Sie war fort, entflohen! Ein krummgeſchlagener, großer Nagel ſteckte im Schlüſſelloch, und mit dem

Hammer, der am Fußboden lag, hatte sie sich diesen improvisirten Dietrich gebildet. Fluchend und mit stürmischen Verwünschungen erinnerte sich Christian, daß er selber diese Werkzeuge hier gelassen, und daß seine eigene Unvorsichtigkeit es also gewesen, die ihr die Mittel zur Flucht verschafft.

Aber ich werde sie finden, sagte er mit geballten Fäusten, zähneknirschend, ja, so wahr ein Gott lebt, ich werde sie finden. Berlin ist nicht so groß, daß ich und 'n paar Freunde nicht im Stande wären, es raus zu kriegen, wo sich ein Mädchen verbergen kann. Haben Sie nur Geduld, Herr Baron, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich sie Ihnen nicht brächte, ehe noch 3 Tage vergehen. Aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie mir denn so noch mal so viel geben wollen, als wie heute. 'S wird viel Hitze kosten, sie wieder einzufangen!

Alfred antwortete nicht. Er war auf einen Stuhl gesunken und weinte bitterlich. Alle diese Aufregungen, diese wechselnden Stürme der letzten Zeit und des heutigen Tages zumal, hatten seine physische Kraft so erschöpft, seine Nerven so überreizt und angespannt, daß es nur dieses letzten bittern Schlages bedurfte, um ihn gänzlich darniederzuwerfen.

Straf mich Gott, brummte Christian, ich glaube, Sie flennen wie ein altes Weib. Sie haben das Mädchen also wohl sehr lieb gehabt? Nicht? Na, warten Sie, ich schaff' sie ihnen wieder, wenn nämlich Sie gut bezahlen können, und's Ihnen nich auf'n paar Thaler mehr oder weniger ankommen thut!

Alfred erklärte sich bereit, die Summe zu zahlen, und fuhr alsdann zurück in seine Wohnung. Wie im Traum erinnerte er sich, daß heute sein Hochzeitstag, und daß die Stunde längst vorüber, in welcher

man ihn zur Trauung mußte erwartet haben. Als er, in seiner Wohnung angelangt, von seinem Diener erfuhr, daß die Baronin schon nach ihm geschickt, sagte er mit einem wirren Lächeln: warum that sie das? Das Unglück kommt immer noch früh genug, und Niemand, den es trifft, hat es geahnt.

Dann sank er bewußtlos zusammen, der erschrockene Diener eilte, einen Arzt zu rufen, und am Abend dieses Tages war ein hitziges Nervenfieber bei Alfred zum Ausbruch gekommen.

Dieser Umstand war allerdings ganz dazu geeignet, die Baronin die Beleidigung ihres Schwiegersohnes in so weit vergessen zu machen, daß sie allen Gedanken der Rache entsagte und Alfred's nächste Anverwandten benachrichtigen ließ, daß sie nicht abgeneigt sei, die zerrissenen Verhältnisse wieder anzuknüpfen, wenn Alfred, so bald er genesen, zu ihr komme und von ihr Verzeihung und nochmals die Hand ihrer Tochter erflehe.

Die christliche Liebe ist es, die von mir diese Milde und Nachsicht fordert, sagte die Baronin. Denen zu verzeihen, die uns beleidigten, Denen, die bereuen, mit liebevoller Milde auf halbem Wege entgegenzukommen, das ist die Lehre, welche Christus seinen wahren Bekennern tief in's Herz geschrieben, und welche der Wahlspruch ihres ganzen Lebens sein muß, und deshalb werde ich, wenn Alfred reuevoll zu mir kommt, mich nur entsinnen, daß er im Fieber einer nahenden Krankheit seiner heiligsten Pflichten vergessen konnte, und nicht daran denken, daß er noch nicht krank war, als wir ihn zur Trauung vergeblich erwarteten.

Allerdings, es schien der frommen Baronin das Bequemste und Beste, sich in die Falten dieses christlichen Mantels der Liebe zu hüllen und darunter

ihren nackten Egoismus klug zu verbergen. Ganz leiſe aber ſagte ſie zu ſich ſelber, daß ſie nichts ſehnlicher wünſche, als Emmy endlich verheirathet und ſich dadurch im unbeſchränkten Beſitz des ihr teſtamentariſch zugeſicherten Vermögens zu ſehen, ganz leiſe geſtand ſie ſich, daß Gotthold Recht gehabt, ſie zu warnen, und daß Pater Joſeph für Emmy ein weit willkommenerer und lieberer Freund ſei, als ihr Verlobter, Alfred von Wülfingen.

Und ſie, dieſe beiden jungen, glühenden Herzen, ſie wußten es jetzt, daß ſie einander liebten, ewig, unvergänglich. In jener Stunde, als Emmy von ihm Abſchied nahm, um eines Andern Weib zu werden in jener Stunde hatte ſie ſich ihm auf ewig verbunden, und als Alfred nicht gekommen, als ohne ihre Schuld dieſes Band, das ſie an Alfred gefeſſelt, zerriſſen war, da ſank ſie freudejauchzend auf ihre Kniee nieder und dankte Gott, daß er ſie errettet und erlöſet von dieſem Unglück!

Und zur ſelben Zeit lag auch Pater Joſeph auf ſeinen Knieen und betete zu Gott um Einſicht und Kraft, das Rechte zu finden, das Rechte zu wählen. Die Liebe hatte ihn die Unnatur ſeines Prieſtergelübdes erkennen laſſen, die Liebe hatte ihn gelehrt, daß tief in ſeinem Herzen eine ganz andere Religion, ein ganz anderer Glaube wohne, als ihn die Pfaffen gegeben und als ſie den Laien gedeutet.

Gott nicht hat dieſe Religion geſtiftet, ſondern die Menſchen, ſagte er, und ſie haben ſie berechnet nach der Schwäche ihres eigenen Herzens, und zu Glaubensſatzungen haben ſie erhoben, was nur das Bangen vor ihrer eigenen menſchlichen Schwäche war. Um das Herz zu Gott zu wenden, ſoll der Prieſter in ſich ertödten dieſes heilige und große Gefühl der Liebe, und doch iſt es dieſe, die den Menſchen zu

Gott führt und ihm die heiligſte Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit wird. Das nicht heißt Gott anbeten, wenn man ſich entfernt von der Natur und ſpottet ihrer heiligen Geſetze. In der Natur wohnt Gott und der allerhaltende, der allfördernde und wirkende Geiſt der Natur, es iſt die Liebe, die Liebe, welche das Weſen dem Weſen verbindet und das Leben und Fortbeſtehen aller Zeiten in ſich zuſammenſchließt. Die Liebe, das iſt der heilige Geiſt, welcher aus ſich den Heiland erzeugt, und wer alſo will ſagen, daß die Prieſter des Heilandes und Meſſias ſich abwenden ſollen von dieſem heiligen Geiſte, um ſich als Sclaven zu beugen einem unnatürlichen Geſetz, das ſie der Menſchheit entfremdet? Und iſt nicht Unnatur in dieſer ganzen Lehre der Prieſter? Unnatur in dieſem Ablaßkram und dieſer menſchlichen Vergebung der Sünde, Unnatur in dieſem Anbeten der Heiligen, die nicht Menſch ſind und nicht Gott, und denen wir dennoch göttliche Verehrung zollen? Wenn heute der Heiland wieder auferſtände auf Erden, wenn er käme, uns auf's Neue ſeine Lehre zu predigen, dieſe große und einfache Lehre der Liebe und Freiheit, ſeine Prieſter würden die Erſten ſein, welche Verwünſchungen riefen über den Frevler, der es wage, an ihrer heiligen Kirche zu rütteln. Ja, wenn er käme, der Heiland, und wenn er wieder predigte dieſe Lehre der Freiheit und Gleichheit, der Duldung und Nächſtenliebe, wenn er wieder um ſich ſeine Jünger verſammeln und aus all ihrer Habe ein gemeinſchaftliches Beſitzthum, ein Gemeingut für Alle machen wollte, würden die Regierungen ihn nicht einen Communiſten nennen und dieſe Volksverſammlungen verbieten und ihn einſchließen hinter dicke Kerkerwände, weil er es gewagt zu predigen von der Freiheit und Gleichheit, und weil er die Armen gelehrt, daß auch

ſie berufen ſeien zum Glück und Beſitz? Und wie damals die Phariſäer, ſo würden jetzt ſeine eigenen Prieſter ihr: Kreuziget ihn! kreuziget ihn! ſchreien, und als einen Neuerer und Aufrührer, als einen Volksaufwiegler würden ſie ihn ſtrafen, den Heiland, welcher aus ſeinem Tempel die Händler und Wucherer auszutreiben gekommen!

Ich kann nicht mehr ein Prieſter ſein dieſer katholiſchen Kirche, ſagte der junge Pater feſt und entſchieden, ich kann nicht mehr handeln mit Ablaß und Heiligenbildern, und wuchern mit der Vergebung der Sünden. Nein, ich will kein katholiſcher Prieſter ſein, ſondern ein freier Menſch, ein denkender Mann, keine Feſſeln ſollen meinen Geiſt einengen, kein Geſetz ſoll mir gebieten zu lehren, was ich ſelber nicht mehr glauben kann!

Voll dieſes feſten und energiſchen Entſchluſſes ging er zu Emmy. Es war am Morgen nach jenem Tage, welcher ihr Hochzeitstag hat ſein ſollen, und zum erſten Male ſahen ſie ſich wieder nach dieſem ſtummen und doch ſo beredten Abſchied, in welchem ihre Seelen ſich begegnet waren in Liebe und ſeligem Verſtehen.

Erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen trat Emmy ihm entgegegen. Er nahm ihre zitternde Hand und drückte ſie feſt an ſein Herz, und ſah lange und innig in dieſes liebliche, verſchämte Angeſicht.

Emmy, ſagte er dann leiſe, ich komme, um Abſchied zu nehmen! Zum letzten Male ſtehe ich vor Ihnen als Pater Joſeph, und wenn ich wieder komme, bin ich nicht mehr der katholiſche Prieſter, ſondern ein freier Mann, dem kein Geſetz verbietet, Sie zu lieben und anzubeten.

Sie erſchrak gar nicht; ſeit geſtern begriff ſie

ganz, daß Pater Joseph nicht bleiben konnte, was er war, daß er nicht einer Kirche Priester sein konnte, die ihm gebot, seinem Glück und seiner Liebe zu entsagen.

Gehen Sie, ich erwarte Sie! sagte sie ruhig. Ihr Glaube wird auch der Meine sein, und Ihre Religion soll auch mich unter ihre Jünger zählen!

Emmy, rief er, sie an seinen Busen ziehend, das wolltest Du? Das könntest Du? Deinem Glauben entsagen um meinetwillen?

In Deinem Herzen ruht mein Glaube! sagte sie innig und lehnte ihr Haupt an seine Brust. Was Du erwählen wirst, es wird das Rechte sein, und wenn Du erst Dein Priestergewand abgelegt und einem andern Bekenntniß Dich zugewandt, dann sollst Du mich lehren zu glauben, was Du glaubst, und ich werde lernen mit meinem Herzen und mit meiner Liebe.

Emmy, meine Geliebte, rief er, zu ihren Füßen niedersinkend.

Sie neigte sich zu ihm nieder mit einem seligen Lächeln, und ihre Augen sprachen das Wort, das ihre schüchternen Lippen nicht auszusprechen wagten, ihre Augen nannten ihn: mein Geliebter!

Er verstand ihre Augen und küßte ihre Hände, und sie weinten Beide vor seliger Lust und unaussprechlichem Glück.

Heute nimmt der katholische Priester von Dir Abschied, sagte er dann, als er ihr Lebewohl sagte. Bald wird der freie, seines Gelübdes entbundene Jüngling kommen, Dich zu begehren als sein Weib! Willst Du ihm folgen? Fühlst Du die Kraft in Dir, um der Liebe willen dem Glanz der Welt zu entsagen? Denkst Du auch daran, daß dieses Testament Deines Vaters Dich Deines Reichthums be-

raubt, wenn Du Deinen Glauben verläßt? Fühlst Du den Muth in Dir, aller dieser Vorzüge zu entbehren, welche Dir vom Schicksal gewährt sind, und dafür an meiner Seite in einer Hütte das Glück zu suchen, welches Dir in Palästen bestimmt war?

Das Glück ist überall das Glück, sagte sie innig, und wer es in einer Hütte nicht finden kann, der wird es in Palästen vergeblich suchen! Wo ich bei Dir bin, da werde ich glücklich sein, und möge mein Vater mir so leicht verzeihen, als ich freudig den Reichthum hingebe um Dich!

Gott segne Dich für dieses Wort, sagte er tiefbewegt, es soll mir Kraft verleihen in allen Kämpfen und Stürmen. Emmy liebt mich, nun hab' ich Muth, der ganzen Welt den Kampf anzubieten! Und wir werden viel zu kämpfen haben. Deshalb laß uns klug sein und verschwiegen! Vor allen Dingen darf Deine Mutter jetzt noch nichts erfahren.

Ach, meine Mutter! seufzte Emmy leise. Mein Herz zieht sich zusammen vor Weh und Kummer, wenn ich an sie denke. Ich fürchte sie so sehr, daß ich oft darüber vergessen kann, daß ich sie liebe!

Meine arme, holde Blume, flüsterte er, sie umschlingend, wirst Du die Stürme ertragen können, welche bald Dich umtoben werden?

Ich werde Dich doch sehen, Joseph? fragte sie ängstlich.

Täglich, Emmy! Ich werde Dir schreiben. Der Gärtner wird Dir meine Briefe bringen, er ist treu und ehrlich. Ihm darfst Du vertrauen! Und täglich werde ich an Deinen Fenstern vorübergehen. Dies Haus aber betrete ich nicht früher, als bis ich kommen kann, Dich offen vor aller Welt von Deiner Mutter zu begehren als meines Lebens schönstes und herrlichstes Besitzthum!

Du willst schon fort? fragte sie, sich an ihn anklammernd.

Ich muß, Emmy! Soll es denn geschieden sein, so mag es schnell geschehen. Mein ganzes Herz bleibt bei Dir zurück! —

Sie reichten sich noch einmal die Hände und sahen sich an, fest und innig. Dort knarrt eine Thür, Schritte nahen, es muß also geschieden sein!

Muth und Verschwiegenheit, Emmy!

Ich werde an Dich denken, dann habe ich Muth und Hoffnung!

Jetzt geht er, die Thür schließt sich hinter ihm, ach, ihre liebe Gestalt ist seinen Blicken entschwunden! Mit festem Schritt geht er auf sein Zimmer, einige flüchtige Abschiedsworte an die Baronin zu schreiben. Dann packt er seine wenigen Effecten zusammen und verläßt mit ihnen das Haus!

Eine neue Zukunft seines Lebens erwartet ihn. Wie eine abgestorbene Ruine liegt die Vergangenheit hinter ihm. Vom sichern Hafen wagt er sich hinaus auf die gefahrvolle sturmbewegte See, aber in seiner Seele ist kein Zagen. Gott ist mit ihm und die Liebe!

Amintha und Lude.

Die alte Albratti war kaum aus ihrer Ohnmacht, die sie bei der Nachricht von Amintha überwältigt hatte, erwacht, als Lude schon zu bereuen begann, ihr seine Entdeckung mitgetheilt zu haben. Zu spät erinnerte er sich, daß Frau Winkler diese Trennung Amintha's von ihrer Mutter ein Glück für das Kind genannt habe, zu spät dachte er daran, daß nun gewiß die alte Sängerin ihre Tochter wieder zu sich nehmen und sie wieder zwingen würde, zu tanzen und auf der Bühne zu erscheinen. Mit wahrem Entzücken vernahm er daher den Entschluß der alten Primadonna, erst am nächstfolgenden Tage zu dem Fürsten zu gehen, weil sie heute durchaus erst ihre Toilette in Ordnung bringen müsse, um, wie sie sagte, ganz in der Würde ihres Ranges vor dem Fürsten erscheinen zu können.

So hab' ick denn heute den ganzen Nachmittag für mich, dachte Lude, und da weeß ick schon, was ick thue. Grade gegenüber vor'm Hause, wo Amintha ist, stelle ick mir hin, bis sie mal an's Fenster kommt, und wenn sie mich sehen thut, denn so

wird sich's ja zeigen, ob sie die alten Freunde vergessen hat und stolz geworden ist.

Er ließ seine Finger im entschlossenen Tact eines Siegesmarsches knacken und trabte frisch wieder hinein in die Stadt und zu dem Hôtel des Fürsten. — Das Glück war ihm günstig, und noch nicht lange hatte Lude gestanden und mit fürchterlichem Schielen hinaufgesehen zu den Fenstern, als Amintha's blondes Lockenköpfchen hinter den Scheiben erschien. Lude hätte laut aufschreien mögen vor Freude und Lust, und er ärgerte sich über sich selber, daß es ihm so dunkel ward vor seinen Augen und ihm die Wangen plötzlich so naß waren.

Sollt' man nu nicht denken, daß mir'n großes Unglück passirt wär', sagte er, ick hab' noch nie nicht gehört, daß man weint, wenn man sich freut, und nu wein' ick doch, wie 'n altes Weib! Aber mir däucht, die Amintha sieht 'n bisken blaß aus und gar nicht so vergnügt wie sonst, und es is vielleicht darum, daß ick flennen muß! Ja, sie is blaß, aber wie 'n Engel, und des weiß ick wol, daß gewiß in 'n Himmel kein Engel nicht is, der schöner is als wie sie.

Während er das dachte und sprach, waren seine Augen unverwandt nach ihr emporgerichtet, und versuchte er durch allerlei Sprünge und Capriolen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber das Kind bemerkte ihn nicht, sie starrte empor zu den Wolken, und es schien Lude, als ob auch ihre Wangen naß seien von Thränen. Doch jetzt, ja jetzt zuckte sie plötzlich zusammen, ein glühendes Roth fuhr über ihr bleiches Antlitz, und das Fenster aufreißend, rief sie laut seinen Namen: Lude!

Mit einem Satz sprang er über die Straße und zog an der Hausklingel, und jetzt vorüber an der Loge des Portiers, die Stiegen hinauf, und da steht

in der geöffneten Thür das freudeſtrahlende Mädchen, da ſteht Amintha, ihm beide Hände entgegenſtreckend.

Lude, mein lieber Lude! Du haſt mich alſo nicht vergeſſen?

Ach lieber Gott, ſie hat mich noch lieb, ſchrie Lude, ganz blaß und zitternd, und nahm ihre Hände und ſchüttelte ſie ſo kräftig, daß Amintha hätte laut aufſchreien mögen vor Schmerz. Aber ſie that's nicht, weil's ihn betrübt haben würde, ſondern ſie lächelte ihn an, und Lude ward ganz roth vor Wonne, und ein unbeſchreiblich ſeliges Grinſen flog über ſein ungeſchlachtes Geſicht.

Wär's denn möglich geweſen, daß ich Dich nicht mehr lieb hätte? fragte Amintha vorwurfsvoll.

Na gewiß! ſagte Lude, ick bin man ſo'n dummer Junge.

Mein beſter, mein einzigſter Freund biſt Du, rief das Kind innig. Ach, Lude, und wenn Du wüßteſt, wie viel ich an Dich gedacht, wie oft ich zu Gott gebetet habe, daß er ſich erbarmen möge und Dich mich finden laſſe! Denn ſiehſt Du, daß Du mich ſuchteſt, das wußte ich, und jeden Tag habe ich hier ſtundenlang am Fenſter geſtanden und gedacht: jetzt muß er vorüberkommen und mich ſehen! Aber Du kamſt immer nicht!

Und ick war zu Haus und grämte mich, ſagte Lude, und wenn ick nicht gedacht hätte, daß es nichts nicht nützen thäte, wenn ick ſtürbe, weil ick Dich dann nie mehr nicht ſehen könnte, ſiehſt Du, ſo wär' ick geſtorben vor Gram. So aber dacht' ich, daß 's beſſer wär,' zu leben und Dich zu ſuchen, und ſo hab' ich Dich denn heut gefunden, wie ick als 'n Affenjunge hier war.

Das warſt Du? rief das Kind fröhlich lachend, und dann plötzlich wieder ernſt werdend, ſagte ſie:

Aber jetzt, Lude, jetzt höre mich und ſei recht aufmerkſam auf Alles, was ich Dir ſagen will, denn wir werden nicht viel Zeit haben für uns. Zum Glück iſt Paulowitſch eben ausgegangen, aber er kommt bald wieder, und dann wird er Dich fortjagen, denn er iſt ſehr ſtrenge und ſehr bös, und hat immer Furcht, daß ich fortlaufe.

Er thut Dir doch nichts, hoffe ick! ſchrie Lude ingrimmig.

Nein, ſagte Amintha. Niemand thut mir Etwas, und doch, Lude, wäre ich verloren geweſen, wenn Du nicht kamſt. Ich kann Dir nicht ſagen, weshalb, und Du würdeſt mich auch nicht verſtehen, gerade wie ich zu Anfang, als ich hierher kam. Es iſt Alles ſchön hier und wundervoll, und anfangs war ich ganz berauſcht davon, und wenn ich all die Pracht und Herrlichkeit anſchaute, und wenn ich ihn ſah, der ſo ſtolz und ſchön, recht wie die Prinzen in unſern Mährchen mir entgegentrat, da zitterte mein Herz vor Wonne, und es war mir, als müßte ich laut aufſchreien vor Wonne und Glück. Aber eines Tages, gerade während er mit mir ſprach, da war's plötzlich, als flüſtere mir eine Stimme ganz leiſe etwas in's Ohr, und ich ſah mich um, aber es war Niemand neben mir. Ich ſaß allein da, aber die Stimme flüſterte immer zu, und da merkte ich denn, daß ſie in meinem eigenen Herzen war, und daß ſie von da aus mich warnen und ermahnen wollte.

Und was ſagte ſie denn? fragte Lude blaß und angſtvoll.

Das Kind ſagte feierlich: Die Stimme in meinem Herzen wiederholte mir die Worte, die Frau Winkler zu mir geſprochen, Du weißt doch, als ich ſie fragte, was die Ehre ſei?

Ja, ich weiß's noch ganz genau! rief Lude.

Ganz Wort für Wort, fuhr das Kind fort, hörte ich jetzt in meinem Herzen das wieder, was sie mir über die Ehre gesagt, und daß in uns ein Engel wohne, der uns warne, wenn wir in Gefahr seien, unsere Ehre zu verlieren, und daß dieser Engel dann an unser Herz klopfe und uns ermahne, nicht der bösen Verlockung zu folgen. Und mit einem Male merkte ich, daß der Engel eben zu mir sprach, und daß er mich warnen wollte, und plötzlich schien mir Alles anders. Von dem Tage an betete ich zu Gott, daß er mir helfen möchte, meine Ehre zu bewahren, und da dachte ich an Dich, Lude, und daß ich niemals wieder Dich ansehen könnte, wenn ich schlecht würde, und da nahm ich mir vor, brav und gut zu bleiben, damit ich einmal Dir und Frau Winkler sagen könnte: ich habe mein Wort gehalten, der Engel hat mich zu rechter Zeit gewarnt, und so habe ich mir meine Ehre bewahrt!

Du bist 'n Engel! rief Lude schluchzend.

Und von dieser Stunde an dachte ich, daß es anders werden müsse, fuhr Amintha fort, und mir fiel ein, daß Frau Winkler mir gesagt, die Arbeit komme von Gott, er habe sie den Menschen als das sicherste Mittel gegen die Sünde gegeben, und ich nahm mir vor, zu arbeiten und fleißig zu sein. Ich bat daher den Fürsten, mir Arbeit zu geben, und weil er immer gut und freundlich ist, erfüllte er meine Bitte, und gab mir Lehrer, die mich unterrichten mußten. Das sind jetzt drei Wochen her, und seitdem bin ich immer fleißig gewesen, und seitdem schien mir Alles, was mich umgab, gar nicht so lockend und reizend mehr.

Und konntest Du denn nicht fortlaufen, nicht zu uns in die Familienhäuser kommen? fragte Lude.

Niemals! sagte das Kind energisch. Meine Mut-

ter, Lude, meine Mutter hat mich verkauft, ſie hat Geld genommen für mich, und ſeitdem ich das weiß, fühle ich, daß ich ſie niemals wiederſehen kann. O ich habe Vieles gelernt, Vieles begriffen, ſeit den vier Wochen, die ich hier bin, und Lude, es iſt ſchrecklich zu ſagen, aber ich weiß jetzt, daß meine Mutter meine ärgſte Feindin iſt, und daß ich verloren bin, wenn ich zu ihr zurückkehre. Sie hat mich verkauft, und nun hat ſie keine Tochter mehr, denn ich verachte ſie, und ich will lieber ſterben, als zu ihr zurückkehren.

Und alſo bleibſt Du für immer hier? fragte Lude tonlos.

Du ſollſt darüber entſcheiden, ob ich es kann! ſagte Amintha, und wie ermattet, ließ ſie ihr Haupt auf ihre Bruſt ſinken. Dann, nach einer Pauſe, fuhr ſie fort: Frau Winkler hat geſagt: Ehre iſt, wenn ein Mädchen niemals ſchlechte und unreine Gedanken hat. Wenn ſie niemals etwas thut und denkt, was nicht Gott und die ganze Welt ſehen kann, und vor dem ſie nicht roth werden braucht. Ehre iſt, wenn man keinem Menſchen, und ſei's ein Fürſt, oder ein König, ſagt, daß man ihn lieb hat, und wenn er noch ſo viele Geſchenke und Koſtbarkeiten dafür geben will, ſondern wenn ein Mädchen lieber in den Tod geht, als einen Mann liebt, der ſie nicht heirathen kann. Siehſt Du, das hat Frau Winkler geſagt, und ich hab' mir geſchworen, Lude, daß ich auch lieber ſterben will, als etwas thun, wodurch ich meine Ehre verliere. Aber es iſt etwas in mir, was mir Gefahr droht, ich kann nicht ſagen, was es iſt, ich weiß es nicht zu benennen, aber es iſt da. Oft zieht es mir das Herz zuſammen, daß ich weinen muß, und doch fühle ich mich dann ſo glücklich und ſelig, und ich möchte ſterben vor Wonne und Schmerz. Zuweilen, wenn ich den Fürſten kommen höre, zittere ich an

allen Gliedern, und ich möchte in die Erde ſinken, um ihn nicht zu ſehen, und doch wieder möchte ich mein Leben hingeben, um ihn nur noch einmal anzuſchauen. Es iſt wie ein Zauber, Lude, es zieht mich zu ihm hin, und doch, wenn er meine Hand faßt, möchte ich laut aufſchreien vor Angſt und Grauſen, und dann iſt mir immer, als ob mein Engel mich warute! Oft ſchließe ich mich ein in meinem Zimmer, weil ich ihn nicht hören und nicht ſehen will, aber es hilft Alles nicht, ich höre doch immer und immer ſeine Stimme, und immer ſehe ich ſeine Augen vor mir, ich fühle ſeine Blicke, die ſo brennend und heiß ſind, daß ich wie Feuer glühe, und es mir iſt, als müßte ich ſterben. Ja, Lude, ſelbſt wenn ich beten will, kann ich es kaum, denn mitten in meine Worte hinein drängt ſich ſeine ſanfte, ſchöne Stimme, und ich höre ihn mehr, als mein eigenes Gebet.

Du haſt ihn lieb, Amintha, ſchrie Lude, er hat Dich bezaubert, das iſt's!

Aber ich will nicht bezaubert ſein, rief ſie in einer Art Zorn, ich will ihn nicht lieben, und ich will Euch keine Schande machen.

Aber, ich werd's nicht erleben, ſagte Lude einfach, ich ſterbe dann, das weiß ich.

Niemand ſoll's erleben, ſagte ſie, glühend roth vor Erregung, ich will lieber ſterben, als meine Ehre verlieren!

Denn ſo mußt Du fort von hier! rief Lude.

Das iſt's, ſagte Amintha freudig und faßte des Freundes Hand. Du haſt mich verſtanden, ja ich muß fort. Aber ich allein kann's nicht.

Ich geh' mit Dir, rief Lude, das weißt Du wol, Amintha, daß ich Dich niemals nicht verlaſſen kann. Ich bin man 'n armer dummer Junge, aber lieb

haben thu' ich Dich, wie kein Menſch auf der Welt, und ſo lang' als ich lebe, ſoll Dir Keiner nicht etwas zu Leide thun!

Ich rechnete auf Dich, ſagte Amintha, und mein Entſchluß war gefaßt, mit Dir zu fliehen, ſobald ich Dich finden würde! Und jetzt laß uns raſch ſein! Paulowitſch wird gleich kommen, und dann iſt Alles vorbei. Sag mir jetzt, weiß dieſe Frau, welche mich verkaufte, wo ich bin?

Ja, und morgen früh will ſie herkommen?

So müſſen wir vorher fliehen, denn ich kann ſie nicht wieder ſehen. Ich habe ſchon Alles überlegt und bedacht, denn ich hoffte jeden Tag, daß Du kommen würdeſt, mich abzuholen. Und jetzt höre meinen Plan. Ich gebe Dir Geld und Du kaufſt mir einen Knabenanzug, und dann ziehen wir Beide hinaus in die Welt; ich habe eine Guitarre, die mir der Fürſt geſchenkt hat, die nehme ich mit, weiter nichts, und mit dieſer ziehen wir umher, und ich ſpiele und ſinge dazu, und Jeder wird den beiden Knaben gern etwas geben, nicht wahr, Lude?

Und nun ſprach ſie ihm von der ſchönen Welt, von der ſie in den Büchern geleſen, nun erzählte ſie ihm von grünen Wieſen und rauſchenden Wäldern, unter deren ſchützendem Laubdach ſie ausruhen wollten, wenn ſie müde geworden vom langen Wandern, nun ſchilderte ſie ihm die Majeſtät der Berge, welche ſie erklimmen, und die Lieblichkeit der Thäler, in die ſie hinabſteigen würden, und Lude grinſte und ſchnalzte vor Freude, und ließ ſeine Finger höchſt energiſch knacken, und ſagte mit echter Kinderungeduld: komm ſchnell, Amintha, laß uns fortgehen!

Amintha mußte ihn daran erinnern, daß erſt ihr Anzug gekauft werden müßte, und daß man ſie

Stadt hinter uns liegt, giebt es keine Gefahr mehr für mich, und noch habe ich meinen Schwur gehalten und bin ein ehrliches Mädchen. Laß uns gehen, Lude, je weiter, desto besser, — wir wollen Alles vergessen, Alles, Lude, und dann werden wir gewiß recht glücklich sein.

Sie reichte Lude die Hand und Beide wanderten hinaus in die helle, lautlose Mondnacht.

Die geraubte Schweſter.

In der Frühe des nächſten Tages hielt eine Droſchke vor dem Hôtel des Fürſten; Madame Albratti wälzte ſich heraus in einem hochrothen Kleide, wie ein Feuerkäfer anzuſehen, mit hochroth geſchminkten Wangen und lang herabwallenden, zierlich in Dinte geſchwärzten und geſteiften Locken. Sie ſchien ſehr aufgeregt und fächelte ſich fort und fort Kühlung zu mit dem hochrothen Taſchentuch, in deſſen mittlerem weißen Felde das wohlgelungene Portrait eines Prinzen. Der Portier nahm Anſtand, dieſe ſeltſame Erſcheinung die Treppe hinaufgehen zu laſſen, ſie bedeutete ihn aber mit höchſt wichtiger Miene, daß ſie die Mutter der jungen Dame ſei, die der Fürſt in Penſion genommen, und ging dann, ſtolz mit dem Kopfe ſchaukelnd, wie ein Pfau, die breiten Stiegen hinauf.

Aber manche Schwierigkeit und manches Weigern von der Dienerſchaft hatte ſie zu ertragen, bis es endlich ihrer Beharrlichkeit und Standhaftigkeit gelang, zum Fürſten zu gelangen.

Er war noch im Morgennegligé; nachläſſig hingeſtreckt lag er auf dem Divan, ſein Geſicht war bleich

und ſchwermuthsvoll. In tiefe Gedanken verſunken, bemerkte er gar nicht, daß die alte Primadonna bereits in das Zimmer getreten, und, ihn betrachtend, in der Thür ſtand.

Gerade wie ſein Vater! ſeufzte ſie endlich, und ſank, wie erſchöpft, in ſehr reizender Stellung auf einen Seſſel. Des Fürſten Antlitz erheiterte ſich bei dem Anblick dieſer ſeltſamen und komiſchen Erſcheinung, und ſich halb vom Divan erhebend, ſagte er mit einem fröhlichen Lachen: nun, Madonna, wenn Sie die Dame ſind, die mich ſo geheimnißvoll und dringend zu ſprechen wünſchte, ſo danke ich meinem guten Stern, daß es mir vergönnt war, Sie kennen zu lernen. Sie haben da eine köſtliche Vermummung gewählt, wahrhaftig, ſie iſt ſo täuſchend, daß Jedermann ſie für ein abſcheuliches altes Weib halten würde, während ich doch ſchon den lieblichen Engel ahne, der darunter verborgen iſt!

Gerade wie ſein Vater! wiederholte Madame Albratti, die Arme emphatiſch gen Himmel erhebend.

Genug jetzt des Scherzes! ſagte Fürſt Alexiew halb unwillig. Laſſen wir dieſe Komödie! Nehmen Sie die Maske ab, ſchöne Dame!

Maske! ſagte die Primadonna tragiſch. Nein, Prinz, nicht Maske, ſondern Wirklichkeit! Es iſt wahr, die erſten Reize der Jugend ſind von mir abgefallen, aber deshalb ſollten Sie doch nicht über mich ſpotten, ſchon aus Ehrfurcht vor Ihrem Vater nicht!

Nun, rief der Fürſt lachend, wenn dies Wirklichkeit iſt, ſo gab es nie eine komiſchere. Und was, meine verführeriſche Schönheit, hat die Ehrfurcht für meinen Vater gemein mit Ihnen?

Haben Sie ihn niemals von Marietta Albratti ſprechen hören?

Niemals!

O der Undankbare! seufzte die alte Sängerin. Es war also nicht genug, daß er mich verstieß, er vergaß mich auch!

Und doch, wenn ich mich jetzt recht besinne, sagte der Fürst gedankenvoll, so ist es mir, als habe meine Mutter mir oft erzählt von einer Sängerin, welche meines Vaters Geliebte gewesen, und ich meine, sie habe Marietta geheißen.

Prinz, rief die alte Primadonna, nehmen Sie alle Ihre Standhaftigkeit zusammen! Ich bin diese Marietta, ich war die Geliebte Ihres Vaters!

Fürst Alexiew sagte lachend: Wahrlich, es bedürfte starker Beweise, um mich dies glauben zu machen!

Beweise? Die will ich Ihnen geben! rief Marietta heftig, und nun erzählte sie ihm von seinem Vater, von seinen Verhältnissen und Beziehungen, von seinen Eigenthümlichkeiten, nun wußte sie ihm so genaue Umstände und Situationen anzugeben, daß der Fürst endlich widerstrebend ihr glauben mußte.

Sie sind also wirklich diese berühmte, ehrgeizige Marietta, sagte er ironisch, die mit ihren hochherzigen Phantasieen hoffte, die Gemahlin eines Fürsten zu werden! Wenn ich Sie ansehe, begreife ich indessen nur Eins, nämlich, daß mein Vater Sie verließ, um sich meiner edlen und schönen Mutter zu vermählen!

Damals, mein Fürst, war ich nicht diese arme, zerfallene Ruine, welche ich heute bin! seufzte die Primadonna, damals stand ich auf dem Gipfel der Schönheit und des Ruhmes, und ganz Europa lag huldigend mir zu Füßen. Nein, nein, Ihr Vater ist nicht zu entschuldigen, er hat meine Liebe mit dem schwärzesten Undank vergolten, er hat mein anbetendes Herz unter seine rauhen Siegerfüße getreten, und daß ich heute dastehe, ein armes, in den Staub, in Niedrigkeit und Jammer hinabgerissenes Lamm,

das ist sein Werk, und ihn allein klagt meine Armuth und mein Elend an!

Doch entsinne ich mich, gehört zu haben, daß diese Marietta nicht unbedeutende Reichthümer bei meinem Vater sammelte, sagte der Fürst.

Was konnten Reichthümer mir nützen, ohne die Liebe! stöhnte die Alte. Ich suchte in meiner Verzweiflung umher nach einem Herzen, das die blutenden und zuckenden Wunden des meinigen heilen konnte, und in meiner Rathlosigkeit glaubte ich nur zu leicht den leidenschaftlichen Schwüren des damals so berühmten Tänzers Albratti, und ward sein Weib, — das war der Anfang meines Unglücks!

Sie erzählte ihm nun, wie sie mit ihrem Gatten umhergezogen und Jahre lang Triumphe geerndtet und Siege gefeiert, wie aber das Gefühl der Rache niemals in ihrem Herzen geschlummert und sie sich täglich geschworen, dem Fürsten zu vergelten, was er Böses an ihr gethan. Zwölf Jahre indessen seien so vergangen, da habe ihr Weg sie wieder nach Pesth geführt, wo sie einst so große Triumphe gefeiert und jetzt gleich bei ihrem ersten Auftreten die entsetzlichsten Beschimpfungen zu erdulden gehabt. Man hätte laut gelacht, erzählte sie, gleich nach dem ersten Ton, den sie gesungen, man habe mit allerlei Gegenständen, als da sind verfaulte Aepfel und Nußschaalen, nach ihr geworfen, und nicht eher habe das Lärmen und Schreien, das Werfen und Höhnen sich beruhigt, als bis der Vorhang gefallen und der Director erklärt habe, er werde eine Sängerin nicht wieder auftreten lassen, die dem Publikum so sehr zu mißfallen scheine!

Sie erzählte das Alles mit so hochtrabender Tragik, sie war noch heute so zerknirscht von ihrem damaligen Mißgeschick, und die Thränen, welche über ihre ziegelrothen Wangen liefen, ließen so materielle

Spuren zurück auf der hochrothen Schminke, daß der Fürst sich eines lauten Lachens nicht erwehren konnte.

Lachen Sie nicht, sagte sie drohend. Ihr Vater lachte damals auch, aber er hat sein Lachen theuer büßen müssen, und ich strafte ihn damals, wie ich Sie heute strafen werde! Ja, Ihr Vater saß dicht in den vordersten Reihen an jenem Abend meines unerhörten und ungerechten Fiasko, er war der Erste, welcher lachte, und seine Lakaien waren die Ersten, welche vom Parterre aus mit faulen Aepfeln nach mir warfen! Er allein war Schuld an meinem Elend, an meiner Schande, und mitten in meinem Jammer schwur ich mir jetzt eine blutige, eine unerhörte Rache, und ich hielt Wort! Jetzt, mein Prinz, besinnen Sie Sich, ob nicht damals, — es sind jetzt dreizehn Jahre her, ein großes Unglück Ihre Familie heimgesucht und Ihren Vater darniedergeschmettert habe.

Vor dreizehn Jahren? sagte der Fürst. Ich war damals ein zwölfjähriger Knabe und meine Erinnerungen aus jener Zeit zeigen mir nur Ein Mißgeschick in meiner Familie, den Tod meiner Mutter.

Und nichts weiter? fragte die alte Sängerin. Waren Sie denn immer das einzige Kind gewesen?

Ein halbes Jahr lang nicht, sagte Alexiew, ein halbes Jahr lang hatte ich ein kleines Schwesterchen

Und was ward aus ihr?

Sie ward eines Tages geraubt aus dem Schlosse meines Vaters. Mit unerhörter Kühnheit ward sie aus ihrer Wiege gestohlen, und alle Nachforschungen nach ihr waren umsonst, man hörte nie wieder von ihr. Mein Vater meinte, Zigeuner, die er kurz zuvor aus seinem Gebiete vertrieben, hätten aus Rache sie ihm gestohlen. Aber alle seine Nachforschungen nach ihr waren vergeblich, man hat nie wieder von ihr

gehört. Der Raub dieſes Kindes aber war der erſte Todesſtoß für das arme Herz meiner Mutter.

Zigeuner! lachte die alte Sängerin. Ach, diesmal hat Ihr kluger Vater ſich getäuſcht. Ich war's, die das Kind ſtahl.

Sie? rief Alexiew emporfahrend.

Ich! ſagte ſie ſtolz. Man hatte mir erzählt, wie glücklich Ihr Vater ſich fühlte über die Geburt dieſer Tochter, die ihm ſo ſpät noch geboren worden, wie ſehr er dieſes Kind liebe, und ich beſchloß jetzt, ihn zu ſtrafen für allen Frevel, den er an mir begangen. Ich kannte alle geheimen Thüren und Treppen im Schloſſe, und als ich es erfahren, in welchem Zimmer das Kind ſei, wußte ich auch, daß ich es rauben könnte, unbemerkt!

Und jetzt erzählte ſie dem athemlos horchenden Prinzen, wie ſie heimlich ſich Abends eingeſchlichen in das Palais, wie ſie ſich verborgen gehalten, bis Alles ſchlief, und dann unbemerkt in das Schlafzimmer des Kindes gedrungen ſei, wo ſie das Kind aus der Wiege genommen, unbemerkt von der ſchlafenden Wärterin. Dann habe ſie eiligſt und ungeſehen das Haus verlaſſen, um in derſelben Nacht noch mit dem Kinde und ihrem Gatten Peſth zu verlaſſen und mit Extrapoſt in raſender Eile nach Deutſchland zurückzukehren.

Sie wußte dabei ſo genaue Details anzuführen, ihre Angaben über die Lage des Zimmers, über alle die nähern, bei jenem Raube obwaltenden Umſtände ſtimmten ſo genau mit ſeinen Erinnerungen zuſammen, daß Fürſt Alexiew ſich geſtehen mußte, es ſei dies Wirklichkeit und Wahrheit, und dieſe alte, verlaſſene Geliebte ſeines Vaters ſei in der That die Räuberin ſeiner Schweſter. Aber er beſchloß auf ſeiner Huth zu ſein, und die alte Primadonna vor-

läufig mindeſtens nicht ahnen zu laſſen, daß er ihren Worten Glauben ſchenke. Er fragte deshalb mit einem leichten Lächeln, was aus der Kleinen, die ſie für ſeine Schweſter auszugeben wünſche, geworden ſei.

Madame Albratti fuhr in ihrer Erzählung fort. Sie ſagte ihm ſchluchzend, daß das Unglück, welches ſie in Peſth darniedergeworfen, ihr nun auch nach Deutſchland gefolgt ſei, und ſie überall auf der Bühne ausgelacht und ausgepfiffen worden, bis endlich keine Bühne ihr mehr das Auftreten und Singen hätte geſtatten wollen, weil ſie höchſt lügenhafter Weiſe Alle behauptet hätten, ſie habe ihre Stimme verloren, und ſei zum Singen überhaupt zu alt. Aber, um ihr Mißgeſchick zu vollenden, ſei ihr Mann durch einen Beinbruch zum Tanzen untauglich geworden, habe ſich aus Mißmuth dem Spiel ergeben, und in einem einzigen Jahre ihr ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen verſpielt, ſo daß ſie plötzlich in Armuth und grenzenloſes Elend geſunken ſei. Und dann erſt, ſagte ſie zornig, erſt, nachdem er mich ruinirt, ſtarb der Elende, und ließ mich als einſame Bettlerin zurück.

Und das Kind, das ſie für meine Schweſter ausgeben möchten? fragte der Fürſt.

Es war immer noch bei mir, aber jetzt bereuete ich, es mit mir genommen zu haben, denn es ward mir eine bittere Sorge und Laſt! Ich ſchrieb alſo an Ihren Vater und entdeckte ihm Alles, aber mein Brief kam unerbrochen zurück, er ſelbſt hatte darauf geſchrieben, daß er niemals Briefe von mir annehmen würde. Aber ich ließ mich nicht abſchrecken, ich ſchrieb immer wieder und immer wieder kamen meine Briefe unerbrochen zurück. So mußte ich mich endlich in das Unvermeidliche fügen, und nun wenigſtens ſuchen, ſo viel Vortheil als immer möglich

aus der mir aufgedrungenen Tochter zu ziehen. Ich wollte sie zur Tänzerin ausbilden, und schon als sechsjähriges Kind mußte sie zur Bühne Auch hatte sie die glücklichsten Anlagen, und konnte bald schon recht viel Geld verdienen. Es wäre Alles ganz gut gegangen, denn Amintha ist jetzt fast vierzehn Jahre und bei ihrer Schönheit war uns eine glänzende Zukunft gewiß. Aber der Versucher wollte mein Verderben und ich fiel als ein blindes Opferlamm in seine Schlingen!

Amintha heißt dieses Mädchen? fragte der Fürst.

Ja, Amintha, und Sie kennen sie. denn Sie waren es, der mir den Versucher sandte, Ihnen überließ ich, ohne es zu wissen, Ihre Schwester. O, Ihr Unterhändler war sehr klug, sehr verständig, er hat mir niemals den Namen des vornehmen Herrn, der meine Tochter liebte, sagen wollen, und mir nicht einmal das Geld, das ich mir ausbedungen, ausgezahlt. Sie aber, Prinz, zittern Sie, denn Ihre eigene Schwester ist es, die Sie mir entführten!

Während die alte Primadonna mit hochpathetischem Tone so sprach, ward die Thür rasch geöffnet und Paulowitsch erschien in derselben.

Ach, da ist der listige Herr, der mich anzuführen gedachte! rief die Alte ingrimmig.

Aber Paulowitsch achtete nicht auf sie. Er trat zu seinem Herrn und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

Wie? rief der Fürst. Entflohen? Amintha auch?

Paulowitsch bejahete es und reichte dem Fürsten ein kleines Blatt Papier, das er auf Amintha's Zimmer gefunden. Mit zitternder Hand hatte Amintha geschrieben: „Es ist neun Uhr, die Stunde meiner Flucht! Wenn Sie diese Zeilen finden, bin ich schon viele Stunden entfernt. Klagen Sie Niemand an.

Niemand weiß um meine Flucht, Niemand hat ſie verſchuldet. Ich gehe, weil ich gehen will. Suchen Sie mich nicht bei meiner Mutter, niemals kehre ich zu Der zurück, die ihr Kind verkaufen konnte! Amintha.“

Fürſt Alexiew reichte das Papier ſchweigend der alten Sängerin dar und ging dann gedankenvoll im Zimmer auf und ab.

Befehlen Durchlaucht, daß man ſie verfolge? fragte Paulowitſch nach einer Pauſe, aber er mußte ſeine Frage mehrmals wiederholen, ehe Alexiew ihn zu hören ſchien.

Nein, ſagte er endlich, Niemand ſoll ſie verfolgen. Wer nicht freiwillig bei mir bleiben will, der mag gehen, ich zwinge Niemand, in meiner Geſellſchaft zu ſein!

Entflohen, ſie iſt entflohen! kreiſchte die alte Sängerin; ſie iſt fort, und ich bin geprellt um mein Geld!

Ruhig, rief der Fürſt gebieteriſch, aber die Alte achtete nicht auf ihn. Wie eine Raſende ſtürzte ſie zu Paulowitſch hin, und ihn heftig am Arm packend, rief ſie wild: mein Geld! Ich will mein Geld haben! Sie ſind ein Betrüger, der mir ſtatt tauſend Thalern nur fünfhundert gegeben. Ich will es haben, und ich werde nicht eher aufhören zu ſchreien, bis Sie es herausgegeben!

Iſt das wahr? herrſchte der Fürſt. Sie haben das Geld, welches ſie von mir empfingen, nicht der Alten ausgezahlt? —

Mein Fürſt, ſtammelte Paulowitſch.

Es iſt gut, ich ſehe, daß Sie es vergeſſen haben, ſagte Alexiew ironiſch. Nachher mehr darüber. Jetzt laſſen Sie mich allein mit dieſer würdigen Dame, ich werde mich ſelber mit ihr verſtändigen.

Mit einem zerknirſchten Sündergeſicht ſchlich Pau-

lowitsch hinaus, und die alte Sängerin war wieder allein mit dem Fürsten.

Nun? sagte sie. Ihre Schwester irrt einsam und verlassen auf der Landstraße umher, und ich, die sie erzog, und von welcher Sie sie kauften, stehe arm und um Geld bittend vor Ihnen! Was werden Sie thun?

Vor allen Dingen diesem albernen Mährchen keinen Glauben schenken! rief er heftig.

Wie, Sie zweifeln an Dem, was ich Ihnen sagte?

Können Sie mir Beweise geben?

Beweise? Hier dieses kleine Hemdchen, in welchem ich das Kind damals entführte. Sehen Sie da das P. mit der Fürstenkrone!

Ach, ein ungeheurer Beweis! sagte Fürst Alexiew lachend. Sie haben irgend ein Kinderhemde genommen und dieses Zeichen hineingenäht, das ist Alles!

Mein Gott, schrie die Alte, Sie wollen also behaupten —

Daß Sie eine Lügnerin und Betrügerin sind, unterbrach sie der Fürst strenge, daß Sie dieses alberne Mährchen ersannen, um Geld von mir zu erpressen. Sie waren die Geliebte meines Vaters, das mag sein, und daher kannten sie die Localitäten und Verhältnisse. Sie hörten sodann von dem seltsamen Verschwinden meiner kleinen Schwester, und als Sie jetzt erfuhren, daß der Sohn Ihres fürstlichen Liebhabers hier sei, ersannen Sie dieses Mährchen, um Geld von mir zu erpressen! O, Ihnen ist Alles feil um Geld. Ihr eigenes Kind gaben Sie hin für Geld, und jetzt, nachdem diese, und wahrscheinlich mit Ihrem Beistand, entflohen, jetzt ersinnen Sie eine tragische Geschichte, um auf's Neue Geld von mir zu erpressen! Aber Geduld, Madame,

ich bin nicht der Narr, der Ihrer albernen Geſchichte Glauben ſchenkt! Sie haben keine Beweiſe, als Ihr lügneriſches Wort, und es wird Sie nicht überraſchen, wenn ich dieſem nicht glaube.

Ich ſchwöre Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, Amintha iſt Ihre Schweſter! ſchrie die alte Sängerin.

Und ich glaube Ihnen kein Wort, ſagte der Fürſt ſtrenge. Sie ſind eine Betrügerin, ſage ich, eine Betrügerin, welche ihre eigene Tochter verkaufte. Schreien Sie immerhin, es iſt ſo, und in dieſer Stunde noch werde ich Sie der Polizei überantworten, wenn Sie nicht endlich ſich zur Ruhe geben!

Sie wollen alſo nichts für mich thun? ſchrie die Alte zitternd vor Zorn und Schrecken.

Gar nichts! ſagte er lachend, mein Vater hat genug für Sie gethan, denke ich; Sie können aber wohl zufrieden ſein, wenn ich nichts für Sie thue, denn das Einzige, was ich thun könnte, wäre eben, Sie der Gerechtigkeit zu überantworten, und was dieſe für Sie thun könnte, werden Sie ſich ſelber ſagen.

Amintha iſt Ihre Schweſter! ſchrie die Alte.

Wehe Ihnen, wenn es ſo wäre, rief der Fürſt, wehe Ihnen, wenn ich dieſem Mährchen glaubte und die Geſetze zu Hülfe riefe gegen die Kindesräuberin und Seelenverkäuferin! Danken Sie alſo Gott, daß ich Ihnen nicht glauben will, und ſchweigen Sie mit Ihren Albernheiten! Sie haben mir Ihre Tochter verkauft, und da, wie ich höre, Paulowitſch Sie noch nicht ganz befriedigt hat, ſo will ich ſelbſt dieſe Angelegenheit ordnen. Hier ſind hundert Louisd'or, nehmen Sie! Und nun, da dieſes Geſchäft zu Ende gebracht und Sie keine Forderungen mehr an mich haben, würden Sie mich verbinden, wenn Sie Sich entfernten. Sollte es Ihnen aber gefallen, ſich je-

mals wieder mir zu nahen, sei es mündlich oder schriftlich, so werde ich Mittel finden, Sie zum Schweigen zu bringen, und die Polizei wird mir dabei ihre Dienste leisten, deß sein Sie gewiß. Und jetzt möge es genug sein! Ihr allerliebstes Mährchen war gut erfunden, und weil es mich ergötzt hat, verzeihe ich Ihnen, daß Sie mich für dumm genug hielten, ihm Glauben zu schenken!

Er klingelte, und befahl dem eintretenden Lakaien, diese Dame in das Vorzimmer zu führen und sie hinauszulassen. Weinend vor Zorn, ganz betäubt und sprachlos folgte die alte Primadonna dem voraneilenden Diener, und selbst die hundert Louis'dor vermochten für den Augenblick nicht, sie zu trösten.

Fürst Alexiew ging lange noch tief nachsinnend in seinem Zimmer auf und ab.

Es ist kein Zweifel, sagte er, und ich bin von der Wahrheit ihrer Angaben ganz überzeugt. Dieses Kind ist meine Schwester, es ist die Tochter meiner Mutter, und diese Aehnlichkeit mit derselben, welche mich so oft frappirte, ist mir nun ganz einfach und natürlich erklärt.

Aber was soll nun weiter geschehen? fragte er gedankenvoll sich selber. Beweise sind nicht vorhanden, und diesem alten Weibe wird es unmöglich sein, den Richter von der Wahrheit ihrer Angaben zu überzeugen. Ich fühle, daß sie die Wahrheit spricht, aber das Gefühl gilt nicht vor Gericht. Zudem hasse ich das öffentliche Aufsehen, es ist mir widerlich, der gelangweilten Welt ein Geschichtchen zu liefern, mit der sie sich eine halbe Stunde erheitern kann. Und dann dieses Bedauern und mitleidige Achselzucken um die Verminderung meiner Güter! Auch würde man am Ende noch meine Tugend und Großmuth preisen, wenn ich freiwillig sie in ihre Rechte einsetzte. Insuppor-

table! Dieſe Sache wird alſo ein Geheimniß bleiben! Aber entſchädigen werde ich Amintha, und was ihr gebührt als meiner Schweſter, das werde ich ihr geben!

Er klingelte und befahl Paulowitſch zu rufen.

Paulowitſch, ſagte er, als dieſer demüthig und zitternd eintrat, Du haſt dies alte Weib und mich betrogen. Ich will Dir vergeben, ja, ich will mehr thun, ich will Dich reichlich belohnen, wenn es Dir gelingt, dieſes Kind, dieſe Amintha, wiederzufinden und zu mir zurückzubringen. Eile alſo ſie zu ſuchen. Hier iſt Geld, nimm ſo viel Du bedarfſt! Dieſes Kind aber muß ich wieder haben!

Gräfin Aurelia.

Sie hatte verzichtet. Verzichtet auf das Glück und die Liebe. Mit kaltem, thränenlosem Auge hatte Aurelia noch einmal rückwärts geblickt, nichts mehr hatte sie bemerkt, als die enteilenden Schatten ihres entschwundenen Glückes, und diese Schatten hatten sich drohend gegen sie erhoben, um von nun an sie zu verfolgen und als rächende Erinnyen ihre Zukunft zu vergiften! Glücklich war sie gewesen, weil sie treulos geworden, beglückt durch Liebe, hatte sie den Gemahl verrathen, und aus der Liebe selber sollte ihr die Strafe erwachsen, denn Er, welchen sie geliebt, so heiß, so glühend, daß sie für ihn ihre Ehre, ihre Treue, ihre Selbstachtung in den Staub getreten, Er war es, der sie verließ, der mit lächelndem Munde ihr den Dolch in's Herz stieß, und für ihre Qualen keine Thräne, für ihren Jammer nicht einmal den lindernden Balsam des Mitgefühls hatte! Sie litt Todesqualen, — und sie litt allein! Keiner auf der ganzen, großen Welt, der ihr unermeßliches Elend verstand, der eine Freundeshand legte auf dieses zuckende, in Todesqual ringende Herz! Ganz allein,

ganz einſam! Liebend, und nicht mehr geliebt, verrathen, und für den Verräther keine Rache! —

Aber das mußte ertragen, mußte ausgelitten werden, und es war das leichter zu Ertragende. Schwerer, unendlich ſchwerer war es ihr, die Liebe und Hochachtung Deſſen zu ertragen, den ſie verrathen, deſſen Ehre ſie unter ihre treuloſen Füße getreten, deſſen Gemahlin ſie war, und dem ſie die heilig beſchworene Treue gebrochen! Wer will ſagen, daß ein ſolcher ehelicher Treubruch nicht ſeinen Rächer fände auf Erden, ſelbſt wenn er geheim verübt worden, wenn er keinen Mitwiſſer habe, als Gott und den Genoſſen des Verbrechens?

Furchtbar, entſetzensvoll war Aurelien dieſer Rächer erſchienen! Verlaſſen ſah ſie ſich von dem, für welchen ſie verrieth, geliebt und hochgeachtet von dem, welchen ſie verrathen!

Er war zurückgekehrt, ihr verrathener Gemahl, arglos, vertrauend, liebevoll war er zurückgekehrt, und er ſah nichts, er merkte nichts, weil er eben arglos war, weil er ihr grenzenlos vertraute, weil er ſie grenzenlos liebte! Ach, wenn er neben ihr ſaß, wenn er mit beredten Worten ihr ſeine Liebe, ſeine Sehnſucht ſchilderte, wenn das flammende Auge die Schneeflocken dieſes Haares Lügen ſtrafte, und ſie nicht den Greis vor ſich ſah, welcher ſie betrog, ſondern den Jüngling, welcher ſie liebte, wie eine Heilige, einen Engel, ach wie oft zog es da ihr Herz zuſammen, wie ein Krampf, und ſie hätte zu ſeinen Füßen niederſinken und ihm Alles geſtehen mögen, ihre Schande und ihr Verbrechen!

Aber ſie wagte es nicht, denn ſie blickte auf dieſes weiße Haar, und ſie erinnerte ſich, daß dieſer Mann, deſſen Herz ſie liebte mit der Friſche eines Jüng-

lings, daß er ein Greis ſei, den ſie tödten würde mit der entſetzlichen Kunde ihres Geheimniſſes.

Nächte lang, einſame, furchtbare Nächte, rang ſie die Hände zu Gott empor, nicht um Erbarmen, nicht um Gnade, ſondern nur um Strafe, um Vernichtung, um Tod! Ach, ſterben, wie ſüß wäre das, ſterben, nicht mehr zu hören, wie der verrathene getäuſchte Gemahl ſie nannte mit den Namen der Liebe, nicht mehr zu ſehen, wie er ſie umgab mit Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, wie ſein umdüſtertes Auge ſorgenvoll auf ihr ruhte, weil ſie leidend war und blaß, weil ihr Körper endlich dieſen Folterqualen zu erliegen drohte, ſterben, und ihn nicht mehr ſehen zu müſſen, den ſie geliebt, der ſie verrathen hatte, nicht mehr ſeine Stimme hören zu müſſen, und ihn vor ſich zu ſehen mit ſeinem kalten und ruhigen Lächeln! Arglos erſcheinen zu müſſen und gleichgültig, wenn von ihm die Rede war, arglos, als ihr Gemahl zu ihm ging. Ihn willkommen heißen zu müſſen, als er ihn zu ihr führte, es dulden zu müſſen, daß er ihre Hand faßte und ſie küßte, daß er ihr gegenüber ſaß und gleichgültig, unbefangen mit ihr ſchwatzte von den Neuigkeiten des Tages und den kleinen Begegniſſen der Geſellſchaft! Aus den Entzückungen der himmelanſtürmenden Liebe zurückgeſchleudert in die kalte und nackte Wirklichkeit, den Geliebten verwandelt zu ſehen in einen gleichgültigen Bekannten!

Fehlte ihrem verrathenen Gemahle wohl ein Rächer? War er es ſich nicht ſelber, indem er ſie liebte, indem er ſie hochſtellte, ſie umgab mit ſeiner Sorgfalt, ſie ſchützte und bewachte als das heiligſte und theuerſte Kleinod ſeines Lebens, ſie, welche doch wußte, daß ſie das Alles nicht verdiente, daß ſtatt dieſer Worte der Liebe nur Worte der Verwünſchung ihr von ſeinen Lippen dringen, daß er ihr fluchen

ſollte, ſtatt ſie zu ſegnen, verachten, ſtatt ſie hochzuhalten?

So waren acht Tage vergangen ſeit der Heimkehr des Grafen Marſilla, für ihn glückliche, für ſie entſetzliche qualvolle Tage! Er war bei ihr im Zimmer, er plauderte mit ihr, ganz harmlos und unbefangen, er nannte ſie ſeine Geliebte, ſeines Lebens köſtlichen Morgenſtern, er pries ſie hoch, weil ſie ihn liebe, den Greis, den Mann mit weißen Haaren, und ſie mußte es erdulden und mußte ſchweigen! —

Ein Diener brachte einen Brief an den Grafen; es war eine Geſchäftsanfrage, weiter nichts, aber ſie mußte ſogleich beantwortet werden.

Der Graf bat ſeine Gemahlin um Erlaubniß, hier an ihrem Schreibtiſch einige Zeilen ſchreiben zu dürfen. Es war kein Papier mehr in der ſammetnen Mappe, aber der Schlüſſel ſteckte in der Schatulle, und der Graf öffnete ſie, um ein wenig Papier zu ſuchen.

Weshalb ſtand Aurelia todesbleich, zitternd da?

Sein Auge war zufällig auf ein ſilbernes Käſtchen gefallen, und er ſagte bewundernd: welch ein koſtbares, ausgezeichnetes Käſtchen iſt dies!

Weiter nichts! Dann ſchrieb er und gab dem harrenden Diener das Papier.

Aurelia war ganz rathlos, ſie wagte nicht die Schatulle zu ſchließen und den Kaſten fortzunehmen, ſie fürchtete, das möchte ihm auffallen, ſie fürchtete, denn ihr Gewiſſen klagte ſie an.

Der Graf liebte ſehr ſolche alten, mittelalterlichen Kunſtſchätze, und dieſes Käſtchen war wirklich ſo ſchön, daß man es für eine Arbeit des Benvenuto Cellini oder Peter Viſcher's halten mochte.

Er betrachtete es aufmerkſam und bewundernd,

und fragte, woher ſie dieſes ſchöne und ſeltene Kunſtwerk erhalten?

Aurelia nannte mit ſtockender Zunge und vergehendem Athem irgend einen Namen.

Ach, alſo ein Geſchenk, ſagte er, ſonſt würde ich Dich bitten, dieſes reizende Kunſtwerk mir für meine Antikenſammlung zu geben. Es würde ein Prachtſtück derſelben ſein.

Er erwartete offenbar, daß ſie es ihm anbieten würde. Aber Aurelia that es nicht, ſie lächelte nur verlegen und ſtammelte einige unhörbare Worte.

Das überraſchte ihn nur und machte ſeinen Wunſch nur noch lebhafter.

Nirgends ſieht man ein Schlüſſelloch, ſagte er, und alſo muß irgend eine geheime Feder das Käſtchen öffnen. Das beſtätigt mich in der Vermuthung, daß es von Benvenuto iſt. Er pflegte gern ſolche künſtliche Spielereien an ſeinen Kunſtwerken anzubringen! Der Kelch irgend einer Blume, das Auge irgend einer ſeiner Geſtalten ward ihm der geheimnißvolle Talisman, deſſen Druck genügte, das Verſchloſſene zu öffnen. Darf ich nach der Feder hier ſuchen, oder enthält der Kaſten Geheimniſſe?

Sie wagte nicht Nein zu ſagen!

Und der Graf drückte an jeder Roſe, an jedem dieſer Schnörkel und künſtlichen Windungen. Zitternd, faſt ſterbend vor Qual ſah Aurelia ihm zu, dann athmete ſie höher auf, — ſie wagte zu hoffen, denn der Graf ſuchte an einer falſchen Stelle, nicht in den Verzierungen, ſondern unten auf dem Boden war die geheimnißvolle Feder.

Es iſt umſonſt, ſagte er unmuthig, ich finde es nicht!

Und zur Strafe dafür ſage ich es Dir nicht! rief

Aurelia mit erzwungenem Lachen, und ſtreckte die Hand nach dem Kaſten aus.

Schon wollte er es ihr reichen, aber noch einmal drehte er prüfend das Käſtchen nach allen Seiten um. Da, das wird es ſein! Dieſer kleine, erhabene Punkt hier auf dem Boden, ich wette, das iſt die Feder. —

Da, richtig, der Deckel öffnet ſich, und weil der Graf den Kaſten umgewendet, den Deckel nach oben gehalten hat, fällt ſein Inhalt zur Erde.

Wie? Ein Dolch! Und Briefe? fragte der Graf lachend, aber das Lachen erſtarb auf ſeiner Lippe, als Aurelia mit einem Schrei des Entſetzens auf die Briefe hinſtürzte und ſie mit zitternden Händen zuſammenraffte.

Briefe von Deiner Handſchrift, Aurelia? fragte er ernſter, und hob eins dieſer Blätter auf.

Wie eine Tigerin, mit einem einzigen Sprunge war ſie neben ihm.

Gieb mir das Blatt! Du wirſt es nicht leſen!

Jetzt werde ich es! ſagte er furchtbar ſtrenge, und wehrte ſie zurück.

Mit einem ſchwachen Schrei glitt ſie kraftlos auf einen Stuhl, die Briefe entſanken ihrer Hand, und fielen zur Erde. Der Graf hob ſie alle auf, alle, und ſetzte ſich ſeiner Gemahlin gegenüber.

Eine Pauſe trat ein, eine entſetzensvolle Pauſe. So ſtill war es, daß Aurelia ganz deutlich das Klopfen ihres Herzens vernahm und zugleich das laute, krampfhafte Aechzen ihres Gemahls, der ihr gegenüber ſaß, todesbleich, mit zuſammengepreßter Lippe, die Briefe leſend, welche Aurelia an den Fürſten Alexiew Pomowsky geſchrieben.

Und ſo unermeßlich war ihr Unglück, daß ſie es faſt für eine Erleichterung und Erlöſung hielt, endlich nicht mehr ihrem Gemahl als die Tugendhafte

und Reine gegenüber zu ſtehen, ſondern es als eine Wohlthat empfand, daß er ſie jetzt erkennen müßte in ihrer ganzen Schuld, in ihrem ganzen Verbrechen.

Er las weiter, und immer weiter, ohne nur ein einziges Mal zu ihr hinzublicken, aber plötzlich überzog eine dunkle Röthe ſein Geſicht, die Adern ſeiner Stirn ſchwollen hoch auf, ſeine Augen ſchleuderten Blitze — er hatte den Brief geleſen, in welchem Aurelia dem Fürſten geſtand, daß ſie ſich Mutter fühle! —

Aurelia, ſchrie der Graf emporſpringend und ſich hochaufrichtend, Aurelia, Du —

Mehr ſagte er nicht, — der erhobene Arm ſank ſchlaff hernieder, die ſtolze Geſtalt fiel gebeugt in den Fauteuil zurück, die Lippen murmelten nur noch leiſe, lallende Worte, und auf dieſer marmorbleichen, kalten Stirn ſtanden große Schweißtropfen. Nur ſeine Augen hatten noch alle Gluth des Lebens, und ſie ſtarrten Aurelien an mit dem Ausdruck des finſterſten Haſſes, des unverſöhnlichen Zornes.

Aurelia ſtürzte nieder zu den Füßen ihres Gemahls. Sie umklammerte ſeine Kniee, ſie flehte ihn an um Vergebung, um Mitleid, und als er immer noch ſchwieg, als dieſe Augen immer noch ſo drohend und entſetzensvoll auf ihr ruhten, da bat ſie nur noch um ein Wort des Zornes, nur noch um ſeinen Fluch. Aber nicht mehr dieſes entſetzensvolle, vernichtende Schweigen, nicht mehr dieſes fürchterliche, zornige Anblicken, o Gott, nur ein Wort der Verwünſchung, der Verachtung!

Immer daſſelbe Schweigen, dieſelbe Todtenſtille, derſelbe finſtere, ſtarre Blick, unbeweglich, ewig.

Und ſie faßt ſeine Hand, weinend, flehend um Gnade, um ein wenig Mitleid, ein wenig Erbarmen, dieſe Hand iſt ſchlaff und kalt, ſie ſtößt nicht einmal

dieſes Weib zurück, das jammernd, ſich im Staube windend da liegt. Sie wagt es, ſchreckensvoll in ſein Antlitz zu ſchauen, — es iſt farblos, gelb und wächſern, das Angeſicht eines Sterbenden! Aber immer noch dieſe weitaufgeriſſenen, ſtarr auf ſie gerichteten Augen, immer noch dieſer Blick voll Haß und Zorn!

Wie eine Raſende ſtürzt Aurelia zur Thür.

Einen Arzt, ſchnell einen Arzt! Der Graf ſtirbt! Schafft einen Arzt!

Die Diener eilen von dannen, Aurelia ſtürzt zum Seſſel des Grafen zurück! Immer noch dieſelbe Unbeweglichkeit — ſie legt die Hand auf ſein Herz — es ſchlägt nicht mehr, — ſie neigt ſich zu ſeinem halbgeöffneten Munde, — kein Athem kommt mehr über dieſe bläulichen Lippen.

Er iſt todt! ſchreit ſie, kreiſcht ſie mit den Tönen der Verzweiflung, er iſt todt, und ich bin ſeine Mörderin!

Als der Arzt kommt, findet er in dem Seſſel eine Leiche, eine kalte, unbewegliche Leiche, die großen, weitaufgeriſſenen Augen, deren Blick im Haſſe erſtarrt iſt, dieſe großen, entſetzensvollen Augen unverwandt hingerichtet auf dieſes Weib, das ſich zu ſeinen Füßen windet in unendlichen Schmerzen, in grauſamen Qualen.

Pläne und Wünsche.

Die Baronin hatte Recht gehabt, auf die Unbeständigkeit des Fürsten Alexiew zu hoffen. Er hatte die Gräfin Marsilla verlassen, aber freilich das genügte nicht, die Hauptsache war, daß er sich der Baronin zuwandte. Aber dazu schien für den Augenblick noch keine Hoffnung sich darzubieten.

Der Fürst hatte sich, für den Augenblick wenigstens, von allen Zerstreuungen zurückgezogen. Ganze Tage blieb er eingeschlossen und allein in seinen Zimmern, sich mit ernster Lectüre beschäftigend und strengen Studien sogar obliegend. Das Vergnügen war erschöpft, und jetzt wollte er sehen, ob die Wissenschaft ihm nicht einigen Ersatz zu bieten vermöchte für die zu Tode gehetzte Freude.

Das Weltkind hatte sich in einen Philosophen verwandelt, der Genußmensch war zu einem Asceten geworden, der mit Ekel von sich stieß, was er kurz zuvor noch mit Jauchzen umfangen gehalten, aber es war nur die Uebersättigung, welche aus Fürst Alexiew einen Philosophen und Asceten gemacht. Eine neue Laune war in ihm erwacht, neue Wünsche

waren in ihm aufgeblüht. Und dieſe Wünſche waren durch die glänzenden unſchuldsvollen Blicke eines jungen Mädchens wach gerufen, eines jungen Mädchens, das ſeine Liebe nicht begehrte, ſeine Anbetung nicht einmal ſah und begriff.

Dieſes Mädchen war Emmy, dieſe ſanfte, zarte Erſcheinung mit dem Madonnenlächeln und der ganzen bezaubernden Anmuth der Unſchuld.

Als er ſie an ihrem Hochzeitstage geſehen, ſo ſchön und ſo bleich, ſo gottergeben und lilienhaft zart und rein, eingehüllt in den weißen Spitzenſchleier, den heiligen Brautkranz in den blonden wallenden Locken, ſeitdem war ſie ihm das Traumbild ſeiner Phantaſie, der Engel geworden, zu dem er betete um Frieden und Ruhe, um ein wenig Unſchuld, ein wenig von den längſt verblichenen Schwärmereien ſeiner Jugendträume! —

Aber Fürſt Alexiew verſtand doch die ſchmachtende, platoniſche Liebe nicht mehr ganz, er wollte nicht bloß von fern anbeten und ſchwärmen, er wollte mindeſtens ſagen, daß er liebe und anbete, er verlangte keine Rendezvous, keine Händedrücke und Küſſe, aber einen geiſtigen Verkehr, eine geiſtige Gemeinſchaft. Es war ihm ſo neu, ſo pikant, nur brieflich ſeine Liebe zu bekennen, nur mit geſchriebenen Worten ſie zu bethätigen, es ließ ſich ſo Vieles ſchwärmen und malen in Briefen, und dieſe Briefe, ſie füllten ſo köſtlich dieſe öden, langweiligen Stunden des Tages aus! —

Er wagte es, an Emmy zu ſchreiben, und, da er wußte, daß der Exbaron Hermfeld Emmy's Verwandter ſei, hatte er dieſem ſich anvertraut, dieſen zum geheimnißvollen Boten ſeiner Liebe erwählt. Täglich ſchrieb er an Emmy, und täglich brachte ihm der Baron Antwort, und Emmy's Briefe, die ſie

dem Fürſten ſchrieb, waren ſo voll Geiſt und Anmuth, voll Witz und Liebenswürdigkeit, daß Fürſt Alexiew ſich durch dieſe Briefe immer inniger gefeſſelt, immer auf's Neue angeregt und begeiſtert fühlte! Er ſehnte ſich nach den Briefen Emmy's wie er ſich ſonſt in früheren Liebesverhältniſſen nach den Umarmungen und Küſſen ſeiner Geliebten geſehnt. In der Ueberreiztheit und Erſchöpfung ſeiner Sinne ſchienen ihm dieſe geiſtigen Briefrendezvous ſo neu und pikant, wollte, wünſchte er nichts weiter.

Es war ein neuer Roman, eine neue Art der Liebesintriguen, und dieſe ganze Reihe der Verſicherungen und Betheuerungen, der Wünſche und Hoffnungen, die er ſonſt zu den Füßen ſeiner Geliebten mit heißen, lebensvollen Worten durchgeſpielt, ſie ſollte jetzt in Briefen und todten Buchſtaben ſich bekunden.

Wie ſchön, wie geiſtreich aber auch und tiefempfunden waren Emmy's Briefe! Wie viel Unſchuld und Begeiſterung, wie viel Wahrheit und Liebe in dieſen Briefen!

Mit welcher zarten Mädchenſchlichternheit hatte ſie das Bekenntniß ſeiner Liebe aufgenommen und erwiedert!

Nur Eins ſchien ihre Seligkeit, ihren reinen Liebeshimmel zu trüben, dies nämlich, daß ihre Mutter niemals in ihre Verbindung mit dem Fürſten willigen werde, ſondern, daß ſie darauf beſtehen würde, Emmy ſolle durchaus Alfred von Wülfingens Gattin werden. Und ihre Mutter ſei eine ſehr hartnäckige Frau, ſchrieb Emmy ihrem Geliebten, dem Fürſten Alexiew, ihre Mutter werde nie ein einmal gegebenes Wort zurücknehmen, und nie könne Emmy darauf rechnen, daß ihre Mutter ſich erweichen laſſe und ihrer Liebe zum Fürſten ihren Segen gebe, vielmehr würde ſie,

ſobald ſie dieſelbe ahne, auf die ſofortige Trauung mit dem wiedergeneſenen Verlobten, Alfred von Wülfingen, beſtehen.

Deshalb machte Emmy ihrem Freunde die ſtrengſte Verſchwiegenheit, die größte Zurückhaltung zur Pflicht, niemals ſolle er es wagen, irgend ein Einverſtändniß zu verrathen, oder ſich ihr anders, als ganz fremd und abgemeſſen zu nähern, niemals begehren, ſie allein zu ſprechen, weil dem ſpähenden und aufmerkſamen Blicke der Baronin nichts entgehe, nichts verborgen bliebe.

Fürſt Alexiew gehorchte getreulich den Befehlen ſeiner Geliebten, und wenn er ſie ſah, nahte er ſich ihr nur als ein ganz fernſtehender, oberflächlicher Bekannter. Nur wunderte er ſich zuweilen über die Ruhe und Gewandtheit, mit der ſich Emmy in dieſe ſchwierige Rolle fügte, kein Blick, kein Lächeln verrieth jemals, daß ihr dieſer Fürſt Alexiew, der ſo fremd und kalt ihr gegenüber ſtand, nicht gleichgültig, und dieſes junge, unſchuldige Mädchen übte die ſchwierige Kunſt der Beherrſchung in einer wahrhaft bewunderungswürdigen Weiſe.

Aber freilich, die Baronin war auch immer an ihrer Seite, ſie verließ ihre Tochter nie, ihr ſpähendes Auge folgte ihr überall hin, und nach jedem ſolchen gezwungenen Begegnen waren Emmy's Briefe noch liebevoller und anmuthiger, immer klagte ſie dann über dieſe bittere Nothwendigkeit der Verſtellung und Falſchheit, und machte doch wieder dieſe Verſtellung zur Pflicht, dieſe augenblickliche Falſchheit zur unbedingten Nothwendigkeit.

Und Emmy, dieſes unſchuldige, ſchwärmeriſche Kind, ſie ahnte nichts von den Briefen, die ſie täglich dem Fürſten ſchrieb, doch ſchrieb ſie täglich Briefe, und es waren auch Liebesbriefe, aber wie verſchieden

von denen, welche der Fürſt in Emmy's Namen empfing.

Dieſe Liebe, welche in Emmy's wirklichen Briefen ſprach, ſie hatte eben ſo viel mit Gott als mit den Menſchen zu ſchaffen, ſie war aufgegangen in Gott, für eine Zeitlang mindeſtens hatte das irdiſche Sehnen und Begehren den höhern Rückſichten weichen müſſen, und wer dieſe Briefe Emmy's an ihren Freund, der nun nicht mehr der Pater Joſeph war, ſondern mit dem frühern Taufnamen ſich wieder Adalbert nannte, wer dieſe Briefe Emmy's und ihres Freundes geleſen, der würde nimmer geglaubt haben, daß es ein Liebespaar ſei, welches ſich dieſe Briefe ſchrieb.

Aber ſie waren einander ſo gewiß, ihre Seelen hatten ſich ſo ganz und ſo vollſtändig verſtanden, daß es gar keiner äußern Verſicherung, keiner Erneuerung und Wiederholung des einmal Ausgeſprochenen bedurfte, und daß ſie ſich ganz für den Augenblick dieſen mächtigen und heiligen Zweifeln und Gefühlen überließen, welche jetzt den Inhalt ihres ganzen Lebens bildeten.

Pater Joſeph, oder Adalbert, wie wir ihn von jetzt an nennen werden, Adalbert ſchrieb ihr, daß er, feſt entſchloſſen, die Feſſeln des Katholicismus zu verlaſſen, noch ſchwanke, welcher andern äußern Religionsform er ſich zuwenden ſolle.

Ich würde ſagen, ſchrieb er ihr, daß ich mich gar keiner beſtimmten Form, gar keiner äußern, ſichtbaren Kirche zuwenden will, weil Gott nur im Geiſte ſeine rechte Kirche, in der Wahrheit ſeine rechte Anbetung erkennen kann, aber die irdiſchen Religionsgeſetze verlangen, daß mit dem Austritt aus der einen Kirche, ſogleich der Schritt in die andere gethan ſei. Du darfſt Dich nicht erſt ausruhen und anbetend ſtille ſtehen in Gottes freier Luft, in ſeinem freien,

unbeſchränkten Naturdom, Du mußt, wenn die Ueberzeugung Dich hinaustreibt aus dem Einen Dom, durchaus gleich wieder hinein in einen andern treten. Der Glaube an Gott genügt nicht, Du ſollſt auch an eine Kirche glauben, und ſtatt daß Du Gott anbeten möchteſt aller Orten, wo Du ihn findeſt, daß Du jede Blume ſeinen Prieſter, jeden Menſchen ſeinen geweihten Diener nennen möchteſt, ſollſt Du beten gehen vor einem ſichtbaren Altar. Die Kirche, das iſt die Feſſel, welche an die Stelle der Religion getreten iſt, die Kirche bindet, Gott aber erlöſet, die Kirche verlangt Formeln und Gebräuche, äußern Schein und Ceremonie, Gott aber iſt über allen Formeln und über allem Schein, er ſieht nicht auf Ceremonie und Gebräuche, er will den Menſchen, den ganzen Menſchen, nicht ein wenig Flitter, ein wenig Tand der Erſcheinung. Aber freilich, der Glaube an Gott das iſt nicht die Hauptbedingniß der neuen chriſtlichen Kirche, Du mußt vor allen Dingen an Chriſtum glauben, und an Gott nur durch Chriſtum. Durch Chriſtum allein biſt Du Alles, eine perſönliche, unmittelbare Gemeinſchaft zwiſchen Dir und Gott iſt der chriſtlichen Kirche von heute ein Sacrilegium; Deiner Selbſtſtändigkeit und Freiheit, Deiner eigenen Würde und Kraft mußt Du Dich entäußern, Dich ganz zerknirſchen in Chriſtus, und nur in ihm Dich wiederfinden, durch ihn zu Gott gelangen. Verſtehſt Du das? Es handelt ſich nicht mehr um Gott, ſondern um Chriſtus, Gott iſt ein wenig bei Seite geſchoben, und ſein Sohn iſt Herrſcher geworden auf ſeinem Thron, Niemand fragt nach Deinem Glauben an Gott, ſondern ob Du auch an Chriſtum glaubſt, darum handelt es ſich. Jeder vergißt, daß Chriſtus nur gekommen iſt, um die reine Lehre an Gott wiederherzuſtellen, daß er nur inſofern

der Vermittler ſein wollte zwiſchen Gott und den Menſchen, daß er nur Gott predigen wollte, nicht ſich. — Dies iſt der Uebelſtand unſerer neuen chriſtlichen Kirche, und darum findeſt Du in allen unſern Domen nur noch Chriſtus, den Gekreuzigten, nicht mehr Gott, den Vater, der iſt vertrieben aus der Kirche!

Du findeſt ihn aber wieder in dieſem großen, mächtigen Dome, welcher die ganze Natur, die ganze Welt iſt! In jedem edlen Gefühl, in jeder Freude, in jeder Tugend und Großthat iſt Gott, mit jeder guten That errichteſt Du ihm einen Altar, mit jeder Thräne, die Du in fremden Augen trockneſt, beteſt Du zu ihm!

Ja, wenn es genügte, an dieſen Gott da draußen zu glauben, aber wir müſſen hinein in die Kirche, in welcher, ſtatt der ewigen Wahrheit, uns nur der ewige Zweifel geboren wird!

Ihr freilich, Ihr glücklichen Laien, Ihr könnt in Eurem Innern abfallen von dieſer äußern chriſtlichen Kirche und Euch wieder zu Gott wenden, ſtill und unbemerkt. Anders iſt es mit dem Prieſter! Soll ich nicht heucheln in Wort und Rede, nicht eine große, ewige Lüge aus jedem Tag meines Lebens machen, ſo muß ich einen Stand verlaſſen, dem ich im Geiſte nicht mehr angehöre, das kann ich aber nicht, ohne mich ſogleich äußerlich einer neuen Form anzuſchließen, einem neuen Ceremoniell mich zu fügen! Es genügt nicht, daß ich feierlich erkläre, ich will nicht mehr katholiſcher Prieſter ſein, man fragt mich ſogleich: zu welcher Religion ich mich bekenne, was ich glaube? Es genügt nicht, daß ich ſage: ich glaube an Gott und bekenne mich zu der Religion der Menſchenliebe, welche Chriſtus gelehrt hat!

Nein, es bedarf eines äußern Glaubensbekennt-

niſſes, einer äußern chriſtlichen Kirche, es bedarf der Symbole und Satzungen, des ganzen Ceremoniells einer Kirche! Dies iſt ein Zwang, dem ich mich fügen muß, wenn ich frei ſein will von den Prieſterbanden. —

Am liebſten würde ich Jude, weil da die reinſte, unmittelbarſte Gottesverehrung iſt, aber es iſt verboten, ſich der jüdiſchen Religion zuzuwenden, wenn man zuvor Chriſt war. Dies iſt ein harter Glaubenszwang, dem man ſich aber fügen muß, äußerlich. Der Proteſtantismus aber iſt mir zu einem Unding geworden, einer, aller Poeſie entkleideten äußern Form, welche in ſich ſelbſt zerfallen iſt, und nur künſtlich durch Fanatismus und Prieſterflickwerk noch aufrecht gehalten wird, er hat keinen Kern mehr in ſeiner großen Schale, der Wurm des Zweifels hat ihn zernagt und ausgehöhlt. —

So werde ich denn Chriſtkatholik werden, vorläufig, aber ich betrachte dieſen Schritt nicht als die Vollendung, ich will damit nur den erſten Schritt in die Freiheit gethan, nur die Feſſeln lockerer gemacht haben, welche mich halten. Es iſt immer ein Etwas der Freiheit, ein Lichtſchimmer in dem zerſpalteten und zerklüfteten Bau der chriſtlichen Kirche. Aber dieſem Etwas darf das Vorwärts nicht fehlen, und wird es nicht! So werde ich Chriſtkatholik, um den Anfang zu haben, und dann wollen wir weiter ſuchen, nicht nach dem Ende, ſondern nach der Vollendung. —

Acht Tage ſpäter meldete Adalbert ſeiner Emmy, daß ſein öffentlicher Uebertritt zum Chriſtkatholicismus erfolgt ſei, und von nun an ging Emmy jeden Sonntag, ſtatt nach der katholiſchen Kirche, in die Verſammlungen der chriſtkatholiſchen Gemeinde.

Wer aber ſchrieb denn die Briefe Emmy's an den Fürſten, wenn nicht ſie ſelber? Das iſt ein Ge-

heimniß, das nur die Baronin Elsleben und ihr Schwager, der Baron Hermfeld kennen!

Eines Tages war er zu ihr gekommen mit einem listigen Lächeln und so verschmitztem Augenblinzeln, daß die fromme Frau sofort eine wichtige Nachricht ahnte und hastig nach dem Grunde seines Kommens fragte.

Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen ein wichtiges Geheimniß verrathe? fragte er lachend.

Sie fragte vorsichtig: Für mich persönlich wichtig, oder für meinen frommen Verein?

Ich bitte Sie um des Himmels willen, sprechen Sie mir nicht von diesem Verein! Meinetwegen mögen diese Lilienblätter verdorren und verwelken, was kümmert's mich! Ich denke und sorge nur für Sie, die ich noch immer so heiß, so unaussprechlich liebe, daß es mir scheint, —

Lassen wir das, unterbrach sie ihn ungeduldig, sagen Sie mir lieber dies Geheimniß.

Umsonst? O, Sie kennen mich —

Nun, was wünschen Sie? —

Eine Anstellung! Sie sehen mich erstaunt an? Ich sehne mich nach einer geregelten Lebensweise, nach einer sorgenfreien Existenz, die mir zugleich wieder zu Ehre und Ansehen verhilft! Sie sind Vorsteherin und Theilnehmerin so vieler Vereine und Stiftungen, Sie sind überhaupt von so mächtigem Einflusse, daß es Ihnen ein Leichtes sein wird, meinen Wunsch zu befriedigen und mir eine vortheilhafte und ehrenvolle Anstellung zu verschaffen! Versprechen Sie mir dies und Sie haben mein Geheimniß!

So wichtig also ist dies Geheimniß? fragte die Baronin sinnend. Freilich, es würde mir nicht schwer fallen, Ihnen eine einträgliche Stelle zu verschaffen,

aber bedenken Sie doch, wie sehr es mich compromittiren müßte, Jemand zu empfehlen, der noch ganz befangen scheint in Weltlust und Sinnentaumel, und noch nichts gezeigt hat von reumüthiger Zerknirschung und demüthiger Einkehr in sich selber!

Ach, ich verstehe, rief der Baron lachend, ich soll eine fromme Miene annehmen, die Hände falten, die Augen verdrehen, die Schlechtigkeit der Welt erkennen und das Verdammungsurtheil aussprechen über diejenigen, welche nicht in heiliger Zerknirschung winseln und heulen über dieses irdische Jammerthal! Mit einem Wort, ich soll ein frommer Mann werden?

Das ist nothwendig und unerläßlich, denn nur den Reumüthigen und Gebesserten können wir, die wir Gott lieben und preisen, und sein Wort ausbreiten auf Erden, ja, nur solchen können wir Schutz und Hülfe zusagen! Ueberwinden Sie Sich also selbst, lassen Sie ab von Ihrem übermüthigen Wesen, gehen Sie in Sich, und dem Reumüthigen, dem verlornen, aber wiedergekehrten Sohne werden wir unsere Hülfe und unsern Beistand nicht versagen!

Gut denn, ich will vier Wochen lang alle Andachtsübungen der Missionsgesellschaft besuchen und bei den Versammlungen Ihres Vereins niemals fehlen, ich will mich ganz zerknirscht zeigen, und beten und heulen, daß es eine Freude ist. Wollen Sie mir dann eine gute Anstellung verschaffen?

Sie sollen das Inspectorat einer frommen Stiftung haben, das verspreche ich! Aber nun, Ihr Geheimniß!

Jetzt merken Sie auf! Der Fürst Alexiew von Pomowsky ist verliebt in Emmy, und hier ist ein Brief an sie, den ich versprochen, ihr heimlich zuzustellen!

Die Baronin nahm den Brief und erbrach ihn

haſtig, und der Baron rief lachend: es iſt doch eine köſtliche Sache um das Briefgeheimniß, das, wie es ſcheint, von Regierungen und Privatperſonen gleich hoch geſchätzt wird.

Eine Liebeserklärung! ſagte die Baronin, nachdem ſie geleſen, und ging ſinnend auf und ab. Dann blieb ſie plötzlich vor dem Baron ſtehen und ſagte heiter: lieber Freund, wir wollen dieſes Liebesverhältniß begünſtigen! Der Fürſt ſoll erhört werden! Kommen Sie morgen wieder, um Emmy's Antwortsſchreiben an Fürſt Alexiew zu empfangen. Ich ſelber werde es Ihnen geben, und mir natürlich werden Sie auch alle die kommenden Briefe geben!

Und Emmy? fragte der Baron lachend.

Das unſchuldige liebe Kind darf nichts ahnen von dieſer ganzen Sache, es würde ihre reine Seele beunruhigen. Gottes Finger iſt es, der hier ſichtbarlich waltet, er hat es gefügt, daß durch mich mein geliebtes Kind vor Anfechtung bewahrt und vor der Verführung geſchützt werde.

Und Gott, rief der Baron lachend, Gott hat in ſeiner Gnade es ſo gefügt, daß dieſe aufopfernde, edle Mutter eine ſehr kluge Frau iſt und ſich wahrhaft hinſchlachten will für ihre Tochter, indem ſie, ſtatt ihrer, die Liebesbriefe des Fürſten beantwortet. Sie ſehen, wir verſtehen uns vollkommen, und ich bin ganz bereit, Ihre Plane zu unterſtützen. Aber merken Sie Sich wohl, habe ich in vier Wochen nicht eine gute und paſſende Anſtellung, ſo verrathe ich dem Fürſten die ganze Geſchichte!

Eine Anſtellung ſollen Sie haben, ſagte die Baronin, nur halten auch Sie Wort und zeigen ſich reuevoll und zerknirſcht, beten und kaſteien Sie Sich, das iſt heute der einzige Weg, Carrière zu machen! —

Der Baron hielt Wort. Man ſah ihn täglich in

den Betstunden der Missionsgesellschaft und in dem Verein der Lilienblätter, er wohnte mit frommer Miene allen diesen Versammlungen der Frommen bei, mit denen sie sich das Himmelreich zu erobern trachten, Niemand konnte so herrlich schluchzen, so zerknirschte Gesichter machen, als der Baron. Seine Schwägerin, die edle Baronin Elsleben, feierte den hohen Triumph, eine verlorne Seele dem Heile wieder zugeführt zu haben, und die Frommen alle priesen sie um dieses hohen Verdienstes willen, und vergaben dem Baron seine frühere Sündhaftigkeit, der eine so glänzende, zerknirschte Reue folgte.

Wirklich, es war erschütternd, wenn der Baron, oft unterbrochen von Schluchzen und Weinen, des Himmels Zorn herbeirief über die sündige, verderbte Menschheit, wenn er Verwünschungen ausstieß über all' diese elenden, nichtigen Erdenfreuden, die ihn versucht und verlockt, und die er jetzt mit dem Fuße von sich stieß, um dafür sich den Himmel zu erwerben und theilhaftig zu werden der Seligkeit, welche nur den Frommen vorbehalten ist.

Und eine so reumüthige, demuthsvolle Bußfertigkeit mußte belohnt werden! Die Baronin konnte ihr Versprechen erfüllen, und der Exbaron Hermfeld ward zum Inspector und Wirthschaftsführer einer frommen Anstalt ernannt, er hatte die Gelder zu verwalten und den Hausstand dieser Anstalt mit allem Nöthigen zu versorgen!

Sein erster Gang, nach Erlangung dieser neuen Würde, war in die Familienhäuser zu seiner Gattin und zu seinen Kindern. Er hatte sie lange nicht gesehen, und vielleicht würde sein Herz ihn auch jetzt nicht dorthin gezogen haben, wenn nicht die Baronin Elsleben es ihm zur Pflicht gemacht hätte, seine Gattin aus den Familienhäusern zu entfernen, und nicht

durch die Duldung dieſes abenteuerlichen Verhältniſſes ſeiner Tochter Louiſe mit dem Weber Thomas den Frommen ein Aergerniß zu geben.

Der Baron alſo begab ſich in die Familienhäuſer zu ſeiner Gattin. Sie empfing ihn mit kalter Ruhe, und mit einem verächtlichen Lächeln vernahm ſie von ſeiner neuen Würde und ſeiner vortheilhaften Anſtellung. Als aber der Baron mit ſalbungsvollen Worten und frommen Bibelſprüchen von ihr forderte, daß ſie jetzt zu ihm zurückkehre und ſeine Wohnung mit ihm theile, ſagte ſie ſanft: laß es genug ſein, Georg! Deine Bibelſprüche berücken mich nicht, und von Deinen frommen Worten laß ich mich nicht täuſchen! Man kennt ja dieſe ſtereotypen, hohlen Redensarten der Frommen! Dringe auch nicht ferner in mich, daß ich Dir folgen ſoll, es wird niemals geſchehen, und Du ſelber haſt es unmöglich gemacht!

Ich? rief der Baron. Ich, den Gott endlich nach ſo langem Irren erleuchtete und zur Erkenntniß zurückführte?

Eben deshalb, ſagte die Baronin ſanft. So lange Du noch offenkundig ſündigteſt, da bangte und zagte mein Herz noch um Dich, da glaubte ich noch an die Möglichkeit, Dich vielleicht eines Tages durch Liebe und Geduld der Tugend und dem Guten wieder zuführen zu können. Seit Du aber ein Heuchler geworden, iſt Alles verloren, denn die Heuchelei iſt das tödtende und ätzende Gift, welches den letzten Funken des Guten in Dir ertödten muß! Ich habe längſt Abſchied von Dir genommen, laß uns in Frieden ſcheiden! Gönne mir dieſe ſtillen, friedlichen Tage nach ſo langen und entſetzensvollen Stürmen! Dein Weg iſt nicht der meine, verfolge mich nicht auf meinem Wege, ich werde Dich auf dem Deinen

niemals beunruhigen. Ja, ich werde ſuchen zu vergeſſen, daß Du noch lebſt, mir biſt Du geſtorben, und mit dem Todten kann ich nichts mehr gemein haben, denn ich, ich lebe, ein Leben der Arbeit und Liebe, der Genügſamkeit und Stille! Lebewohl, Georg, und denke nicht, daß ich mit Groll im Herzen von Dir ſcheide! Ich habe Dir Alles vergeben, ja, ich danke Dir ſogar. Das Unglück, welches Du auf mein Haupt geſchleudert, es hat meine Seele dem rechten Ziele zugeführt, und endlich die Nichtigkeit alles Irdiſchen erkennend, habe ich Ruhe und Frieden gefunden in Dem, was niemals aufhört uns zu tröſten, in der Arbeit! Der Reichthum iſt ein harter, falſcher Stiefvater, der uns tauſend Qualen, tauſend Verſtellungen auferlegt, aber die Armuth iſt unſere echte und getreue Mutter, in ihren Armen dürfen wir frei ſein und wahr, ſie ſchützt und tröſtet uns, ſie macht uns demüthig und ergeben, freudig im Entbehren, glücklich im Genießen. Und deshalb verarge es mir nicht, wenn ich ſie nie wieder verlaſſen will, die Armuth iſt meine Mutter, und ich will ihr getreues Kind ſein.

Kindiſch wenigſtens ſcheinſt Du zu ſein, ſagte der Baron mit einem rauhen Lachen. Doch wagte er nicht, weiter in ſie zu dringen, und im Grunde ſeines Herzens empfand er eine Art Freude über ihre Weigerung. Nur mit einer Art Scheu hatte er daran gedacht, wieder mit dieſer Frau vereinigt zu werden, deren ernſter, prüfender Blick ihn unwillkürlich verwirrt und befangen machte, und der gegenüber er kaum den Muth in ſich fühlte, dieſe fromme Maske ſich zu bewahren, weil ſie nicht damit zu täuſchen war; er wußte, daß ſie ihn ganz durchſchaue, und es war ihm unbequem, ſich vor ihr zu fürchten und vor ihrem edlen, reinen Angeſicht das Auge niederſchlagen zu müſſen.

Mag es denn ſein, ſagte er nach kurzem Beſinnen, ich gebe Dir nach, und werde heute noch unſere gerichtliche Scheidung einleiten. Im Grunde iſt es mir ganz recht, denn es giebt ſehr viel hübſche Geſichter unter dieſen frommen Lämmern, und ich bin noch nicht ſo alt, daß nicht manches junge heiße Herz ſich nach mir ſehnen könnte. Ich werde mich wieder verheirathen. Aber nun noch ein Wort über unſere Kinder!

O, ſagte ſie ſtolz, meine Kinder gehören mir, die kannſt Du mir nicht beſtreiten! Kein Geſetz kann mich zwingen, meine Kinder zu verlaſſen!

Auch bin ich gar nicht Willens ſie zu mir zu nehmen, ſagte der Baron, denn für einen heirathsluſtigen Mann giebt es keine größere Laſt als Kinder im Hauſe zu haben. Das macht mindeſtens um zwanzig Jahre älter. Aber für Louiſens Verheirathung zu ſorgen, das iſt die Pflicht eines Vaters, und dieſe werde ich nicht vergeſſen!

Louiſe iſt verheirathet, ſagte die Baronin ruhig. Ich ſelber habe ſie an ihren Geliebten, den Weber Thomas, verheirathet!

Und wer wagte es, ohne die Einwilligung des Vaters dieſe Trauung zu vollziehen?

Ich! Ich habe mein Kind ihrem Geliebten angetraut.

Das iſt ein Unſinn, ſchrie der Baron, eine Gotteslästerung! Eine Mutter, welche ſelber ihre Tochter verleitet ein unmoraliſches Verhältniß zu begünſtigen! Unerhört, wehe über die gottverlaſſene Mutter, die dies dulden konnte!

Ereifere Dich nicht! ſagte die Baronin mit einem verächtlichen Lächeln. Wozu dieſe frommen Redensarten, Niemand hört Dich hier, außer mir! Laß es alſo gut ſein!

Aber ich werde dies nicht dulden, ſchrie der Baron, ich werde die Geſetze zu Hülfe rufen!

Thue das, ſagte ſie feſt, ſchleppe Dein Kind vor Gericht, und vor den Augen aller Richter wird ſie Dir ſagen, daß Du ſie nicht von ihrem Geliebten trennen darfſt, weil ſie ſein Weib iſt.

Sie wird es nicht wagen, ihre Schande zu bekennen!

Nein, aber ihre Ehre! Was Ihr in der Welt Schande und Ehre nennt, das täuſcht uns nicht mehr! Wir haben ein wenig gelernt, auf den Grund Eurer Ehre und Schande zu ſehen! Ihr nennt es eine Schande, arm zu ſein, wir nennen es unſere Ehre, Euch erſcheint es eine Schande, daß Louiſe ſich vor Gott und ihrer Mutter dem Manne vermählte, welchen ihr Herz erwählt, und welcher nichts iſt als ein armer Handwerker, uns dünkt es eine Ehre, daß ſie den Muth hat, Allem zu trotzen, und ihrem Herzen, ihrer Liebe zu folgen, den Muth, Eure irdiſchen Geſetze ſelbſt zu verachten und der heiligen Stimme zu folgen, durch welche Gott und die Natur zu ihr geſprochen hat!

Und abermals fühlte ſich der Baron bezwungen! Nicht durch Frau Hermfeld's Worte, ſondern durch die Ueberzeugung, daß, wenn es zu gerichtlichen Verhandlungen kommen ſolle, es nothwendig einen öffentlichen Eclat geben und alle Welt es erfahren werde, daß ſeine Tochter die Geliebte eines Webers ſei! Welch eine Schande für den frommen Inſpector einer großartigen Stiftung, für die demüthige, gottergebene Baronin Elsleben!

Beſſer iſt es, dieſe ganze Geſchichte in Stille und Vergeſſenheit einzuhüllen, dachte er, meine exaltirte Frau wäre im Stande, uns vor der ganzen Welt lächerlich zu machen und zu beſchimpfen. Doch will ich mindeſtens ein wenig Vortheil haben von dieſer Sache!

Und nach vielen frommen Verwünſchungen und

verdammenden Phraſen erklärte der Baron ſich bereit, Louiſe ungeſtört zu laſſen, wenn die Baronin ihm die Briefe der Baronin Elsleben übergeben wolle.

O, ſagte ſie mit einem ſanften Lächeln, die ſollſt Du haben! Ich habe mein Herz längſt bezwungen, und ſeit Du mir geſtorben biſt, kann ich mich an dieſer Frau nicht mehr rächen wollen! Vielleicht auch iſt es eine ſchlimmere Rache, wenn Du ſie beſitzeſt, und ſie werden in Deinen Händen eine ſchärfere Waffe ſein, als in den meinen!

Sie gab ihm die Briefe, die er mit einem triumphirenden Lächeln in ſeinen Buſen ſteckte.

Wohl denn, ſo iſt Alles beendigt, ſagte er dann ruhig, und wir haben gar nichts mehr mit einander zu theilen. Morgen werde ich die Scheidung einleiten!

Er wandte ſich mit einem kalten Gruße um und verließ das Zimmer.

Sie horchte auf ſeine Schritte, und wie ſie in der Ferne verhallten, ſank ſie mit einem lauten Aechzen auf einen Stuhl.

Vorbei! Das war der letzte Nachhall aus den Tagen ihrer Jugend!

Dieſer verhallende Schritt die letzte Erinnerung an den Mann, den ſie geliebt, dem ſie ihr Leben geweiht!

Vor ihrem hinſtarrenden Auge zogen noch einmal in wechſelnden Bildern alle die Tage vorüber, welche geweſen, die Tage des Glückes und der Jugend, die Tage der Täuſchung und der Freude! So war alſo die Liebe nichts als ein Traum, ein großer, unermeßlicher Irrthum! Einem Phantom hatte ſie ihre Jugend und ihre Entzückungen geopfert; alle die Blüthen ihres Lebens, die Liebe und die Treue, die Jugend und die Schönheit, ſie hatte ſie Alle gepflückt, um ſie hinunter zu ſchleudern in ein offenes Grab, und

da ſtand ſie jetzt, vereinſamt und allein! Ja, wie ein großes, ſchauervolles Grab ſtarrte ihre Vergangenheit ſie an, umſonſt ihre Liebe, umſonſt ihre Treue, Alles iſt ein Irrthum geweſen, und die Liebe, der ſie ihr Leben geweiht, die Liebe iſt nichts als eine Lüge, eine entſetzliche, furchtbare Lüge!

Aber horch, dieſe fröhlichen Kinderſtimmen, ſie kommen näher und näher, die Thür öffnet ſich, und da ſind ſie, ihre beiden kleinen Mädchen, und hinter ihnen Louiſe und Thomas, Hand in Hand, ſtrahlend in Zufriedenheit und Glück!

Die Nacht entſchwand vor den Augen der Baronin, o, Alles war wieder licht und lebensvoll, und ſie breitete ihren Kindern die Arme entgegen und rief mit einem ſeligen Lächeln: die Liebe iſt doch eine ewige Wahrheit, ein ewiges, unauslöſchliches Glück!

Und von nun an lebten ſie ſtille, friedvolle Tage in ſeliger Gemeinſchaft, in geräuſchloſem, heiligem Glück. Sie waren arm, aber ſie entbehrten nicht, weil ſie nicht begehrten, weil ſie nichts mehr gemein hatten mit dem Luxus und der Ueppigkeit, weil ſie ſich ihres ärmlichen Kleides nicht ſchämten und keinen verhüllenden Schleier mehr zu legen hatten über ihre Dürftigkeit, deshalb konnten auch die Sorgen ſie nicht mehr heimſuchen, deshalb gab es auch keine Demüthigungen mehr, deshalb konnten ſie auch ſtolz ſein, deshalb waren ſie frei und unabhängig. Und dieſes anſcheinend arme, ſtille Leben, wie reich war es an Freuden, wie reich dieſe Herzen an Liebe und Glück! Die Sperlinge, welche täglich von den Kindern gefüttert wurden, und die getreulich immer wiederkehrten, das war dieſen kleinen Mädchen die ſchönſte Volière, die Wieſe unweit der Pauke, nach welcher ſie täglich ihre Spaziergänge richteten, ein köſtlicher Teppich. Und war etwa das Bouquet von blühenden

Gräſern und Unkrautsblumen, war es etwa minder ſchön, als dieſe Bouquets, welche die vornehmen und reichen Leute ſich aus den Treibhäuſern holen?

Man muß es nur verſtehen, blühende Gräſer und Unkrautsblumen zu pflücken, und nicht immer Treibhauspflanzen ſuchen, ſagte die Baronin lächelnd, an ſo kleinen Unkrautsblumen und Gräſern iſt das Leben immer reich, die blühen noch lange fort, wenn die Treibhausblumen ſchon verdorrt und vergilbt ſind. Aber man muß ſich wohl hüten, daß man ſie nicht zertritt, dieſe kleinen, unſcheinbaren Blümchen, und deshalb iſt es weiſe, nicht immer den Kopf hoch zu halten und in der Höhe und in Treibhäuſern Blumen zu ſuchen, ſondern ſich zu bücken, und da unten, in der Niedrigkeit und zu unſern Füßen, nach Blumen zu ſuchen. Nach ſolchen Blumen, welche die vornehmen Leute verachten und Unkraut benennen, und die doch ſo luſtig wachſen ohne künſtliche Pflege, ohne Treibhaus und Gärtner, nur weil Gott es will! Und ſeht nur, Ihr Kleinen, ſeht dieſes blühende rothe Gras hier an, iſt's nicht anzuſchauen wie Pauken und Cymbeln, wie eine ganze Janitſcharenmuſik mit lauter Becken und Trommeln und Roßſchweifen oben daran? Seid nur recht ſtill und leiſe in Eurem Herzen, dann werdet Ihr ſie deutlich vernehmen dieſe Janitſcharenmuſik der Gräſer und dieſes ganze Concert der Wieſe, bei welchem die Grasmücke die Soloſängerin iſt, und die ſummenden Käfer die Chöre ſingen! Glaubt Ihr, daß die reichen Leute ſchönere Concerte hören, und daß es köſtlicher iſt, wenn ihre großen Sängerinnen und Virtuoſen ihnen da ihre künſtlichen Lieder ſingen? Und jetzt ſchaut nur, wie die Wieſe ſich geputzt hat zur Ehre Gottes, wie viele Brillanten hängen da in den Ohren der Margarethenblume, Brillanten vom reinſten

Waſſer, und wie das glitzert und funkelt und ſchön thut mit der Sonne! Solche Brillanten lobe ich mir, die ſind nicht nutzloſes, üppiges Gepränge, ſondern ſie tränken die Blumen und den dürſtenden Käfer, und wenn man nichts mehr von ihnen ſieht, ſo wirken ſie doch immer ſtill fort durch ihren befruchtenden Segen. Das merkt Euch, meine Kinder, daß es ſchöner iſt, dem Thautropfen zu gleichen, der die Blumen und die Wieſe tränkt, als dem harten Brillanten, der bloß funkelt und ſtrahlt, und ganz nutzlos immerfort ſchimmert und leuchtet, und immer umſonſt, keinem Dinge zum Segen und zum Gedeihen!

Von ſolchem ſtillen, ſeligen Daſein, wie dieſe liebenden und ſtrebenden, dieſe genügſamen und freudigen Menſchen es liebten, von ſolchem Daſein läßt ſich nichts erzählen! Was kann man berichten von den Glücklichen? Nur, daß ſie glücklich ſind, dies Wort ſchließt Alles in ſich! Von dem Glücke ſprechen, heißt an ihm rütteln, — ſtill und unbeſprochen muß es ruhen in dem heiligen Schreine der Herzen, mit der Welt hat es nichts zu ſchaffen, und vor dem lauten Wort flieht es! Laſſen wir es ſtill und unbeſprochen. Das Glück ſingt ihnen nicht ſtolze Jubellieder und berauſchende Fanfaren, ganz leiſe und ſtill wie ein Heimchen hockt es hinter'm heimathlichen Heerde, da ſingt es ſie Abends in den Schlaf und weckt ſie Morgens zur Arbeit und Thätigkeit, ja, ja, es iſt nur ein Heimchen, unſcheinbar und klein, von Niemand anders geſehen, als von ihnen, es iſt nur ein Heimchen, aber ihnen ſingt's, wie eine Nachtigall!

Doch ja! Eins müſſen wir noch berichten! Daß nämlich Thomas kein Weber mehr iſt, ſondern daß er Maurer geworden! Die dumpfe Stubenluft hat ihn beengt, dieſe ſitzende Lebensart droht ſeiner Geſund-

heit zu ſchaden. Da draußen in Gottes freier Luft iſt es viel ſchöner und prächtiger, und wenn Thomas ſo daſteht auf den hohen Gerüſten, und Stein auf Stein fügt, da ſagt er ſinnend zu ſich ſelber: ich werde einmal auch noch Häuſer aufrichten und bauen, aber nicht ſolche viereckige Kaſten und Kaſernen mit einer Maſſe Fenſter, Alles ſo gerade und regelrecht, ſo militairiſch aufgereiht, daß die Straßen mit den langen Häuſerreihen ausſehen, wie aufmarſchirte Soldaten! Nein, ich werde andere Häuſer bauen, und will es Gott, ſchönere, edlere!

Thomas, müßt ihr wiſſen, war im Begriff ein ſehr gelehrter Mann zu werden; er hörte Collegia in der Bauakademie, und ſeine Riſſe und Zeichnungen erregten ſelbſt die Bewunderung ſeiner Lehrer, von denen einer ſogar behauptete: es ſtecke etwas von einem Palladio in ihm. — Auch andere Collegia hörte er noch, und wenn Louiſe ihn bat, doch ſeinen Geiſt nicht ſo ſehr anzuſtrengen und die ganzen Nächte faſt zu ſtudiren und zu lernen, dann ſagte er lächelnd: iſt nicht das Lernen der höchſte Genuß, die herrlichſte Freude, und kann denn mein holdes Weib zufrieden ſein, wenn ſie immer zu ihrem Manne herniederblicken muß?

Nein, Du lieber, herrlicher Thomas, ich ſehe immer zu Dir empor!

Ja, wenn ich auf dem Gerüſte ſitze, ſagte er lachend.

Ach, dieſe Gerüſte! ſeufzte ſie, ſich an ihn ſchmiegend. Weißt Du, Lieber, daß ich oft eine entſetzliche Angſt habe um Dich? Daß ich ganze Tage keine Ruhe habe, wenn ich Dich da oben weiß auf dieſen ſchwindeluden Gerüſten?

Liebe, holde Thörin! ſagte er, und küßte ſie. Sagt nicht Deine Mutter, daß wir mit unſerm

ſtillen Glück den Unkrautsblumen gleichen? Nun aber, denk' an das Sprichwort: Unkraut vergeht nicht! Und weshalb zittern, Du Liebe? Sind wir doch überall in Gottes Hand, und wenn er den Sperling nicht vom Dache fallen läßt, warum denn mich, der doch arbeitet für ſein Weib, und — nicht wahr, — auch für ſein Kind?

Sie lehnte erröthend ihr Haupt an ſeine Bruſt und weinte, aber es waren Thränen der Freude und des Glückes.

Julie.

Noch einmal also war es Julien gelungen, sich zu befreien und ihrem Verfolger zu entfliehen. Christian's eigene Unvorsichtigkeit hatte ihr, wie wir wissen, selbst die Mittel zur Flucht in die Hand gegeben. Ein Schlag mit dem Hammer hatte genügt, aus diesem großen Nagel einen Dietrich zu machen, mit dessen Hülfe es ihr, nach manchem vergeblichen Versuch, gelungen war, die Kammer zu verlassen und leise hinauszuschleichen aus dem Hause.

Da stand sie auf der Straße! Tiefe Stille herrschte ringsum, die schwarzen, todten Häuser standen so feierlich ernst und bedrückend da, daß es ihr fast grauete vor ihnen, und in dem feierlichen Schweigen der Morgenfrühe hallte ihr eigener Schritt dröhnend und laut durch die stillen, schlafenden Gassen. Sie wagte kaum aufzutreten, sich zu bewegen; konnte nicht der Hall ihrer Schritte genügen, Christian hervorzurufen hinter irgend einer dieser Häuservorsprünge, wo er vielleicht wartend und lauernd stand?

Nein, nein, sagte sie, ich will, ich darf nicht wieder in seine Gewalt kommen! Mein Leben ist abge-

laufen, ich ſuche nichts mehr, als ein Grab, aber es ſoll ein ſtilles, friedliches, unbemerktes Grab ſein! Ach, iſt doch dies die einzige Weiſe, wie ich Alfred meine Liebe, meine Dankbarkeit beweiſen kann! Sein Name muß makellos bleiben und darf nimmer ausgeſprochen werden in Berührung mit dem meinen! Weil ich ihn liebe, mußte ich fliehen, weil ich ihn liebe, muß ich lautlos vergehen und ſterben! Ja ſterben, jetzt, wo das Leben mir wieder zu lächeln begann, wo es mir winkte mit bezaubernden Lockungen und ſüßverheißenden Hoffnungen! Aber nein, nein, nicht daran will ich denken! Dem Tode bin ich verfallen, wohlan denn, ſo muß ich ſuchen nach einem Grabe!

Sie warf ihr Haupt ſtolz in die Höhe und ſchritt hochaufgerichtet mit feierlichem Ernſt durch die ſtillen, ſchweigenden Straßen. Der Morgen begann jetzt ſeine erſten dämmernden Streifen über den Himmel zu ziehen, der Mond erblaßte, um der Sonne zu weichen, hier und da ward ſchon ein Fenſter geöffnet, fuhr irgend ein Bäcker vorüber mit ſeinem kleinen Wagen voll friſchgebackener Brodte, um ſie an ſeine Commiſſionaire in den andern Theilen der Stadt abzuliefern, Karren mit Hunden beſpannt und mit großen Kannen voll Milch belaſtet, kamen langſam dahergetrottet, — Julie empfand ein krampfhaftes Zittern bei all dieſen Zeichen des beginnenden Lebens! Sie hatte nichts mehr zu ſuchen, als den Tod! Das Leben war der Feind, dem ſie entfliehen wollte! Aber wohin, wohin? Sie fragte es rathlos ſich ſelber! Wo iſt das Grab, in welchem ſie Ruhe finden kann und traumloſen Schlaf, Friede, nach ſo langem Ermatten, Erholung, nach ſo langem, unſtätem Wandern? Wo iſt es, dieſes Grab, mit ſeiner ununterbrochenen Stille und ſeinem Schlummer ohne Erinnerung und Traum?

Sie geht von dannen, es zu ſuchen. Wo weilt denn der Tod, warum flieht er dieſes bleiche Weib, warum wendet er ſich ab von dieſen brennenden Augen, die ihn ſuchen?

Eine einſame Stelle wird es doch geben, ſagte ſie zu ſich ſelber, eine ſtille, ungeſehene Stelle, wo der Fluß tief genug iſt, mich zu bergen, von welcher die Wogen mich nicht wieder emporſchleudern an das Licht und die Welt? Ich will gehen, dieſe Stelle zu ſuchen!

Aber durfte ſie es wagen, während es noch Tag war, während die Sonne noch ſchien, und ſie überall Chriſtian begegnen konnte? Wie, und konnte Chriſtian nicht auch ihre Leiche finden, würde er ſie nicht den Gerichten überliefern, und würde dann nicht Alles offenbar werden, und Alfred von andern, als von ihren Lippen die grauſenvolle Geſchichte ihrer Vergangenheit erfahren, um ihrem Andenken zu fluchen, um ſie, die er jetzt liebte, zu verwünſchen?

Ich will weit fortgehen, weithin in eine andere Stadt, in ein anderes Land, ſagte ſie energiſch, ſo weit fort, daß weder Alfred, noch Chriſtian meine Exiſtenz ahnen, mein Name ſoll ihren Ohren verſchollen, mein Gedächtniß erloſchen ſein, dann iſt es Zeit, dann kann ich ſterben, oder auch leben, wenn es ſein muß! Und jetzt, bis es Nacht wird, will ich Schutz ſuchen in irgend einer frommen Stiftung, einem Hospital, gleichviel wo!

Sie fragte ein vorübergehendes altes Weib nach einem Hospital für Kranke.

Gewiß für Sie ſelber, liebe Dame? fragte die Alte und ſchaute mitleidsvoll in Juliens bleiches Geſicht. Ja, ja, man ſieht es wohl, daß Sie krank ſind und 'nen Arzt bedürfen.

Ja, so ist es, gute Frau, und da ich fremd hier bin, weiß ich nicht, wohin ich mich zu wenden habe.

Für die armen Leute ist die Charité gut, sagte die Alte, aber für so 'ne hübsche Dame, wie Sie sind, ist es besser, Sie gehen in das Stift, wo die frommen Schwestern die kranken Frauen pflegen!

In das Stift also! sagte Julie und winkte einer Droschke, sie dorthin zu fahren.

Ganz betäubt, ganz besinnunglos fast lehnte sie sich in die Droschke zurück, es schwindelte vor ihren Blicken, diese stete Aufregung der letzten Tage, der ewig nagende Kummer, die peinigende Angst und Sorge, das Alles hatte endlich ihre Kräfte erschöpft, ihren Geist bewältigt, und sie sagte ganz matt: sollte das der Tod sein, der mich erlösen will? Naht er so lind und leise, um endlich meinen Qualen ein Ende zu machen? Nein, nein, schrie sie dann fast laut, man stirbt nicht so leicht und friedlich, ich weiß es ja, ich habe ihn ja gesehen diesen Krampf des Lebens! Ach, diese gebrochenen Augen, dieses Aechzen und Zucken, — o, hinweg, hinweg! Ich will sie nicht mehr sehen, diese entsetzlichen Augen, nicht mehr diesen gebrochenen Blick, den anklagenden, verwünschenden! —

Der Wagen hielt, der Kutscher öffnete den Schlag, jetzt erst erinnerte sich Julia, daß sie kein Geld habe, ihn zu bezahlen, daß sie ganz arm und mittellos sei.

Sie zog einen einfachen kleinen Goldreif vom Finger, und ihn dem Kutscher darreichend, sagte sie: macht Euch damit bezahlt, mein Freund! Ich habe kein Geld!

Diese Worte, so einfach und ruhig gesprochen, so ganz ohne Klage und doch von so unheilsvoller Bedeutung, sie rührten selbst das Gemüth des fremden

Mannes, und den Ring ihr darreichend, ſagte er: bezahlen Sie mich ein ander Mal, wenn Sie wieder geſund ſind! 'S iſt vielleicht ein Andenken der Ring da, und ich bin nicht ſo hartherzig, daß ich nicht 'ne Kranke ſollte um Gotteswillen 'mal 'ne Tour fahren können!

Behaltet den Ring immerhin, ſagte ſie mit einem rührenden Lächeln, an Andenken fehlt es mir nicht, und Kranke bedürfen keines Schmuckes.

Nun denn, ſo werde ich ihn behalten, ſagte der Mann, aber nicht, um ihn zu verkaufen, ſondern ich werde'n immer auf meinem kleinen Finger tragen, bis ich Sie vielleicht 'mal wieder treffe und Sie'n wieder nehmen! Er nickte Julien freundlich zu und hieb auf ſein Pferd ein, daß es im ungewohnten Trabe mit ihm davon eilte.

Julia zog an der Klingel, die neben der Pforte dieſes Gartens, in welchem das Hospital liegt, angebracht war.

Wie ſchauerlich das klingt, ſagte ſie fröſtelnd, als ob dieſe Glocke den Tod erwecken wollte!

Die Pforte öffnete ſich endlich, und ein finſter blickendes, ſchwarz gekleidetes Weib erſchien auf der Schwelle und fragte nach ihrem Begehr.

Erbarmen mit einer Kranken und Leidenden, ſagte Julia matt, Schutz und Aufnahme nur für dieſen Einen Tag!

Haben Sie Empfehlungen, Zeugniſſe? fragte das Weib.

Iſt nicht das Unglück eine genügende Empfehlung? fragte ſie matt; das Leiden ein befriedigendes Zeugniß?

Vielleicht in der Charité, ſagte die Pförtnerin ſtolz, da mag man ſo leichten Kaufes aufgenommen werden, die nehmen Kreti und Pleti zu ſich, bei uns aber iſt es, Gott ſei Dank, nicht ſo! Wir ſind

eine milde Stiftung, welche die Kranken nur curirt um Gotteswillen, und Sie begreifen wohl, daß es daher eine besondere Gunst ist, hier bei uns aufgenommen und verpflegt zu werden! Wir müssen doch wissen, ob die Kranken, die da zu uns flehen um Hülfe, ob sie auch unserer Hülfe werth sind, ob wir unsere Pflege nicht verschwenden an gottlose, verdammte Sünderinnen, welche den Herrn verachten und in fluchwürdigem Unglauben einhergehen? Mit einem Wort, wir nehmen Niemand auf, der uns nicht Zeugnisse seiner Frömmigkeit und Tugend bringt!

Und das nennen Sie christliche Barmherzigkeit üben? fragte Julia bitter. Das nennen Sie dem lieben Gotte dienen, wenn Sie mitleidslos gegen die Gefallenen nur den, vielleicht niemals in Versuchung Geführten, Ihre Hülfe weihen? O, über diese christliche Milde, die —

Das Wort erstarb auf ihren Lippen, der ermattete Körper erlag endlich, — bewußtlos sank sie zusammen.

Wenn sie nur ein wenig weiterhin gefallen wäre, daß ich die Thür schließen könnte! sagte die barmherzige Schwester, aber so liegt sie gerade über der Schwelle, und wenn ich sie hinausstieße, möchte es Jemand sehen und mich der Unbarmherzigkeit anklagen! Es ist also besser, einmal Gnade für Recht ergehen zu lassen und sie aufzunehmen auch ohne Zeugnisse!

Mit Hülfe einiger herbeigerufenen Wärterinnen ward die immer noch bewußtlose Julia in das Haus getragen und in einem der Krankensäle auf ein Bett niedergelassen. Als sie endlich wieder erwachte, als sie die Augen aufschlug, sah sie, daß zwei der frommen Schwestern dieses Hauses an ihrem Bette knieeten, laut betend. Dazwischen vernahm man das leise

Aechzen und Klagen der Kranken, hörte man, wie sie leise fleheten um ein wenig Ruhe und Stille, damit sie schlafen könnten und ausruhen von ihren Leiden.

Das Gebet, hörte Julia eine der Schwestern zu einer Kranken sagen, das Gebet ist die einzig wirksame und fördernde Arznei, und es ist sehr gottlos und verbrecherisch von Ihnen, daß Sie verlangen, diese Gebete sollten verstummen. Sehen Sie denn nicht, daß es gilt, eine arme Kranke zu erwecken? Und was könnte dazu förderlicher sein, als das Gebet? Hat doch unser Herr Christus nur mit Handauflegen und Beten Kranke geheilt und Todte erweckt, und deshalb müssen wir seinem Beispiel folgen, denn nur in und durch Christum allein ist Genesung und Trost zu finden!

Ja, das Gebet, das ist die große, unerläßliche Arznei in dieser milden Stiftung der protestantischen barmherzigen Schwestern! Mit Gebeten soll der Krampf der Leiden, die Angst des Fiebers, die Qual schlafloser Nächte geheilt werden; die Kranke, die sich windet in Qual und Schmerz, sie muß fort und fort vor ihrem Ohr diese zerknirschten, alles Irdische verdammenden Gebete vernehmen, sie muß ihre zitternden Hände falten und mit erkaltender Lippe Gebete stammeln, nicht, weil ihr Herz sie dazu treibt, sondern weil es die Ordnung, das Gesetz ist dieses Hauses. Hier ist die Frömmigkeit kein freier Herzensdrang, kein freiwilliger Aufschwung des leidenden Gemüthes, sondern ein unabwendbarer Zwang, eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit. Willenlos, gezwungen werden diese Seelen zu Gott geführt. Wird Gott Freude haben an diesen gleichsam gepreßten Rekruten, die nicht freiwillig, sondern gezwungen sich ihm nahen? Ach, ein Seufzer, eine Thräne ist oft ein inhaltsvolleres Gebet, als alle schönen, schwungvollen Ge-

bete der frommen Schwestern. Nicht so sehr, woran Du leidest, sondern, was Du glaubst, darauf kommt es an in diesem frommen Hospital, hartherzig wendet ihr Auge sich ab von den in Qualen sich windenden Kranken, von deren Lippen Verwünschungen, statt der Gebete ertönen, und nur, wer es versteht zu beten mit Worten, die Hände zu falten und mit zerknirschtem Jammern den Fluch des Herrn herabzurufen auf diese sündige Welt, nur der ist es werth, in diesem Hause Aufnahme zu finden, und mit Gebeten, gelegentlich auch, wenn Gebete nicht frommen wollen, mit Arzneien geheilt zu werden*)! So fromm und gottesfürchtig sind die andächtigen, gottergebenen Schwe-

*) Aber die Arzneien haben durchaus nicht die heilende Kraft, als das Gebet, ja, als Speisen der gewöhnlichsten Art, die aber in diesem frommen Hause bereitet werden. Zum Beweise alles oben Gesagten sei es uns erlaubt, hier einige Stellen aus dem Berichte des Elisabeth-Krankenvereines vom Jahre 1845 anzuführen. Es werden in diesem Berichte verschiedene bemerkenswerthe Krankheitsfälle mit ihrem Verlauf aufgeführt, darunter (Nr. 4) die Geschichte einer armen Frau, welche an einer Herzkrankheit litt, und dem Tode schon nahe, vom Arzt aufgegeben ward, so daß er ihre keine Medicin verabreichte. Nun aber erbarmte sich ihrer das Elisabethstift und sandte ihr Suppenmarken.

„Es wurden ihr Suppenmarken vom Verein gegeben, ihr Mann bereitete ihr ihre Suppe, und diese einfache Suppe konnte sie bei sich behalten, die, da damit fortgefahren wurde, besser bei ihr wirkte, als Medicin. Auch in ihrem Innern ging eine große Veränderung vor, die ihr Mann nicht begreifen konnte; früher mußte er sie 20—30 Mal des Tages zurecht legen, und wenn er jetzt des Tages einmal ihr Bett machen wollte, sprach sie: laß mich nur liegen, ich liege ja recht gut, der Herr ist mir nahe. Es war ein sanftes Wehen des Friedens um ihr Bett, ganz innig und still wollte sie sich von keinem Besuch stören lassen. Des Nachts schlief sie nun auch sanft bis zum Morgen, da sie doch sonst immer durch Pillen oder Pulver zum Schlaf geneigt gemacht werden mußte. Der Arzt verwunderte sich über diese Veränderung, besonders da sie keine Medicin mehr nahm. Der Mann legte nun auch sein Bekenntniß ab, indem er sagte: ich sehe nun ein, der Glaube ist ein mächtig Ding, wo kein Kraut und Pflaster mehr hilft, da hilft der Glaube!“ —

ſtern, daß ſie in jüngſter Zeit den Arzt, welcher in unentgeltlicher Mühewaltung, aus Barmherzigkeit, um Gottes und der Wiſſenſchaft willen die Kranken dieſes Hauſes behandelte und heilte, daß ſie dieſen Arzt, trotz ſeiner glücklichen Kuren, trotzdem daß alle Kranke ihn liebten und ſich nach ihm, als ihrem Tröſter und Helfer, ſehnten, nicht mehr in ihrer Anſtalt ſehen mochten, und ihn baten, ſich künftig nicht

---

Hier alſo hatte die Suppe des frommen Hauſes nicht allein von körperlichen Leiden erlöſt, ſondern auch zwei Seelen zum Glauben und zur Erkenntniß geführt.

Von einer andern Frau wird erzählt, daß ſie drei Jahre krank geweſen und vom Vereine beſucht worden ſei. „Sie war aber ſehr unwiſſend, wollte vom menſchlichen Verderben nichts hören, und hob ihre Rechtſchaffenheit hervor.“ Aber es gelang dennoch den Bemühungen des Vereins, die arme Kranke und unſäglich Leidende zur Erkenntniß und zur Zerknirſchung zurückzuführen. Sie genas nun natürlich, und ein ganz anderer Geiſt ſprach aus ihr.

Welche mächtige und unmittelbare Wirkung aber das Gebet hat, davon zeugen zwei hier angeführte Beiſpiele (Nr. 3 und 5). Das erſte handelt von einer Frau, die ſehr krank war, ſo daß der Arzt ſie aufgab und erklärte, ſie werde die Nacht nicht überleben. Voll großer Betrübniß warfen ſich nun die beiden Töchter der Kranken auf die Kniee und flehten zu Gott um das Leben ihrer Mutter. „Und ſie haben nicht umſonſt gebetet, der Herr erhörte das kindliche Flehen, die Mutter beſſerte ſich und lebt noch.“

Schlagender und wichtiger iſt das zweite Beiſpiel, das von einer gichtkranken Frau handelt, die ihre großen Leiden mit Freudigkeit und Geduld erträgt.

„In ihren frühern Jahren lebte ſie der Welt und ihrer Luſt; der Name Jeſu war ihr höchſt zuwider; als ſie aber einmal Sonntags von einer Tabagie nach Hauſe ging, entſchloß ſie ſich, noch ihren Bruder zu beſuchen, und klopfte ſo lange, bis ihr geöffnet wurde; ſie trat ein und fand da eine fromme Geſellſchaft verſammelt, die ſich aus Gottes Wort erbaute; das war ihr höchſt unangenehm, ſie wollte aber doch nicht wieder weggehen, hörte zu, und wurde bei dem Gebete ſo ergriffen, daß ſie in Thränen und Reue zerfloß und ſich dem Herrn ergab, dem ſie auch bis jetzt treu geblieben iſt, und dem ſie auch ihren Mann gewonnen hat. Was ſie vorher haßte, iſt nun ihre größte Freude, und ſie fühlt ſich unausſprechlich glücklich bei den größten Schmerzen.“

mehr zum Besuche der Kranken zu bemühen! Weshalb? Weil, wie sie sagten, dieser Arzt kein Gläubiger ist, indem er verlangt, daß das Eingeben der Arzneien, das pünktliche Befolgen seiner Vorschriften wichtiger und nothwendiger sei, als das Beten, indem er behauptet, daß die Betstunden, die aufregenden, weltverdammenden Gebete den Kranken, statt ihnen

---

Noch wird von einer Kranken erzählt, die an furchtbarer Seelenangst gelitten. Sie war nämlich „nach dem Willen des Herrn in tiefe Finsterniß gerathen." Sie hielt sich selbst der größten Greuelthaten und Verbrechen schuldig, und meinte, sie allein trage die Schuld an allem menschlichen Elend und aller Sünde dieser Welt, sie allein habe keinen Erlöser, und ihre Sünden seien so groß, daß Christus ihr nicht vergeben könne. — Ihre Seelenangst war fürchterlich, sie zehrte ab zu einem wahren Skelett. Aber den frommen Schwestern war „doch nicht ganz der Zugang zu ihrer armen Seele verschlossen, denn sie liebte sehr das Gebet, nur vermochte sie nicht selbst ihren Geist zu Gott zu erheben; so oft aber mit ihr gebetet wurde, zerfloß sie in Thränen und flehte ohne Unterlaß, nur fortzufahren." — Und der „treue Gott" erhörte das Gebet der frommen Schwestern und ließ das Licht der Gnade leuchten in dieser armen Seele.

„Doch, wie wunderbar, in ihrem Innern wurde es hell, und ihr äußeres Augenlicht erlosch plötzlich; sie fing an, mit lauter Stimme die Barmherzigkeit des Herrn zu preisen; ihr Mund war voll Dank und Lob, ihre Rede sinnreich und höchst erbaulich zur Freude Aller, die ihren vorigen Jammer mit ansahen. Ihre Seele, die sich nach Erlösung und Gnade gesehnt hatte, wie ein ausgedörrtes Land nach mildem Regen, und wie ein Heißhungriger nach Brod, war nun gesättigt und erquickt, sie ist nun schon Monate lang voll Frieden und Ruhe. Ihr Leib ist zwar schwach und hinfällig, sie kann das Bett nicht verlassen, aber ihr Geist ist kräftig und stark in Gott. Es ist eine Erquickung, an ihrem Bette zu sitzen und ihre wunderbare Heilung erzählen zu hören."

Dagegen werden zwei Beispiele höchst erbaulicher und erhebender Frömmigkeit angeführt. Ein junges achtzehnjähriges Mädchen, und eine der frommen Schwestern selber. Es waren wahre Heilige an Frömmigkeit und Geduld, auf ihren Lippen waren nichts als Gebete und selige Lobpreisungen des Herrn. Diese beiden Märtyrerinnen hatten aber ein furchtbares Loos, sie verfaulten bei lebendigem Leibe, und verbreiteten noch lebend, betend und Gott preisend, einen pestartigen Verwesungsgeruch und große Stücke Fleisch fielen ihnen vom Leibe.

förderlich zu ſein, oft nur Nachtheil bringen. Weil dieſer Arzt nicht den rechten Glauben hatte, ſollte er nicht mehr ihre Kranken heilen, ihren Leidenden Linderung bringen können!

Es waren nicht die Gebete der frommen Schweſtern, welche Julia aus ihrer Betäubung erweckten, ſondern das Leben ſelber rief ſie wieder empor aus dieſem ſüßen Vergeſſen ihrer Leiden, das Leben forderte ſie wieder zu neuem Wandern, zu neuer Qual.

Raffe dich auf von dieſem Lager, Julia, Du biſt ein Kind der Welt, gehe hinaus und leide wieder, raffe Dich auf und ſei ſtark, leide, dulde und ſtirb, aber ſelbſt mit brechendem Auge fluche dem Leben nicht, und nenne es nicht ein Jammerthal, das überlaß den Frommen und Heuchlern! Auf Deinen Lippen ſei nichts als Verſöhnung und Milde, Vergebung und Demuth!

Du darfſt nicht Dich überheben, nicht in ſtolzem Selbſtbewußtſein verachten wer anders iſt, wie Du, Du biſt nur ein Kind dieſer Welt, ein irrendes, fehlendes, leidendes und erliegendes Menſchenkind! Bete, bete, Julia, aber nicht mit Worten, ſondern mit Thaten, beuge Dein Haupt unter den Willen Gottes, und weil er nicht will, daß Du ſtirbſt, ſo gehe denn hin und lebe, ſei's auch nur um zu leiden! Von Gott haſt Du Dein Leben empfangen, nur Gott darf es von Dir nehmen! Lebe alſo und leide! Ueber Dir waltet Gott, Muth alſo und Vertrauen! Hinweg mit dieſen ſündigen Gedanken des Todes! Vielleicht iſt der Kelch Deiner Leiden erſchöpft, vielleicht, daß noch ein Schimmer von Glück wie eine Abendröthe hinſtreifen ſoll über Dein Leben, bevor es Nacht wird und Alles ſchweigt!

O, wie ſie ganz heimlich und tief in ihrem Herzen das dachte, da färbte auf einen Moment ein lei-

ſes Roth ihre marmorbleichen Wangen, und ihre Augen leuchteten höher auf. Hatte ſie ſo lange gekämpft mit dem Leben, um jetzt feig ihm zu entfliehen? Hatte ſie ſo lange geduldet, um jetzt, nachdem ſie auf einen Moment mindeſtens die Sonne und das Glück erſchaut hatte, inne zu halten und zuſammenzubrechen? Und Julia fühlte unter ſolchen Gedanken wieder ihre ſtolze, feſte und kühne Natur in ſich erwachen, — dieſe Ruhe des Körpers hatte auch dem Geiſte ſeine Ruhe wiedergegeben, und während ſie dieſen ganzen Tag ſchweigend und ſtumm auf ihrem Lager lag, während im verworrenen Durcheinander Aechzen und Gebete, Klagen und Verwünſchungen, und Lobpreiſungen des Herrn an ihr Ohr ſchlugen, fühlte ſie ihr Herz wieder geſunden, ihre Seele wieder ihre Schwingen heben!

Nein, ſagte ſie, ich will nicht ſterben, jetzt noch nicht! Es giebt ſo Viele, welche leiden und der Hülfe bedürfen, ſollte unter ihnen nicht Einer ſein, dem ich helfen und beiſtehen könnte? Nur wer ſelber viel gelitten und geduldet hat, der verſteht es, Leidende zu tröſten, und ich habe ja ſo viel gelitten! Das Unglück aufzuſuchen und zu tröſten, das ſei hinfort meines Lebens heiligſter Beruf, meines Daſeins einziger Zweck! Im Anſchauen des fremden Leides werde ich Troſt und Ruhe finden, und mindeſtens dürfen meine Thränen ungeſtörter fließen, wenn ich ſie getrocknet in den Augen Anderer! Eine Dienerin will ich werden des Unglückes, und im Lindern fremder Schmerzen will ich meine eigenen vergeſſen!

Und voll dieſes heiligen Entſchluſſes ging Julia zu den Vorſteherinnen der Eliſabethſtiftung, ſich ihnen anzubieten zur Krankenpflegerin und Schweſter. Aber hatte ſie Zeugniſſe und Empfehlungen, wußte man, ob ſie den rechten Glauben hatte und die rechte

Frömmigkeit, und weshalb denn wollte sie, so jung und schön, diesem schwierigen und mühevollen Dienste sich unterwerfen?

Als man sie das fragte, antwortete Julia: weil ich so viel gelitten, weil meine Seele sich sehnt nach Ruhe und Frieden! Weil ich im Ausüben heiliger Pflichten wieder lernen will mich mit der Welt zu versöhnen, und die Erde zu lieben, welche Gott so schön gemacht!

Um das zu erlernen, sagten die frommen Schwestern, müssen Sie freilich anderswohin sich wenden! Hier bei uns soll man lernen die Welt verachten und ihrer sündhaften Schönheit zu fluchen, hier soll man lernen, den Blick geringschätzend abzuwenden von der Welt, und nur auf das Jenseits zu hoffen. Auch ist unsere fromme Anstalt nicht dazu da, eine Zuflucht zu sein für lebensmüde Pilgerinnen, denen es an einem Unterkommen fehlt, und von denen wir nicht einmal wissen, woher sie kommen!

Die frommen, barmherzigen Schwestern! Es verdroß sie, daß Julia ihnen freimüthig gestanden, über ihr Leben und ihren Namen ihnen keine Nachricht und Auskunft geben zu können, daß sie sich eine Namenlose und Fremde in der Welt nannte. Deshalb mußte Julia gestraft und verwiesen werden.

Ich werde gehen, sagte sie sanft, die Welt ist so groß, und überall giebt es Unglückliche, welche des Trostes bedürfen! —

Die Nacht brach herein, als Julia wieder dieses Haus verließ und stolzen, ruhigen Schrittes hinaustrat in den Garten. Sie athmete hoch auf, und wie sie jetzt emporblickte zum Himmel, schien es ihr, als ob die Sterne sie sanft anlächelten und mit leisen, milden Trostesworten sie begrüßten.

Die Pförtnerin öffnete ihr die Thür, und die

Welt lag wieder vor ihr, so unermeßlich, so unbegrenzt.

Julia fühlte wieder die Kraft in sich, zu leben und zu leiden, und, eine nimmer ermattende Pilgerin, weiter zu wandern auf ihrem dornenvollen Pfade!

Die Nacht ist da, und unter ihrem beschützenden Schleier will sie hinauswandern, weit, weit in die Ferne! Wohin? Wo Unglückliche weinen, da ist ihre Heimath, und also ist sie eine Weltbürgerin geworden, überall ist sie zu Hause!

Nur einen Augenblick sinkt sie nachdenkend, erschöpft nieder auf einen Stein hier an der Ausgangspforte des Gartens, und noch einmal richten sich ihre Gedanken mit innigen Abschiedsgrüßen auf ihn hin, den sie geliebt hat, und den sie flieht, weil sie ihn liebt! Noch war sie mindestens in seiner Nähe, sie hat mit ihm eine Luft geathmet, er war ihr erreichbar, das war ihr vielleicht unbewußt ein Trost gewesen, jetzt aber, mit jedem Schritte vorwärts, ist er ihr ferner entrückt, spaltet die Kluft, welche sie trennt, sich weiter auseinander.

Lebe wohl, Alfred, flüsterte sie leise, Du meines Lebens letzter, glänzender Stern, lebe wohl! Du bist mir untergegangen, und so mag es denn Nacht werden rings um mich her. Einst wird es tagen, und wenn da drüben ein neuer Morgen uns begrüßt, dann, Alfred, dann werde ich an Deiner Seite sein!

Ihre ganze Seele, ihr ganzes Leben lag zusammengedrängt in diesem Abschiedsgruß, ganz der Gegenwart vergessend, senkte sie ihr Haupt auf ihre Brust und träumte von den Tagen, die gewesen, von Alfred und von ihrer Liebe!

Sie hört es nicht, daß ein Wagen rasch daher kommt, sie beachtet es kaum, daß er dicht neben ihr

hält, — es ist so süß zu träumen, was kümmert sie der Wagen?

Der Kutscher öffnet den Schlag.

Da, lieber Herr, hier sind wir zur Stelle! Das ist die Klingel, an welcher sie zog, und da ist auch die Thür, dicht daneben!

Ihr wißt es ganz gewiß? fragte eine Stimme im Innern des Wagens. Julia konnte die Worte nicht vernehmen, und doch bebte sie, und ein convulsivisches Zittern durchflog ihre Gestalt. Weshalb denn?

Ihr wißt es ganz gewiß? fragte die Stimme. Hierher fuhrt Ihr die Dame, welche Euch zur Bezahlung den Ring gab?

Ja, hierher, und ich sagte ihr, daß ich den Ring nicht verkaufen, sondern ihn tragen wollte, bis sie ihn einlöſete, und daher kam's, daß ich ihn am kleinen Finger hatte, wo Sie ihn sahen und mich fragten, von wem ich ihn hätte, worauf ich Ihnen die ganze Geschichte erzählte.

Also hier! sagte der Herr und verließ den Wagen. Hier werde ich sie finden!

Ach, diese Stimme, es ist Alfred, er ist es, der sie liebt, der kommt sie zu suchen!

Und einen Augenblick Alles vergessend, ihr Entsagen und Fliehen, Alles, außer ihm, schreit sie mit einem Jubelruf seinen Namen, daß es klingt wie das Jauchzen eines erlöſeten Geistes!

Alfred!

Julia!

Jetzt hält er sie umfangen, innig, fest, sie ist wieder sein, und keine Macht der Welt soll sie ihm jetzt wieder entreißen!

Sie sprachen kein Wort, sie hielten sich umschlungen und weinten, dann hob Julia das bethaute Ant-

litz zum Himmel empor, und jetzt war ein Gebet in ihrem Herzen, voll so heißer Inbrunst und Demuth, wie nur die Glücklichen zu beten vermögen!

Jetzt lasse ich Dich nimmer wieder! sagte Alfred fest und entschieden. Mußt Du gehen, so gehe ich mit Dir! Willst Du in die Wüste fliehen, in eine unbekannte Welt Dich flüchten, ich bleibe bei Dir! Willst Du sterben, ich begleite Dich in den Tod!

Nein, nicht sterben, sagte sie ganz überwältigt, ganz selig! Die Liebe hat den Tod in mir bezwungen, jetzt will ich wieder leben, lieben und glücklich sein! Mag denn die ganze Welt über uns zusammenbrechen, das Schicksal selber hat mich zurückgeführt in Deine Arme, und jetzt kann nur der Tod mich wieder von Dir trennen!

Er hob sie hoch empor in seine Arme und sagte nur ganz männlich fest und sicher: Du bist Mein!

Weiter nichts, aber es lag eine ganze Zukunft von Liebe und Treue und seliger Zugehörigkeit in diesem Wort, und Julia verstand ihn wohl.

Sie fragte nur leise und lächelnd, als er sie in den Wagen hob, wohin er sie führe?

In unsere Wohnung, sagte er betonend und lächelnd wie sie. Julius Brander zieht wieder ein in seine Zimmer, nicht wahr?

Sie nickte nur und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

Und wie der Wagen jetzt umwandte, und sie mitsammen, Arm in Arm, dahinfuhren, zog eine Wolke über den Mond, und zwei glänzende Sterne löseten sich vom Himmel und erloschen in der Finsterniß.

Julie sah es und erbebte! Man ist so abergläubisch, wenn man glücklich ist!

Keine Schweſter.

Amalie alſo war nicht ſeine Schweſter! Dieſer Gedanke war es, der Eduard's Seele mit einem unermeßlichen Entzücken erfüllte, der ihn ſelbſt dem Nachdenken, dem zweifelnden Grübeln nach dieſer fremden unbekannten Mutter entzog. Amalie war nicht ſein Schweſter, und alſo war ſie ſein, alſo hatte er ein heiliges, unbeſtreitbares Recht auf ihren Beſitz. Jetzt durfte er kämpfen um ſie, jetzt mußte er der ganzen Welt ſie abdringen, jetzt war Gotthold ihm der verhaßte Nebenbuhler, der ihm die Geliebte entriſſen, ihn betrogen um das herrlichſte Beſitzthum ſeines ganzen Lebens! Zu ihr, zu Amalien hin drängte jeder Wunſch, jeder Gedanke in ihm, er mußte ſie ſehen, heute gleich! — Es war die Stunde, in welcher er ſeine Krankenbeſuche zu machen pflegte, ſein Cabriolet ſtand ſchon vor der Thür, — was kümmerten ihn die Kranken, was ihn das Leben und Sterben der ganzen Menſchheit, er dachte nur an Amalie, und daß ſie nicht ſeine Schweſter ſei, und daß er ihr das ſagen müſſe, um ſie ſeinem Feinde zu entreißen!

Amalie war allein, für einige Stunden war dieſe Laſt der Verſtellung und Heuchelei von ihr abge-

fallen, denn Gotthold war ausgegangen, und sie athmete hoch auf im Gefühl der Freiheit und des Unbeobachtetseins. So weit war sie gekommen, daß es ihr schon ein Glück dünkte, allein zu sein, daß sie sich selig pries, wenn sie nur nicht gezwungen war, die zärtlichen, heuchlerischen Worte ihres Gatten zu hören, mit Verzweiflung und Zorn im Herzen seine Liebesbetheurungen und Zärtlichkeiten zu dulden, so weit, daß sie Gott dankte, wenn für einige kurze unbeachtete Momente Gotthold die Maske der Liebe fallen ließ, um sich ihr drohend gegenüberzustellen mit seinem unverhüllten Antlitz, voll Haß und Bosheit, voll Schadenfreude und niederer Tücke, um sie zu martern mit Vorwürfen und Drohungen, sie zu verhöhnen und zu peinigen! —

Jetzt war sie allein, sie durfte sich ganz hingeben ihren Gedanken, und zu wem anders konnten diese flüchten, als zu ihm, zu ihrem Bruder? Und als sie an ihn dachte, versiegten ihre Thränen und ein seliges Lächeln umschwebte ihre Lippen. Und scheint es nicht, als ob ihre Gedanken die Kraft haben, ihn zu rufen, als ob er das Sehnen ihres Herzens versteht und ihre Seufzer ihn in ihre Nähe locken? Ja, ja, er kommt, das ist das Rollen seines Wagens, da, — da hält er vor der Thür, er kommt, es ist Eduard!

Mit einem Sprung war er zur Erde, hinein jetzt ins Haus, die Stiegen hinauf, da öffnet sich die Thür und Amalie fliegt ihm entgegen, hinein in seine geöffneten Arme, er drückt sie fest an sein Herz, und auf seinen Armen trägt er sie in ihr Zimmer.

Laß mich los, Eduard, Du erdrückst mich! sagt sie matt und doch lachend. Nicht so stürmisch, mein Bruder!

Eduard lachte laut auf, aber mit einem so glücklichen, köstlichen Ausdruck, daß Amalie unwillkührlich erbebte.

Liebſt Du mich, Amalie? fragte er ſtrahlend vor Glück.

Du weißt es, mein Bruder, ewig, unausſprechlich!

Und würdeſt Du mein Weib werden wollen, wenn ich nicht Dein Bruder wäre?

Wie magſt Du doch ſo thöricht und kindiſch fragen, ſagte ſie lächelnd.

Antworte immer! ſagte er; nenne es thöricht und kindiſch, aber antworte doch!

Man kann nicht entſcheiden über das, was unmöglich iſt! Du biſt mein Bruder, und als ſolchen liebe ich Dich mit jedem Schlage meines Herzens, mit jedem Gedanken meiner Seele, liebe ich Dich ſo einzig und ungetheilt, daß in meinem Herzen gar kein Raum iſt zu einer andern Liebe, einem andern Gedanken! Wie ſoll ich mich nun hineindenken in das Unmögliche!

Aber es iſt nicht unmöglich! ſagte er und ſchloß ſie feſt in ſeine Arme. Nein, Amalie, es iſt nicht unmöglich. O, jetzt begreife ich erſt dieſes große, dieſes unermeßliche Gefühl, das mich zu Dir hinzog, der Inſtinkt meines Herzens hat mich heiliger und köſtlicher geleitet, als ich ſelber es wußte und ahnte! Siehſt Du, Amalie, zuweilen habe ich mit mir ſelber geſcholten, um dieſer Alles überwältigenden Liebe zu Dir, zuweilen nannte ich es Unnatur, daß ein Bruder in ſo glühender Leidenſchaft ſeiner Schweſter angehöre, und doch ſprach zu mir die heilige und ewig wahre, nimmer zu täuſchende Natur, denn Du, Amalie, Du biſt nicht meine Schweſter, und dieſer Eduard, welcher Dich liebt, welcher mit jedem Tropfen ſeines Herzblutes Dich erkaufen möchte, er iſt nicht Dein Bruder mehr, ſondern Dein Geliebter!

Und nun erzählte er ihr in fliegenden Worten, in athemloſer Haſt die Entdeckungen, welche ihm Frau

Winkler gemacht, nun zeigte er ihr die wichtigen, von ihm gefundenen Documente, und als Amalie sich endlich überzeugen mußte, daß Alles so sei, daß Eduard nicht ihr Bruder, da sagte sie laut weinend: o wie arm, wie grenzenlos arm und elend macht mich diese Stunde! Nun bin ich ganz einsam und verlassen, ich habe keinen Bruder mehr!

Aber einen Geliebten, rief er, vor ihr niederknieend, einen Geliebten, der Dir vergelten will Alles, was Du um den Bruder gelitten, der Dir die Aufopferung und Treue, welche Du dem Bruder bewiesen, danken will mit ewiger Liebe, mit ewiger Treue, und der den Muth und die Kraft in sich fühlt, einer ganzen Welt Dich abzutrotzen. Jetzt, Amalie, gehört Dein Leben und Deine Zukunft mir, jetzt habe ich ein Recht auf Deine Liebe, ein Recht für Dich zu handeln und zu kämpfen, denn Du bist meine Geliebte, und an meiner Seite allein darfst Du leben!

Schweige, schweige, sagte sie bebend. Ich darf Dich nicht mehr hören, nicht mehr verstehen! Meine Liebe war fleckenlos und rein, so lange Du noch mein Bruder warst, jetzt ist sie ein Verbrechen, jetzt ist sie eine Kluft, die mich auf ewig von Dir scheidet! Ich darf Dich nicht mehr lieben, denn ich bin eines Andern Weib!

Aber Du sollst mein Weib sein, sagte er energisch. Von dieser Stunde an ist diese Ehe mit einem Manne, den Du nicht liebst, ein Verbrechen, eine Unnatur und Entweihung der Ehe, welche von Gott eingesetzt ist, um die Liebe zu heiligen und zu segnen, und welche nicht ein Zwang und ein Joch sein soll, in das man widerstrebende Herzen hineinzwängt, damit sie verknöchern und verbluten! Die Ehe, welcher die Liebe fehlt, ist eine Entweihung des Weibes, eine

empörende Entwürdigung, von der Du erröthend Dich abwenden mußt, um zu flüchten in die Arme Deines Geliebten!

Und ſie, hingeriſſen von ſeiner Gluth und ihrer eigenen Liebe, reichte ihm die Hand dar und ſagte ſtrahlenden Auges: Ja, Eduard, ich liebe Dich! Dein Wille ſoll auch der Meine ſein, und von heute an biſt Du mein Herr, denn ich liebe Dich! Möge die Welt mich ſtrafwürdig finden, Gott wird mich nicht verdammen, er weiß, was ich gelitten und geduldet, und dann, war er es nicht, der uns vereinte, der unſer Leben in Eins verſchlang und zu ſteter Zugehörigkeit und Liebe uns vereinte?

Eduard preßte ſie mit einem Jubelruf in ſeine Arme und drückte auf ihre Lippen den erſten bräutlichen Kuß! Wunderbar, wie oft hatte ſie nicht ſo in ſeinen Armen geruht, wie oft hatte er nicht ihre Lippen geküßt, und doch durchzuckte ſie jetzt dieſer Kuß, wie mit einem Zauberſchlag, und machte, daß ſie erröthend und verſchämt ihr Haupt an ſeinem Buſen barg, denn ſie fühlte, daß ſie ſeinen Kuß nicht mehr als Schweſter, ſondern als Geliebte empfangen und erwiedert hatte!

Aber wie ſie ſich ſelig, glückestrunken einander umſchlungen hielten, ward die Thür leiſe geöffnet und mit einem boshaften Lächeln ſchaute Gotthold auf das liebende Paar. Er war längſt heimgekehrt, und an der Thür horchend, hatte er Alles erfahren und verſtanden.

Jetzt trat er mit einem lauten, ſpöttiſchen Lachen völlig in's Zimmer, aber ſein Kommen übte auf das glückliche Paar nicht die electriſche Wirkung, die er ſich ſelber davon erwartet. Sie fuhren nicht erſchreckt zurück, wie ertappte Verbrecher, ſie ſenkten nicht ſchuldbeladen vor ihm, ihrem Richter, den Blick zu

Boden, nein, ſie fühlten, daß ſie innerlich in ihrem Recht waren, Gotthold nur äußerlich, ſie der Wahrheit, Gotthold nur dem Buchſtaben nach. Eduard drückte die Geliebte feſter in ſeine Arme und ſagte mit einem triumphirenden Lächeln: Jetzt werden Sie mir Amalie nicht mehr entreißen können, jetzt iſt ſie mein Eigenthum! Die Schweſter konnte man mit liſtigen Vorſpiegelungen und Lügen mir entreißen, aber die Geliebte fordere ich zurück, die darf Niemand mir ſtreitig machen! Das ſoll ſelbſt Ihnen nicht gelingen, Sie frommer, gottesfürchtiger Mann! O, fuhr er mit einem fröhlichen Lachen fort, nur nicht dieſes künſtliche Erſtaunen, dieſe gut geheuchelte Ueberraſchung! Ich ſah's an Ihrem Geſicht, daß Sie gehorcht haben, und daß Ihnen kein Wort unſerer Unterredung entgangen iſt!

Nun ja, ſagte Gotthold, ich hörte allerdings, wie Sie meiner leichtgläubigen Frau da ein Kapitel aus einem Romane vorlaſen, und ich hätte herzlich lachen müſſen über den poetiſchen Autor und die gefühlvolle Zuhörerin, wenn nicht zugleich das Verbrecheriſche und Sündhafte dieſer Erfindung mich entſetzt und erſchüttert hätte! Wehe, wehe —

Halten Sie inne mit Ihrer erhabenen Begeiſterung, ſagte Eduard, ihn unterbrechend, hier iſt kein würdiges Auditorium für Ihr frommes Gegurgel und ihr augenverdrehtes Wehegeſchrei! Sie imponiren weder, noch ſchrecken Sie uns damit! Feſt entſchloſſen, mit Ihnen zu kämpfen, auf Tod und Leben zu kämpfen um den Beſitz dieſes holden Weibes, ſind Ihre Flüche und Verwünſchungen nur ohnmächtige Waffen, die mich nicht verwunden, und die ich nicht fürchte! Wenn noch ein Funken von Ehrgefühl und Manneswürde in Ihnen iſt, ſo werden Sie, nach Dem, was Sie hier belauſcht, freiwillig bereit ſein

zu einer Scheidung von dieſem Weibe, das Sie nicht liebt, und hinfort an Ihrer Seite nur Tage des Unglücks und der Qual durchleben könnte!

Um zu leiden ſind wir auf die Erde verbannt, ſagte Gotthold, mag Amalie alſo leiden, ich werde ſie dennoch nicht frei geben! Die Ehe iſt ein heiliges Sakrament, und mir, dem Prieſter und geweihten Diener des Herrn, würde es nicht ziemen, meiner frommen und gläubigen Gemeinde ein ſo unwürdiges und gottesläſterliches Beiſpiel des Meineides zu geben! Was Gott verbunden hat, iſt geheiligt, und Amalie bleibt mein Weib, ich willige nicht in eine Scheidung!

Und wenn ich Ihnen ſage, daß Amalie Sie haßt und verabſcheut? rief Eduard, bebend vor Zorn.

So werde ich es ruhig ertragen um Gotteswillen, und ſuchen, durch verdoppelte Liebe und Zärtlichkeit ihr Herz zu erweichen und es mir und der Tugend wieder zuzuführen, ſagte Gotthold mit frommem Händefalten.

Du ſiehſt, es iſt vergeblich, ſagte Amalie, ſich in Eduard's Arme ſchmiegend, kein Flehen vermag es, ihn zu rühren und ſein in Frömmigkeit erſtarrtes Herz zu erweichen! Gieb mich auf, laß mich ſterben!

Wie empfindungsvoll, wie rührend, ſagte Gotthold ſpottend. Aber wie kannſt Du fordern, mein holder Engel, daß ich Dich miſſe, während ich Dich doch ſo über Alles liebe, und Dich anbete mit einer Liebe, die faſt ſündig iſt in ihrer glühenden Leidenſchaft!

Sie ſind alſo ehrlos genug, dieſes Weib wider ihren Willen feſthalten zu wollen? fragte Eduard zähneknirſchend.

Was vor den Menſchen ehrlos iſt, wird vor Gott als eine Glorie des Ruhms erſcheinen, rief Gotthold, Arme und Blicke gen Himmel wendend.

So höre mich, Amalie, sagte Eduard feierlich, antworte mir vor Gott und diesem Manne, liebst Du mich?

Ja! sagte sie fest.

Willst Du mein Weib sein? Mir folgen in Noth und Tod?

Ja! rief sie, erglühend in Liebe und Energie.

Nun denn, so bist Du Mein! Jetzt, Herr Gotthold, beginnt der Kampf! Sehen Sie da, diese Papiere, sie könnten vielleicht mir einst als Zeugniß dienen, daß Amalie nicht meine Schwester ist! Aber ich werde erst dann Gebrauch von denselben machen, wenn Amalie von Ihnen geschieden ist. Bis dahin ist Amalie meine Schwester und ich ihr unbestrittener, natürlicher Beschützer! Dem Geliebten hätten Sie sie entreißen können, dem Bruder nicht! Und vor der Welt werde ich ihr Bruder sein! Versuchen Sie es, der Welt dieses Kapitel aus meinem Romane vorzulesen, ich werde Sie einen wahnsinnigen Poeten nennen, wie Sie zuvor mich, und die Welt wird nicht so leichtgläubig sein, Ihrer Poesie ohne Zeugnisse zu glauben, und man wird Sie verlachen mit Ihren frommen Mährchen. Ich bin Amaliens Bruder, und zu mir flüchtet sie sich, um einer verhaßten Ehe, einem verabscheuten gleißnerischen Gatten zu entgehen! Einem Bruder darf man es nicht wehren, seine Schwester zu beschützen, und ich, Sie wissen es wohl, ich bin Amaliens Bruder.

Ihr Verführer sind Sie! schrie Gotthold in rasendem Zorn. Der Verführer dieses ehebrecherischen, sündhaften Weibes!

Schweigen Sie! rief Eduard mit donnernder Stimme; wagen Sie es nicht, meine Schwester zu schmähen, meine Geliebte zu beschimpfen! Sie hat nichts mehr gemein mit Ihnen, zum Aeußersten

haben Sie uns getrieben, so soll denn auch das Aeußerste geschehen! Sie wollen nicht einwilligen in eine Scheidung, Sie wissen, daß ohne Ihre Einwilligung die Gesetze Amalien nicht freigeben werden, und Sie sind ungroßmüthig genug, dieses Weib, das Sie verabscheut, mit roher Gewalt zu zwingen, Ihnen anzugehören?

Ja, das will ich, schrie er triumphirend und ganz vergessend seiner Frömmigkeit, ja das will ich, und wär's auch auch nur, um mich zu weiden an ihrer Qual, um zu lachen über ihre Todeszuckungen, und sie zu strafen für ihren Haß!

Sie sind ein Ungeheuer, sagte Eduard verächtlich, und kraft meiner brüderlichen Autorität verbiete ich meiner Schwester, auch nur eine Stunde in dem Hause dieses heuchlerischen Priesters zu bleiben! Komm, Amalie, fliehe das Haus dieses verhaßten Mannes, komme in das Haus Deines Bruders, Deines Geliebten! Und dann sehen Sie zu, ob es Ihnen gelingen wird, die Schwester ihrem Bruder zu entreißen, und sie zu zwingen, an Ihrer Seite zu leben!

Ich werde sie zwingen, schrie Gotthold wüthend, die Gesetze geben mir ein Recht dazu, ich werde die Gesetze anrufen, daß sie dieses Weib zum Gehorsam und zu ihrer Pflicht zwingen!

Ich glaube wohl, daß Sie erbärmlich genug denken, dies zu versuchen, sagte Eduard kalt, wir werden ja sehen, ob es Ihnen gelingen kann! Und jetzt komm, Amalie, unsers Bleibens ist nicht länger hier! Von nun an werden wir nur noch durch die Gerichte mit diesem Menschen da zu sprechen haben!

Ja komm, sagte sie, sich an ihn schmiegend, ich folge Dir mit freudigem Herzen. Gott wird uns verzeihen, denn er weiß, was wir duldeten und ertrugen!

Sie legte ihre Hand in Eduards Arm und Beide schickten sich an zu gehen; als Gotthold wüthend und mit rasenden Flüchen ihnen den Weg versperren wollte, schleuderte Eduard ihn fort, daß er taumelnd zurücksank, und Arm in Arm, gelassen, ruhigen Schrittes gingen sie Beide die Treppe hinab. Gotthold hatte sich aufgerafft und stürzte ihnen nach.

Eduard wandte sich ruhig nach ihm um, aber es lag etwas so Drohendes, Furchtbares in seinem Blick, daß Gotthold unwillkührlich erbebte, und es nicht wagte, diesen Mann anzugreifen, dessen Antlitz ihm entgegenblitzte wie das eines Löwen, so muthvoll und entschlossen, so unbändig und wild.

Es war thöricht, einen offenen Skandal zu veranlassen, dachte Gotthold ingrimmig und trat in sein Gemach zurück. Meinem heiligen Character geziemt es nicht, der Welt ein überflüssiges Schauspiel zu geben! Ich werde sie verklagen!

Mit einem triumphirenden, seligen Lächeln hob Eduard Amalie in den Wagen, und sich neben sie setzend, hieb er auf das Pferd ein, daß es in rasendem Galopp dahinbrausete!

Laß uns fliegen, fliegen in die Lüfte, in die Weite, sagte er wie trunken, ich habe Dich mir erobert, meine Geliebte, und der Pegasus soll mit uns gen Himmel fliegen.

Er war wie im Taumel, im Rausch des Entzückens, er hörte nichts von dem angstvollen Geschrei der Leute, an welchen sie vorüberdonnerten, nichts von dem Hülfeschreien, das rings um ihn ertönte. Es war eine Lust, so wie ein Pfeil dahinzufliegen, seine beklommene Brust fühlte sich dadurch wie erleichtert und befreit. Immer straffer zog er die Zügel an, und immer rasender rannte das Pferd durch die Straßen.

Eine Mutter!

Frau Winkler trocknete die Thränen aus ihren Augen und erhob sich von ihren Knieen. Sie hatte sich selbst überwunden, die Energie ihrer Liebe hatte den Schmerz derselben besiegt.

Es ist wahr, flüsterte sie ganz muthvoll und entschlossen, ich kann ihm keine vornehme Mutter, keine schöne und reiche nennen, aber ich kann ihm doch im Namen dieser Mutter Grüße bringen, und ihm zuweilen eine kleine Freude machen! Ich kann ihn doch sehen, und sei's auch nur als eine Botin seiner Mutter, und er wird mich fragen nach seiner Mutter, und ich werde sehen, wie seine Augen dabei aufleuchten in Freude und Sehnsucht! Bin ich nicht eine alte Thörin, daß ich noch mehr verlange? Ist's nicht genug, ihn sehen und hören zu können, soll Eduard etwa eine Mutter haben, ein altes, niedriges, schmutziges Weib, dessen er sich zu schämen hat? Das wäre mir gerade recht, die würde ich ins Gesicht schlagen, wenn sie so dumm wäre, sich an die Seite dieses schönen, gelehrten Herrn Doctors stellen zu wollen! Nein, nein, er soll seine Mutter lieben, und das kann er nur, so lange er sie nicht kennt, so lange er nichts

weiter von ihr weiß, als daß ſie lebt und ihn liebt! Alſo will ich auch nicht traurig ſein und verzagt, ſondern fröhlichen Herzens! Und was nützt dazu beſſer als die Arbeit, die liebe, traute Arbeit, die über jeden Schmerz hinweghilft, und jeden Kummer in ſanften Schlaf einwiegt! Ich will arbeiten, dann werde ich gewiß wieder fröhlich werden, denn ich werde daran denken, daß es meine Arbeit iſt, welche mir die Mittel giebt, ihm Blumen zu kaufen und ihn zu ſehen! Fort denn zur Arbeit! Geſtern iſt Ball geweſen beim Miniſter von Thiele, da muß ich zu allen meinen Damen gehen und den Kammerjungfern helfen, die Flecke auszumachen.

Sie ſteckte einige Fläſchchen in ihre Taſche und begab ſich dann kräftigen Schrittes auf den Weg. Sinnend und immer nur an Eduard denkend ging ſie die Friedrichsſtraße, und dann links einbiegend, die Linden hinauf. Mit geſchäftiger Eile machte ſie ſich Bahn durch die hin und wieder ſtrömende Menſchenmenge, deren Wogen und Treiben, und Plaudern und Schreien achtlos an ihrem Ohr vorüberging. Was kümmerte ſie auch das Geräuſch dieſer Welt, ſie, vor deren Ohr noch Eduard's Stimme ertönte, ſie, welche immer noch ihn vor ſich ſah mit dieſen großen, glühenden Augen, mit dieſer edlen, gewölbten Stirn, auf welcher ſo hohe Gedanken und eine ſo edle Seele zu erkennen war! So ging ſie immer weiter und weiter, über die Schloßbrücke, durch den Luſtgarten, am Muſeum vorüber, nach der neuen Friedrichsbrücke. Aber was war das für ein Geſchrei, das ihr entgegendrang, warum ſtanden die Leute ſtill und ſchauten die neue Friedrichsſtraße hinunter, die Köpfe ſchüttelnd, angſtvoll, warum rief man hier und da um Hülfe, um Rettung, und doch blieb Alles gaffend ſtehen und Niemand eilte hin?

Das Pferd iſt wild geworden, es iſt ganz unmöglich, es aufzuhalten, ſagte Einer, ſich gemächlich auf das Brückengeländer lehnend.

Ja, ſagte der Andere, ich bin blos neugierig, ob es richtig über die Brücke geht; wenn's ſeitwärts biegt, geht's gerade in den Fluß hinein, und dann ſind die, welche drin ſitzen, verloren!

Nun, wir werden's gleich ſehen —

Hei, wie das heranbrauſt und donnert, jetzt weckt's auch Frau Winkler aus ihrem Sinnen. Sie blickt auf, ein Wagen kommt daher, im ſauſenden Galopp mit hochflatternden Mähnen, wie die Windsbraut ſo ſchnell fliegt dieſes bäumende, wüthende Pferd herbei.

Mein Gott, dieſes Pferd, — o Allmächtiger, ſie erkennt es, und im Wagen ſieht ſie das bleiche, ernſte Geſicht ihres Eduard's, welcher ein ohnmächtiges Weib in ſeinen Armen hält. Es war nur ein Moment, daß ſie es ſah, aber ſie hat Alles begriffen, Alles verſtanden, die gräßliche Gefahr, den drohenden Tod.

Wenn das Pferd ſeitwärts läuft, wird es gerade hineingehen in den Fluß!

Und Niemand iſt da, ihm zu helfen! Da ſtehen die Männer und gaffen, und Niemand hat den Muth dieſem tollkühnen Pferde ſich in die Zügel zu werfen, ſie ſtehen alle und gaffen, es iſt für dieſe neugierige Menge ein Schauſpiel, weiter nichts! Aber die Liebe, die Angſt macht aus dieſem alten gebückten, zerfallenen Mütterchen einen Mann an Kraft und Muth, ſie richtet ſich hoch auf, ihr Auge flammt in Muth und Entſchloſſenheit, mit weit ausgebreiteten Armen ſtürzt ſie dieſem raſenden Pferde entgegen; jetzt kommt es herangebrauſt, jetzt iſt es da, — hinein zwiſchen die doppelte Deichſel ſtürzt das muthvolle Weib, es erfaßt die Zügel, und einen Augenblick ſtutzt das Pferd, dann, mit einem raſenden Wiehern, ſpringt es

vorwärts und ſchüttelt das Haupt, aufbäumend, wie um dieſe Laſt, die ſich an ihn gehängt, los zu werden. Aber das Weib klammert ſich an ihn, mit der Wuth, mit dem Zorn eines Tieger, ſie läßt ſich vorwärts ſchleifen, ſie wird von den Hufen getreten, zerſchlagen, ſie fühlt nichts davon, denn es gilt ihn zu retten! Die Wuth des Thieres iſt gebändigt, der unvermuthete Angriff hat es ſtutzen gemacht, Eduard iſt es gelungen, die Zügel wieder zu faſſen, und jetzt ſtürzen Männer herbei, das Thier zu halten. Es ſteht, noch einen Schritt und es wäre hinabgeſprungen in den ſchwarzen, grabesdunkeln Fluß, — Eduard iſt gerettet, aber zu den Füßen des Pferdes, ohnmächtig und blutend, liegt ſeine Retterin! Und Eduard erkennt ſie, dieſe gute, alte Frau, welche ihm immer Blumen und Grüße bringt von ſeiner Mutter, jetzt durchzuckt es, wie ein bitterer Schmerz, ſeine Seele, er weiß es ſich kaum zu erklären, was ihn ſo tief bewegt beim Anblick dieſes armen, blutenden Weibes!

Die vorher ſo unthätige, gaffende Menge, ſie iſt jetzt, da keine Gefahr mehr vorhanden, ſehr muthig, ſehr dienſtbefliſſen. Man hebt die ohnmächtige, alte Frau auf, man will ſie in das nächſte Haus tragen!

Aber Eduard winkt eine Droſchke herbei, und bittet die hülfreichen Leute, die alte Frau da hineinzubringen. Mein Gott, er hat ſogar auf einen Moment ſelbſt Amalien vergeſſen. Aber ſie iſt aus ihrer Ohnmacht erwacht, und das Cabriolet verlaſſend, ſteigt ſie in die Droſchke, um die blutende, alte Frau in ihre Arme zu nehmen. Eduard ſetzt ſich den Beiden gegenüber und befiehlt dem Kutſcher in ſeine, Eduard's Wohnung zu fahren, und die Menge ſieht dem Wagen nach, wie er ſich langſam entfernt, und man findet es ſehr human von dem vornehmen Herrn und

der ſchönen, jungen Frau, daß ſie des alten, gemeinen Weibes ſich ſo liebevoll annahmen und ſie in ihre eigene Wohnung fahren, ſtatt ſie in die Charité abzuliefern.

Nach langen Bemühungen, nach vielfachen, vergeblichen Verſuchen war es endlich gelungen, Frau Winkler in das Leben zurückzurufen. Sie ſchlug die Augen auf, ſie blickte fragend, ſuchend um ſich, und als ſie Eduard ſah, der vor ihr ſtand und noch immer ihren Arm hielt, an welchem er ſie zur Ader gelaſſen, als ſie in ſein bleiches, tiefbewegtes Antlitz ſah, rief ſie, mit einem Entzücken, das Thränen in Eduard's Augen trieb: o, mein Gott, ich habe ihn gerettet!

Und jetzt ſtürzte Amalie zu ihren Füßen nieder und küßte ihre Hände, und dankte ihr mit glühenden Worten, daß ſie ihr den Geliebten, den Bruder erhalten.

Bruder! ſagte die Alte lächelnd, das Haupt ſchüttelnd. Dann ſah ſie auf Eduard, und fragte ihn mit den Augen, ob er Amalien Alles geſagt, er verſtand ſie und nickte bejahend. Frau Winkler legte das Haupt zurück in den Lehnſtuhl, in welchem ſie ſaß, und ſchloß die Augen, aber auf ihrem Antlitz leuchtete die reinſte Freude.

Eduard betrachtete ſie mit angſtvollen, fragenden Blicken und ſah nach der Uhr, um die Schläge ihres Pulſes zu prüfen. Die Berührung ſeiner Hand machte ſie erbeben, ſie ſchlug die Augen wieder auf und ſah ihn an.

Nicht wahr, ſagte ſie mit himmliſcher Ruhe, nicht wahr, ich muß ſterben! Es brennt und arbeitet hier in meiner Bruſt, als ob Feuer darin wühle. Vielleicht würde ich ſehr viel Schmerzen empfinden, aber nun merke ich's nicht, weil ich ſo glücklich bin und freudig, denn ich weiß, daß ich ſterben muß!

Eduard wagte nicht, ihr zu widerſprechen, aber er bat ſie, nicht ſo viel zu ſprechen, weil das ihrer Bruſt ſchaden und leicht einen Blutſturz herbeiführen könne.

Frau Winkler ſchien ihn nicht zu hören, ſie hob die Arme gen Himmel, und mit einem unausſprechlichen Ausdruck rief ſie: mein Gott, mein Gott, Du haſt mein Gebet erhört, Du läſſeſt mich ſterben, in ſeinen Armen ſterben! Ich ſoll nicht einſam und verlaſſen in den Tod gehen, wie ich gelebt habe, ſeine Hand wird dieſe alten, lebensmüden Augen zudrücken, die Stimme meines Sohnes wird mich erquicken, wenn ich ſterbe!

Mutter, meine Mutter? rief Eduard, vor ihr niederknieend und ihre Hände faſſend.

Ja, ſagte ſie ſtolz und glücklich, ich bin Deine Mutter! Habe ich es Dir nicht geſagt, mein Sohn, daß Du Deine Mutter ſehen würdeſt, bevor ſie ſtürbe, daß Du an ihrem Todtenbette ſtehen würdeſt, um ihren Segen zu empfangen? Ja, mein Sohn, ich ſegne Dich, ſegne Dich mit der Kraft und Fülle der Liebe, welche in mir iſt, o, und jetzt, das weiß ich, wirſt Du dieſes armen, alten Weibes Dich nicht ſchämen. Mein Sohn, mein Sohn, ſieh, ich bin Deine Mutter, und alle dieſe traurigen, mühevollen Jahre habe ich zu Gott gefleht, daß er einmal mir geſtatten möchte, meinen Sohn an mein Herz zu drücken und zu hören, wie er mich Mutter nennt! Mein Sohn, wie gnädig iſt Gott, jetzt habe ich's verdient, daß ich Dich umarmen kann!

Sie breitete die Arme aus und Eduard ſtürzte an ihr Herz; er nannte ſie ſeine Mutter und benetzte ihr Antlitz mit ſeinen Thränen, und klagte ſich ſelber an, daß ſein Herz nicht die Mutter errathen und erkannt habe!

Sie hörte nicht ſeine Klagen, ſie wußte nur, daß ihr Sohn an ihrem Herzen lag, und daß dieſes ein Glück ſei, welches ſie freudig mit dem Tode bezahlen wolle!

Ich habe nicht für Dich leben können, mein Sohn, ſagte ſie zärtlich, aber ſterben, ſiehſt Du, ſterben durfte ich für Dich, ſterben, um Dir zu ſagen, wie ich Dich liebe, wie Du der Inhalt und Traum meines ganzen Lebens geweſen, wie ich gelebt habe von Deinen Blicken, von Deinem Lächeln!

Nein, nein, rief Eduard ſchmerzbewegt, nein, Du darfſt nicht ſterben, Du mußt leben, meine Mutter, leben, um von Deinem Sohne Dich lieben zu laſſen, leben, damit ich Dir vergelten kann alle dieſe Opfer, welche Du mir gebracht. O, meine Mutter, es war grauſam, mir nicht zu ſagen, daß Du meine Mutter ſeieſt, daß eine Mutter da ſei, mich zu lieben, mich zu tröſten!

Ich hatte geſchworen, es nimmer zu verrathen, ſagte ſie, aber ich brach meinen Schwur, als ich wußte, daß Du Deine Schweſter liebteſt. Ach, ich weiß, Gott wird mit einer Mutter nicht in's Gericht gehen, wenn ſie ſelbſt einen heiligen Eid bricht, um ihren Sohn zu retten, ihn, der das Einzige war, was ſie auf Erden zu lieben, zu beſchützen hatte.

Und warum, meine Mutter, warum haſt Du dieſen Eid geleiſtet? Wer konnte ſo grauſam ſein, von einer Mutter ein ſolches Opfer zu verlangen?

Die alte Frau lehnte ſich matt und erſchöpft zurück, eine Todesbläſſe überzog ihre Wangen, und der Ausdruck ihres Antlitzes nahm jenen eigenthümlichen hippocratiſchen Ausdruck an, welcher der erſte und ſicherſte Bote des nahenden Todes iſt! Es brennt wie Feuer hier in meiner Bruſt, ſagte ſie leiſe, das iſt der Tod, mein Sohn, der Tod, welcher mir dieſe

ſelige Stunde des Glückes mißgönnt und mich abzurufen kommt!

Und als Eduard ſie beſchwor, nicht zu ſprechen, weil dies nur ihr Ende beſchleunigen würde, als er ſie weinend bat, ihn nicht ſo ſchnell ſeiner Mutter zu berauben, ſagte ſie mit einem milden Lächeln: ich bleibe immer bei Dir, mein Sohn, über eine Mutter hat der Tod ſelbſt keine Gewalt, und die Liebe kann niemals begraben werden, ſie bleibt und lebt, und wird Dich umſchweben, mein Sohn, und bei Dir ſein, alle Tage, bis an der Welt Ende! Darum laß mich ſprechen und Dir noch ſagen, was Du wiſſen mußt, um Deinen Wohlthäter, Deinen Vater nicht zu beſchuldigen!

Er war alſo mein Vater, dieſer Mann, welchem ich Alles verdanke, was ich bin und habe?

Nicht Dein Vater, nach dem Worte und Fleiſche, aber Dein Vater im Geiſt und vor Gott. Höre mir zu, mein Sohn, ich werde nur noch wenige Worte zu ſagen haben! Dein Vater, Dein wirklicher, echter Vater war ein armer Maurergeſelle, wir hatten uns lange geliebt, viele Jahre lang gearbeitet, raſtlos, unverdroſſen, bis wir ſo viel erſpart hatten, uns einen kleinen Haushalt einzurichten, und dann heiratheten wir uns. Ach, das war eine ſchöne Zeit, mein Sohn, und dieſe zehn Monate, die ich mit Deinem Vater als ſeine Frau verlebte, die haben durch dreißig einſame, verlaſſene Jahre, wie ein goldenes Morgenroth mir geleuchtet, und darum iſt es niemals ganz Nacht in mir geworden. Nun, das Glück dauert niemals lange, und eines Tages brachten ſie mir Deinen Vater heim, mit zerbrochenen Armen, mit zerſchellten Gliedern, er war vom Bau heruntergefallen. Da war das Glück zu Ende und der Schmerz begann. Er hatte noch lange zu leiden,

ach, und ſo ſehr zu leiden, daß ich immer nur zu Gott bitten mußte, er möchte ihn erlöſen. Endlich that er's, und ich war nun eine arme, verlaſſene Wittwe, die ihr letztes Habe, das letzte Stück Bett verkaufen mußte, um Deinem Vater ein ordentliches Begräbniß zu geben! Dann, als ich ihn hatte hinabſenken ſehen in die kalte, ſtille Erde, trocknete ich meine Thränen, und dachte an das Kind, das unter meinem Herzen ruhte, und für welches ich mich erhalten und ſtark ſein mußte! Und weil ich nicht wußte, wohin ich mein Haupt legen und meinem Kinde ſeine Wiege betten ſollte, ging ich in die Charité, und da gebar ich Dich nach drei Tagen der Marter und Qual!

Arme, arme Mutter, ſagte Eduard mit Thränen in den Augen, und küßte ihre welken, erkaltenden Hände.

O, jetzt bin ich eine glückliche Mutter, ſagte ſie matt, und blickte ihn an mit dem Ausdruck unendlichſter Liebe. Dann, nach einer Pauſe, fuhr ſie fort: ich konnte mich Anfangs auch Deiner Geburt gar nicht freuen, denn ich hatte lange zu kämpfen mit dem Tode, dann aber, als ich endlich mein Bewußtſein wieder fand, als ich Dich in meinen Armen hielt und in Dein Kinderangeſicht ſchaute, da zog ein unendlicher Schmerz und ein unermeßliches Glück in mein Herz ein, denn ich fühlte, daß Du, ein Kind der Armuth und Schmerzen, ein vaterloſe Waiſe, nur geboren ſeieſt, um zu leiden und zu kämpfen und in Armuth zu entbehren, aber immer doch war es eine Gnade von Gott, daß er Dich mir gegeben, und ich dankte dem Herrn, während ich über Dich weinte. In meiner Aufregung mochte ich wohl laut gebetet und um Dich geklagt haben, denn ein Herr trat zu mir und fragte mich, ob ich mein armes

Kind wohl wirklich von Herzen liebe, und ob ich wohl den Muth hätte, mich und mein eigenes Glück hinzuopfern, wenn es darauf ankäme, meinem Sohn ein beſſeres Loos zu bereiten und ihn vor Mangel und Elend zu bewahren. Das war ein Wink Gottes, und wie ein Engel des Herrn erſchien mir der Mann, welcher kam, meinen Sohn zu erlöſen von dem Unglück und der Noth des Lebens. Konnte ich da wohl an mich denken? Und dieſer fremde Mann erzählte mir, daß ſein junges Weib ihm auch einen Sohn geboren, ein armes, ſchwächliches Kind, das jetzt dem Tode nahe ſei, wie ſeine Mutter, die ſelbſt zum Tode krank, gewiß ſterben würde, wenn das Kind ihr entriſſen werde, wenn ihr Sohn ihr ſtürbe. Er war mit Dir an Einem Tage, in Einer Stunde geboren, dieſer Sohn, aber er ſtarb, während Du lebensvoll und geſund warſt. Und in meine Hand war es gegeben, dieſem Manne ſein Weib zu erhalten und Dich aus Armuth und Noth zu erretten, dem armen verwaiſeten Knaben einen Vater und eine Mutter zu geben, welche ihn erziehen wollten, als das Kind ihres Herzens, und ſeinen Geiſt erleuchten, ſein Herz bilden wollten für das Edle und Gute! — Ach, wie das brennt, mein Sohn, und welche eiſige Schauer meinen Körper durchrieſeln!

O habe Mitleid, meine Mutter, ſprich nicht mehr, flehte Eduard, Du bedarfſt der Ruhe. Mein Gott, wie bleich Dein Geſicht iſt, dieſe Schmerzen müſſen entſetzlich ſein!

Jene Schmerzen damals, als ich Dich hingab, als ich aufhörte, Deine Mutter zu ſein, ſie waren größer, ſagte ſie milde. Der Doctor Linz, denn Du wirſt ſchon gemerkt haben, daß er es war, ſchwur mir auf die Bibel, Dich als ſeinen Sohn, ſtatt ſeines ſterbenden Kindes zu erziehen, und weder Dich,

noch ſein Weib jemals ahnen zu laſſen, daß Du nicht ihr Sohn ſeieſt. Und als er das geſchworen, legte ich die Hand auf die Bibel und ſchwur mit einem feierlichen Eide Dir nie zu ſagen, daß ich Deine Mutter ſei, und in fünfundzwanzig Jahren Dich nicht wieder zu ſehen! Ich dachte damals nicht, daß ich ſo lange leben könnte, und leiſtete den Eid. Am Abend brachte der Doctor Linz heimlich unter ſeinem Mantel mir ſeinen todten Knaben. Ach, ich dachte wohl, daß ich ſterben würde, als er die kalte Leiche in meine Arme legte und meinen warmen, lebensvollen Sohn von meinem Herzen nahm; ich ſchrie, daß ich nur noch einmal Deine Lippen küſſen und Dich ſegnen wollte, — aber er war ſchon fort, und die Leute meinten, ich ſei nur wahnſinnig über den Tod meines Kindes, das ſie dann begruben, indem ſie mir einen Todtenſchein gaben, daß Eduard Karl geſtorben ſei. Ich gab ihn Deinem neuen Vater, und er ſagte mir dafür mit Thränen, daß ich ſein Weib vom Tode gerettet, daß ſie geneſen, weil ſie ihren Sohn ſo kräftig und blühend geſehen. Er wollte mir auch Geld geben, das nahm ich nicht, verkauft wollte ich Dich nicht haben, ſondern nur mich opfern für Dein Glück! Als ich wieder geneſen war, verließ ich die Charité und wanderte, um getreulich meinen Schwur zu halten, aus Berlin in meine Heimath. Da bin ich geblieben und habe gearbeitet und gebetet, und gehofft fünfundzwanzig Jahre. Dann kam ich hieher, denn mein Schwur war erfüllt, jetzt durfte ich wenigſtens Dich ſehen, und als ich Dich ſah, da habe ich geweint vor Entzücken und Luſt. — Siehſt Du, flüſterte ſie matt, das iſt Alles, was ich Dir zu erzählen habe.

Nein, nicht Alles, rief Eduard mit überſtrömenden Augen, Du haſt mir noch nichts geſagt von

Deinen Schmerzen und Kämpfen, von diesen langen, trostlosen, einsamen Jahren, nichts von Deinen Leiden und Entbehrungen, von den Schmerzen und der Sehnsucht einer Mutter!

O, flüsterte sie mit einem milden Lächeln, das läßt sich auch nicht sagen, das weiß nur Gott allein! Und jetzt ist's vorüber, Alles, Alles vorüber! Sieh nur, sieh, die Erde ist ein kaltes, ödes Grab, man stirbt an ihr, jeden Tag und jede Stunde! Da oben aber im Himmel, da ist ewiges Leben und ewige Liebe, da wirst Du bei mir sein, mein Sohn, und kein Scheiden und Trennen wird sein dort oben! Mein Sohn, wo bist Du, ich sehe Dich nicht mehr, ach laß mich Deine Augen sehen, sie sind meine Sterne gewesen in dieser dunklen Nacht des Lebens!

Hier bin ich, hier, meine Mutter, sagte er, sein Haupt an ihre Brust drückend.

Sprich lauter, lauter, daß ich Dich höre, flüsterte sie. Und grüße mir Amalie und sage, daß ich auf sie alle die Liebe übertrage, welche ich für Dich gehabt, daß ich sie segne zu Deinem Weibe!

Und als Amalie mit Eduard Hand in Hand zu den Füßen der Sterbenden kniete, da zog ein verklärtes Lächeln über ihr Gesicht; mit gen Himmel gewandten Blicken und mit einem Ausdruck, welcher nicht von dieser Welt ist, legte sie die Hand auf das Haupt ihrer Kinder und segnete sie ein zum Leben, zur Liebe!

Die Schatten des Todes zogen über ihr Angesicht, — nun ein mattes Röcheln, ein Aufathmen, dann entquoll ein Blutstrahl ihrem Munde, aber sie lächelte, und ihre schon brechenden Augen waren noch auf den Sohn gerichtet, für den sie lebend sich ge-

opfert, und für den sie freudig in den Tod gegangen war.

Mit diesem Lächeln und diesem Blicke der Liebe erstarrte ihr Angesicht, und der Sohn, welchen sie gesucht und heimlich geliebt ihr ganzes, stilles, schmerzensreiches Leben hindurch, er hatte sie nur gefunden, um über ihrer Leiche zu weinen!

Letztes Glück.

Doppelt besitzt man heute, was man morgen zu verlieren gewiß ist, doppelt ist unser das Leben und die Freude, wenn wir wissen, daß hinter den duftenden Rosen des Lebens der kalte modernde Tod schon drohend seine Sense erhoben, und daß dieses fröhliche Aufjauchzen der Freude bald erstarren wird unter dem unheilsvollen Angstgewimmer des Grams. Es ist eine diabolische Freude, dieses Genießen inmitten der Gewißheit seines Endes, dieses Hinstürzen in die Arme des Glückes bei den vorahnenden Schauern des Unglückes. Heute das Paradies mit all seinen bezaubernden Reizen, mit seinen Blüthen und Früchten, seinem Vögelgesang und seinen Liebesliedern, morgen die Hölle mit ihren entsetzensvollen Martern, ihrer Grabesöde und ihren eintönigen Litaneien des Jammers! —

So war Julieus Glück und Juliens Freude! Ein bezauberndes, berauschendes Glück, eine überwältigende, himmelanstürmende Freude, und dabei die tiefe Gewißheit des Endes, des Todes! Aber sie sagte

nicht mehr zu sich selber: ich will das Glück nicht genießen, der Liebe mich nicht hingeben, weil ich weiß, daß es Alles vergehen muß, und daß ich zum Glück und zur Liebe nicht geboren bin. Deshalb will ich nichts hören von all diesen Lockungen, und da das Unglück doch einmal gewiß ist, so will ich, statt einst als seine Sclavin mich beugen zu müssen, es freiwillig auf meine Schultern nehmen als meinen Königsmantel, der nicht von Purpurfarbe, sondern von meinem eigenen Herzblut in glühendem Roth erglänzt. — Nein, nicht so sprach sie jetzt zu sich selber, sondern sie sagte: weil mir der Tod gewiß ist und das Unglück, so will ich in vollen Zügen noch genießen des Lebens, und mit hochaufjauchzender Freude mich hineinstürzen in diese Wogen des Glükkes Mit dem Unglück will ich kämpfen um jede Spanne Glück, mit dem Tode will ich ringen um jede Minute des Lebens, und was ich Beiden abgewinne, das ist mein, unwiderruflich mein, und kein Gott und kein Dämon kann es mir entreißen.

Und bei solchen Gedanken war aus der bleichen, ernsten Frauengestalt ein glühendes, heiteres, liebendes Weib geworden, das sich glückestrunken in des Geliebten Arme warf und aufflammte in Lebenslust und Liebeswonne!

Sie liebten sich, sie waren glücklich, Beide, sie die schöne glühende Julia und er ihr Geliebter, Alfred von Wülfingen. Es war eine himmelanstürmende Freude, eine weltenbesiegende Lust! Doch war ein Wermuthstropfen in dem vollen Becher dieser Freuden, ein Schatten fuhr je zuweilen über die heitere Sonne ihres Glückes! Es konnte kommen, daß Julia in Alfred's Armen erbebte, daß ihr eben noch strahlendes Auge sich plötzlich verdunkelte, und daß sie, die eben noch freudejauchzend, lebensvoll sich an

ſein Herz geſchmiegt, plötzlich matt und kraftlos, hochathmend und zitternd zuſammenſank, wie vernichtet von geheimnißvoll freſſenden Schmerzen!

Aber dennoch waren es glückliche Tage geheimnißvoller Liebe, unbelauſchte, ſelige Tage! Sie war noch immer Julius Brander am Tage und vor den wenigen Menſchen, die zu Alfred kamen, denn ſie ſelber verließ niemals ihre Wohnung. Aber am Abend, wenn die laute Welt da draußen verſtummte und ſie gewiß waren, nicht mehr geſtört, von keinem läſtigen Beſuche mehr gequält zu werden, dann verwandelte dieſer Knabe ſich in ein Weib, in welch ein ſchönes, glühendes, Luſt und Liebe ſtrahlendes Weib!

Doch ſagte ſie zu jedem Tage des Glückes: dieſes wird der letzte ſein! zu jeder Stunde der Liebe: ſie wird nicht wiederkehren! Zuweilen, wenn ſie allein war, hätte man ſehen können, wie ſie mit einem kleinen blitzenden Dolche ſpielte und ihn, gleichſam tändelnd, an ihren weißen Buſen führte. Sie trug ihn immer bei ſich, dieſen kleinen, ſcharfen, zierlichen Dolch, und zuweilen mitten im Genuſſe des Lebens und der Freude hatte ſie den diaboliſchen Gedanken, ſich jetzt den Dolch hineinzuſenken in dieſes Herz, welches eben ſo hoch klopfte vor Entzücken und Luſt, zu ſterben inmitten dieſes Sonnenſcheines, zu vergehen auf dieſem duftenden Roſenlager! Aber ſie verwarf dieſen Gedanken immer wieder, weil ſie ein Weib war, welches liebte, mehr noch den Geliebten, als ſich ſelber, und weil ſie alſo wußte, daß Alfred leiden würde, unausſprechlich leiden, und weil es ihr ein Verbrechen ſchien, ihn auch nur um eine Sekunde dieſes ſo kurz und ſparſam zugemeſſenen Glückes zu betrügen!

Deshalb ſenkte ſie den Dolch immer wieder leiſe n die Falten ihres Gewandes zurück und ließ ihr

Auge wieder ſtrahlen in Liebe, ihr Herz wieder hüpfen in Entzücken und Freude.

Sie wartete immer auf das Unglück, und nach acht kurzen, ſeligen Tagen der Liebe und der Entzükkungen da war es gekommen, da ſtand es vor ihr in der Geſtalt dieſes wilden, hohnlachenden Chriſtian's, der gekommen war, um dem Baron Alfred von Wülfingen ſein verzweiflungsvolles, vergebliches Suchen nach der entflohenen ſchönen Julia zu ſchildern. Aber der Baron Alfred war ausgegangen, und ſtatt ſeiner fand Chriſtian nur den Knaben Julius Brander.

Mit einer Geberde des Zornes und der hohnlachenden Freude ſtürzte Chriſtian ſich auf dieſen erbleichenden Knaben, einen Augenblick ſchien es, als wolle er ihn erdrücken in ſeinen ihn umklammernden Armen, und ſein Geſicht hatte den Ausdruck einer blutdürſtigen Hyäne, welche zähnefletſchend und grinſend in teufliſcher Luſt ſich über ihre Beute wirft, aber mitten in ſeinem Zorne gewann die Ueberlegung, die pfiffige, diebiſche Berechnung dennoch Raum in Chriſtian. Dieſer Mord konnte ihm nichts nützen, ſondern im Gegentheil vielleicht ſein eigenes Verderben ſein! Er wollte ſie nicht ermorden, ſondern ſie mußte leben, um ihm zu nützen; nicht ſeine Feindin, ſondern ſeine Verbündete ſollte ſie ſein, eine Zuflucht für ihn, in jeder Lage, in jeder Bedrängniß. Sie konnte ihm ein Mittel ſein, ſich immer Geld zu verſchaffen, und das war mehr werth, als die augenblickliche Befriedigung ſeines Zornes und ſeiner blutdürſtigen Wuth.

Er ließ ſie frei aus ſeinen umklammernden Armen, und forderte mit gebieteriſchem Tone von ihr Geld, eine große Summe, und das Verſprechen, ihm allwöchentlich eine ähnliche Summe zu geben für ſein Schweigen, für ihr Geheimniß. Julia verweigerte es, ſie war ernſt und kalt geworden, muthig und ru-

hig, seine Drohungen hörte sie schweigend an, mit einem kalten Lächeln auf diesen bleichen, zuckenden Lippen, seiner Wuth setzte sie ihre Ruhe und ihren Stolz entgegen, und seine Schmähungen erwiederte sie mit einem Blicke unendlicher Verachtung. Als er aber, rasend gemacht durch ihre Ruhe und Kälte, schwur, sie, wenn sie sich weigere ihm zu geben, was er fordere, zu verrathen, da zuckte ihre Hand ganz unwillkührlich, ganz mechanisch nach dem kleinen Dolche, und ein bitteres Lächeln trat auf ihre Stirn.

Aber in diesem Momente höchsten Zornes von der einen, und des kühnsten Entschlusses von der andern Seite ward die Thür plötzlich aufgerissen und Alfred erschien auf der Schwelle, bebend vor Zorn, bleich und flammenden Auges. Er hatte diese letzten rasenden Zornesworte Christian's, seine wilden Schimpfworte, seine grausamen Verhöhnungen, er hatte das Alles gehört, und er kam, den Verbrecher zu strafen, welcher frech genug gewesen, das Weib, welches Alfred liebte, zu beschimpfen.

Außer sich, zitternd vor Zorn, winkte er gebieterisch seinen Dienern und befahl ihnen, diesen Verwegenen zu packen und ihn hinauszuwerfen.

Es waren zwei herkulische, kräftige Männer, und gegen den Eisendruck ihrer Hände vermochte der unversehens überwältigte Christian sich nicht zu vertheidigen. Er ließ sich fortschleppen, aber ehe er die Schwelle dieses Gemaches, in welchem Julia weilte, überschritt, schwur er mit einem Ausdruck des Zornes und der flammenden Wuth, sich zu rächen für diese Beschimpfung, und dieses Weib da zu strafen für ihren Widerstand! Er schwur es mit zornglühenden Augen und zuckender Lippe, er schwur es mit geballten Fäusten und tückischem Lächeln, und Julia

wußte und fühlte, daß er seinen Schwur halten würde, daß sie verloren sei!

Das Unglück war also da, sie hatte es so lange erwartet, daß es sie jetzt weder überraschte, noch erschreckte. Sie war ruhig und kalt und schön, wie diese marmornen Statuen der Alten, an denen wir nichts zu entbehren, zu wünschen haben, außer daß dieser Marmor Fleisch, daß diese Augen von einem Glutstrahl des Lebens durchblitzt werden möchten. — Sie war ruhig und kalt wie Marmor, herrlich schön und strahlend wie die Mondgöttin der Alten. — Es schien, als sei alles Irdische von ihr abgefallen, als habe sie Alles überwunden, die Freude sowohl, wie den Schmerz, um sich still zu wiegen in jenen lautlosen, ununterbrochenen Regionen, von denen die indischen Priester meinen, daß sie die höchste Stufe der Glückseligkeit ist, weil man in ihr zur Unempfindlichkeit sich emporschwingt.

Nur in diesen großen, unermeßlich tiefen Augen war noch ein Funke des Lebens, ein Abgrund des Leidens zu finden, und auf dieser edlen, kraftvollen Stirn stand ein energischer, kühner Entschluß.

Alfred hatte es gelernt in ihren Mienen zu lesen, und er zitterte. Er hatte gesehen, daß ihre Hand den Griff ihres Dolches erfaßt hielt, und er stürzte vor ihr nieder und flehte sie an um Mitleid, um Erbarmen, er bat sie mit Thränen um ihr Leben.

Sie schüttelte stolz das Haupt und fragte ruhig: Soll ich auf dem Schaffot sterben?

Auf dem Schaffot? schrie er aufspringend und sie in einer natürlichen Aufwallung der Angst und Liebe in seine Arme schließend, als wollte er sie dort beschützen gegen alles Leid und alle Schmach.

Sie machte sich sanft aus seinen Armen los und sagte: ehe ich sterbe, mußt Du mein Geheimniß und

die Geſchichte meiner Vergangenheit erfahren. Aber ich werde kurz ſein müſſen, denn dieſer Mann wird eilen ſeinen Schwur zu erfüllen, vielleicht habe ich nur wenige Stunden noch! Höre mich alſo, Alfred!

Sie deutete mit der Hand auf einen Stuhl, er ließ ſich mechaniſch hineingleiten.

Sie ſetzte ſich ihm gegenüber und begann ihm zu erzählen. Halb betäubt, halb ſinnlos und verwirrt hörte er ihr zu, und doch entging ihm kein Wort, keine Sylbe dieſer troſtloſen, entſetzlichen Geſchichte, — er hörte mit ſeiner Seele und mit ſeinem Herzen.

Und ſie erzählte ihm von den Tagen ihrer Kindheit, von dieſen glücklichen, friedvollen Tagen, die ſie ſanft behütet und gepflegt von dem Auge einer Mutter, von der Liebe eines Vaters dahingeträumt hatte. Ihre Stimme klang wie Muſik, wie das Rauſchen einer Aeolsharfe, ſo lind und leiſe, als ſie von dieſen ſchönen Tagen ihrer Kindheit erzählte, ihre Augen glänzten in Thränen, und auf ihren Lippen zeigte ſich einen Augenblick ein ſchwaches Lächeln, wie der letzte Strahl einer untergehenden Sonne.

Aber die Tage der Kindheit, ſie rauſchen ſo ſchnell vorüber, wie das Glück und die Unſchuld. Julia erzählte weiter von den Tagen, wo ſie zu einer Jungfrau herangeblüht, wo ihr erwachendes Herz von glühender Leidenſchaft zu einem ſchönen Manne erfaßt ward, der es verſtanden, ihr Herz zu berücken. — Sie erzählte dem bleich und athemlos horchenden Alfred jene Geſchichte, welche die eiferſüchtige Gräfin Marſilla einſt dem Fürſten Pomowsky vorgeworfen, und von der er bekannt, daß ſie Wahrheit enthalte.

Julia, unſchuldigen und reinen Herzens, hatte dem Verführer geglaubt. Sie war gefallen, weil ſie ihn grenzenlos liebte und weil ſie ſeinen Schwüren trauete. Er aber hatte ſie verlaſſen, und die Schande, die

Verzweiflung hatte sie rasend gemacht und in der Raserei ihrer Qual hatte sie ihr eigenes Kind getödtet. Dann aber war sie hingegangen und hatte sich selbst als Mörderin angeklagt.

Mit furchtbarer Ruhe hatte sie sich selber des Verbrechens angeklagt, mit voller Ueberlegung, mit ruhiger Hand die lang beschlossene That vollführt zu haben. Nicht, weil ihr Geliebter sie verlassen, sondern weil er im Gegentheil ihr treu gewesen und sie habe heirathen wollen. Sie aber habe ihn gehaßt und deshalb habe sie sein Kind ermordet.

Sie sprach so ruhig und besonnen, sie schien gar keine Reue über ihre That zu empfinden, nichts zu ihrer Entschuldigung anführen zu können, und so konnten auch die Richter sie nicht entschuldigen.

Julia ward zum Tode verurtheilt!

Sie sollte auf dem Schaffot sterben!

Sie empfing ihr Urtheil mit lächelnder Ruhe! Sie wollte sterben und sie dankte Gott, daß sie bald erlöst werden sollte!

Aber doch fühlte sie ein Grausen und Beben ihren Körper durchrieseln, wenn sie daran dachte, öffentlich, vor aller Welt, hingerichtet zu werden, einer neugierigen, hohnlachenden, spottenden Menge zum warnenden Beispiel!

Ach, es wäre süß zu sterben, einsam und allein in den Tod zu flüchten vor diesen entsetzlichen Bildern der Vergangenheit, welche Tag und Nacht sie marterten mit ihrer unheilsvollen Gegenwart. Aber nicht ein Schauspiel für die Welt, nicht ein Gepränge, das Stoff bietet für das Geschwätz der neugierigen, gaffenden Menge.

Eine Stimme flüsterte geheimnißvolle Worte an ihr Ohr, von Flucht und Hülfe.

Ein seit wenigen Tagen entlassener Gefangener,

welcher mit ihr in demſelben Hauſe geweſen, wußte unter irgend einem Vorwande ſich noch einmal Eingang zu verſchaffen in das Haus. Er wußte ſogar ihr einen Brief in die Hand zu drücken und einen Dolch.

Es war ein Brief ihrer Mutter. Sie verzieh ihr, ſie nahm den Fluch von ihrem Haupte und flehte ſie an, zu leben, ſich zu retten! Sie ſagte ihr, daß Alles zur Flucht vorbereitet ſei, daß ſie in dieſer Nacht noch fliehen ſolle. Sie ſandte ihr den Dolch als Schutz- und Vertheidigungsmittel. O, es war ihr Dolch, der Dolch, mit welchem ſie gemordet hatte! Der Mann, welcher ihr den Brief gebracht, ſollte ſie begleiten und ihre Flucht ſichern. Dieſer Mann war Chriſtian. Ein Wagen ſollte in der Nacht bereit ſtehen, eine mächtige Hand habe die Schließer beſtochen, die Thüren würden ſich aufthun und der Wagen ſie dorthin führen, wo ihre Mutter ihrer wartete!

Der Trieb des Lebens erwachte in ihr, ſie dachte an das Schaffot und an den ſchimpflichen Tod, ſie dachte an ihre Mutter, und daß ſie dieſer jetzt, wo ſie den Fluch von ihr genommen, das entſetzensvolle Geheimniß dieſes Mordes ſagen wolle.

Die Nacht kam, die Thüren öffneten ſich, Chriſtian geleitete ſie, und mit ihm fuhr ſie hinaus in die Nacht! Sie fuhren viele Nächte und ruheten Tags in unſcheinbaren Wirthshäuſern. Ueberall war ihre Ankunft gemeldet, ihre Zimmer bereitet. Eine mächtige, einflußreiche und freigebige Hand hatte überall vorgeſorgt und geſchützt.

War es die Hand ihrer Mutter? Sie fragte oft nach ihrer Mutter, und wo ſie dieſe finden würde. Chriſtian gab ihr nur unbeſtimmten Beſcheid.

Endlich eines Abends fuhren ſie in eine große

Stadt ein, ſie fragte ihren Begleiter, wie dieſe Stadt heiße, und ob ſie hier ihre Mutter träfen?

Ihre Mutter, das weiß ich nicht! Aber unſere Reiſe iſt zu Ende, ſagte Chriſtian. Dieſe Stadt heißt Berlin, und hier iſt die Adreſſe von dem Herrn, der Alles beſorgt hat. Wir werden im Gaſthof zum goldenen Adler wohnen, und dahin wird der Herr kommen, Sie abzuholen, und mir hat er 'ne große Belohnung verſprochen, wenn ich Sie lebendig abefere.

Sie ließ ſich die Adreſſe geben und las ſie beim Schein einer Laterne, an der ſie vorüberfuhren. Auf dem Zettel ſtand: „Gregor Paulowitſch.“

Sie ſchrie laut auf!

Paulowitſch iſt ſein Kammerdiener, Er hat ſie gerettet, zu Ihm will man ſie führen!

Lieber in den Tod, als zu ihm!

Ihr Entſchluß iſt ſchnell gefaßt, ſie öffnet den Kutſchenſchlag, — es iſt Nacht, Chriſtian ſieht zur andern Seite hinaus, leiſe ſchlüpft ſie hinaus, der Wagen rollt weiter, — ſie ſteht allein, einſam auf der Straße!

Wie ein gejagtes Reh flüchtet ſie die Straße hinab. Jetzt verbirgt ſie ſich in dem dunklen Flur eines Hauſes. Da ſitzt ſie ſtundenlang, und als die Nacht tiefer und tiefer hinabſinkt, wagt ſie ſich wieder hinaus auf die Gaſſe, um dann erſchöpft zuſammenzuſinken. — Und ſo hatte Alfred ſie gefunden und gerettet! —

Julia ſchwieg, ſie lehnte ſich erſchöpft zurück. Alfred ſaß ihr gegenüber, farblos, zitternd, aber mit geballten Fäuſten und flammenden Augen.

O, ich werde Dich rächen, ſagte er in kurzen, abgebrochenen Sätzen, ich werde dieſen Schurken

treffen und Dich rächen! Seinen Namen, Julia, ſage mir ſeinen Namen!

Still! ſagte ſie aufhorchend. Hörſt Du nicht Tritte auf der Treppe?

Sie horchten.

Deutlich hörte man auf dem Flur den gleichmäßigen Tact aufmarſchirender Soldaten. Die Gewehre wurden angeſetzt. Alles war ſtill.

Hier iſt ſie! In dieſem verſchloſſenen Zimmer! ſagte eine Stimme. Julia erkannte ſie, — es war Chriſtian, welcher geſprochen.

Sie flog empor, ſie war nicht mehr bleich, ſondern glühend, flammend, etwas Unausſprechliches war in ihren Blicken, Todesverachtung und Freude, Hohn und Entzücken.

Sie ſtürzte zu Alfred hin, ſie drückte ihn feſt in ihre Arme, ſo feſt, ſo ſtürmiſch, daß er wankte. Aber ſie war ſtark, wie eine Heldin, ſie hielt ihn in ihren Armen aufrecht.

Aufgemacht! riefen draußen gebieteriſche Stimmen. Man rüttelte an der verſchloſſenen Thür.

Julia flüſterte: Lebewohl, mein Geliebter, Lebewohl! Segen über Dich! Du warſt der letzte Traum meines Lebens, ich war glücklich, denn Du liebteſt mich! Lebewohl! Lebewohl! Ich liebe Dich grenzenlos, und deshalb muß ich ſcheiden! Deine Liebe hat mich entſündigt, ich bin wieder rein und frei von Schuld! Weine auf meinem Grabe und vergiß nicht mein! Aber Alfred hatte nur Einen Gedanken, nur Eine Sehnſucht.

Seinen Namen, ich muß ſeinen Namen wiſſen!

Aufgemacht! ſchrie und wüthete es draußen. Kolbenſtöße wurden gegen die Thür gerichtet.

Oeffne! ſagte Julia, und jetzt war ſie bleich und kalt, wie ein Marmorbild.

Mechaniſch ging Alfred zur Thür und öffnete.

Chriſtian ſtürzte herein, Gensd'armen folgten ihm.

Hier iſt die entſprungene Mörderin! ſchrie er hohnlachend. — — —

Auf dem Fußboden lag ſie, überſtrömt von Blut; ihr Dolch hatte gut getroffen. Sie lächelte, und mit einem ſeligen Ausdruck blickte ſie auf Alfred hin.

Die Soldaten traten ſcheu zurück, ſelbſt Chriſtian ſchwieg und wandte ſich ab.

Alfred ſtürzte zu ihr hin, er kniete neben ihr, er hob ihr Haupt empor in ſeine Arme. Er weinte nicht, er klagte nicht, er hatte nur Einen Gedanken: ſeinen Namen! nur Eine Furcht: ſie konnte ſterben, ohne ihn genannt zu haben! —

Die Gluth der Rache hatte für einen Moment ſelbſt die Liebe in ihm beſiegt, aber es war doch nur die Gewalt der Liebe, welche in dieſem Rachedurſt aufflammte.

Es flog wie ein Lächeln über ihr Antlitz, wie ein ſtolzes, triumphirendes Lächeln.

Alfred, ich bin gerettet! flüſterte ſie. Kein Schaffot! Kein Gefängniß! Ich bin frei! Deine Geliebte wird nicht von Henkers Händen fallen!

Seinen Namen, ſchrie er, außer ſich. Sieh meine Qual, meinen Jammer! Julia, mein Weib, meine Geliebte! Ich weine nicht um Deinen Tod, denn ich weiß, daß ich bald werde bei Dir ſein, ewig, unzertrennlich. Erwarte mich da drüben, und bitte Gott, daß er meine Rache ſegnet. Den Namen dieſes Mannes, welcher Dich bübiſch verrieth!

Sie richtete ſich halb empor und ſagte mit einem wilden Ausdruck des Haſſes, des Zornes: es iſt der Fürſt Alexiew von Pomowsky!

Dann ſank ſie zurück, — bleich, — röchelnd. —

Fürſt Alexiew? ſchrie Alfred mit einem wilden

Lachen. Schließe Deine müden Augen, mein Weib, meine Geliebte! Scheide in Frieden dahin! Ich werde Dich rächen!

Alfred! hauchte sie, kaum hörbar noch. Alfred, ich erwarte Dich! Steige empor aus diesem Grabe des Lebens, aus dieser eklen, wüsten Welt! Steige empor, laß uns fliegen, fliegen! Ach, wie schön ist die Freiheit! —

Sie lächelte, sie athmete hoch auf — — Alles war still!

Sie ist todt! Und ich bin da, um sie zu rächen! schrie Alfred, und riß den Dolch aus ihrer Wunde und hob ihn hoch mit flammenden Augen und hochathmender Brust.

Die Gensd'armen standen schweigend da, — es gab hier nichts mehr zu thun, — sie war todt.

Christian hatte sein Antlitz verhüllt, — ihn schauderte.

Und inmitten dieser Gruppe lag dieses bleiche Weib, schön und herrlich anzuschauen in ihrer Marmorschönheit. Ein Ausdruck des Stolzes und der Hoheit lag noch in ihren erstarrenden Zügen, und auf ihren Lippen hatte der Tod ein unveränderliches seliges Lächeln festgehalten. Eine Galathea war sie, und als Pygmalion hatte der Tod mit einem blutigen Kusse sie erweckt zu neuem, ewigem Leben!

Zwei Sterbebetten.

Gotthold hatte Wort gehalten, und von den Gerichten gefordert, ihm sein entflohenes Weib gewaltsam in sein Haus zu führen. Aber auch Eduard hatte geeilt, im Namen Amaliens eine gerichtliche Scheidung zu beantragen.

Es ist natürlich, daß sie unter solchen Umständen nicht wieder zu ihrem Gatten zurückkehren kann, sagte er zu seinem Anwalt.

Dieser zuckte die Achseln. Natürlich mag es sein, sagte er, aber gesetzlich ist es nicht! Der Gatte hat das Recht und die Befugniß, seine Gattin so lange an sein Haus zu bannen, bis die Scheidung wirklich erfolgt ist.

Dies ist ein grausames Recht, sagte Eduard, es ist unnatürlich und barbarisch!

Sie können nicht verlangen, daß unsere Gesetze auf das Zartgefühl Rücksicht nehmen sollen, rief der Mann des Gesetzes lachend. Aber suchen Sie doch einen Vergleich zu Stande zu bringen!

Eduard war es zufrieden. Gotthold aber ließ fest und bestimmt erklären, daß er niemals in eine

Scheidung willigen werde, und verlangte, daß Amalie, bis zur Beendigung des von Eduard eingeleiteten Prozesses, zu ihm zurückkehre. Habe ich sie erst einmal wieder in meiner Gewalt, sagte Gotthold zähneknirschend, und die Adern seiner Stirn schwollen hoch auf, ist sie erst einmal wieder mein, dann werde ich schon dafür sorgen, daß sie ruhig wird und still, und sich nicht beklagt!

Uebrigens waren es ganz andere Sorgen, die Gotthold jetzt beschäftigten. Es handelte sich darum, ein lang vorbereitetes und gepflegtes Geschäft jetzt endlich zum Abschluß zu bringen und den wohlerworbenen Lohn wochenlanger Mühe und Sorgfalt sich endlich zu sichern.

Und sicher war es keine kleine Mühe gewesen, die Seele der alten, in Weltlust ergrauten Madame Ollenthien dem Himmel zu gewinnen. Es hatte sehr vieler Anstrengung, sehr vieler Begeisterung, sehr vieler pomphafter Reden bedurft, ehe denn sie zur Zerknirschung, zur Bußfertigkeit gebracht worden.

Aber endlich war es doch gelungen; Gotthold's Gebete hatten sich endlich erfüllt, — er hatte dem Herrn eine Seele gewonnen, und das Herz dieses Weibes abgelenkt von der Erde, um es der himmlischen Freude theilhaftig werden zu lassen.

Es schlummerte tief im Busen dieses frommen, gottesfürchtigen Mannes, welcher die Seelen dem Himmel gewann, ein Gedanke. —

Er dachte: dieses alte Weib ist, wie die Aerzte sagen, dem Tode nahe. Ihre verstoßene Tochter Rosa, deren Leiche man gefunden, hat sich selbst entleibt; sie war ihrer Mutter einzige Erbin, und da diese also todt, würde der Fiskus der Erbe der alten Ollenthien sein, wenn nämlich sie es nicht testament-

lich einem Andern vermacht. Alle Achtung vor dem Fiskus, aber es wäre edler und größer dieses nicht unbedeutende Vermögen dem Herrn zu gewinnen, und wenn sie mich zu ihrem Erben einsetzt, so ist es so gut, als wenn sie es dem Herrn vermachte, denn ich werde es nur zu wohlthätigen Zwecken und heiligen Werken verwenden!

Es war also sein eifriges Bemühen sich durch Schmeicheleien und zärtliches Zureden die Zuneigung dieser sterbenden alten Frau in einem solchen Grade zu gewinnen, daß sie ihn, voll dankbarer Liebe, zu ihrem Erben ernannte.

Uebrigens hatte er sich vorgesehen und sich jeden Besuch, den er der alten Frau gemacht, und jedes Gebet, mit welchem er sie getröstet, oder nicht getröstet, wohl aufnotirt.

Im schlimmsten Falle gab das immer eine hübsche Rechnung, und es kam eine nicht ganz unbedeutende Summe heraus, die ihm nicht vorenthalten werden konnte.

Seit sie Rosa's unglückliches Ende erfahren, war Madame Ollenthien wirklich zerknirscht und reuevoll, — sie fühlte, daß auch ihr Ende herannahe, und suchte sich mit Gott zu versöhnen. Aber die salbungsvollen Reden des frommen Predigers Gotthold fingen dennoch an, sie zu langweilen, und sie war scharfblickend genug zu sehen, daß der fromme Mann, wenn er, für sie betend, die Augen gen Himmel erhob, immer ein wenig zur Erde schielte und ihre Geldkisten seiner frommen Beschauung gar nicht ganz unwerth hielt.

Aber, wie gesagt, sie war wirklich zerknirscht, und sie wollte Gott versöhnen, auf eine recht eclatante Weise ihn versöhnen. Ueberdies schien es ihr sehr süß, noch nach ihrem Tode öffentlich in den

Zeitungen als eine edle und hochherzige Wohlthäterin aller Welt bezeichnet zu werden. — Dieser letzte Gedanke war ihr überaus lockend und schmeichelhaft, aber sie hütete sich wohl ihn Gotthold mitzutheilen, — sie hatte ein wenig Furcht vor dem frommen Manne.

Sie ließ den ersten Bürgermeister, als den natürlichen Vater der Armen, zu sich bitten, und nachdem sie mit ihm das Nöthige besprochen, ließ sie den Justizbeamten rufen und ihr Testament aufsetzen. — Aber ihre Dienstmagd war Gotthold's Freundin, er gab ihr kleine Geschenke, und sie erzählte ihm dafür getreulich Alles, was Madame Ollenthien in seiner Abwesenheit gesagt, oder gesprochen hatte. Es ist zu vermuthen, daß dieses Mädchen zu dem würdigen und heiligen Vereine der Lilienstengel gehörte, und ihr Ausplaudern war daher, diesem Staubfaden gegenüber, vollkommen gerechtfertigt. — Das Mädchen hinterbrachte auch heute getreulich Gotthold den Besuch des Bürgermeisters und des Justizbeamten, auch hatte sie an der Thür gehorcht und sehr gut verstanden, daß Madame Ollenthien ihr ganzes Hab' und Gut den Armen vermachte.

Er dankte dem Mädchen mit salbungsvoller Freundlichkeit, und trat dann mit hochgeröthetem Gesicht in Madame Ollenthiens Gemach, die Thür hinter sich verschließend.

Das Dienstmädchen war froh, ihn bei ihrer Madame zu wissen, da sie nun sicher sein konnte, von dieser nicht gerufen zu werden, und also frei war.

Unten an der Treppe stand ihr Liebster, der sie erwartete; sie lehnte die Ausgangsthür leise an, — es war nicht nöthig sie zu verschließen, sie wollte nur ein wenig mit ihrem Liebsten plaudern. Leise schlüpfte sie die Treppe hinab, und weil es sehr schönes Wet-

ter war, gingen ſie plaudernd vor der Hausthür auf und ab.

Ein Cabriolet hielt vor der Thür. — Eduard ſprang heraus und fragte das Mädchen, ob hier im Hauſe ein Kranker, Namens Braune, wohne? Es ſei nach ihm geſchickt worden, aber er ſei der Hausnummer nicht gewiß.

Es iſt richtig hier, ſagte das Mädchen. Gehen Sie nur in's Haus und die Treppen hinauf, Herr Doctor, Sie können gar nicht fehlen! —

Eduard ging in's Haus, das Mädchen plauderte luſtig weiter.

Eduard ſtieg die Treppe hinauf. Da war eine nur angelehnte Thür. Offenbar ſchien man ihn hier zu erwarten. Er hatte nicht einmal nöthig zu klingeln, er machte die Thür auf und trat ein.

Es war ein kleines Vorzimmer. Niemand kam ihm entgegen. Sicher waren ſie Alle drin bei dem Sterbenden, denn man hatte ihm geſagt, daß der Kranke, welcher ſeiner Hülfe begehre, faſt ſchon mit dem Tode ringe. Uebrigens hörte er drinnen auch das Geräuſch mehrerer Stimmen, — er öffnete die nächſte Thür. Auch hier war Alles leer, aber jetzt unterſchied er ganz deutlich die Stimmen mehrerer Menſchen. Sie kamen aus dem nächſten Gemach. Und, ja wahrlich, eine dieſer Stimmen kannte er, ſie ſprach drohende, zürnende Worte, ſie bebte in Wuth und Grimm, — es war Gotthold, welcher ſprach, und ſo erſchreckende, drohende Worte, daß Eduard unwillkürlich ſtill ſtand und hörte.

Dieſes kleine Gemach, in welchem Eduard jetzt ſtand, war eine Art Alkoven, aus welchem zwei mit Glasfenſtern verſehene Thüren in das anſtoßende Zimmer führten. Die Glasfenſter waren von der andern Seite mit Gardinen verhangen, aber eine

derſelben war durch einen Zufall ein wenig verſchoben, ſo daß ein ſchmaler Streifen der Glasſcheibe unbedeckt blieb. Durch dieſen Streifen konnte man das ganze Zimmer überſchauen. Eduard trat näher, die Worte, welche er von Gotthold's Lippen vernommen, hatten ihn neugierig gemacht, er war begierig, den Fortgang zu erfahren, vielleicht konnte er ſich daraus eine Waffe machen, mit der Gotthold's tückiſcher Starrſinn ſich bekämpfen ließ. Er trat alſo näher und horchte.

Drinnen in dieſem Zimmer trug ſich etwas Seltſames zu.

Mit hochgeröthetem Angeſicht, mit bebenden Lippen war Gotthold in das Gemach der Madame Ollenthien getreten. Die Nachrichten, welche ihm die Magd gegeben, hatten auf Einen Schlag alle ſeine mühevollen Beſtrebungen vernichtet, ſeine ſo lange gehegten, ſo emſig verfolgten Hoffnungen zerſtört. Er fühlte einen ungeheuren Zorn in ſeinem Herzen emporſchwellen, und der Blick, welchen er auf die alte, eben in Schmerzen ſich krümmende Madame Ollenthien heftete, war voll entſetzlicher Wuth.

Dieſes alte, verbrecheriſche Weib hatte es gewagt, ihn in ſeinen Hoffnungen und Wünſchen zu täuſchen und zu hintergehen, ſie hatte Strafe und Züchtigung verdient!

Er war allein mit ihr; denn mit einer hämiſchen Freude erinnerte er ſich, den Geliebten der Magd unten auf dem Hausflur geſehen zu haben, und er ſelbſt hatte dem Mädchen die Erlaubniß ertheilt, immer, während ſeiner Anweſenheit bei ihrer Herrin, hinabzugehen zu ihrem Liebſten, weil es ihm bequemer geſchienen, ſelbſt das Ohr einer Magd nicht die heiligen Reden, welche er ihrer Herrin hielt, und die

kurzweiligen Gespräche, mit denen er sie dann und wann zu zerstreuen suchte, hören zu lassen. — Er war also auch jetzt allein mit ihr, und es war nicht nöthig, Verstellung zu üben und gewaltsam seinen Zorn zu unterdrücken.

Mit einer Geberde der Wuth trat er zu der kranken, ächzenden Frau. Mit heftigen Worten, von keiner Zurückhaltung, von keiner Besonnenheit gezügelt, warf er ihren Undank ihr vor. Den Armen hatte sie ihr Vermögen vermacht, und nicht ihm, welcher sie errettet hatte von der Sünde und dem Verderben, nicht ihm, welcher die schwere und lästige Pflicht übernommen, täglich mit ihr zu beten und sie zu Gott zu führen, nicht ihm, welcher Tag und Nacht bereit gewesen, sie zu trösten und die Langeweile von ihrem Lager zu verscheuchen.

Er ward immer heftiger, während er sprach, seine kleinen, stechenden Augen flammten in wildem Zorn, seine Nasenlöcher waren weit geöffnet, die weit vorgedrängten Lippen schienen anzuschwellen von den giftigen Worten, welche sie überströmten, — er war entsetzlich.

Auch fürchtete sich die alte Frau. Sie erbebte vor diesem Manne, welcher heute zum ersten Male vor ihr die Maske von seinem Antlitz genommen und sie alle die Wuth und den Grimm, welcher sich unter dieser frommen Larve barg, sehen ließ. Ein unbestimmtes Schreckbild machte sie erbeben.

Sie vergaß selbst ihrer Schmerzen in der Angst dieser Stunde und erhob flehend die Hände zu Gotthold, um ihn mit zitternder Stimme um Vergebung anzuflehen.

Ihre Unterwürfigkeit reizte ihn nur noch mehr auf. Er schrie, sie solle ihm das Testament geben, daß er es zerreißen, unter seine Füße treten könne.

— Sie hatte nicht den Muth, ihm zu sagen, daß es nicht mehr in ihren Händen, sondern schon bei ihrem Justizbeamten sei. Sie schwieg.

Ihr Schweigen machte ihn rasend. Er stürzte zu ihr hin, er packte ihre Arme, daß sie laut aufschrie vor Schmerz, und ihn um Gnade und Erbarmen anflehte.

Er lachte höhnisch und drückte sie nur noch heftiger, daß sie winselte vor Pein. Das that ihm wohl, es war eine Lust sie zu strafen!

Er schrie, daß er sie ermorden, zu Tode martern wolle, wenn sie ihm das Testament nicht ausliefere.

Sie gestand ihm winmernd, daß sie es nicht mehr habe, daß es schon abgeliefert sei!

Seine Wuth war ungeheuer. Er stieß einen dumpfen Schrei aus, dann erhob er seinen Arm und ließ ihn schwer und gewichtig auf das Gesicht dieses alten Weibes fallen, sie schrie, sie ächzte, er schlug immer zu; er war rasend, toll vor Zorn; er rächte sich an dieser Frau für all den Aerger, den verhaltenen Grimm, den er Amalien nicht konnte empfinden lassen.

Endlich forderte er von ihr den Schlüssel zu ihrem Geldschrank. Sie hatte ihn bestohlen um seine Erbschaft, er wollte sich entschädigen.

Aber als sie regungslos blieb, und er sah, daß sie ohnmächtig sei, suchte er in der Tasche ihres Kleides und zog mit einer Geberde des Triumphes den Schlüssel hervor.

Mit einem einzigen Sprunge war er bei dem Schranke und öffnete ihn. Da lagen viele Rollen Geldes und viele Haufen von Kassenanweisungen.

Gotthold raffte zusammen, so viel er vermochte, und barg es an seinem Busen. — — —

Regungslos, wie gelähmt, stand Eduard noch

immer vor der Thür. Er wußte nicht, ob er träume, ob dies Wahrheit, Wirklichkeit ſei.

Lautes Rufen weckte ihn. Es kam von der andern Seite her. Es war ein ängſtliches Fragen und Schreien, ein Kreiſchen und Jammern.

Er ſtirbt! er ſtirbt! hörte er rufen. Mein Gott, wo bleibt der Arzt! Sein Wagen ſteht vor der Thür! Wo bleibt er!

Eduard erinnerte ſich ſeiner ärztlichen Pflicht, er ſtürzte aus dem Zimmer und folgte der weinenden, händeringenden Frau, welche er auf dem Flur traf, die Stiegen hinauf.

Eine halbe Stunde ſpäter verließ Gotthold das Zimmer der Madame Ollenthien. Er hatte ſeine gewöhnliche freundliche und gottergebene Miene und ſein gen Himmel gewandter Blick ſchien zu beten.

Auf dem Flur ſtand die Magd.

Er grüßte ſie mit dem Segen des Herrn, und ſagte mit einem frommen Händefalten, es ſei ihm gelungen, die Angſt und Qual der armen, leidenden Frau zu ſänftigen, und ſie durch Gebet und frommen Zuſpruch in Schlummer zu wiegen.

Er machte es der Magd zur heiligen Pflicht, dieſen Schlummer ihrer Herrin durch kein Geräuſch zu ſtören, und ſchritt dann mit frommen Segenswünſchen über die Schwelle.

Als die Magd nach vielen Stunden es beunruhigend fand, daß ihre Herrin immer noch ſchlummere, wagte ſie es, ihr Gemach zu betreten.

Die alte Frau rührte ſich nicht, — vorſichtig ſchlich das Mädchen näher. Sie war ſteif und kalt, — ſie war todt.

Auf ihrem Antlitz und an ihrem Halſe zeigten ſich blaue Flecken, — es war offenbar, ein Schlagfluß hatte ſie getödtet. — Uebrigens hatte der Arzt

ſchon längſt ihren baldigen Tod vorhergeſagt, Jedermann bewunderte die Weisheit des geſchickten Arztes. Dieſe erfüllte Prophezeihung brachte ihn ſehr in Aufnahme. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Eduard war der weinenden Frau in das obere Stockwerk gefolgt, und betrat mit ihr die kleine ärmliche Dachkammer. Von dem ärmlichen Lager richtete ſich eine bleiche, abgezehrte Geſtalt empor, und wandte den gläſernen, halberſtorbenen Blick auf den Eintretenden hin. Es war kein Leben in dieſen Augen, ſie waren glanzlos und todt, der Mann war blind, ſeine Augen waren früher ſchon geſtorben, als ſein Körper, — ſeit drei Tagen war er blind, aber er lebte noch, lebte noch, um zu leiden, Schmerzen des Körpers, Qualen der Seele zu leiden, lebte, um ſich zu winden in der Pein des Hungers und der Qual eines marternden Gewiſſens.

Iſt er gekommen? fragte Herr Braune mit mattem Ton. Hat er endlich meinem Flehen nachgegeben und kommt, mich zu tröſten und meine Seele zu beruhigen, damit ſie in Frieden von hinnen fahre?

Es iſt der Arzt! ſagte die Frau leiſe.

Der Arzt! Alſo nicht Er, immer nicht Er, jammerte der Kranke, warſt Du denn nicht bei ihm? Haſt Du ihm nicht geſagt, Martha, daß ich ſterben muß, haſt du nicht verſucht des frommen Mannes Herz zu bewegen?

Er war nicht zu Hauſe! ſtammelte ſie matt.

Er iſt niemals zu Hauſe für uns! Seit ich krank bin und ihm nicht mehr nützen kann, iſt er niemals zu Hauſe. O einſt war es anders! Da hatte er immer ein freundliches Wort, ein kleines Geſchenk für mich!

Du vergißt, daß der Arzt hier iſt, ſagte Martha ſanft.

Der Arzt, was ſoll mir der Arzt? ſchrie er auffahrend. Ich bedarf keiner Arzenei, und wenn ſie mir auch Linderung verſchaffen würde, ich kann ſie ja nicht bezahlen. Wir haben kein Geld! Hören Sie, Herr Doctor, es iſt kein Pfennig im Hauſe des armen Schreibers Braune! Sie werden hier keine Geſchäfte machen, ich kann Ihren Beſuch nicht bezahlen, alſo gehen Sie!

Denken Sie nicht daran, ſagte Eduard milde, Sie leiden, vielleicht kann ich Ihnen Linderung verſchaffen.

Ach, Linderung für dieſe brennenden Schmerzen, ſtöhnte der Kranke, für die Pein, welche mein Eingeweide durchwühlt!

Sie müſſen etwas genießen! Einen kühlen Trank, eine leichte Speiſe.

Der Kranke lachte wild auf, die Frau rang die Hände und weinte.

Etwas genießen! Martha ſagt, wir haben nichts, ſie hat geſtern ihr letztes Kleid verkauft, und Niemand will uns mehr borgen!

Eduard riß aus ſeiner Schreibtafel ein Blatt Papier und ſchrieb mit dem Bleiſtift einige Zeilen, die er dem Weibe hinreichte.

Hier, gute Frau, nehmen Sie! Eilen Sie damit in meine Wohnung. Man wird Ihnen eine Flaſche Wein geben. Und hier, dies Recept in die Apotheke. Da iſt Geld! Eilen Sie! Ich werde Ihre Rückkehr erwarten. Dieſer Mann, fügte er leiſe hinzu, wird einen bittern und ſchmerzlichen Todeskampf haben. Vielleicht kann ich ihm Linderung verſchaffen, ich werde alſo da bleiben.

Die Frau drückte mit einer Geberde des innig-

ſten Dankes Eduard's Hand an ihre Lippen und eilte fort.

Eduard war allein mit dem Kranken. — Es war eine lange, ſchauerliche Stille, der Kranke lag ächzend auf ſeinem Lager, Eduard ſaß auf dem hölzernen Schemel vor ſeinem Bette, und dachte ſchaudernd an die entſetzliche und grauſame Scene, deren Zeuge er eben geweſen.

Der Kranke bewegte ſich, er ſprach, es war ein Klagelied ſeiner Vergangenheit, ein letzter Abſchiedsgruß an das Leben.

Einſt, ſagte er leiſe, einſt war ich glücklich und reich! Mein Vater war ein vornehmer Mann, wir hatten offene Tafel und viele Freunde! Wo ſind die ſilbernen Teller und die klingenden Becher, wo ſind die zärtlichen Freunde? Mein Vater war reich und ich ſein einziger Erbe. Ach, mein köſtliches Haus und meine muthigen Pferde, meine ſammetnen Stühle und die reichen, koſtbaren Teppiche? Wo iſt das Alles? Wo ſind die Freunde, denen ich mein Geld geliehen, die Weiber, die ich überhäuft mit koſtbaren Geſchenken? Alles, Alles floh, Alles verſchwand, als die Gläubiger kamen. Nichts iſt treu geblieben, nur die Gläubiger. Sie nahmen mir Alles, ſie ließen mir nichts als mein Weib, nichts als die Kleider, welche wir trugen, nichts als unſere Armuth und unſer Elend. Die Freunde wandten ſich ſeitwärts, wenn ſie uns begegneten, die Kinder wieſen mit Fingern auf uns. Mein Weib weinte, ich haſſe die Thränen, darum ſchlug ich ſie. Mir ward wohl, wenn ich ſie ſchlug. Aber mich hungerte doch. Ein frommer Mann erbarmte ſich meiner, er gab mir Arbeit und machte mich zu einem Abſchreiber. Ich konnte alle Handſchriften nachahmen, und Gotthold lobte mich!

Gotthold? fragte Eduard aufhorchend.

Der Kranke ſchrak zuſammen und rief: iſt er da? Iſt er endlich gekommen? Ach, ich wußte es wohl, daß er mich nicht verlaſſen würde in der Stunde der Noth. Gotthold, Gotthold, reichen Sie mir die Hand? Ach, Sie ſind barmherzig! Sie wiſſen es, ich bin ein Verbrecher, aber Sie haben mich dazu gemacht! Sie ſagten, um Gottes willen dürfe man ſündigen und betrügen, und dann, — mich hungerte ſo ſehr, und die Baronin bot mir viel Geld. Sie wiſſen, ich ward ein Verbrecher aus Noth, und weil Sie mir zugeredet. Aber wir kommen in's Zuchthaus Alle, Alle drei, wenn's entdeckt wird. Alſo ſtill! Ich habe meinen Eid gehalten, ich hab's Niemand verrathen, ſelbſt Martha weiß nichts davon. Aber doch war's grauſam, daß Sie mich nachher niemals wieder ſehen wollten, und daß Sie mich ganz verließen! — — — Ach, ich ſollte nicht wiſſen, wie die Dame hieß, für die ich das Ding geſchrieben, — ha, ha, der Braune iſt pfiffig, — ich hab's doch herausgebracht. Ich kenne ihren Namen. Es iſt eine ſehr fromme Dame, aber ich kann ſie doch in's Zuchthaus bringen, und Sie auch, Sie auch, frommer Prediger Gotthold. Sie wiſſen es nur nicht, ha, ha, ha!

Der Kranke lachte, — es war ein wildes, höhniſches Lachen; aber es weckte die Schmerzen ſeiner Bruſt, wilde, peinigende Schmerzen. Er ächzte und wimmerte laut.

Eduard ſaß hochklopfenden Herzens vor ſeinem Bette. Er war entſchloſſen, er mußte dies Geheimniß erfahren, dieſem Verbrechen nachſpüren.

Sie irren ſich, ſagte er laut, als die Schmerzen des Kranken nachgelaſſen, Gotthold iſt nicht hier!

Nicht hier? ſchrie der Kranke. Wer ſind Sie denn?

Wer ist hier, mich zu behorchen und mir mein Geheimniß abzulauern?

Niemand belauscht Sie. Ich bin der Arzt, und ich komme, um Ihnen zu helfen.

Mir zu helfen! ächzte der Kranke. Ich werde sterben, Doctor. Aber warum ist Gotthold nicht gekommen? Warum verschmäht er es, an das Lager eines Sterbenden zu treten? O, das ist nicht klug von ihm! Er weiß es nur nicht, daß ich ihn verderben könnte, ihn und sie! Ach, ich war pfiffiger, als sie! Ich kann jede Handschrift nachmachen, auch die ihre! Und das habe ich gethan! Ha, ha, ha!

Gotthold wollte nicht kommen, sagte Eduard fest, er sagte, er kenne Sie nicht.

Er kenne mich nicht! schrie der Kranke. O, er soll mich kennen lernen, ja, das soll er! Ich will ihn daran erinnern, daß er mich kennt! O, ich drohte ihm einmal, und da hat er mich ausgelacht und gesagt, ich sei wahnsinnig. Aber ich habe Beweise! Er soll mich kennen lernen! Mir kann es nicht mehr schaden, gar nicht mehr! In wenigen Stunden werde ich ein Mann des Todes sein! Mich können sie nicht mehr in's Zuchthaus schleppen, mich nicht! Aber ihn, ihn, er kennt mich nicht! Doctor, Doctor, richten Sie mich auf, ich will reden!

Eduard richtete ihn empor. Der Kranke athmete hoch auf. Zitternd vor Erwartung und Ungeduld stand Eduard. Der Kranke sprach, — — Eduard hörte ihm zu. —

Der Kranke sank erschöpft in die Kissen zurück, sein Athem ging schwer und röchelnd aus seiner Brust hervor, sein Antlitz hatte eine gelbe, wächserne Farbe angenommen. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn.

Digitized by Google

Das Papier! Das Papier! rief Eduard. Wo ist es?

Der Kranke zeigte mit der Hand auf einen kleinen, in der Wand angebrachten Schrank.

Eduard öffnete diesen. Er fand eine schmutzige, halb zerfetzte Brieftasche, und öffnete sie.

Das Papier, welches er suchte, befand sich darin; Eduard steckte es in seinen Busen.

Der Kranke murmelte schwach: er kennt mich nicht! Er ist ein sehr frommer Mann! Ich kenne ihn! Er betet sehr schön, aber Gott hört ihn nicht! Gott hört keinen Sünder an! Mich auch nicht! Ich wage nicht zu beten! Wo ist Martha! Sie soll beten! Sie kann beten, denn sie ist ein armes Weib, das niemals gesündigt hat. Bete, Martha, bete!

Er rang die Hände, er wand sich wie ein Wurm auf seinem Lager. Flüche und Verwünschungen, Gebete und Schmerzensschreie drangen von seinen Lippen.

Eduard kniete tief erschüttert neben seinem Lager. Er konnte ihm nicht helfen, er konnte nur für ihn beten, aber er that es mit tiefergriffener Seele. —

Der Kranke ächzte und wimmerte laut, Eduard betete, — — als Martha zurückkam, war Alles still. Ihr Mann war gestorben, Eduard hatte ihm die Augen zugedrückt.

Sie weinte über seinen Tod, und doch hatte er ihr Leben zu einer einzigen, fortlaufenden Kette von Jammer und Elend gemacht! Sie weinte, denn sie hatte ihn geliebt! — — —

Eduard legte verstohlen einige Geldstücke auf das Bett des Todten und entfernte sich.

Aber er fuhr nicht nach Hause. Er hatte ein wichtiges Geschäft zu erfüllen, — es war das Vermächtniß des eben gestorbenen Schreibers Braune.

Wo die Baronin Hermfeld wohnt, wußte er. Er kannte sie. Frau Hermfeld war ja die Freundin seiner Mutter gewesen, sie hatte mit ihm geweint über den Tod der alten Frau Winkler. —

Eduard fuhr hinaus in die Familienhäuser und begehrte eine geheime Unterredung mit Frau Hermfeld.

Er war lange bei ihr.

Als er sie verließ, sagte sie: Sie versprechen mir, gegen Niemand ein Wort zu sagen von dieser Sache?

Ich verspreche es!

Auch Gotthold oder die Baronin nicht zu warnen?

Bei meiner Ehre, nein!

Die Baronin hat diese Strafe verdient, sagte Frau von Hermfeld. Es ist ein heuchlerisches, verbrecherisches Weib. Gott selber ist es, der sie in meine Hand giebt. Ich werde sie strafen! Aber noch ist es nicht an der Zeit! Wir müssen warten! Ich werde sie beobachten!

Und an mir sollen Sie Ihren Verbündeten finden! sagte Eduard. Meine Schwester Amalie kennt durch Gotthold die Baronin und ihre Tochter. Emmy und Amalie sind Freundinnen geworden, und ich weiß, daß Emmy meiner Amalie ein wichtiges Geheimniß anvertraut hat. Sobald es Zeit ist, sage ich Ihnen das Nähere!

Die Baronin reichte ihm die Hand.

Wir werden ein wenig das Schicksal spielen, sagte sie. Eine Zeit lang lassen wir die Dinge gehen, wie sie wollen, denn wir kennen das Ende, und wir warten, weil die Frucht dieser Sünde noch nicht reif ist! Ich freue mich wahrhaft auf diesen Tag der Schlacht! Nennen Sie mich deshalb nicht grausam, lieber Doctor. Diese Frommen sind so hochmüthige,

prahlerische Leute, die, wenn wir sie nicht unterdrükken können, uns unter ihre Füße treten. Dieser Kampf, den wir kämpfen, es ist ein Kampf der redlichen Leute gegen die frommen Leute, der Rechtschaffenen gegen die Heuchler. Es kommt darauf an zu zeigen, daß nicht im Gebet und im Anrufen Gottes, nicht im Besuch der Kirche und im Genuß des Abendmahls allein die Tugend und die rechte Gottesverehrung zu finden ist, sondern in einem redlichen Herzen, welches das Rechte thut und Gott liebt ohne Gepränge und Wortschwall; es kommt darauf an zu zeigen, daß man sehr fromm und doch sehr nichtswürdig sein kann, und daß diejenigen, welche weder eine Kirche besuchen, noch das Abendmahl nehmen, oft aus dem stillen Kämmerlein, in welchem sie arbeiten, sich eine Kirche machen, und das Stükchen Brod und den Krug Wasser, welches sie dem Armen reichen, sich zu einem heiligen Abendmahle des Herrn werden lassen! Gottes Tempel ist überall, und jeder brave, gute Mensch ist sein berufener Prediger, das wollen wir ein wenig diesen frommen Leuten beweisen!

Der gewonnene Prozeß.

Am Morgen nach den eben erzählten Begebenheiten hielt Eduard's Cabriolet vor der Thür des frommen und würdigen Predigers Gotthold. Eduard warf seinem Diener die Zügel hin, sprang aus dem Wagen und eilte die Stiegen hinauf. Gotthold selber öffnete ihm die Thür und empfing ihn mit einem spöttischen Lächeln.

Eduard beachtete es nicht und folgte ihm in das Arbeitszimmer des frommen Predigers.

Es war ein sehr frommes Zimmer, dieses Studirzimmer Gotthold's. Auf jedem Tische lag eine aufgeschlagene Bibel und ein Gesangbuch, in welchem irgend ein Lied der Zerknirschung und Weltverachtung angezeichnet war. Zwischen den beiden Fenstern sah man einen sehr geschmackvoll decorirten kleinen Altar, über welchem ein sauber gearbeitetes Crucifix sich erhob. Auf dem Gebetpulte des Altars lag eine angefangene Predigt Gotthold's. —

Er fragte Eduard mit strengem, höhnischem Ton, warum er komme, ihn in seinen heiligen Betrachtungen und in der Vollendung seiner Predigt zu stören,

da er doch geſchworen, niemals wieder Gotthold's Haus zu betreten.

Eduard ſagte lächelnd: Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu ſagen und Ihnen zu danken für dieſe ſchnelle Beendigung unſeres Prozeſſes. Sie haben Recht, es iſt Ihrem heiligen Character ganz angemeſſen, daß Sie jeden Zwiſt ſcheuen und, ihn vermeidend, gern die Hand zur friedlichen Ausgleichung bieten!

Der Hohn eines Weltkindes hat keine Gewalt über den geweiheten Diener des Herrn! rief Gotthold fromm. Ich habe Ihnen geſagt, daß ich in eine Scheidung nicht willigen kann, daß ich mein mir vor Gottes Altare angetrauetes Weib nicht freigeben darf; dies iſt und bleibt mein letztes Wort! Mögen die ehrvergeſſenen Kinder dieſer Welt die heiligen Geſetze des Herrn verläugnen und mißachten, einem geweiheten Diener des Herrn ſind ſie heilig, und er wird lieber den Hohn der ganzen Welt auf ſich laden, als ſündigen gegen die Gebote ſeines Gottes. Die Ehe iſt ein heiliges Sakrament, und was Gott zuſammenfügte, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!

Die Sache iſt nur die, daß man bei dieſen Ehebündniſſen zuweilen Gott und die Menſchen verwechſelt, ſagte Eduard nachläſſig. Oft iſt es nicht Gott, der eine Ehe zuſammenfügt, ſondern die Berechnung und Liſt der Menſchen. Solche Ehen machen eine Ausnahme von Ihrem heiligen Geſetze, und Ihre Ehe, mein Herr Schwager, iſt eine ſolche Ausnahme. Es war nicht Gott, der ſie zuſammenfügte, aber Gott wird ſie trennen!

Das wird er nicht! rief Gotthold heftig.

Wiſſen Sie das ſo gewiß? fragte Eduard lächelnd. Ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich gekommen bin, Ihnen für Ihre Einwilligung in dieſe Eheſcheidung zu dan-

ken und von Ihnen Abſchied zu nehmen, da Sie verreiſen wollen!

Gotthold ſtand ſprachlos, ſein Geſicht ward glühend roth, er hob die Augen gen Himmel und öffnete den Mund, um fromme Verwünſchungen herabzuſchleudern auf das Haupt dieſes Sünders.

Eduard hinderte ihn.

Bemühen Sie Sich nicht, ſagte er lachend, ich kenne ganz Ihre fromme Beredtſamkeit, und erlaſſe Ihnen jede redneriſche Bemühung! Uebrigens bin ich gekommen, Sie um Ihren frommen Rath zu fragen, und ich bin gewiß, daß Sie ihn mir gratis ertheilen werden, da ich Ihr Schwager bin, und nicht, wie die gute Madame Ollenthien, nur eine alte, einſame Frau.

Gotthold horchte auf.

Ollenthien? ſtammelte er.

So ſagte ich, mein würdiger Herr! Ich weiß, Sie waren ihr Seelſorger, — ſie iſt todt, das arme Weib. Sie ſtarb geſtern Nachmittag, um welche Stunde doch? Sie werden es wiſſen, denn Sie waren bei ihr.

Ich? ſagte Gotthold zuſammenſchreckend, und dann ſchnell ſich ſammelnd, fuhr er ſalbungsvoll fort: allerdings war ich kurz zuvor dort; das arme Weib, ſie begehrte ſo ſehr den Troſt des Herrn, und ihr Gemüth war voller Aengſten und Kümmerniß. Sie litt einen ſchweren Todeskampf, aber es gelang meinem inbrünſtigen Gebet, ihr wundes, von Anfechtung heimgeſuchtes Gemüth zu beruhigen. Ich verließ ſie ſchlafend, — wenige Stunden ſpäter iſt ſie geſtorben. Friede ihrer Seele!

Und ſie litt an Anfechtungen, ehe ſie ſtarb? fragte Eduard betonend. Armes Weib! Ich denke, dieſe Anfechtungen werden blaue Flecken zurückgelaſſen ha-

ben auf ihrem Antlitz! Oder ſprachen Sie nur von Anfechtungen der Seele?

Gotthold ſtotterte einige unverſtändliche Worte.

Eduard fuhr fort: Was kümmert uns übrigens dieſes alte Weib mit ihren Anfechtungen und ihrem blau angelaufenen Angeſicht. Sie ſind kein Arzt, und es kann hier nicht von einer gelehrten medicinischen Streitfrage die Rede ſein! Wären Sie ein Arzt, ſo ſollte es mir Spaß machen, Ihnen zu beweiſen, daß dieſe blauen Flecken in dem Angeſichte der Todten nicht die Folge eines Schlagfluſſes ſind! Aber, wie geſagt, uns kümmert das nicht! Wovon ſprachen wir doch gleich?

Von der alten Ollenthien! ſtammelte Gotthold.

Nicht doch, mein würdiger Herr Schwager, von der Eheſcheidung meiner Schweſter ſprachen wir! Meiner Schweſter, ſage ich, denn Sie ſind gewiß mit mir einverſtanden, daß ſie vor der Welt bis nach der publicirten Eheſcheidung meine Schweſter heiße? Erſt wenn dies geſchehen, werde ich den Gerichten die mir von meiner verſtorbenen Mutter, der Frau Winkler, hinterlaſſenen Papiere übergeben. Sie beſtätigen ganz unzweifelhaft, daß Amalie nicht meine Schweſter iſt und mit mir in gar keinem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſteht. Es wird folglich meiner Verbindung mit ihr gar kein Hinderniß im Wege ſtehen, ſobald erſt die Eheſcheidung beendet iſt.

Aber ich ſage Ihnen, daß dieſe niemals ſtattfinden wird, rief Gotthold.

Ich ſage Ihnen, daß Sie Sich irren, ſagte Eduard feſt. Sie werden in dieſer Stunde noch die Güte haben, mir ſchriftlich und mit Ihrer Unterſchrift zu beſtätigen, daß Sie eben ſo dringend, als Amalie ſelber, dieſe Scheidung wünſchen, und daß Sie um die Beſchleunigung dieſer widrigen Angelegenheit

bitten. Ich zweifle nicht, daß man, um Ihres heiligen Charakters willen, Ihnen diese Bitte erfüllen werde!

Gotthold stürmte wie ein Rasender im Zimmer auf und nieder.

Dieser Mensch wird mich toll machen mit seiner Unverschämtheit! schrie er, Alles vergessend.

Das wäre sehr schlimm, sagte Eduard, denn die Tollheit plaudert zuweilen Geheimnisse aus, von denen die Vernunft nichts wissen mag! Uebrigens bin ich gekommen, Sie um Rath zu fragen.

Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen! Gehen Sie, das ist mein Rath!

Ein höchst ungenügender, in der That! Aber hören Sie! Ich hatte gestern einen Traum, einen furchtbaren, entsetzlichen Traum, von dem ich hätte schwören mögen, daß er Wahrheit und Wirklichkeit sei. Dieser Traum überfiel mich gestern Nachmittag, ich denke, es muß gerade um die Stunde gewesen sein, als die alte Madame Ollenthien starb.

Ollenthien! Was will er nur mit dieser Frau? flüsterte Gotthold leise.

Eduard fuhr fort.

Um diese Stunde träumte ich, daß ich zu einem Kranken gerufen ward. Ein Zufall ließ mich in eine falsche Thür eintreten. Er führte mich vor eine verschlossene Thür, welche mit Glasfenstern versehen war. Diese Fenster waren von der andern Seite verhangen, aber der Vorhang hatte sich verschoben, ich konnte in das nächste Zimmer hineinsehen; ich konnte auch jedes Wort vernehmen. Ich sah und hörte etwas Entsetzliches!

Gotthold's Angesicht war bleich und fahl geworden, er lehnte sich auf seinen Stuhl zurück und rang nach Athem.

In dem Zimmer, fuhr Eduard feierlich fort, war eine alte ſterbende Frau und ihr frommer Freund. Sie waren ganz allein, und Niemand hörte die zornigen Worte, welche er ſprach, Niemand ſah ihre Angſt und ihren Jammer. Er war zornig, weil ſie ihr Vermögen den Armen vermacht. Die Wuth machte aus dem frommen Manne ein Thier, — er ſchlug ſie, und —

Nicht weiter! nicht weiter! ächzte Gotthold. Sie wiſſen Alles, ich bin in Ihrer Hand!

Ach, wie empfindſam, rief Eduard, anſcheinend verwundert. Ich erzähle Ihnen einen Traum und Sie werden davon ergriffen, als ob es Wirklichkeit ſei!

Gotthold bereute ſchon ſeine Unbeſonnenheit.

Mit feſtem Ton ſagte er: Sie haben Recht! Ich bin ein Thor! Allerdings, es iſt ein Traum, den Sie da erzählen! Uebrigens ſollte es Ihnen auch ſchwer fallen, die Wirklichkeit zu beweiſen! Sie ſagten ſelbſt, es waren keine Zeugen da!

Doch! Ich war Zeuge!

Ein Zeuge genügt nicht!

Das zweite Zeugniß liegt in dem Angeſicht der Todten. Ich könnte auf eine Section antragen. Die ſchwarz angelaufenen Schläfen würden ein ſehr vollgültiges Zeugniß geben. Es iſt für einen Arzt ſehr wohl zu unterſcheiden, ob ein Schlagfluß, oder ob Schläge die Urſache des Todes waren. Und da Sie, wie von Zeugen beſtätigt werden kann, der Letzte waren, welcher vor dem Tode der alten Frau bei ihr war, ſo — Aber ich ſehe, wir verſtehen uns vollkommen. Sie begreifen, daß man ſogar ſeinen Träumen einen Anſtrich von Wirklichkeit geben kann!

Gotthold's Geſicht war erdfahl geworden. Er zitterte, ſeine Kniee ſchlotterten.

Wir ſind alſo einig! ſagte Eduard nach einer Pauſe. Sie willigen in dieſe Scheidung, und Sie wollen mir die ſchriftliche Erklärung geben, daß Sie, gleich Amalien, auf eine gerichtliche Eheſcheidung beſtehen?

Ja! hauchte Gotthold, faſt beſinnungslos.

Schreiben Sie denn!

Gotthold ſchwankte zu ſeinem Schreibtiſch.

Wer bürgt mir aber dafür, daß Sie mich nicht verrathen, wenn ich gethan, was Sie gewollt? fragte er tonlos.

Mein Wort! ſagte Eduard. Sie begreifen, daß ich Sie ſchonen möchte, weil Amalie das Unglück hat, Ihren Namen zu tragen! Sie iſt Ihre Retterin.

Gotthold knirſchte mit den Zähnen vor Grimm.

Schreiben Sie! ſagte Eduard. Ein einfaches, bündiges Scheidungsgeſuch. Ich ſelbſt werde es ſogleich bei den Gerichten deponiren!

Gotthold ſchrieb und reichte dann das Geſchriebene mit einem Ausdruck tückiſchen Haſſes Eduard dar.

Dieſer überflog es raſch mit den Augen.

Es iſt vollkommen genügend, ſagte er, und gewiß wird man Ihren billigen Wunſch berückſichtigen und dieſe Angelegenheit beſchleunigen! Nun, hatte ich alſo nicht Recht, Ihnen meinen Dank zu ſagen für Ihr friedfertiges Niederſchlagen dieſes Prozeſſes?

Gotthold antwortete nicht! Der Zorn ſchnürte ihm die Kehle zu, er war dem Erſticken nahe.

Eduard nahm ſeinen Hut und ſchickte ſich an zu gehen.

Noch einen Rath, ſagte er, ſchon in der Thür. Sollten Sie das Geld, welches die würdige Frau Ollenthien Ihnen hinterließ, nicht ſehr zweckmäßig zu einer größeren Reiſe verwenden können? Vielleicht, um nach Amerika zu gehen? Man liebt dort ſehr die

begeisterten Prediger, und ich zweifle nicht, daß Sie dort, wie hier, bald sehr in den Ruf eines heiligen Mannes kommen werden. Wirklich, Sie sollten eilen dorthin zu kommen. Ich leide zuweilen an Ahnungen, und ich fürchte, es möchte Ihnen die Zukunft hier mancherlei Widerwärtigkeiten bringen! Weichen Sie aus, so lange Sie noch können! Und nehmen Sie schon im Voraus mein Lebewohl! Es mag nicht viel Wahrheit sein an der amerikanischen Freiheit, sicherlich ist aber dort noch mehr davon zu finden, als im Zuchthause! Leben Sie wohl!

Er nickte leicht mit dem Kopfe und verschwand.

Gotthold war allein. Seine Wuth brach jetzt mächtig hervor. Er schrie, er raste. Er zerschlug sich mit den Fäusten die Brust, er verwünschte sich selber und rief des Himmels Zorn herab auf Eduard und sein Weib! Die Kinder der Welt, sie hatten also gesiegt über den Heiligen und Frommen, er war unter ihre Füße getreten, vernichtet! —

Nach und nach ward er ruhiger. Er überlegte. Eduard hatte ihm sein Wort gegeben, ihn nicht zu verrathen, und Gotthold wußte wohl, daß seinem Worte mehr zu trauen sei, mehr, als seinem eigenen vielleicht.

Uebrigens, wenn diese Madame Ollenthien erst einmal begraben, so hatte Eduard kein Beweismittel mehr in Händen.

Wenn er mich verrathen wollte, dachte er, so konnte er's gleich thun. Dann wäre Amalie sofort geschieden, wenn man mich schuldig gefunden. Es ist also klar, daß sie, in ihrer dummen Gutmüthigkeit, zu diesem Aeußersten nicht schreiten wollten. Von dieser Seite also bin ich sicher. Was aber wollte er mit seiner Warnung vor der Zukunft? Warum rieth er mir zu fliehen?

Gotthold überlegte, und je länger er nachdachte, desto unruhiger ward er. Er mochte in seinem Gewissen mancherlei Gründe zur Beunruhigung finden.

Es ist klar, er weiß noch sonst Etwas, das mir gefährlich werden könnte, murmelte er.

Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, — er zerquälte sein Hirn, den Grund von Eduard's Warnung zu ergrübeln. Was konnte er entdeckt haben?

Es war eine schauerliche, quälende Ungewißheit! Eine fürchterliche Stunde!

Die Bibel lag aufgeschlagen vor ihm, der Altar mit dem Crucifix stand dicht ihm zur Seite. Er konnte nicht in dem heiligen Buche lesen, er dachte nicht daran, niederzuknieen und zu beten! Es waren sehr weltliche, sehr irdische Sorgen, welche den Angstschweiß auf seine Stirn trieben. — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Eduard legte Gotthold's Ehescheidungsgesuch in Amaliens Hände.

Er kniete vor ihr nieder und lehnte sein Haupt an ihre Füße. Sie sah ihn an und lächelte, und neigte sich zu ihm nieder, sein Haar zu küssen.

Amalie, meine Geliebte, die Stürme sind vorüber. Du bist frei!

Nein, nicht frei! flüsterte sie zärtlich. Die Liebe hält mich gefesselt! Du wirst mein Herr sein! Ich werde Dich lieben ewig, unaussprechlich!

Eduard zog sie an sein Herz und küßte sie!

Seine Augen waren von Thränen umdüstert.

In diesem Augenblicke des höchsten Glückes, des endlich erlangten Zieles gedachte er seiner Mutter, dieser guten alten Frau Winkler mit dem großen Herzen und der edlen, aufopfernden Liebe!

O, Amalie, wenn meine Mutter da wäre, mein Glück zu sehen!

Sie sieht es, sie weiß es! Die Liebe ist ewig, sie stirbt niemals! Sie schaut auf uns nieder und sie wird uns segnen!

Eduard drückte sie an sein Herz und küßte sie.

In ihren Armen vergaß er selbst seiner Mutter, an seinem Herzen hatte sie keine Erinnerung ihrer überstandenen Schmerzenstage!

Sie waren sehr glücklich, und sie fühlten, daß dieses Glück unzerstörbar sei, — es hatte die Läuterung der Schmerzen erfahren, es war gestählt in den harten und unheilsvollen Tagen, welche nun besiegt waren! —

Sie hielten sich umschlungen, — Nichts konnte sie mehr trennen!

Das Duell.

Wie wunderbar ist doch das Herz, wie zauberisch die Liebe! Fürst Alexiew war wieder jung geworden, und unschuldig durch die Liebe! In Emmy's Augen, diesen schönen Augen voll so viel Schwärmerei und Jugendmuth hatte er einen längst vergessenen Himmel wieder aufglühen sehen, einen Himmel, dessen Engel Emmy selber war. Er wollte theilhaftig werden der Seligkeit dieses Himmels, er wollte wieder jung werden und harmlos, — er schaute in Emmy's Augen und trank sich aus ihnen den Lethetrank für seine Vergangenheit, für diese lange, gluthberauschte, sturmdurchwühlte Orgie seines Lebens. — —

Er war wieder jung, — Alles war vergessen, ausgelöscht, untergegangen in diesen neuen, entzückensvollen Gluthen, vergessen die Tage der Leidenschaft und des Truges, der wilden Entzückungen und der berauschenden Lust. — Alexiew war wieder in eine neue Rolle seines Daseins getreten, und er führte sie wiederum mit so vollendeter Meisterschaft aus, daß er sich nicht für den darstellenden Schauspieler, sondern für den jugendlichen Helden dieses Drama's hielt, — er

war wieder erſter Liebhaber geworden in der Tragödie ſeines Lebens, — ſein Herz hatte dieſe himmliſche Elaſticität, immer wieder jung zu ſein, und jede neue Liebe zu der erſten Liebe zu ſtempeln, — es ſchlug jungfräulich rein für jede neue Liebe. — Dies war's, was ihn ſo gefährlich machte, — er riß hin, weil er ſich ſelber hingeriſſen fühlte, er begeiſterte, weil er ſelber begeiſtert war.

Emmy theilte ſeine Liebe, — ſie hatte es ihm niemals mit ihren Lippen, ja nicht einmal mit ihren Blicken geſagt, aber ihre Briefe gaben ihm jeden Tag auf's Neue dieſe herrliche, dieſe glückverheißende Zuſicherung. Sie waren ſehr ſchön, ſehr empfindungsvoll und warm, dieſe Briefe Emmy's, — ein ganzer Himmel von Unſchuld, jungfräulicher Schüchternheit und halb unbewußter, aber tiefer Leidenſchaft leuchtete ihm daraus entgegen, und wenn Alexiew dieſe Briefe an ſeine Lippen drückte und ſie immer und immer wieder küßte, ſo hatte er ein Gefühl, als ob Emmy ſelber ſeinen Kuß erwiedere, als ob ſie ihm lächle mit dieſem ſo reinen, ſo engelhaften Lächeln — man ſieht, Fürſt Alexiew ſchwärmte, wie ein Knabe. —

Uebrigens, und das war ein Troſt für Alexiew, übrigens waren ihre Briefe nicht immer ſo zurückhaltend, ſo Alles verſagend und gleichgültig, wie ihr Angeſicht, — ſie konnte ſogar leidenſchaftlich ſein in dieſen Briefen, es kamen verzweiflungsvolle Klagen vor über die Härte und Strenge ihrer Mutter, Klagen über dies ewige Bewachungs- und Spionirſyſtem ihrer Mutter, das ihr keine unbelauſchte Sekunde, ja nicht einmal die Freiheit ließ, ihn anzuſehen, ihm zuzulächeln. —

Alexiew wagte endlich von gewaltſamen Mitteln zu ſprechen, man müſſe ihrer Mutter die Einwilligung zu ihrer Verbindung abtrotzen, meinte er, auch wolle

er es verſuchen, ſie zu erweichen durch ſein Flehen, durch die Erkenntniß ſeiner Liebe.

Sie bat ihn mit leidenſchaftlicher Angſt, ihre Mutter nichts ahnen zu laſſen, weil dann Alles verloren ſei, weil ihre Mutter eher ſterben, als ihr dem Baron von Wülfingen geleiſtetes Verſprechen brechen würde, — jetzte wagte Alexiew, eine Entführung vorzuſchlagen.

„Eine Entführung? ſchrieb ſie ihm zurück. Wären Sie mein Gemahl, hätte ich vor Gottes Altar Ihnen das Gelübde meiner Treue, meiner Liebe gegeben, dann hätte ich ein Recht Ihnen zu folgen über Meere und Länder, dann wäre an Ihrer Seite mein rechtmäßiger, mein von Gott geweiheter Platz, aber — Sie ſind nicht mein Gemahl, und wenn Sie mich lieben und mich verſtehen in Liebe, dann werden Sie auch wiſſen, daß Emmy wohl ſterben, niemals aber ſich ſelber ungetreu werden kann.“

War denn aber eine heimliche Trauung vor der Entführung unmöglich? das fragte der Fürſt ſich ſelber, das fragte er ſeine Geliebte.

Sie wies ihn an Gotthold, als den einzigen Mann, der um ihre Liebe wiſſe, außer dem Baron. Gotthold ſprach mit Begeiſterung, mit frommer Extaſe von Emmy's unſchuldigem reinem Sinn, er billigte es vollkommen, daß ſie mit dem ihr angetraueten Gemahl fliehen wollte aus dem Hauſe ihrer Mutter, dieſer ſtrengen, zwar edlen, doch unerſchütterlichen Frau, er hielt es für ſeine heilige Pflicht, Emmy in ihrem tugendhaften Wollen zu unterſtützen, und — nach manchen Umwegen, nach manchen, ſchüchtern von Alexiew dargebrachten, widerſtrebend von Gotthold angenommenen Geſchenken, erklärte ſich Gotthold bereit, dieſer tugendhaften und heißen Liebe durch eine feierliche Trauung das Siegel ihrer heiligen und Gott wohlgefälligen Berechtigung zu verleihen.

Diese Trauung sollte im Dunkel der Nacht in der kleinen Hauskapelle, welche sich im Palais der Baronin befand, von Gotthold vollzogen werden; durch das Fenster sollte Emmy den harrenden Beiden, Gotthold und dem Fürsten, den Schlüssel der Hausthür hinablassen und diese sich alsdann auf den, Gotthold wohlbekannten Wegen in die Hauskapelle begeben. Dort würden sie Emmy finden, begleitet von ihrer Kammerfrau, die, nebst dem Baron, als Zeugen dienen sollten, und dort wollte Gotthold kurz und nur mit den nöthigen gesetzlichen Formeln die Trauung vollziehen. Sobald diese beendet, sollte Fürst Alexiew sein rechtmäßiges und ihm gesetzlich zugehöriges Weib aus dem Hause entführen und in dem ihrer harrenden Wagen mit ihr in die Ferne entfliehen, während Gotthold versuchen wolle, die Baronin zu beruhigen.

Das war der Plan, welchen Gotthold dem Fürsten mittheilte, und der von diesem mit Entzücken gut geheißen ward. — Es ist überflüssig zu sagen, daß dies Alles geschah, bevor Gotthold sich von Eduard so in seinen Planen durchkreuzt, in seinem Handeln durchschauet sah, und es war ein Glück, daß dies früher geschah, ein Glück für Fürst Alexiew, denn später würde Gotthold weder Muße noch Neigung gefunden haben, seine Gedanken fremden, außer ihm stehenden Interessen zuzuwenden. —

Fürst Alexiew von Pomowsky hatte also das Ziel seines Strebens erreicht, und dieses schöne unschuldsvolle junge Mädchen mit dem Kinderlächeln, in dessen Anschauen eine ganze Welt der Wunder ihm emporblühte, sie hatte sich also bereit finden lassen mit ihrer Jugend und ihrer Schönheit, mit ihrer Unschuld und ihrer Liebe sich ihm zu eigen zu geben, — heute, heute in der Nacht schon wollte sie sein werden, sein herrlichstes, köstlichstes Besitzthum. —

Digitized by Google

Sein Herz klopfte hoch vor Erwartung, vor seliger, entzückensvoller Ungeduld! Ach, nur noch die langen, martervollen Stunden dieses Tages hingeträumt, und wenn die mitleidsvolle und segnende Hand, welche über den Wolken thront, das Licht dieser Sonne ausgelöscht und verdunkelt hat mit den Schatten der Nacht, dann wird das Glück herniedersteigen und ihn selig, berauschend umfangen!

Ach, wie lang ist dieser Tag, es ist erst Morgen, noch zehn lange, träge Stunden, ehe das Glück da ist! Mein Gott, zehn Stunden, — kann nicht ein Blitz herniederfahren und diesen Altar seiner Liebe in Asche verwandeln, daß das Glück in Staub zerfällt, kann nicht dieses Schwert des Damocles, welches ewig dräuend über dem Haupte der ganzen Menschheit hängt, kann es nicht herabfallen und ihn tödten, bevor er das Glück und die Liebe in Emmy's Armen sich gewonnen? Noch zehn Stunden, — das Unglück kann heransausen auf den Flügeln des Sturmwindes; so langsam, wie das Glück, so rasch kommt das Unglück, es braucht der Jahre, um das Heil sich aufzubauen, eine Sekunde genügt dem Unheil, um diesen ganzen mit Seufzern und Thränen, mit Entzückungen und Gebeten emporgetragenen Bau zu zerstören!

Solche Gedanken waren es, die Fürst Alexiew erbeben machten! Was fürchtete er denn, was war es, das ihn erschreckte? — Einen letzten, einen wiederstrebenden Blick warf er rückwärts auf die Tage, welche gewesen, — sie sahen ihn an mit dem Hohnlächeln drohender Gespenster, — ihn schauderte. — Unter diesem Aschenhaufen seiner Vergangenheit, konnte da nicht der Funke glimmen, welcher zu einer Brandfackel emporlodern und seine ganze Zukunft vernichten könnte?

Fürst Alexiew nannte sich selber einen Thoren,

er wollte lachen über ſein kindiſches Zagen! Mein Gott, was hatte er denn zu fürchten von ſeiner Vergangenheit? — Sie rauſchten an ſeinem innern Auge vorüber, die Bilder aller dieſer Tage, welche geweſen, zauberiſche, entſetzliche Bilder, — kalter Schweiß ſtand auf des Fürſten Stirn, ſein Auge blickte ſtarr und ſchreckensvoll — zum erſten Male ſaß er als ſein eigener Richter zu Gericht über ſeine eigene Vergangenheit, — ein Schauder durchbebte ihn, — er fühlte ſich ſchuldig, er mußte den Stab brechen über ſich ſelber!

Ich will wieder gut machen! ſtammelte er. Ein reines, fleckenloſes Leben ſoll dieſe wilden Tage meiner Jugend auslöſchen, die Tugend ſoll mich entſündigen, an der Seite eines Engels will ich ein neues Leben beginnen und meine Vergangenheit zu verſöhnen trachten!

Was waren das für bleiche Schatten, die ſich zwiſchen ihn und das Engelsantlitz ſeiner Emmy ſtellten? Was waren dies für dräuende Hände, die ſich verwünſchend, fluchend über dem Haupte ſeiner Geliebten erhoben? Mein Gott, was will dieſes Weib mit dem aufgelöſten Haar und den gerungenen Händen, — Aurelia, — ſie darf ihn nicht anklagen, ſie nicht, die eigene verletzte Pflicht, die gebrochene, heilige Treue, die iſt es, welche Aurelien anklagt, durch ihn hat das Schickſal ſie geſtraft, ſie kann ihn nicht anklagen, ſie nicht! Aber was iſt das für ein anderer Schatten dort, ein drohendes, ernſtes Schattenbild, bleich und ſtolz, ach dieſe großen glühenden Augen, ſie brennen in ſein Herz hinein, ein entſetzliches Lächeln ſchwebt um dieſe kalten, ſtolzen Lippen, ihre marmorweiße Hand hebt ſich drohend gegen ihn, — es iſt Blut an dieſer Hand, — Er hat ſie zur Mörderin gemacht!

Fürſt Alexiew ächzte laut, — es lag wie eine Bezauberung auf ihm, er bedeckte ſein Angeſicht mit ſeinen Händen, er wollte dieſe Bilder nicht ſehen, ſeine Augen ihrem Anſchauen verſchließen, — aber er ſah ſie drinnen in ſeiner Seele, — es war umſonſt, er konnte ihnen nicht entfliehen!

Große Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn, ſeine bleichen Lippen zitterten.

Die Thür ward geöffnet, der Kammerdiener meldete, daß draußen ein Herr ſei, der den Fürſten ſogleich zu ſprechen begehre. Er reichte dem Fürſten die Karte des Fremden, — Alexiew kannte ihn, und befahl, den Fremden in den Salon zu führen.

Der Diener entfernte ſich, — Alexiew trocknete den Schweiß von ſeiner Stirn, er war wieder erwacht zum Leben, zur Wirklichkeit, die Bilder waren hinabgeſunken, der Zauber hatte keine Gewalt mehr über ihn, — ſein Antlitz entwölkte ſich, daſſelbe ſtolze, köſtliche Lächeln, das ſo viele Weiber verführt, es ſpielte wieder um ſeinen ſchönen, ausdrucksvollen Mund, — er war kein Träumer mehr, er war ein Mann, und da drinnen erwartete ihn ſein Feind, — der Baron Alfred von Wülfingen. — Sein Feind, denn Er war der Verlobte ſeiner Emmy, vielleicht hatte er Kunde bekommen von Emmy's Liebe zu Alexiew, vielleicht ſogar wußte er, daß dieſe Nacht ihn zu Emmy's Gemahl erheben ſollte?

Ja, ſicher, das war es, was dieſen Baron Alfred von Wülfingen zu ihm führte, — er war ſein Feind, und er kam, mit ihm zu kämpfen um die Geliebte!

Fürſt Alexiew ſchüttelte ſtolz und triumphirend das Haupt, — er war wieder ein Mann, kühn und tapfer, ſiegesgewiß. — So ſchritt er zur Thür des Salons, in welchem ſein Feind ihn erwartete.

Vor dieſer Thür ſtand ſein Kammerdiener.

Sieh nach meinen Piſtolen, meinem Degen! ſagte Alexiew lakoniſch und öffnete die Thür. — —

Alfred ſtand am Fenſter und blickte gedankenlos hinab auf die Straße, — das Geräuſch der hinter dem Fürſten ſich ſchließenden Thür weckte ihn aus ſeinem Sinnen, — er wandte ſich um, ſein Blick voll unausſprechlicher Verachtung, voll glühenden Haſſes traf das Antlitz des Fürſten, dieſes ſchöne, ruhige Antlitz mit dem ſtolzen Siegerlächeln und der verführeriſchen Anmuth. Schweigend ſtanden ſie ſich ſo gegenüber. Jeder wußte, daß es ein Feind ſei, der den Blick auf ihn geheftet hielt, und Jeder wollte den Blick dieſer gehäſſigen, finſtern Augen ertragen und erwiedern.

Ein kaltes, verächtliches Lachen tönte von Alfred's Lippen.

Etwas verletzt ſagte Alexiew: dies iſt eine etwas ſeltſame Art der Begrüßung, mein Herr!

Alfred zuckte zuſammen, — ihn ſchauderte vor dem Klange dieſer Stimme, welche Julia bethört hatte, — Julia, — Alfred bebte vor Zorn, als er an ſie dachte, und ihn noch lebend vor ſich ſah. —

Er preßte die Lippen feſt aufeinander, — er war dem Erſticken nahe vor Aufregung und Zorn.

Fürſt Alexiew von Pomowsky, Sie ſind ein Schurke! rief er endlich, und ſchaute dem Fürſten mit einem Ausdruck des glühenden Haſſes in die Augen.

Alexiew fuhr zuſammen, eine dunkle Gluth trat auf ſein Angeſicht.

Dieſes Wort fordert Blut! ſagte er mühſam.

Das Ihre, mein Herr! ſagte Alfred. Sie ſind ein Schurke, und weil Sie es ſind, iſt Blut gefloſſen, heiliges Blut einer Märtyrerin!

Sie ſprechen in Räthſeln, rief Alexiew mit einem ironiſchen Lächeln.

Die Auflöſung heißt Julia! ſagte Alfred, und reichte mit einem unausſprechlichen Ausdruck dem Fürſten Juliens Dolch dar, — es klebte noch Blut daran. —

Alexiew war bleich geworden, — die Dämonen ſeiner Vergangenheit, ſie ſtanden wieder auf in ihm, — der Zauber hatte wieder Gewalt über ihn, der Blitzſtrahl war herniedergefallen, ſein Glück zerfiel in Staub und Aſche.

Dieſes Blut? fragte er matt und zeigte auf den gerötheten Dolch.

Es iſt Juliens Blut! ſagte Alfred feierlich. Mit ihrem eigenen edlen Herzblut hat ſie das Blut hinweggewiſcht, das einſt an der Spitze dieſes Dolches geklebt, — es iſt Ihr Dolch, Fürſt Alexiew von Pomowsky, Sie ſind es, welcher dieſes Weib und ihr Kind gemordet, — zweifacher Mord haftet auf Ihrer Seele!

Wer wagt es, dies zu behaupten? fragte Alexiew ſchaudernd.

Ich! Und ich werde Juliens Rächer ſein!

Wer giebt Ihnen ein Recht dazu?

Alfred ſchwieg einen Augenblick, es arbeitete und kämpfte in ſeinen Zügen, ſeine Bruſt hob ſich ſtürmiſch, Thränen traten in ſeine Augen.

Ich liebte ſie, ſagte er endlich mühſam, ich liebte ſie, als das höchſte und heiligſte Beſitzthum meines Lebens, und ſie erwiederte meine Liebe, ſie —

Die Erinnerung übermannte ihn, — er ſenkte das Haupt auf ſeine Bruſt, — er weinte, es waren die erſten Thränen, ſeit er ſie verloren hatte.

Tief erſchüttert ſtand Alexiew ihm gegenüber, ſein Antlitz auch war bleich und farblos, — es war ihm,

als höre er das Rauſchen des Todesengels über ſeinem eigenen Haupte.

Alfred richtete ſich empor, ſein Antlitz war wieder ruhig und kalt. Es iſt genug, ſagte er, der Schmerz iſt bald vorüber, denn ich werde bald wieder bei ihr ſein! Julia, meine Geliebte, mein Weib, ſie hat ſich getödtet, weil ſie den Händen der ſie verfolgenden Geſetze entgehen wollte, — ſie hat ihr Blut vergoſſen, um die letzten Spuren auszulöſchen dieſer Vergangenheit, welche Sie mit teufliſcher Bosheit ihr vergiftet haben. Jetzt werden Sie mich nicht mehr fragen, welches Recht ich habe, Juliens Rächer zu ſein!

Alexiew verneigte ſich. Beſtimmen Sie Zeit und Ort, und die Wahl der Waffen, ſagte er, ich bin zu Allem bereit.

Die Zeit? fragte Alfred. Glauben Sie, daß die Rache Zeit hat zu warten, bis Sie vielleicht noch einen Becher der Freude ausgeleert? Ich bin Juliens Rächer, und ich laſſe Ihnen keine Stunde Zeit; bevor der Zeiger jener Uhr dort noch einmal auf dieſe ſelbe Stelle ſich gerückt hat, werde ich Sie tödten, mein Herr!

Sind Sie deſſen ſo gewiß? fragte Alexiew mit einem erzwungenen Lächeln.

Gott iſt gerecht, ſagte Alfred, Sie werden ſterben, aber auch ich, und dafür, mein Herr, danke ich Ihnen, Sie werden mich des Verbrechens überheben, ein Selbſtmörder zu werden!

Es lag etwas Furchtbares, Grauſenhaftes in dieſen Todesprophezeihungen Alfred's, — Fürſt Alexiew fühlte ſein Herz zuſammenſchrumpfen, — der Tod legte ſeine eiſernen Krallen um ſeine Bruſt.

Aber es iſt unmöglich, mein Herr, ſagte er, ich bedarf wenigſtens einiger Stunden, meine Angelegenheiten zu ordnen! Sie ſelbſt —

Was kümmern mich meine Angelegenheiten! Mögen die Ueberlebenden ihre Todten begraben und ihre Habe vergeuden, was kümmert das mich! Aber ich lasse Ihnen Zeit! Ordnen Sie Ihre Angelegenheiten, halten Sie Abrechnung mit der Lust und dem Genuß, schreiben Sie noch einige unbezahlte Rechnungen ein in das Contobuch Ihrer Freude, ich hindere Sie nicht, nur müssen Sie mir erlauben, an Ihrer Seite zu bleiben! Ihr Leben ist mir verfallen, ich lasse Sie nicht!

Fürst Alexiew hatte, während Alfred sprach, tiefsinnend, gesenkten Hauptes dagestanden, — als Alfred schwieg, richtete er sich empor. Er war wieder ganz ruhig, ganz kalt geworden, — sein Stolz hatte gesiegt, — Alles Andere mußte schweigen, — er wollte wenigstens sterben als ein Mann.

Ich bin bereit, sagte er, ich werde kein Vorrecht in Anspruch nehmen, das Sie selbst nicht gewillt sind, zu benutzen. Sie haben Recht, mögen die Ueberlebenden ihre Todten begraben, — bestimmen Sie den Ort und die Waffen. —

Die Waffen? Ich habe meine Pistolen mitgebracht! Wir werden uns über dies Tuch hier schießen, — sehen Sie, es ist roth von Juliens Blut, ich tauchte es in ihre Todeswunde, und schwur, sie zu rächen. Der Ort? Mein Wagen hält vor der Thür, er wird uns in die Hasenhaide fahren.

Ich bin bereit, sagte Alexiew, sich verneigend. Nur zwei Worte lassen Sie mich schreiben, es ist auch eine heilige Pflicht, die ich zu erfüllen habe, Sie werden mich deshalb nicht tadeln!

Er trat zum Schreibtisch und schrieb auf ein Blatt Papier:

„Im Falle meines Todes ist Amintha Albratti meine Erbin, wie auch Erbin meines Namens und

meiner Titel. Sie ist meine Schwester. Ich erkenne sie an in ihren Rechten."

Er unterzeichnete und untersiegelte dies Papier und adressirte es an seinen Geschäftsführer. Jetzt, mein Herr, bin ich bereit!

So lassen Sie uns gehen!

Vor der Thür stand Alexiew's Kammerdiener mit der Pistolenschachtel. Alexiew nahm sie aus seinen Händen, der Diener weinte.

Laß gut sein, Friedrich, sagte Alexiew und reichte ihm gütevoll die Hand dar. Der Herr Baron und ich wollen uns nur üben, nach der Scheibe zu schießen, weiter nichts!

Der Diener schüttelte traurig lächelnd den Kopf.

Durch die glänzenden, mit allem Luxus des Geschmackes und der Mode ausgestatteten Zimmer schritten die Beiden dahin, Beide jung, in der Fülle der Gesundheit und Kraft, Beide an der Schwelle noch dieses langen Erdendaseins, zum Glück, zum Genuß, zum Handeln, zur Thätigkeit Beide berufen, und doch vielleicht Beide schon verfallen dem Tode! Beide bereit, aus der Fülle dieses Daseins mit einem einzigen Sprunge hinabzustürzen in die Nacht des ewigen Schweigens, der ewigen Ruhe, oder sich emporzuschwingen zu dem glanzvollen Tage ewigen Lebens, ewiger Thatkraft, — wer weiß das zu sagen und zu ergründen! — Gott allein und die Gestorbenen! —

— — — — — — — — — — —

Sie standen sich gegenüber.

Es war ein stilles, schattiges Plätzchen, inmitten des großen Tannenwaldes vor dem Hallischen Thor. — Ein stilles, unbelauschtes Plätzchen ganz im Innern des Gebüsches. Ueber den dunklen Tannen wölbte sich ein blauer, wolkenloser Himmel, rauschend fuhr der Wind durch die Bäume, in deren Aesten

liebliches Vögelgezwitscher erschallte, — zuweilen hörte man einzelne Tacte einer lustigen Tanzmusik, die schmetternd herübertönten aus dem benachbarten Tanzlokale der Berliner Köchinnen. — Das war das einzige Geräusch noch, was diese Stille unterbrach.

Sie standen sich gegenüber, schweigend, ernst und todesbleich.

Jeder faßte einen Zipfel dieses in Blut getränkten Tuches, — zu gleicher Zeit spannten sie den Hahn ihrer Pistolen und hoben sie empor zum Schuß, — deutlich vernahm man das lustige Geschmetter eines Strauß'schen Walzers, — das jauchzende Leben sandte seine letzten Freudenklänge an diese beiden, dem Tode Verfallenen. —

Fürst Alexiew senkte die Waffe. Er war sehr kalt, sehr ruhig und ernst.

Wenn ich falle und Sie der Ueberlebende sind, so werden Sie das Geheimniß eines Todten ehren, sagte er.

Was kümmern mich die Geheimnisse eines Ehrlosen! sagte Alfred wegwerfend.

Sie werden das Geheimniß eines Weibes mindestens nicht verrathen! sagte Alexiew bestimmt. Dieses Weib ist Emmy von Elsleben, von ihrer Mutter Ihnen zur Braut bestimmt.

Emmy von Elsleben kann kein Geheimniß haben, das sie mit einem Fürsten Alexiew theilt!

Doch, mein Herr, sie hat es! Emmy liebt mich! Ich bete sie an! In dieser Nacht sollte sie mein Weib werden! sagte Alexiew sanft.

Das ist eine Lüge!

Ich verzeihe Ihrem Zorn! sagte Alexiew stolz. Doch werde ich Sie überzeugen! Emmy's Briefe ruhen auf meiner Brust! Sollte ich fallen, so werden Sie, das fordere ich von Ihnen, als einem Ehren-

manne, dieſe Briefe heimlich, unbemerkt von ihrer Mutter, an Emmy geben und ihr Nachricht bringen von meinem Tode. Sagen Sie ihr, daß ihr Name mein letztes Gebet, mein letzter Gedanke war! Hier ſind die Briefe!

Er reichte ſie Alfred dar. Dieſer warf einen flüchtigen Blick auf dieſelben.

Und Sie ſagen, daß Emmy von Elsleben dieſe Briefe an Sie geſchrieben?

Ich ſage es, und es iſt die Wahrheit!

Diesmal, ſagte Alfred mit einem kurzen, rauhen Lachen, diesmal ſind Sie überliſtet worden. Dieſe Briefe beweiſen, daß eine alte Kokette oft noch ſchlauer iſt, als ein heimtückiſcher Schurke, — die Baronin Elsleben ſchrieb dieſe Briefe!

Alexiew taumelte, wie von einem Schlage getroffen, zurück.

Alfred brach in ein lautes, bitteres Lachen aus.

Ihr Ehrenwort, daß die Baronin dieſe Briefe geſchrieben!

Hier der Beweis!

Und Alfred nahm aus ſeinem Portefeuille den Brief, welchen ihm die Baronin geſchrieben und in dem ſie ihm eine beſchleunigte Hochzeit vorgeſchlagen.

Alexiew verglich die beiden Handſchriften.

Es iſt unzweifelhaft! ſagte er, und reichte Alfred die Papiere dar.

Dieſer Schlag hatte ihn vernichtet, — aber er war auch das Todesurtheil ſeines Gegners. Er war entſchloſſen geweſen, ſeiner zu ſchonen, nicht gegen den Rächer Juliens den Arm zu erheben; weil er ſich ſchuldig fühlte, hatte er der Strafe ſich unterwerfen wollen. — Jetzt nicht mehr! — Dieſer Mann war ſein Feind, und er wußte ein Geheimniß, das ihn, den reichen, den ſchönen, von aller Welt beneideten

Fürſten Alexiew Pomowsky lächerlich machte, — noch nach ſeinem Tode ihn dem Hohne, dem Spotte aller Welt Preis gab; er war der Narr einer alten buhleriſchen Heuchlerin geweſen, noch wußte es Niemand, als dieſer Eine, der ihm gegenüber ſtand, — als ſein Gegner.

Fürſt Alexiew richtete ſein Haupt empor und ſah ſeinen Gegner mit einem Blick des Haſſes, des glühenden Zornes an, dieſer erwiederte den Blick, — es war eine erneuerte, eine gegenſeitige Herausforderung!

Sie ſprachen kein Wort mehr — Beide faßten ſie nach dem Tuche, Beide erhoben ſie die Hand mit der Piſtole. — —

Zwei Schüſſe fielen, — zwei Jünglinge ſanken zu Boden, — das Gras ward von rothem Blute bethaut hier und dort, — — — die Bäume rauſchten, die Vögel ſangen, und der Himmel wölbte ſich blau und rein über dem Antlitz zweier Sterbenden.

Auf der Wanderschaft.

Hand in Hand waren die beiden Kinder hinausgewandert in die stille und friedliche Nacht, — die Sterne leuchteten auf ihren Weg, die Sterne beschützten sie, und über Amintha's Schritten wachte das sorgsame Auge ihres Freundes. Wenn ein Stein auf ihrem Wege lag, hatte Lude ihn bei Seite geschoben, schon ehe Amintha ihn gewahrte; wenn ein Zweig eines Baumes lang herabhing und sie hätte berühren können, brach Lude ihn ab, damit ihr liebliches Gesicht nicht gestreift werde von dem spitzen Geäste. Kein Dorn durfte ihr Gewand berühren, keine Klette sich an ihre Füße heften, Lude sah Alles, vermied Alles, — für sie! An sich dachte er gar nicht, für sich fühlte er selbst nichts, weder die Spitzen der scharfen Dornen, die er bei Seite schob, um Amintha's Weg zu bahnen, noch die Kletten, die er sorgsam von ihren Füßen abhob, noch die Splitter, die sich in seine Hand einbohrten, wenn er die starken Zweige der Bäume abbrach. Seine ganze Seele hatte sich aufgelöst in dem Gedanken an sie, in dem Sorgen für sie.

Amintha ging immer träumerisch, sinnend weiter; zuweilen zwang sie sich, einige freundliche Worte an Lude zu richten, Worte des Dankes und der Liebe, die Lude niemals anders beantworten konnte, als durch lautes, triumphirendes Knacken seiner Finger, denn die Rührung brach ihm die Stimme, und Amintha durfte doch nicht merken, daß er weinte, deshalb schwieg er.

Endlich kam der Morgen, — sie waren auf dem freien Felde, weit breitete sich die Landschaft rings um sie aus, und eben so groß und weit der Himmel über ihnen. Er war in dunkelrothe Gluth getaucht, und die Strahlen der Frühsonne fielen gerade auf Amintha's Angesicht; wie von einer Glorie umleuchtet stand sie da, die Blicke gen Himmel gewandt, die Hände gefaltet, — vielleicht betete sie, — ein liebliches, aber unendlich schwermüthiges Lächeln stand auf ihren schmalen, glühendrothen Lippen, ihre Wangen waren lilienweiß, doch sah sie nicht krank aus, nur wie ein Lufthauch so zart und durchsichtig.

Lude starrte sie an mit einem Gefühl grenzenloser Anbetung und Freude.

Wenn Du so den Himmel ansehen thust, Amintha, sagte er, denn so wird mir ganz bange, denn es ist gerade als wolltst Du man bloß noch um'n Paar Flügel beten, damit Du rauf fliegen könntest in'n Himmel!

Das Kind athmete hoch auf. Ach, sagte sie, es muß sehr schön sein da droben! Im Himmel ist Friede und Glück, sagt man, da zwingt nichts zum Vergessen, da liebt man, was man lieben will, und bleibt doch rein und brav! Ach, Lude, bitte doch Gott, daß er mich aufnimmt in seinen Himmel!

Und was soll denn aus mir werden? schrie Lude, und diesmal schämte er sich nicht seines Weinens.

Was ſoll ick denn anfangen, wenn Du nicht mehr da biſt und ick ganz allein bin und Dein Geſicht nicht mehr ſehen thue und Deine Augen, die gerade ſo ausſehen, als wenn 'n Engel betet. Amintha, was ſoll denn aus mir werden?

Sie reichte ihm die Hand und ſagte freundlich: ſei ruhig, lieber Lude. Der Himmel iſt ſehr, ſehr weit von der Erde entfernt, ich werde noch lange zu wandern haben, und Du mußt mich beſchützen! Komm, laß uns weiter gehen!

Weiter gingen ſie, und Lude ſchluckte ſeine Thränen nieder und ſein heimliches Schluchzen. — Amintha war traurig, folglich mußte er ſuchen, ſie aufzuheitern. Er war unerſchöpflich in komiſchen Einfällen, in luſtigen Späßen, — Anfangs lächelte Amintha nur aus Freundlichkeit, nur weil ſie ſein Beſtreben, ſie aufzuheitern, verſtand. Das feuerte ihn zu immer neuer Luſtigkeit an, und als er ihr in ſeiner drolligen, komiſchen Weiſe, mit furchtbarem Schielen und pomphaftem Fingerknacken von ſeiner in einen Affen verwandelten Katze erzählte, und wie die Leute ſich gefreut hätten, wenn der kluge und geſchickte Affe miaute, da mußte Amintha wirklich lachen, und von ganzem Herzen.

Lude ſprang hoch vor Freuden.

Na nu is Allens jut, ſagte er, und jetzt können wir hier in's Dorf gehen, es is Zeit, daß Du 'ne warme Taſſe Kaffee trinkſt!

Und Du doch auch, Lude?

Ich, Kaffee? Niemals nicht! Ick trinke immer Morgens Waſſer, das is ſo meine Gewohnheit!

Wo ſollte ick denn das Geld herkriegen, dachte er, und wie ſo könnte ick denn gut für ſie ſorgen, wenn ick ſo 'ne Naſchkatze wäre und immer was abhaben müßte?

Als Amintha ihr Frühstück gegessen, wanderten sie weiter, niemals die gerade Straße, immer auf kleinen Fußwegen, die bald durch grüne, duftige Wiesen, bald durch Kornfelder oder schattige Waldungen sie dahinführten.

Wenn sie in Dörfer kamen, hielten sie an, und Amintha ließ ihre Guitarre ertönen, und flugs öffneten sich alle Hüttenfenster, und sonnenverbrannte Gesichter schauten heraus, und weißhaarige kleine Buben und Mädchen und schnatternde Gänse kamen herbeigelaufen und umringten gaffend und starrend die beiden Knaben. Aber wenn Amintha sang, dann war Alles still. Sie sang von Lust und Liebe, von Glück und Freude, und ihr Auge flammte, ihre Wangen färbten sich mit einem matten Roth, sie sang von Schmerz und Klage, von Trübsal und Entsagung, und ihre Stimme zitterte in Thränen, ihre Lippen bebten; Jeder war gerührt, denn Jeder fühlte, daß sie empfand, was sie gesungen, daß dieser blondgelockte Knabe den Schmerz wohl kannte und das Weh. Die Armen haben ein warmes Herz für Anderer Leiden, und sie möchten immer helfen und beistehen, aber in ihrer Weise. Sie wußten, daß der Hunger ein Unglück ist, und sie brachten den Kindern Brod dar und Früchte, und riefen Gottes Segen herab auf die wandernden Kinder, die freundlich dankend weiter zogen.

Die Leute in den Dörfern seind viel besser, als die in der Stadt, sagte Lude, wenn sie Einen ansehen, ist's immer, als wenn das Herz ihnen aus den Augen kuckte, und sie sehen niemals nicht Einen so stolz und so verächtlich an, wie die Leute in Berlin, wo Jeder 'n Andern so anglotzt, als wäre er 'n verkleideter Gensd'arm und der Andere 'n Dieb, den er fangen möchte.

Das macht, daß es in der Stadt so viele Diebe und schlechte Menschen giebt, sagte Amintha, da mißtrauet Jeder dem Andern. Aber die armen Dorfleute, die brauchen nicht mißtrauisch zu sein, denn die haben nichts zu verlieren, darum fürchten sie gar nichts und vertrauen den Menschen; nur die reichen Leute haben Grund, die Diebe unter den Menschen zu fürchten und mißtrauisch zu sein!

Denn so is es ja 'n Glück, wenn man arm ist! sagte Lude sinnend. Es muß sehr schlimm sind, wenn man die Menschen nicht lieb hat und Jeden für 'n Spitzbuben hält; denn so muß Einen ja die Lust vergehen, alleine 'n guter und ehrlicher Mensch zu bleiben.

Und gut und redlich zu bleiben, sagte das Kind energisch, das ist die Hauptsache, wenn Einem auch des Herz dabei bricht und sich verblutet!

Amintha, wie blaß siehst Du eben aus! schrie Lude entsetzt und stürzte zu ihr hin, um sie, welche schwankend sich an einen Baum lehnte, sanft in seinen Arm zu nehmen.

Sie lächelte und sagte: Es ist gar nichts, Lude, ein bloßer Schwindel, es wird vorübergehen!

Es ging vorüber, freilich, und sie wanderten weiter. Ihre Füße zitterten wohl, aber sie bezwang die Schwäche, denn immer war Lude's aufmerksames, angstvolles Auge auf sie gerichtet, und ihn wollte und durfte sie nicht betrüben.

.Einmal übermannte sie die Schwäche, sie sank zusammen.

Ein einziger, gellender Schrei tönte von Lude's Lippen, dann war er bei ihr, dann hob er sie kräftig in seine Arme und sagte: wenn Du heute noch einen einzigen Schritt gehst, denn so stürze ich mich in's Wasser!

Aber Du wirst mich nicht tragen können, Lude, sagte sie.

Ick sollte das nicht mal können, und bist doch so leicht wie 'ne Feder! Na, ick danke Gott, daß ich nich mehr so müßig schlendern und faullenzen brauch, und daß ick endlich 'n bischen zu thun habe für Dich!

Sie war so matt, daß sie in seinen Armen in Schlaf sank.

Lude legte sie leise nieder unter einer beschattenden Eiche, und kniete neben ihr, um ihr Haupt zu stützen und die Fliegen von ihrem Antlitz abzuwehren.

Sie schlummerte weiter, und wie sie dalag, so bleich und zart, so durchsichtig weiß und ätherisch, mit den purpurrothen Lippen und der fliegenden Röthe auf den Wangen, da stieg in Lude zum ersten Male der Gedanke auf, sie könne ihm verloren gehen, sie könne sterben, — mein Gott, Amintha sterben, — wie er das dachte, fühlte er sich selber dem Tode nahe, hatte er ein Gefühl, als ob ein schneidendes Schwerdt in seine Brust sich senke.

Amintha aber lächelte im Schlaf, sie öffnete die Lippen und hauchte ganz leise, ganz heimlich: Alexiew!

Lude senkte trostlos den Kopf und sagte schmerzvoll: das ist es! Sie kann ihn nicht vergessen!

Ja wohl, sie konnte ihn nicht vergessen; im Schlafen und Wachen sah sie seine Augen vor sich, in jedem Stern, in jeder Blume leuchteten sie ihr entgegen, in jedem Vogelgesang, in jedem Windesrauschen, in jedem Quellengemurmel hörte sie seine Stimme, — sie floh vor ihm, aber überall war er bei ihr, umsonst ihr Gebet, umsonst ihr heimliches Ringen und Kämpfen, — wohin sie ging, war er

bei ihr, überall hin trug sie ihn mit sich fort, denn er lebte und wohnte in ihrem Herzen, und endlich, müde des Kampfes, müde des vergeblichen Ringens, sagte sie ganz matt: es ist vorbei! Ich werde sterben müssen, um ihn zu vergessen!

Und sie fühlte, daß sie an ihm starb! Sie fühlte es an den Schmerzen, die ihre Brust durchzuckten, an der tödtlichen Schwere, die sie zu Boden drückte, an der heißen Gluth, die oft von ihrem Herzen emporstieg und in brennend heißem Blut auf ihre Lippen trat. — Immer war sie bemüht, Lude nichts ahnen zu lassen von ihren Leiden, immer hatte sie für ihn ein Lächeln, ein freundliches Scherzeswort, auch lag es in der Natur ihrer Krankheit, daß sie sich verbarg unter der Farbe der Gesundheit, unter gerötheten Wangen, unter purpurnen Lippen und glänzenden Augen.

Wenn sie fühlte, daß das Blut emporquoll auf ihre Lippen, wandte sie sich ab, oder legte sich plötzlich in's Gras, um heimlich mit ihrem Blute das Gras zu küssen; Lude sollte es nicht sehen.

Aber einmal sah er es, — diesmal war es ein ganzer Blutstrom, der ihrem Munde entquoll, — sie konnte es ihm nicht mehr verbergen, sie sank zusammen, überwältigt, todesmatt.

Lude fühlte seine Kniee unter sich zusammenbrechen, er rang die Hände zu Gott empor, er hatte keine Worte, keine Thränen, keine Gebete!

Sie stirbt, sie stirbt! schrie seine Seele, weiter konnte er nichts denken, nichts empfinden, aber als sie ganz leise seinen Namen flüsterte, da fühlte er seine ganze Kraft, seine ganze Besonnenheit wiederkehren, er konnte seine Stimme zwingen, daß sie nicht zitterte, er konnte ruhig sein, — noch bedurfte sie seiner.

Lude, flüſterte ſie leiſe, mein Freund, mein Bruder, ich ſehe Dich nicht! Wo biſt Du? Haſt Du mich verlaſſen, Du mein einziger Beſchützer, mein einzig Getreuer? Haſt Du mich einſam gelaſſen, nun da ich ſterbe?

Nein, Amintha, da bin ich! Niemals nicht kann ich Dich verlaſſen, das weißt Du! Zu nichts nicht bin ich gut auf der Welt, als Dich lieb zu haben, und wenn Du ſterben willſt, Amintha, ſo wird's ſo ſein, als wenn ich auch todt wäre!

Sie ſchüttelte leiſe verneinend das Haupt.

Nein, nein, Lude, Du mußt leben, ſagte ſie. Du mußt hingehen und Frau Winkler ſagen, daß ich Wort gehalten habe, und daß ich geſtorben bin, um mein Verſprechen zu erfüllen und ein ehrliches Mädchen zu bleiben. Das mußt Du ihr ſagen, Lude, es iſt mein Teſtament! Willſt Du es mir verſprechen?

Das will ich! ſagte der Knabe feſt und preßte die Lippen aufeinander, um ſeinen Jammerſchrei zurückzuhalten.

Dann iſt es gut! ſagte Amintha. Gieb mir die Hand, Lude! So! Und nun Lebewohl! Gottes Segen über Dich, mein Bruder! Ich kann Dir nicht vergelten, was Du für mich gethan haſt, aber ich danke Dir, ich ſegne Dich! Ich werde immer bei Dir ſein! Immer, ewig! Und Du darfſt nicht um mich weinen, Lude, jetzt nicht mehr! Es iſt Alles gut!

Und jetzt ſprach ſie von einem himmliſchen Glanze, der ſich ausbreite vor ihr, liebliche Engel mit wallenden Silberflügeln kamen zu ihr und nannten ſie ihre Schweſter; ein himmliſches Lächeln verklärte ihre Züge, und ſie dankte Gott, daß er den Schmerz von ihr genommen und ſie glücklich gemacht und frei! Dann ſprach ſie von leuchtenden Thälern und blu-

migen Wiesen, und von der himmlischen Musik, welche erklänge und die Blumen und die Vögel erzittern mache vor Lust und Wonne.

Und ihre Worte, waren die nicht selber himmlische Musik? Dem Knaben, der an ihrer Seite kniete, mit gefaltenen Händen, ihm erklangen sie so. Er hatte die Augen gen Himmel gewandt, — es war ihm, als tönten ihre Worte von dort oben zu ihm hernieder, sie war schon ein Engel, sie war schon da droben in ihrer Heimath!

Er lauschte dieser himmlischen Musik ihrer Worte, er hörte nur sie, nur Amintha, nur seinen Engel, er hörte sie immer und immerfort, — und sie sprach doch schon lange nicht mehr, ihre Lippen waren doch schon lange verstummt unter dem Kusse, welchen der Tod ihnen aufgedrückt!

Da kam ein Wagen dahergefahren und hielt dicht neben ihm. Ein Mann sprang heraus.

Endlich gefunden! sagte eine triumphirende Stimme, und als Lude zusammenschreckend emporblickte, erkannte er Paulowitsch, den Mann, welcher Madame Albratti ihre Tochter abgekauft, Amintha's Feind, Amintha's Peiniger.

Mit einem Angstschrei warf er sich über Amintha's Körper hin. Wer sie anrührt, den ermorde ich! sagte er drohend und drückte Amintha's Haupt an seine Brust, als wolle er sie schützen gegen jeden neugierigen Blick.

Herr Paulowitsch lachte.

Das ist ein drolliger Junge! sagte er zu dem Kutscher. Sieh' nur, wie er schielt und die Augen verdreht!

Ihnen werde ich's Genick verdrehen, wenn Sie sie anrühren! sagte Lude, und seine blitzenden Augen verfolgten jede Bewegung seines Feindes.

Sieht er nicht aus, wie 'n Hund, der einen Schatz bewacht? ſagte Paulowitſch lachend. Ruhig, Cerberus, ruhig! Wir wollen Deinen Schatz nicht ſtehlen, wir wollen ihn nur dahin bringen, wo er hin gehört, in einen Palaſt und zu einem Fürſten! Aber mein Gott, was bedeutet das! Das iſt ja Blut, wer von Euch Beiden iſt denn verwundet? Wer iſt krank?

Lude nahm Amintha's Haupt von ſeiner Bruſt.

Sie iſt todt! ſagte er triumphirend. Sie wollte lieber ſterben, als bei dem Fürſten bleiben. Sie hatte Frau Winkler geſchworen, ein ehrliches Mädchen zu bleiben, und ſie hat Wort gehalten. Das ſag' Deinem Fürſten, und laß uns Beide in Frieden, oder 's wird ſchlimm!

Herr Paulowitſch war ſehr verdrießlich.

Habe ich mir nun ſo viele Mühe gegeben, brummte er, und Alles umſonſt, ſo viel gelaufen, gefragt und Belohnungen gezahlt, und nun ich ſie endlich habe, iſt ſie todt! Der Fürſt wird ſehr unzufrieden ſein! Aber bringen muß ich ſie ihm jedenfalls, todt oder lebendig. Er muß doch ſehen, daß ich ſie gefunden habe, und dann kann er mir eine fürſtliche Belohnung nicht entziehen!

Komm, Georg, ſagte er dann laut, komm und hilf mir die Leiche in den Wagen packen!

Doch Lude war ſtark wie ein Löwe, er preßte Amintha's Körper in ſeine Arme und ſchwur, daß kein Menſch auf der Welt ſie ihm entreißen ſolle.

Aber was half der Wille eines Knaben gegen die rieſenſtarken Arme dieſer beiden Männer!

Nach manchem vergeblichen Kampfe ſank Lude, erſchöpft von ſo viel Anſtrengung und Leid, beſinnungslos zuſammen.

Amintha's Leiche ward in den Wagen gehoben.

Den Cerberus wollen wir auch nur mit uns nehmen, ſagte Herr Paulowitſch, er kann dem Fürſten erzählen von Amintha, und wie ſie geſtorben iſt, worauf ich ſelbſt ſogar neugierig bin! — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage ſpäter ſtanden zwei Särge in dem Empfangsſaale des Fürſten von Pomowsky. —

Der Tod hatte die Geſchwiſter vereint, ſie hatten ſich lebend geſucht, die Leichen hatten ſich zu einander gefunden.

Einen Tag, nachdem man des Fürſten Leiche in ſein Hôtel gebracht, war Paulowitſch mit Amintha gekommen, mit Amintha, welche des Fürſten letzter Wille zu ſeiner Schweſter und Erbin erklärte. —

Und der Schweſter eines Fürſten erzeigte man im Sarge fürſtliche Ehre. Sie ſollte mindeſtens begraben werden wie eine Prinzeſſin.

Hohe Wachskerzen umſtanden ihren mit Sammet und Silber beſchlagenen Sarg, unter Blumen lag ſie da, wie ein ſchlummernder Engel anzuſchauen mit dieſem Lächeln, das der Tod auf ihrer Lippe feſtgebannt hatte. Wie eine Braut des Himmels, ſo unſchuldsvoll und rein, ſo zart und lilienhaft. Und neben ihr ſtand der Sarg, in welchem Er ruhte, den ſie geliebt, den ſie gefürchtet, vor dem ſie geflohen war, — ihr Bruder!

Die neugierige Menge ſtrömte ab und zu, — es war ein Schauſpiel, und ein höchſt romantiſches dazu. Es war ein ſehr pikantes Bild, dieſes engelhafte junge Mädchen mit der Myrthenkrone, und daneben dieſer ſo gefeierte Liebling aller Frauen, — mit verhülltem Haupt, — die Schönheit zerſchmettert von einem einzigen Piſtolenſchuß.

Es ließen ſich wundervolle Geſchichten davon erzählen, und die ſchönen Damen konnten ſehr rüh-

rend und intereſſant weinen an dem Sarge des jungen Mädchens.

Einer nur ſtand am Sarge und weinte nicht. Das war Lude, der arme Lude, dem es nicht einmal vergönnt geweſen, Amintha's letzten Willen zu vollſtrecken, denn Frau Winkler war todt, — ſie war glücklicher als er, denn ſie war da, wohin auch Amintha gegangen war, — Beide da droben im Himmel! Und Er?

Doch, es gab noch Ein Geſchäft! Er konnte Amintha's Leiche bewachen und die Fliegen verſcheuchen, und jede Hand abwehren, welche ihr Antlitz berühren wollte. — Das that er getreulich.

Als er aber hörte, wie zwei Damen an ihrem Sarge ſich erzählten, daß ſie des Fürſten Schweſter, daß Amintha eine Prinzeſſin geweſen, erhob ſich Lude drohend von ſeinen Knieen und ſagte zürnend: das iſt eine Lüge das! Amintha war keine Prinzeſſin, dazu war ſie viel zu gut und zu brav! Sie gehörte nicht zu den vornehmen Leuten, gar nicht, denn ſie war ein Engel! Sie iſt in Armuth geboren und auferzogen, und darum war ſie gut, freundlich, milde und ſanft gegen Jedermann. Es iſt gewiß, ſie war keine Prinzeſſin, ſonſt könnte ſie jetzt kein Engel ſein, und das iſt ſie! Warum wollt Ihr alſo die Todte noch verleumden, Ihr vornehmen Leute; meint Ihr denn, man kann nicht ſelig werden, wenn man nicht vornehm iſt und reich? Ihr habt Euer bischen erbärmliche Seligkeit ſchon weg hier auf Erden, Amintha aber iſt im Himmel ſelig und reich, weil ſie auf Erden elend war und arm!

Getäuschte Hoffnungen.

In derselben Stunde, in welcher Fürst Alexiew und Alfred ihren Todeskampf mit einander kämpften, in derselben Stunde war die Baronin Elsleben beschäftigt, ihre Angelegenheiten zu ordnen und Alles zu der Flucht der nächsten Nacht vorzubereiten. Sie war sehr glücklich, sehr zufrieden mit sich selber und mit Gott, der so bereitwillig ihre Pläne unterstützt hatte. Sie stand also jetzt am Ziele ihrer Wünsche, noch zwölf Stunden und sie war die Gemahlin des schönen und gefeierten Fürsten, seine rechtmäßige Gemahlin!

Anfangs freilich wird er zürnen, sagte sie, weil er sich überrascht fühlen muß, und weil allerdings Emmy's Antlitz ein klein wenig jünger und frischer aussehen mag, als das meine! Das ist aber auch das Einzige, denn im Grunde liebt er ja mich, und nur mich allein! Mit der äußern Erscheinung dieser Emmy hat er nichts gemein, es ist die Emmy, welche sich ihm in ihren Briefen offenbart hat, es ist diese Emmy, welche er liebt, und diese Emmy bin ich! Und wenn ich, nach dieser unter dem schützenden

Dunkel der Nacht vollzogenen Trauung, zu seinen Füßen niedersinke und ihm Alles bekenne, meine grenzenlose Liebe, meine anbetende Leidenschaft, dann wird er mir Alles verzeihen, Alles! Ach, die Liebe hat Worte, denen kein Mensch widersteht, und solche Worte werden auf meinen Lippen sein, wenn ich zu Alexiew rede! Er wird, er muß mir verzeihen, und dann, — was hülfe sein Zürnen, wenn ich doch einmal seine rechtmäßige, vor Gottes Altare ihm angetraute Gemahlin bin!

Und voll dieser glückseligen Zuversicht ordnete die Baronin ihre Angelegenheiten und packte ihre Kostbarkeiten und Kleinodien zusammen.

Diese Flucht freilich wäre unnöthig, sagte sie lächelnd, ganz unnöthig, da keine grausame und tyrannische Mutter uns verfolgt. Aber sie hat doch ihr Gutes, denn ich habe dann erst nöthig, ihm dieses ganze Geheimniß zu enthüllen, wenn wir fern sind von Berlin. Uebrigens wenn alle Welt erfahren hat, daß ich mit ihm, meinem Gemahl, Berlin verlassen habe, wird Alexiew sich nicht das Ridicüle geben wollen, alle Welt wissen zu lassen, daß er der Angeführte gewesen! O wie danke ich Gott, daß er Alles so wohlgefügt und geordnet hat! Denen, die an Gott glauben und ihn lieben, denen freilich müssen alle Dinge zum Besten gereichen, und daß ich Gott liebe, das weiß er, darum ist er auch bereitwillig auf alle meine Plane eingegangen und hat sie gefördert und unterstützt!

Gottes Benehmen gegen sie hatte, wie man sieht, den vollsten Beifall der Baronin, sie hatte ihm gar keine Vorwürfe zu machen, durchaus gar keine!

Es schlug zwei Uhr. Wie bald, und die Sonne wird sinken, die Nacht wird heraufdämmern, und dann —

Es klopfte an die Thür der Baronin, und Emmy begehrte Einlaß.

Die Baronin legte eilig ein Tuch über die schon vollendeten Packete und gestattete Emmy einzutreten.

Sie kam nicht allein, ihr zur Seite ging ein Jüngling, und in dieser stolz aufgerichteten, edlen Gestalt hätte die Baronin kaum den sanften, bescheidenen und schüchternen Pater Joseph wieder erkannt. Er war ein Anderer geworden, Stolz und Energie leuchtete von seiner edlen Stirn, und über sein Antlitz war ein Glanz ergossen, welcher nur den Glücklichen eigen ist.

Emmy hatte ihm die Hand gereicht, — sie sah unendlich lieblich aus mit diesem verklärten Lächeln, das ihre Züge wie mit Sonnenglanz vergoldete, mit diesen schwärmerischen und doch feurigen Augen, und dieser ätherischen Gestalt, die so schwach schien, daß jeder Sturm sie brechen mußte, und die doch die Elasticität hatte, sich dem Sturm nur zu beugen und dann sich wieder frei und stolz emporzurichten.

Emmy war eins jener zarten Wesen, die bei ihrer Zartheit die größte Stärke, bei ihrer Schüchternheit zur rechten Stunde die größte Energie entwickeln, die niemals beherrschen, aber auch niemals einem fremden Willen sich anders, als freiwillig unterwerfen wollen.

Sie war gekommen mit dem festen Entschlusse, sich das Glück zu erkämpfen um jeden Preis, und müßte sie es erkaufen mit dem Zorn ihrer Mutter, müßte sie darüber ihrer kindlichen Pflichten vergessen! — sie sagte nicht, ihrer kindlichen Liebe. — Emmy liebte ihre Mutter nicht, vielleicht weil sie fühlte, daß sie nicht geliebt ward. Von frühester Jugend an war etwas Fremdes zwischen dieser Mutter und

ihrer Tochter geweſen, erſt ihr eigener Vater, welcher in den letzten Jahren ſeines Lebens die Baronin eben ſo ſehr gehaßt, als er ihre Tochter Emmy geliebt hatte, — dann ſpäter hatte die Verſchiedenheit ihres Glaubens die Kluft nur noch größer gemacht, ſie waren Beide ganz verſchiedene Wege gegangen, und wenn ſich zufällig einmal ihre Straße durchkreuzte, hatte ſich Keiner von ihnen des Begegnens gefreut. Emmy nicht, weil ſie mit dem Inſtinct eines Weibes in der Seele ihrer Mutter geleſen und auf dem Grunde ihres Herzens alle dieſe Leidenſchaften erkannt hatte, welche ſo künſtlich unter dieſer frommen und gleißneriſchen Maske verborgen wurden, — die Baronin nicht, weil ſie ſich durchſchaut fühlte, — erkannt von ihrer Tochter.

Die Baronin fragte heftig, was dieſer ſeltſame Beſuch an der Hand eines abtrünnigen Prieſters bezwecken ſolle?

Emmy antwortete freundlich aber beſtimmt, daß ſie komme, um für ſich und ihren Geliebten den Segen ihrer Mutter zu erflehen.

Das iſt ein Räthſel, deſſen Löſung Du mir erſparen wirſt, ſagte die Baronin, ſpöttiſch lachend. Du biſt die Braut Alfred's, Du bleibſt es; überdies hat Dich Dein Vater an den katholiſchen Glauben gebannt, und alſo kannſt Du nicht die Braut eines weggelaufenen Prieſters ſein!

Und warum nicht, Frau Baronin? fragte Adalbert ſtolz. Warum kann Emmy nicht das Weib eines Mannes ſein, den ſie liebt, und der durch kein Geſetz verhindert iſt, das Mädchen ſeiner Liebe zu ſeiner Gattin zu erwählen?

Dieſe Frage ſchien der Baronin ſo unerhört, daß ſie ſtumm blieb vor Erſtaunen.

Warum nicht? ſagte ſie endlich mühſam. Sie iſt eines Andern Braut, und katholiſch.

Nein, meine Mutter, rief Emmy, und ein freudiger Glanz verklärte ihr Geſicht, ich bin nicht mehr katholiſch. Keine Glaubensſatzung darf mich von dem Manne trennen, welchen ich liebe. Sein Glaube iſt der meine! Ich komme aus der Verſammlung der Chriſt-Katholiken!

Die Baronin rief erbleichend: Unglückliche, Du willſt doch nicht ſagen —

Daß ich eine Chriſt-Katholikin bin? unterbrach ſie Emmy. Gewiß, das will ich. Vor der verſammelten Gemeinde habe ich mich dieſem neuen Bekenntniſſe zugewandt, das ich begrüße, als das Morgenroth eines neuen Tages, — das noch nicht das Licht iſt, aber der Vorbote des Lichtes. Oeffentlich, und ohne es zu bergen, bin ich jeden Sonntag zu dem Gottesdienſte der neuen Gemeinde gegangen, — meine Mutter allein hat es nicht gewußt, weil ſie zu ſehr beſchäftigt war, um an ihre Tochter denken zu können.

Und weißt Du nicht, daß durch dieſen Uebertritt Du Deines Vermögens verluſtig gehſt? Daß Du auch das Meine opferſt? rief die Baronin, immer heftiger erglühend.

Ich weiß es, ſagte Emmy ſanft, aber ich durfte, um irdiſchen Vortheils willen, nicht zu einer Heuchlerin werden, und einer Meineidigen, ich mußte die Wahrheit bekennen um jeden Preis! Dennoch aber, meine Mutter, bitte ich Dich um Verzeihung, zürne nicht mit Deiner Tochter, öffne Dein Herz und Deine Arme dem Mädchen, welches um der Liebe Gottes und ihres Geliebten willen Alles hingeben, Alles opfern mußte, ſelbſt den irdiſchen Reichthum! Nein, wende Dich nicht ab, meine Mutter, ſieh, wir ſind

ſo lange getrennt geweſen, daß, an dieſem Wendepunkt unſers Daſeins, unſere Wege ſich begegnen, um hinfort Eine Straße zu gehen. Oeffne Deine Arme Deiner Tochter, und meine Liebe ſoll Dir beweiſen, daß die Liebe noch höher iſt, als alles irdiſche Gut, daß man nichts verloren hat, nichts entbehrt, wenn man geliebt wird, wenn man liebt! Es iſt wahr, ich habe Dich des Reichthums beraubt, aber Gott wollte es ſo, derſelbe Gott, an welchen Du glaubſt, zu welchem Du beteſt! Meine Mutter, Du ſollſt wieder reich werden durch die Liebe Deiner Kinder, nimm uns auf in Deine Arme!

Sie war vor ihrer Mutter niedergeſunken und umklammerte ihre Kniee. Ihr Angeſicht, welches ſie flehend zu ihrer Mutter emporgewandt hatte, war von Thränen bethaut. Die ganze Liebe, die ganze Zärtlichkeit war plötzlich wieder erwacht in dem Herzen der Tochter, ſie klammerte ſich mit einem letzten verzweiflungsvollen Kampfe an das Herz ihrer Mutter, denn ſie fühlte, daß ſie in dieſer Stunde ihre Mutter auf ewig gewinnen oder verlieren ſollte.

Die Baronin ſtieß die Knieende mit dem Fuße zurück.

„Es iſt genug mit dieſer albernen Komödie, ſagte ſie. Wie Judas willſt Du mich küſſen, nachdem Du mich verrathen haſt, — nachdem Du mich zu einer Bettlerin gemacht, bieteſt Du mir die Reichthümer Deiner Liebe an. Ich danke für dieſe Reichthümer, bei denen ich darben und hungern würde, ich mag nicht wie ein Hund an den herabgefallenen Brocken nagen, wenn die ganze reich beſetzte Tafel mir gehören müßte. Verſchwende die Reichthümer Deiner Liebe, an wen Du immer willſt, — ich verlange keinen Antheil davon, — aber niemals auch werde ich meine Einwilligung geben zu der Verbindung mit einem entlaufenen Prieſter.

Mutter, rief Emmy ſchmerzvoll, Mutter, iſt dies Dein letztes Wort?

Es iſt mein letztes!

Und es mag ſo bleiben, ſagte Adalbert ſtolz. Erhebe Dich von Deinen Knieen, Emmy, nur vor Gott ſollſt Du Dein Knie beugen, vor keinem Menſchen, ſelbſt vor Deiner Mutter nicht!

Ich bin ihre Mutter nicht, ich habe keine Tochter mehr! ſchrie die Baronin, bebend vor Zorn.

Meine Liebe wird ſtark genug ſein, um Emmy niemals daran denken zu laſſen, daß ſie eine Waiſe iſt!

Wird ſie auch ſtark genug ſein, ſie vor dem Hungertode zu bewahren? fragte die Baronin höhnend.

Müßte es ſein, ſo würde ich für mein Weib eines Tagelöhners Arbeit nicht ſcheuen, ſagte Adalbert feſt. Aber dem iſt nicht ſo! Mein Großvater lebt nicht mehr, ich bin ſein einziger Erbe, und ſein kleines Vermögen wird meine Emmy mindeſtens vor Mangel und Entbehrung ſichern. Wir begehren von Ihnen nichts, auch nicht den Antheil an der Jahresrente, die Emmy's Vater ihr im Falle ihres Uebertritts ausgeſetzt hat, und die ſie mit Ihnen theilen ſoll. Nehmen Sie das Ganze, genießen Sie es, wie Sie wollen; ich begehre keiner irdiſchen Güter, ich will nichts, als das Weib, welches ich liebe, als meine Emmy.

Nimm Alles, Alles, was Mein iſt! Nur gieb mir dafür Dein Herz wieder, meine Mutter, flehte Emmy.

Fräulein von Elsleben, ſagte die Baronin ſchneidend kalt, ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich keine Tochter mehr habe. Wir Beide haben nichts miteinander gemein, und was noch ſonſt zwiſchen uns auszugleichen iſt, das möge die Sache der Gerichte ſein. Ich werde Ihrem und meinem Anwalt die nöthigen Anzeigen

machen, er wird vor Ihnen und vor mir und den nöthigen Zeugen das Teſtament des Baron Elsleben vorzuleſen haben, und was der letzte Wille dieſes Mannes beſtimmt hat über Sie und mich, darein werden wir uns fügen! Ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen, und bitte Sie, mich jetzt Ihres Anblickes zu überheben!

Emmy war aufgeſtanden, während die Baronin ſo ſprach. — Sie weinte nicht mehr, ihr Antlitz war ruhig und gefaßt. Mit einem unausſprechlichen Ausdruck ihrer Mienen ſagte ſie: Du haſt entſchieden, meine Mutter! Du willſt nicht, daß ich Deine Tochter ſei! So bin ich denn von heute an nichts mehr, als das Weib dieſes Mannes, welchen ich liebe! Ich ſtelle mich unter ſeinen Schutz! Hinfort werde ich keinen Willen haben, als den ſeinen! Nimm mich hin, mein Adalbert, ich bin Dein für alle Ewigkeit! Konnte es unſerm Flehen nicht gelingen, für unſere Liebe den Segen einer Mutter zu gewinnen, ſo laß uns mindeſtens hoffen, daß Gott eine Liebe ſegnen wird, deren innerſter Kern und Halt er ſelber iſt!

Sie legte ſich ſanft in Adalbert's Arme.

Er drückte ſie an ſeine Bruſt und ſagte mit einem Ausdruck der Ehrfurcht und Liebe zugleich: Du biſt der Engel, welchen Gott an meine Seite geſtellt hat, Deine Nähe wird der Segen meines ganzen Lebens ſein!

Wird es jetzt genug ſein dieſer albernen Komödie, rief die Baronin zornig, oder muß ich meine Leute rufen, um mich von zwei Ueberläſtigen zu befreien, welche ich nicht kenne, und mit denen ich nichts gemein haben mag?

Es iſt genug! ſagte Adalbert ſtolz. Von dieſer Stunde an werden Sie keine Tochter mehr haben! Einſt, wenn all dieſes eitle Gepränge und dieſer

Flitterstaat einer heuchlerischen Frömmigkeit zusammenbricht, wenn Sie Sich einsam fühlen und trostlos verlassen, dann werden Sie rufen nach Ihrem Kinde, welches Sie heute verstießen, aber Ihr Rufen wird vergeblich sein, — Sie haben Ihre Tochter auf ewig verloren!

Das hoffe ich! sagte die Baronin fest.

Emmy klammerte sich an den Arm ihres Geliebten. Komm, Adalbert, sagte sie zitternd, laß uns gehen, diese Frau hat kein Herz!

Ich werde nach dem Anwalt schicken und nach den nöthigen Justizbeamten, sagte die Baronin kalt. Sie sollen, wenn es sein kann, noch diesen Abend das Nöthige, was unter uns noch zu schlichten ist, besorgen. Sie haben sich also bis heute Abend ruhig in diesem Hause aufzuhalten. Dies ist mein letzter Befehl, ich erwarte, daß Sie ihm genügen werden!

Ich werde es, sagte Emmy sanft. Ich werde vor Morgen mein Zimmer nicht verlassen!

Ich verbitte mir aber den Skandal, daß Ihr Liebhaber dies Zimmer mit Ihnen theilt, sagte die Baronin höhnisch.

Komm, meine Geliebte, rief Adalbert stolz, diese Frau will Dich beschimpfen. Laß uns gehen, ich möchte sonst vergessen, daß sie Deine Mutter ist!

Emmy legte ihren Arm in den seinen — — Keiner sprach ein Wort, — ihre leisen Schritte tönten wie die Seufzer eines Sterbenden, — die Thür schließt sich hinter den beiden jugendlichen Gestalten, — es ist geschehen, — Emmy hat keine Mutter mehr!

Sie war bleich, ihre zarte Gestalt bebte, aber kein Zagen war in ihrer Seele.

Ich bin Dein für alle Ewigkeit, sagte sie.

Und Du willst wirklich bis morgen in diesem

Hauſe bleiben? fragte er, ihre Hände küſſend. Ueberlege, meine Geliebte, ob Du die Kraft haben wirſt, die widerliche Scene, welche Dir noch aufbehalten iſt, zu ertragen. Du weißt, daß Amalie und ihr Bruder Dich erwarten, daß ſie mit freudiger Liebe Dich in Ihrem Hauſe empfangen werden, bis Du mein Weib biſt!

Sie hat es befohlen, ſagte Emmy ſanft, es war der letzte Befehl einer Mutter, ich werde ihr gehorchen! Erwarte mich bei unſern Freunden; von morgen an kenne ich keinen Willen mehr, als den Deinen!

Sie reichte ihm die Hand dar, er ſchloß ſie feſt in die ſeine. Sie ſahen ſich an mit einem unausſprechlichen Blick. Alles was in ihnen lebte an Glück und Liebe, an Muth und Energie, das lag in dieſem Blick.

Emmy ging hinauf in ihr Zimmer, Adalbert eilte zu Eduard; durch das innige Freundſchaftsverhältniß Amalien's und Emmy's hatten Eduard und Adalbert einander kennen gelernt und ſich einander gefunden in Freundſchaft.

Als Eduard von Adalbert erfuhr, daß ſchon heute Abend die gerichtliche Teſtamentsvollſtreckung ſtattfinden ſolle, befahl er ſogleich ſeinen Wagen einzuſpannen und eilte hinaus in die Familienhäuſer zur Baronin Hermfeld. — — — — —

Die Thür hatte ſich hinter Emmy und ihrem Geliebten geſchloſſen, — die Baronin ſah ihnen mit ſtolzen, zornigen Blicken nach, — keine Thräne trat in ihre Augen, — ſie hatte keine Tochter verloren, denn ſie hatte in ihrem Herzen niemals eine beſeſſen! Sie dachte nur an ſich und an die möglichen Uebelſtände, die ihr daraus hätten erwachſen können,

wenn Emmy früher zu diesem Aeußersten geschritten wäre.

Alle meine Plane wären zerstört worden, sagte sie. Der Fürst hätte sehr leicht erfahren können von Emmy's wahnsinniger Liebe zu diesem Menschen, und dann war Alles verloren! Jetzt aber, fuhr sie triumphirend fort, jetzt ist Alles gewonnen! Er wird Mein sein, und ich werde nicht mehr zu fürchten haben, ihm unwillkommen zu sein, denn ich werde reich sein und Emmy sehr arm! Ich stehe am Ziele all meines Strebens! Mein wird der schönste, der gefeiertste Mann, mein dieses große Vermögen, unbestritten mein! Es ist unmöglich, daß es anders sei, Niemand kann ahnen, daß es nicht der Baron war, der diese wichtigen Zeilen geschrieben, es ist unmöglich, es zu sehen! Und deshalb war es nothwendig, daß ich mich zornig zeigte, damit sie überzeugt blieben, ich halte mich selber für eine Bettlerin! Mein Gott, wie glücklich ich bin! Rang, Ehre, Reichthum, Alles dies ist mein, und ich werde es allein meiner Klugheit verdanken, allein mir selber!

Nein, nicht mir! fuhr sie, sich besinnend, fort, und nahm eine demüthige Miene an. Nicht mir, Gott allein gebührt die Ehre! Er war es, der mir beistand, der mir Kraft gab, alle Hindernisse zu überwinden, er war es, der Alles so lenkte und fügte, daß es mir zum Segen gedeihen mußte! Ihm, meinem Herrn und Gotte, sei der Preis und der Dank!

Sie warf sich nieder vor dem Betpulte und hob die gefalteten Hände zu Gott empor. —

Was störte auf einmal ihre Andacht? Es war ein Schreien und Jammern, das verworren und angstvoll zu ihr drang.

Die Thür ward aufgerissen und blaß und zitternd stürzte ihre vertraute Kammerfrau herein.

Gnädigſte Baronin, ein ſchreckliches Unglück! Ach unerhört, entſetzlich!

Ihre Stimme erſtickte in Thränen!

Was denn, was iſt geſchehen?

Ach es iſt kaum zu denken, kaum zu ſagen! Sie werden den Tod davon haben!

Mein Gott, aus Barmherzigkeit, was iſt denn geſchehen! Du folterſt mich, Auguſte, was iſt es?

Sie haben ſich Beide erſchoſſen, einer den Andern, Alle Beide! ſchluchzte Auguſte.

Emmy und Adalbert? fragte die Baronin, gleichſam erleichtert aufathmend.

Nein, nein, viel ſchlimmer! Aber werden Sie es auch ertragen können, gnädigſte Baronin? Ach, beten Sie erſt, ſtärken Sie Ihre Seele durch Gebet!

Ach was Gebet! Laß jetzt dieſe Albernheiten, rief die Baronin, zitternd vor Erwartung. Aus Erbarmen, rede jetzt, was iſt geſchehen!

Der Baron Alfred von Wülfingen hat den Fürſten erſchoſſen!

Alexiew! ſchrie die Baronin, und ſprang wie eine verwundete Löwin empor.

Ja! Unſern lieben, ſchönen Fürſten Alexiew, und der Baron iſt auch todt!

Es iſt eine Lüge! Eine ſchauderhafte, eine unerhörte Lüge! ſchrie die Baronin.

Nein, nein, jammerte Auguſte. Es iſt wahr. Der Kutſcher des Herrn Barons iſt unten und hat die Nachricht gebracht. Er hat die Herren hinausgefahren und nachher ſo lange geſucht, bis er die Leichen gefunden hat. Dann hat er ſie Beide in den Wagen gebracht und iſt zum Doctor gefahren.

Und Alexiew iſt todt, wirklich todt? fragte die Baronin athemlos.

Ja, er iſt todt! ſchluchzte die Kammerfrau.

Ein lautes Aechzen drang aus der Bruſt der Baronin, — ihr Geſicht war erdfahl geworden, — ihr Kopf verwirrte ſich.

Wilde Verwünſchungen, entſetzliche Anklagen tönten von ihren Lippen. Gott hatte ſie verrathen, Gott hatte ihren Glauben und ihre Zuverſicht gemißbraucht, ſie war betrogen, von Gott betrogen, — ſie ſagte ſich los von ihm!

Es war ein Paroxismus der Verzweiflung, der glühendſten Liebeswuth, ſie war wahnſinnig, raſend, — es war ihre letzte Liebe geweſen, — ſie hatte nicht allein dieſe verloren, auch das ganze Gebäude ihrer Zukunft war zuſammengeſunken. Vergebens all ihr Sinnen und ihre Klugheit, vergebens hatte ſie den Schlaf ihrer Nächte hingegeben, um an ihn zu ſchreiben, lange, kunſtvolle Briefe voll Trug und Schein, vergebens hatte ſie es zu ihrem einzigen Gedanken und Streben gemacht, des Fürſten Gemahlin zu ſein, — jetzt ſtand ſie am Ziel, — und er ſtarb, — wenige Stunden vorher, ehe es erreicht war, dieſes glänzende, ſo lange erſehnte, ſo lange erkämpfte Ziel. — Es war ein Hohn des Schickſals, ein grauſamer, entſetzlicher Hohn!

Ihre Kraft erlag, ihre Sinne ſchwanden. Ohnmächtig ſank ſie in die Arme ihrer weinenden Kammerfrau.

Das Codicill.

Der Abend war gekommen. Die Baronin hatte sich wieder emporgerafft aus ihrer Verzweiflung und ihrem Liebesschmerz. Sie hatte wieder die Kraft gefunden, ruhig und gelassen zu scheinen, weil sie der Gelassenheit bedurfte und der Ruhe, um das einmal Begonnene zu Ende zu führen.

Mindestens werde ich reich sein und unabhängig, sagte sie, und wer reich ist, der ist auch glücklich!

Sie kleidete sich sorgfältig und geschmackvoll, und prüfte dann vor dem Spiegel ihr Angesicht und ihre ganze Erscheinung. Wirklich, sie sah sehr stolz und imponirend aus in diesem schwarzen Atlasgewande, das ihr etwas Matronenhaftes und Würdevolles verlieh, und die edlen Formen ihrer hohen Gestalt glänzend hervortreten ließ. Sie war noch immer schön zu nennen, nur daß ihrem Antlitz die Grazie und Lieblichkeit fehlte, welche der Jugend eigen zu sein pflegt, und ihr schönster Schmuck, ihre schönste Zierde ist. Die Perlenschnüre, welche den blendend weißen Hals der Baronin zierten, konnten diesen Schmuck nicht ersetzen.

Ich werde reich ſein! ſagte ſie, unwillkührlich vielleicht einen angefangenen Gedankenſatz vollendend. Man iſt immer jung, wenn man reich iſt.

Sie bemühte ſich, ein Lächeln auf ihre etwas ſchmerzvoll gepreßten Lippen zu feſſeln, und als ihr dies gelungen war, ging ſie zufrieden, und mit feſter und ſtolzer Haltung hinunter in den Salon.

Die nöthigen Gerichtsbeamten waren ſchon im Salon verſammelt, auch einige, von der Baronin geladene Zeugen, nur Gotthold, zu welchem ſie geſandt, hatte ſich entſchuldigen laſſen.

Die Baronin befahl, Fräulein Emmy von Elsleben zu rufen, und als dieſe, bleich, aber gefaßt und ruhig, gekommen war, wies ihr die Baronin mit einer gebieteriſchen Handbewegung einen Stuhl neben dem ihren an, und bat dann die Vorleſung des Teſtamentes zu beginnen.

Es geſchah.

Als der Juſtizbeamte die Vorleſung beendet hatte, ſagte die Baronin: aus dieſem Teſtamente geht alſo hervor, daß das Vermögen meines verſtorbenen Gemahls, im Falle Emmy ſich verheirathet, zu gleichen Theilen zwiſchen ihr und mir zerfällt, vorausgeſetzt nämlich, daß Emmy der Religion ihres Vaters, der katholiſchen alſo, getreu bleibt. Fräulein Emmy von Elsleben hat dieſen letzten und dringendſten Wunſch ihres ſterbenden Vaters nicht erfüllen mögen, ſie iſt zu den Deutſch-Katholiken übergetreten.

Ein Gemurmel entſtand unter den Zuhörern.

Wenn dem ſo iſt, ſagte der Anwalt der Baronin nach einer Pauſe, dann hat Fräulein Emmy ſich und die gnädige Frau Baronin zur Bettlerin gemacht.

O nicht doch, mein Herr, rief die Baronin ſpöttiſch, Fräulein Emmy hat über den himmliſchen Din-

gen nicht ganz das Irdiſche vergeſſen. Sie war bemüht, ſich vor ihrem Uebertritt, und ohne meine Bewilligung, einem jungen Manne zu verloben, deſſen glänzendes Vermögen ſie ſelber vor jedem Mangel ſchützt. Es iſt alſo nur ihre Mutter, welche Fräulein Emmy zu einer Bettlerin gemacht hat, und Sie begreifen, daß man auf eine Mutter nicht Rückſicht nehmen darf, wenn es ſich um das Heil der eigenen Seele handelt.

Emmy wandte den von Thränen verdunkelten Blick auf ihre Mutter, aber es lag kein Vorwurf in dieſem Blick, nur unausſprechliche Milde und Vergebung. Sie war feſt entſchloſſen Alles zu ertragen, Alles ſchweigend zu erdulden, — es war die letzte Stunde, daß ſie Tochter ſein ſollte, ihre Mutter war ihr eine Sterbende, und Sterbenden ſoll man Alles verzeihen!

Und hat Fräulein Emmy nichts einzuwenden, fragte der Juſtizbeamte. Iſt Alles ſo, wie die Frau Baronin ſagt?

Es iſt ſo! ſagte Emmy feſt. Ich kann nichts einwenden. Ich bin eine Chriſt-Katholikin, und es iſt wahr, daß ich mich, wider den Willen meiner Mutter, dem Manne, welchen ich liebe, verlobt habe. Es mag ſein, daß die Geſetze meiner Mutter das Recht geben, bis zu meiner Volljährigkeit dieſe Verbindung zu verhindern. Wir ſind jung und geduldig, und wir werden ausharren bis zu meiner Volljährigkeit!

Sie ſah prächtig aus mit dieſem ſtrahlenden und energiſchen Ausdruck, der ſo ſeltſam contraſtirte mit ihrer zarten, ätheriſchen Geſtalt.

Sie ſehen, meine Herren, ich habe eine ſehr gehorſame Tochter, rief die Baronin. Der Allmächtige will meinem Mutterherzen eine Prüfung auferlegen, — ich unterwerfe mich in Demuth dem Herrn! —

Benachrichtigen Sie also die Baronin Hermfeld, daß sie, dem Testament zufolge, die Erbin der Reichthümer ihres Bruders ist. Ich beklage diesen Verlust nicht! Nicht die äußern Glücksgüter sind es, welche ich entbehren und missen werde! Alles was ich habe, war das Besitzthum der Armen, und nur diese habe ich zu beklagen, wenn ich ihnen nicht mehr helfen, ihre Noth nicht mehr lindern kann. Mich wird mein Herr und Gott niemals verlassen, er wird mich aufrecht halten in aller Trübsal, er wird mich schützen vor aller Noth, seine Hand wacht über mir, und deshalb zage ich nicht!

Nehmen Sie also, fuhr sie nach einer Pause fort, nehmen Sie also alle diese Reichthümer hin. Sie gehören der Baronin Hermfeld. Ich mache auf nichts mehr Ansprüche, als auf dies Testament; es sind die letzten Schriftzüge meines Gemahls, es ist sein letzter Wille! Lassen Sie mir diese Papiere! Ich werde, wenn die Noth mich niederdrückt und der Mangel mich heimsucht, ich werde dann auf diesen letzten Willen meines Gemahls blicken und mich dadurch stärken und aufrichten zu muthvollem Dulden! Mir wenigstens soll der Wille eines Sterbenden heilig sein, ich werde mich nicht auflehnen gegen denselben.

Welch ein reiner Glanz der Tugend und Frömmigkeit leuchtete auf dem Antlitz der Baronin, als sie so sprach; wie eine Heldin und Märtyrerin der gottbegeisterten Frömmigkeit stand sie da. Auch waren die Blicke aller Anwesenden mit Bewunderung auf sie gerichtet, und der Justizbeamte reichte ihr mit einer ehrfurchtsvollen tiefen Verbeugnng das Testament dar.

Es ist ein heiliger Gewerbeschein, auf den ich betteln gehen kann, sagte die Baronin und blätterte in den Papieren. —

Ein zuſammengefalteter, verſiegelter Brief fiel heraus.

Was iſt das? rief die Baronin verwundert. Ein Brief?

Ihr Anwalt hatte ihn ſchon aufgehoben und las die Adreſſe

Es iſt die Handſchrift und das Siegel des verſtorbenen Baron von Elsleben, ſagte er feierlich und übergab den Brief dem Juſtizbeamten.

Eine Pauſe trat ein. Der Juſtizbeamte erbrach das Siegel und öffnete das Papier.

Es iſt ein Codicill, ſagte er, geſchrieben von des Barons eigener Hand, und unterzeichnet und unterſiegelt von dem verſtorbenen Juſtiziarius ſeiner Güter, von demſelben, welcher das Teſtament unterzeichnet hat. Vergleichen Sie, meine Herren.

Der Anwalt der Baronin, wie auch Emmy's Anwalt und die Zeugen, prüften und verglichen die beiden Papiere. — Es war unzweifelhaft — der Baron Elsleben hatte dies Codicill mit eigener Hand geſchrieben und der Juſtizbeamte hatte es mit dem Baron unterzeichnet und geſiegelt.

Leſen Sie das Codicill! riefen die beiden Anwalte.

Der Juſtizbeamte erhob ſich und las:

Ich erkläre durch dieſes Codicill mein Teſtament inſofern für ungültig, als in dem Falle, daß meine Tochter Emmy der heiligen katholiſchen Religion ungetreu wird und zu einem andern Bekenntniß übertritt, nicht meine Schweſter, die Baronin Hermfeld, die Univerſalerbin meines Vermögens iſt, ſondern einzig und allein meine Gemahlin, die Baronin Elsleben. Emmy aber, die Apoſtatin und Abtrünnige, hat keinen Antheil mehr an dem Vermögen ihrer Väter, deren Glauben ſie treulos verlaſſen hat.

Solches ist mein letzter, unabänderlicher Wille, den ich mit meiner eigenen Hand geschrieben und untersiegelt habe ꝛc.

Eine feierliche Pause trat ein.

Emmy war auf ihre Kniee gesunken und betete. Es war ein Gebet des Dankes und der Freude, — denn ihre Mutter war keine Bettlerin mehr.

Gott ist gerecht, rief die Baronin, die Hände faltend, er verläßt nicht die, welche an ihn glauben!

In diesem Augenblick ward die Thür des Salons hastig aufgerissen und in derselben erschien der Doctor Eduard Linz, den Diener zurückhaltend, welcher einer Frau den Eintritt in den Salon verweigern wollte.

Diese Frau war die Baronin Hermfeld.

Mit stolzen, ernsten Schritten trat sie bis in die Mitte des Salons.

Sie hätten Ihre Dienerschaft besser und anständiger gewöhnen sollen, Frau Schwägerin, sagte sie, sich mit einem stolzen Neigen des Hauptes an die Baronin Elsleben wendend. Es will mir nicht passend erscheinen, daß man der Schwester meines Bruders den Eintritt in sein Haus verweigern will!

Die Baronin antwortete nicht. Sie war bleich geworden. Dieser so plötzliche, so unerwartete Besuch ihrer Schwägerin mußte jedenfalls eine ungewöhnliche Bedeutung haben, — wider ihren Willen zitterte die fromme Baronin.

Diese Frau ist die Baronin Hermfeld? fragte der Justizbeamte ungläubig.

Und wirklich, die höchst einfache, fast ärmliche Kleidung der Baronin stand in einem seltsamen Contrast mit diesem glänzenden Salon und der kostbaren Toilette der Baronin Elsleben. — Ein dunkles, bis zum Halse hinaufreichendes Kattunkleid umhüllte

die ſtolze und hohe Geſtalt der Frau von Hermfeld, eine einfache, undurchſichtige Haube ſchloß ſich dicht an ihre Wangen und das einfach geſcheitelte Haar, aber es lag, trotz dieſes ärmlichen, ſchmuckloſen Anzuges, dennoch etwas Imponirendes, Ehrfurchtgebietendes in der ganzen Erſcheinung der Baronin, — die Hoheit und der Adel ihrer Seele prägte ſich aus in ihrem Weſen.

Sie zweifeln, daß ich eine Baronin ſei? ſagte Frau von Hermfeld lächelnd, Sie zweifeln deshalb, mein Herr, weil mein beſcheidener Anzug nicht ſo viel Werth hat, als eine einzige Perle von dem reichen Halsband meiner Frau Schwägerin? Nicht immer machen die Kleider die Leute aus, und übrigens begreife ich nicht, daß eine Baronin etwas Beſſeres iſt, als jedes arme Weib, das im Schweiße ihres Angeſichts ſich ihr Brod verdient, — warum ſollte alſo eine Baronin ſich beſſer kleiden müſſen, wenn es nicht geſchieht, um unter äußerm Prunk die Armuth ihrer Seele zu verbergen! Uebrigens bin ich nur Frau Hermfeld, und wenn ich mich heute noch einmal Baronin nenne, ſo geſchieht es, weil ich, als die Schweſter meines Bruders, dieſen Titel beanſpruchen muß. Emmy von Elsleben hat die Religion ihres Vaters verlaſſen, — dem Teſtament zufolge fällt das Vermögen meines Bruders jetzt an mich zurück. —

Die Baronin Elsleben hatte ſich lange ſchon erholt von ihrem augenblicklichen Schreck.

Sie ſagte mit einem triumphirenden Lachen: diesmal, meine höchſt ehrwürdige Frau Schwägerin, haben Sie ſich umſonſt mit dem unwürdigen Baronstitel belaſtet. Vielleicht wußte ihr Bruder, mein Gemahl, welch eine begeiſterte Anhängerin der Armuth und Bettelei Sie ſind, und es iſt gewiß deshalb geſchehen,

daß er das Teſtament für ungültig erklärt und mich in einem Codicill zu ſeiner Univerſalerbin eingeſetzt hat.

Hat mein Bruder dies gethan? fragte Frau von Hermfeld den Juſtizbeamten.

Dieſer reichte ihr mit einem ſtummen Kopfnicken das Codicill dar.

Frau von Hermfeld warf einen langen, prüfenden Blick auf dies Papier, dann ſchweifte ihr Auge hinüber zu Emmy, die angſtvoll, zitternd auf dieſe ſeltſame Scene ſchaute.

Dieſes Codicill iſt falſch! ſagte die Baronin Hermfeld mit verächtlichem Ton.

Ein Ausdruck des Schreckens und Staunens zeigte ſich auf allen Geſichtern, ſelbſt die Baronin Elsleben war im augenblicklichen Schrecken bleich geworden, ſie faßte ſich aber ſogleich wieder und verſuchte zu lächeln.

Was ſagen Sie? rief der Juſtizbeamte ſtreng.

Ich ſage, dieſes Codicill iſt falſch, und ich will es beweiſen!

Nun, dieſe Unverſchämtheit überſteigt alle Grenzen, rief die Baronin Elsleben verächtlich.

Sie reden von ſich ſelber, nicht wahr? fragte Frau Hermfeld.

Die Beweiſe, die Beweiſe! riefen die Männer der Juſtiz.

Eduard trat vor.

Ich, meine Herren, bin im Stande dieſe Beweiſe zu geben, ſagte er. Ich bin Arzt, — mein Beruf führt mich an das Bett der Kranken und Leidenden, und der Schmerz des Körpers erweicht oft das verhärtetſte Gemüth und führt es zur Reue, zur Buße. So kommt es, daß der Arzt oft auch der Beichtvater ſeiner Kranken wird.

Und jetzt erzählte er einfach und klar, was wir schon wissen, seinen Besuch an dem Bette des kranken Schreibers, der, von Allen verlassen, selbst von Denen vergessen, für die er gearbeitet und zum Verbrecher geworden, in der Stunde seines Todes, halb aus Rache, halb in der Verzweiflung der Reue, dem Einzigen, welcher an seinem Sterbelager stand, dem Arzte, ein schweres Vergehen seines Lebens gebeichtet, und ihn aufgefordert hatte, in seinem Namen es wieder gut zu machen.

Wie hieß dieser Mann? fragte der Justizcommissarius.

Eduard sagte ernst: Es war der Schreiber Braune!

Bemerken Sie, welche Veränderung in dem schönen Antlitz meiner Schwägerin vorgeht! sagte Frau von Hermfeld, auf die Baronin deutend.

Wirklich, es war eine große Veränderung; die vorher so ruhigen Züge der Baronin Elsleben waren jetzt bleich und schreckensvoll, ihre Zähne schlugen aufeinander, wie im Fieberfrost, halb ohnmächtig sank sie an die Rücklehne ihres Stuhles.

Emmy eilte mit einem Ausruf des Schreckens zu ihrer Mutter, aber selbst jetzt noch fand die Baronin die Kraft, ihre Tochter von sich zu stoßen, und ihr die Hand, auf welche das weinende junge Mädchen ihre zitternden Lippen heftete, zu entreißen.

Und was beichtete Ihnen der Schreiber Braune? fragte der Justizcommissarius.

Er erzählte mir, daß er zu einem sehr frommen Vereine gehört habe, zu dem Vereine der Lilienblätter nämlich, welchen die Baronin Elsleben gestiftet hat. Jedes Mitglied dieses Vereines mußte sich zu unbedingtem Gehorsam gegen die Obern, die sogenannten Staubfäden, verpflichten, und einer dieser

Staubfäden war der Prediger Gotthold. Dennoch sträubte sich Braune, als ihm Gotthold einen Auftrag gab, der eben so gefährlicher als verbrecherischer Art war. Aber Braune war arm, er hatte sein Vermögen vergeudet, es wurden ihm große Summen geboten, — er unterlag der Versuchung und that, was ihm geheißen war!

Was that er?

Braune war ein sehr geschickter Schreiber, er besaß die Kunst jede Handschrift zum Verwechseln ähnlich nachzuschreiben, — man zeigte ihm ein Testament, und genau in denselben Schriftzügen sollte er ein Codicill schreiben, dessen Inhalt und Form ihm in einem Entwurf gegeben ward, der von Gotthold geschrieben und von einer andern Hand hier und da verbessert und mit Zusätzen versehen worden war. Braune aber war feig, — er fürchtete eine einstige mögliche Entdeckung, und trachtete, sich so viel als möglich zu sichern. Er verlangte daher, daß man ihm volle, ungestörte Ruhe lasse, weil er nur, wenn er ganz allein sei, gut zu arbeiten vermöge. — Man ließ ihn allein und schloß ihn ein in dem Arbeitszimmer Gotthold's. — Braune benutzte die Zeit, er war sehr rasch, sehr gewandt, — er schrieb den Entwurf des Codicills zweimal ab, — einmal in der Handschrift des Testators und dessen Justiziarius, ein anderes Mal genau in den beiden Handschriften, welche den Entwurf aufgesetzt. Diese letztere Abschrift vertauschte er mit dem Original und verbarg Letzteres in seinen Kleidern, während Gotthold, nichts Böses ahnend, meinte, Braune habe ihm das Original des Entwurfes, zugleich mit der sehr gelungenen Abschrift gegeben, und ihm die bedingte Summe auszahlte. — Dies, meine Herren, ist die Geschichte jenes Codicills, welches Sie in Händen haben!

Eduard ſchwieg. — Aller Augen hefteten ſich auf die Baronin; ſie empfand dieſe Blicke, ſie machte einen letzten Verſuch ſich aufzurichten, den Verdacht von ſich abzuwälzen.

Dies iſt eine ſehr romantiſche Geſchichte, ſagte ſie mit einem mühſamen Lachen, ſchade nur, daß Niemand ſie glauben wird. Denn das von nur Einem Zeugen vernommene angebliche Bekenntniß eines Geſtorbenen wird Niemand für einen Beweis wollen gelten laſſen.

Es giebt noch einen andern Beweis, ſagte Frau von Hermfeld, den Entwurf jenes Codicills, den Gotthold aufgeſetzt und die Baronin Elsleben corrigirt hat. Der ſterbende Schreiber Braune gab ihn an den Doctor Linz, und dieſer hat ihn in meine Hände niedergelegt. Hier iſt er! Und jetzt, meine Herren, prüfen Sie! Vergleichen Sie den Entwurf mit dem in Ihren Händen befindlichen Codicill, das, wie ich vermuthe, verſiegelt war, und deſſen Inhalt dennoch genau übereinſtimmen wird mit dieſem Entwurf.

Der Juſtizbeamte nahm das von der Baronin dargereichte Papier und verglich es mit dem Codicill, dann reichte er es den beiden andern Gerichtsbeamten dar; auch ſie prüften und verglichen. —

Alles war ſtill; es war ein ängſtliches, banges Schweigen, — die Baronin Elsleben war marmorbleich geworden, ihre bläulichen Lippen zuckten krampfhaft, ihre weitaufgeriſſenen Augen ſtarrten den Juſtizbeamten an, von deſſen Lippen ſie ihr Urtheil erwartete. Emmy hatte ſich das Geſicht verhüllt und lag weinend, zitternd auf ihren Knieen.

Es iſt klar und erwieſen, ſagte der Juſtizcommiſſarius feierlich, dieſes Codicill iſt falſch. Eine verbrecheriſche Liſt ſollte das echte Teſtament ungültig machen!

Der Betrug ist klar und erwiesen. Auf der Baronin Elsleben und dem Prediger Gotthold haftet schwerer Verdacht, von dem sie sich nicht werden zu befreien vermögen. Uebrigens ist es meine Pflicht, sogleich dem Kammergericht die nöthige Anzeige zu machen und diese Documente vorzulegen. Die Baronin Elsleben darf bis auf Weiteres ihr Zimmer nicht verlassen, sie ist vorläufig eine Gefangene in ihrem Hause! Auch Sie, Frau Baronin Hermfeld und Herr Doctor Linz, müssen bereit sein, den Gerichten sich zu stellen und Ihre Aussagen zu wiederholen. Bis dahin werden Sie so gütig sein, Berlin nicht zu verlassen.

Frau von Hermfeld hatte sinnend und traurig zur Erde geblickt, während der Mann der Justiz sprach; als sie jetzt ihr Haupt erhob, leuchtete eine edle freudige Entschlossenheit von ihrem Antlitz. Es war nicht um irdischen Gewinnes willen, daß ich bieher kam, sagte sie. Der Reichthum hat nichts mehr zu schaffen mit mir, denn ich, meine Herren, bin eine Tochter der Armuth geworden; ich habe viel gelitten, viel geweint, so lange ich noch die reiche Baronin Hermfeld war. Aber eines Tages entschloß ich mich arm zu sein, all diesen Flitterstaat von mir zu werfen, diese prunkende Lüge, unter welcher ich mein Bettlerthum bis dahin verborgen hatte, und mit festem, unerschütterlichem Muthe, mit stolz aufgerichtetem Haupte der Welt die Wahrheit zu bekennen und sie sehen zu lassen, daß ich eine Bettlerin sei. Und die Armuth trocknete meine Thränen, sie nahm mich sanft an ihr warmes Herz, sie öffnete mir die reichen Quellen geheimnißvoller, heiliger Freuden, welche nur die Armen kennen. Ich entbehrte nicht mehr, ich litt nicht mehr, es gab keinen Kampf mehr und keine Lüge, — dies Alles hörte auf, seit ich der

Muth hatte, arm zu ſein und mich loszuſagen von all dieſem heuchleriſchen Schein, mit welchem die Menſchen ihre Jämmerlichkeit überprunken. Ich lehrte meine Kinder arbeiten und ſich ihr Brod verdienen, und die Arbeit ward ihr Troſt und ihre Freudigkeit. Wir haben, was wir bedürfen, und wir entbehren nichts, weil wir wenig bedürfen, wir ſind glücklich. — So ſoll es bleiben! Und wenn ich dennoch hieher kam und dieſen Betrug, welcher mich eines reichen Erbes berauben ſollte, enthüllte, ſo geſchah es, weil ich ein Werkzeug war in der Hand Gottes, weil durch mich dieſes heuchleriſche, fromme Weib entlarvt werden, weil ich die Rächerin ſein mußte ihrer Vergangenheit. Gott ſtraft ſie durch meine Hand, — möge ſie ſich beugen unter dem Willen des Herrn, und in Demuth und Reue Den ſuchen gehen, welchen ſie in dem Hochmuth und Stolz ihres Herzens lange zu finden gemeint hatte! — Ich verachte dieſe Reichthümer, — und ſo werfe ich ſie von mir!

Sie nahm mit einem raſchen Griff den in Gottholds Handſchrift geſchriebenen Entwurf jenes Codicills vom Tiſche und zerriß ihn.

Frau Baronin Elsleben, ſagte ſie, die zerriſſenen Papierfetzen zu ihren Füßen niederwerfend, Sie haben Recht, dies war der einzige Beweis, welcher gegen Sie zeugte, — er iſt vernichtet! Ich nehme meine Anklage zurück! Es war Alles ein Traum! Treten Sie Ihre Erbſchaft an!

Die Baronin Elsleben fuhr empor, wie von einer Natter verwundet.

Nein, nein, ſchrie ſie wild, ich will keine Großmuth von dieſer Frau; ich haſſe ſie, ich würde ſie tödten, wenn ich es vermöchte. Sie ſoll mich nicht zu Boden ſchmettern durch ihre Großmuth! Nein,

nein, ich ſage es laut, ich will es ausſchreien vor aller Welt: ich bin eine Betrügerin, ich habe das Codicill verfälſcht, ich habe das geſchrieben! Keine Großmuth von dieſer Frau! Ich will ſie nicht, ich ſtoße ſie mit dem Fuße von mir, wie das Leben, das ganze ekle, erbärmliche Leben!

Wie eine Raſende, eine von Furien Verfolgte ſtürzte ſie aus dem Salon in ihr Schlafgemach, deſſen Thür ſie von innen verriegelte.

Meine Mutter, meine Mutter! ſchrie Emmy, vor der verſchloſſenen Thür niederſinkend. Habe Erbarmen mit mir, öffne Deiner Tochter!

Alles blieb ſtill, Nichts regte ſich da drinnen. —

In athemloſem Schweigen ſtanden Alle und horchten. Emmy kniete noch immer vor der Thür und flehte weinend um Einlaß.

Einmal glaubte ſie einen leiſen, unterdrückten Schrei zu vernehmen, — dann wieder dieſelbe ängſtigende, todesähnliche Stille.

Eduard hatte einen der Diener nach einem Schloſſer geſchickt, — dieſer kam, — aber es war unmöglich, dieſe Thür zu öffnen, der Schlüſſel ſteckte von innen im Schloſſe.

Aber jetzt vernahm man in dieſem verſchloſſenen Zimmer ganz deutlich angſtvolles Aechzen und Jammern, — Todesröcheln.

Wir müſſen die Thür mit Gewalt öffnen, ſagte Eduard, und rannte mit aller Kraft gegen die Thür. Sie gab nach, — jetzt war ſie geöffnet.

Mit angehaltenem Athem, zitternd, erwartungsvoll traten ſie Alle ein, — — — — — — — — da lag die Baronin, hingeſtreckt auf den Boden, — in ihrem Blute ſchwimmend. Sie hatte ſich die Adern geöffnet.

Ein wildes, triumphirendes Lächeln zuckte um ihre ſchon erkaltenden Lippen.

Keine Großmuth! ſtammelte ſie. Ich will keine Großmuth von dieſer Frau!

Nun noch ein letztes Zucken dieſer Glieder — ein letztes Aufathmen — und von der ſtolzen und reichen Baronin Elsleben iſt nichts mehr übrig als eine bewegungsloſe Maſſe, ein weſenloſes Nichts! —

Schluß.

Laßt die Todten ihre Todten begraben, — wir haben nichts gemein mehr mit ihnen, das Leben, das volle, das reiche, das sprudelnde Leben, das sei unser, und nur von den Lebenden wollen wir unsern Lesern noch einige letzte Abschiedsgrüße sagen.

Aber es läßt sich so wenig sagen von den Glücklichen, und daß sie glücklich waren, zweifelt Ihr daran?

Sie haben den Schmerz kennen gelernt, und das Unglück, — mit dankbarem Gebet gegen Gott genießen sie jetzt ihres Glückes. Es ist kein Gebet mit müßigem Händefalten und hochtrabenden Worten, — es ist ein Gebet der That, des edlen Wollens, — sie beten zu Gott, indem sie der Unglücklichen sich erbarmen, sie danken Gott für ihr Glück, indem sie bemüht sind, die Thränen der Leidenden zu trocknen.

Die Baronin Hermfeld ist trotz ihres Widerstrebens eine reiche Frau geworden, das Gesetz hat ihr die Erbschaft aufgedrungen, — sie hätte sie freilich ablehnen und dem Fiskus überantworten können, aber sie dachte daran, daß es der Unglücklichen und der Leidenden so Viele giebt, und daß sie diesen helfen und beistehen könne.

Sie nahm die Erbschaft an, aber mit ihrem edlen

und gerechten Sinne beſtand ſie darauf, daß die Tochter ihres Bruders dieſe Erbſchaft mit ihr theile, und Emmy hat mit dankbarem Herzen ihrer Tante, welche ſie als eine Mutter lieben gelernt hat, nachgegeben.

In Schleſien haben ſie ſich reiche Beſitzungen gekauft, dahin iſt .die Baronin Hermfeld mit ihren Kindern und Adalbert mit ſeiner jungen Gattin gezogen. Die Baronin hat auf ihren Gütern große Handſpinnereien angelegt und Webeſtühle errichtet, deren Vorſteher und Aufſeher Thomas iſt. Ein reges und freudiges Leben herrſcht in dieſen großen, ſchönen Arbeitsſälen, Jeder arbeitet mit Luſt und Freude, denn er empfängt reichlichen Lohn für ſeine Mühe, die Baronin iſt nicht wie dieſe reichen Fabrikherren, die den Schweiß ihrer Arbeiter ausmünzen zu ihrem eigenen Behagen, und feilſchen mit der Armuth, um ihre Reichthümer zu vergrößern. Wenn die Baronin durch die Säle wandert, ſo ſieht ſie überall nur freudeſtrahlende Geſichter, jedes Auge lächelt ihr, jeder Mund hat für ſie Worte der Verehrung und Liebe; Alle nennen ſie ihre Mutter, und ſie iſt es Allen! Sie ſelber iſt ihrem einmal angenommenen Grundſatz treu geblieben, — ihr Haushalt iſt ganz einfach und fern von allem Luxus, ſie trägt nur die einfachſte Kleidung, ſie hat keine Equipage, keine Dienerſchaft, ſie geht immer zu Fuß und bedient ſich ſelber. Ihre beiden kleinen Mädchen werden einfach und arbeitſam erzogen, Louiſe theilt mit ihrer Mutter die Sorge für den großen Haushalt, — denn alle ihre Arbeiter ſpeiſen im Hauſe der Baronin, und ſie hält keine Wirthſchafterin. Bei ihnen lebt Lude; er iſt ſehr ernſt geworden und ſtill, aber er iſt immer freundlich und hülfreich, und Niemand iſt fleißiger am Webeſtuhl und beim Feldbau, als Er. Nur in

der letzten Zeit hat man ihn weniger am Webestuhl und auf dem Acker gesehen, — das macht, Louisens kleine Tochter ist sein ganzer Liebling geworden, und mit ihr spielt er stundenlang, er trägt sie umher und singt ihr vor, Jedem Andern würde Lude's Gesang vielleicht entsetzlich klingen, das Kind ist noch nicht verwöhnt, und es lächelt sehr vergnügt zu Lude's Singsang. Uebrigens wird man begreifen, warum Lude die Kleine so liebt, — sie haben sie, um ihm eine Freude zu machen, Amintha genannt, und wenn Lude das Kind recht lange angesehen, dann will es ihn immer bedünken, als ob sie ihn anblicke mit den Augen jener Amintha, welche in seinem Herzen niemals gestorben ist, und die er immer seinen Engel nennt.

Von dem Gute der Baronin schlängelt sich ein anmuthiger, schattiger Gang bis dicht zu dem schönen Landsitz, auf welchem Adalbert und Emmy leben, weiterhin liegt ein schönes Dorf mit ungewöhnlich stattlichen Gebäuden, das ist das Dorf, dessen Gutsherrschaft sie sind. Da sind ganz massive Scheunen aufgeführt, in welchen die Dorfbewohner ihren Vorrath an Korn und Früchten aufbewahren, in großen Ställen, dicht neben dem Vieh der Herrschaft, steht das Vieh seiner Dörfler; sie arbeiten nicht bei ihm um Tagelohn, sondern sie haben einen Antheil an dem Ertrag der ganzen Besitzung, und deshalb arbeiten sie freudiger und regsamer, denn der Gedanke erhebt sie, daß sie keine bezahlten Tagelöhner sind, sondern gewissermaßen Mitbesitzer der Herrschaft.

Amalie ist ihres Eduard's glückliche Gattin geworden. Sie leben ein stilles, seliges Liebesleben, das durch keinen Gedanken an die Vergangenheit verdüstert wird, und das Gotthold ihnen nicht mehr zu trüben vermag. Bevor noch, in Folge jener Scene

bei der Baronin, eine gerichtliche Unterſuchung gegen ihn eingeleitet werden konnte, ward ihm von einem hohen Gönner der freundſchaftliche Rath gegeben, eine Erholungsreiſe anzutreten, die ihn auf einige Jahre aus Berlin entfernen möchte. Gotthold hat dieſen Gedanken mit Eifer ergriffen, weil, wie er ſagte, der „unchriſtliche“ Sinn der Einwohner Berlins ſein frommes Herz mit tiefer Betrübniß und gerechtem Abſcheu erfülle, und weil er verzage an ihrer Seele und ihrer Heilsberufung. Er iſt nach Amerika gereiſt und bekehrt dort die Heiden. Gott ſei mit ihnen!

Der Baron Hermfeld hat die ihn ſehr bedrückende Maske der Frömmigkeit nicht lange bewahren können. Bei einem gewaltſamen Einbruch, den er mit mehreren ſeiner Freunde unternahm, ward er mit ihnen ergriffen. Einer der Diebe, der ſich mit wilder Wuth gegen die ihn verfolgenden Polizeibeamten wehren wollte und einen derſelben mit ſeinem Meſſer verwundete, ward in der Hitze des Gefechtes von dem Säbel eines Gensd'armen durchrannt. Er ſtarb auf der Stelle. Die Andern wurden ergriffen und ſind auf viele Jahre in Spandau auf dem Zuchthauſe.

Den Körper des Erſtochenen ſtellte man in der auf dem Hofe der neuen Charité erbauten Morgue aus. Er war erſt wenige Stunden dort, als ein Greis über den Hof ging, um den berühmten Doctor A., welcher in der neuen Charité war, aufzuſuchen und ſich ihm, wie er dies alle Wochen regelmäßig zu thun gewohnt war, als ein noch Lebender zu zeigen. Dieſer Greis war der alte Weber Schmidt, welcher trotz der flehentlichen Bitten ſeiner beiden Söhne ſich nicht hat entſchließen wollen, ihnen nach Schleſien in ihre neue Heimath zu folgen. An Berlin feſſelte ihn das Einzige, was er liebte, was ihn

an das Leben knüpfte, ſein Sohn Chriſtian. — hatte ihn viele, viele Wochen lang nicht geſehen, u der bittere nagende Gram vergrößerte nur ſein ſchme volles und beängſtigendes Herzleiden, zur groß Zufriedenheit des berühmten Arztes, der mit der l haftesten und freudigſten Theilnahme das Wachſ dieſes fortſchreitenden neuen Krankheitsorganism beobachtete, und den Greis, ſo oft er ihn ſah, z Ruhe und Geduld ermahnte, damit ja kein Schla fluß das Wachſen dieſer Blüthe vorzeitig zerſtöre. -

Als der alte Weber über den Charitéhof gin fiel ſein Auge von ungefähr auf dieſes neue grauſi Gebäude, in welchem, wie man ihm geſagt hatte, d Leichen der Selbſtmörder oder Ermordeten ausgeſtell würden.

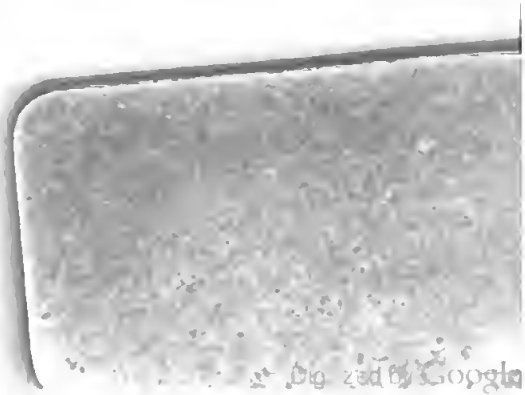
Er ſah da eine Leiche, — ſein Fuß wurzelte an Boden, — ſein entſetzter, wahnſinniger Blick ſtarrt auf dieſe Leiche des getödteten Diebes, — mühſam ſchleppte er ſich noch einen Schritt näher. —

Ein einziger, gellender, entſetzlicher Schrei rang ſich aus der Bruſt des Greiſes, ein Schrei, der Je dem, welcher ihn hörte, die Thränen in die Augen trieb, — es war der Schrei eines Vaters, welchem das Liebſte, das Einzige entriſſen wird, eines V ters, welcher vor der Leiche ſeines Sohnes ſteht.

Kein Wort, keine Klage drang mehr über ſeine Lippen, das ſtarre Auge auf Chriſtian's Leiche gehef tet, ſo ſank er zuſammen, — ſo ſtarb er.

Ein Schlagfluß hatte ihn getödtet, und ſo iſt „dieſe ſeltene Krankheitsblüthe" doch nicht zu ihrer Entfaltung gekommen, was den berühmten Doctor A. mit großer und gerechter Betrübniß erfüllt.

Ende des dritten und letzten Bandes.


Digitized by Google